Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Ein und zwanzigſter Band.

1823.

Januar, Februar, März.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
256507A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Inhalt des ein und zwanzigſten Bandes.

Seite

Art. I. Oeſterreichs Handel in älteren Zeiten. Von Franz Kurz, — Linz, 1822. 1

II. Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt. Wien 1810, 1811, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819, 1820, 1821, 1822. Dreyzehn Jahrgänge. 18

III. Amalthea, oder Muſeum der Kunſtmythologie und bildlichen Alterthumskunde, herausgegeben von Böttiger. 2ter Band, Leipzig, 1822. 83

IV. Les Soirées de Saint *Pétersbourg*, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la Providenee, suivis d'un traité sur les saerifiees; par M. le Comte de *Maistre*, *Paris*, 1821. 122

V. Diseours sur les médailles d'*Auguste* et de *Tibère*, au Revers de l'autel de *Lyon*, lu en séanee publique à l'Aeadémie des Seienees, Belles-Lettres et Arts de eette ville, suivi d'un mémoire sur les recherches d'une statue équestre, faites dans le mois de Novembre 1809, vers l'emplacement de l'ancien temple d'*Auguste*; par F. *Artaud*, Chevalier de l'ordre royal de la Légion d'honneur etc. ete. *Lyon*, 1720. 4. 159

VI. Deserizione d' aleune medaglie greehe del museo del signore *Carlo Ottavio Fontana* di *Trieste*, per *Domenico Sestini*. *Firenze* 1822. 4. 171

VII. Die Krankheiten des Vorſtellungsvermögens ſyſtematiſch bearbeitet von Dr. Karl Georg Neumann, Leipzig, 1822. 179

VIII. Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, von Carl Friedrich Eichhorn, Gött. 1808 — 1823. . . 214

IX. Holberg's Luſtſpiele. Ueberſetzt von Oehlenſchläger. Erſter bis vierter Theil, Leipzig, 1822. . . . 228

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXI.

Seite

Numismatiſche Beyträge. 1

Ein Wort über den Bildhauer Alexander Colin. 10

Seite
Ueber die in Virgils Gedichten enthaltene Darſtellung des Zuſtandes von Italien in der vorrömiſchen Zeit. 17
Engliſche politiſche Literatur. 27
Neuere Erd- und Völkerkunde. 38

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1823.

Art. I. Oeſterreichs Handel in älteren Zeiten. Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. — Linz, bey Cajetan Haslinger. 1822.

Die vorliegende inhaltsreiche Arbeit beginnt mit einigen Blicken auf die früheſte Geſtaltung der, zwiſchen römiſcher Kultur und römiſchem Joch, und zwiſchen der wilden Freyheit und Armuth der Germania magna getheilten Lande an der Donau, Traun und Enns. Die Unterſuchung iſt weſentlich dem Mittelalter gewidmet, ſonſt würden auch die Stellen der Alten, vorzüglich der alten Geographen, über die Erzeugniſſe dieſer Länder und deren Umſatz, inſonderheit über Carnuntums Bernſteinhandel, über die noriſchen Gold- und Eiſenminen und reichen Salzlager ꝛc., ſo wie die zugleich auf Vertheidigung und auf den Handelsverkehr hinzielenden Anſtalten der Römer an der großen Reichsgränze der Donau eine Erwähnung gefunden haben. Die erſte gehört den rhätiſchen Schiffen, die, nach der Legende S. Severins, unſerm Fabiana in ſeiner Hungersnoth beyſpringen. Unter den rügiſchen Königen Flaccitheus, Feletheus (Fava, Febana) gab es häufig beſuchte Märkte. Dietrich von Bern, der große Oſtgothe, verſtattete Viehhandel zwiſchen ſeinen Norikern und zwiſchen den Alemannen, — ja ſelbſt die Avaren, dieſe raubgierigen und blutdürſtigen Halbmenſchen, und die mit und unter ihnen in ſchmählicher Knechtſchaft lebenden Wenden- oder Slavenſtämme trieben einen Zwiſchenhandel mit vielerley Waaren aus dem weiten byzantiniſchen Reiche, die Donau aufwärts. — Karl der Große ſchlug endlich, nachdem des baieriſchen Thaſſilo Unabhängigkeitsverſuche mit ſeiner Einſperrung in ein Kloſter geendiget hatten, die Avaren aus unſern Gauen hinaus, Roms Nordgränze, ſein Nordreich, Norikum, wurde des karlowingiſchen Reichs Oſtgränze, Oſtmark, Oſtreich (Marchia, Ducatus Orientis). Karl bevölkerte es wieder durch baieriſche, ſlawiſche, fränkiſche und ſächſiſche Anſiedler, ſtiftete Kirchen, ſetzte Obrigkeiten, die auch für den Handel zu den Slaven und Avaren zu ſorgen, ihnen insbeſondere keine Waffen zuzulaſſen hatten. Ein Warnahar ſaß hierüber als königlicher Miſſe zu Lorch, einſt Markaurels Kolonie.

Merkwürdig iſt Ludwig des Kindes Urtheilsſpruch um 906, über die Zölle in der Oſtmark für Schiffahrt und Handel, mit Salz, mit Sklaven, mit Pferden und Ochſen und

Wachs. Der Verkehr mit den Böhmen und Mährern, Marhanen, deren Reich eben damals die Magyaren von außen, und von innen ein wilder Bürgerkrieg zwiſchen des großen Swatopluk Söhnen und Vettern tief gebeugt hatte. — Kaiſer Arnulf hatte gegen Swatopluk die Ungern herbeygerufen, gegen einen furchtbaren Mann ein furchtbares Volk! Das verzweifelte Heilmittel hatte auch verzweifelte Folgen. — Von Niederdeutſchland bis ins tiefſte Italien und bis in Burgund trugen die Ungern den Schrecken ihres Namens nicht nur, auch alle Gräuel ihrer reißenden Heereszüge. Inſonderheit machten ſie bis an die Enns Alles zur Wüſte. — In einem der kurzen lichten Zwiſchenräume erhob ſich auf den Trümmern des alten Laureacum, Enns, die Ennsburg, bis ans Ende des XII. Jahrhunderts nicht zu Oeſterreich, ſondern zum großen Carentanien und zu deſſen oberer Mark gehörig, von der nahen Stadt Steyer die Steyrer-Mark genannt, welcher Name auf das unter dem großen Barbaroſſa entſtandene Titularherzogthum der traungauiſchen Ottokare überging, die ihr markgräfliches Amtslehen, binnen kurzer Friſt, durch reiches Erbe der Grafen von Lambach und Wels, von Pütten und Neuburg, durch jenes der andechſiſchen Seitenlinie von Hohenwart und des kärntneriſchen Herzogsſtammes von Afflenz und Eppenſtein reich vermehrt hatten. Zu Enns war ein Hauptſitz und die Münzſtätte dieſer Fürſten. Hier übergab der Letzte aus ihnen, ſiech und kinderlos, ſeinen herrlichen Nachlaß, Leopolden dem Tugendhaften, dem Helden von Ptolemais und Richards Löwenherz ſchwer gereiztem Gegner. Von dem an, war der Herzog zu Oeſterreich und Steyer der gewaltigſte Fürſt deutſcher Zunge.

Enns hatte frühzeitig Stapelrechte und eine große Meſſe, beſucht von den Kaufleuten der Niederlande, von jenen aus Aachen, Kölln, Ulm und Regensburg. Schon Ottokar V. (1129—1164) gab eine merkwürdige Handels- und Zollordnung. Die Regensburger erſchienen mit ihrem eigenen Vorſtande, Hansgrafen. Des Handels nach Rußland wird darin eigens gedacht. Die Regensburger hatten in Kiow eigene Faktore, und im Leben St. Marians kommt die Unterhandlung vor, die Moritz, ein Bruder des dortigen Schottenkloſters, für ſeine Handelskarawane mit dem Czar von Kiow geſchloſſen. — Leopold erbte mit dem Lande der Ottokare auch ihre Vorliebe gegen die Regensburger, und gab ihnen gleich nach der Vereinigung beyder Herzogthümer Oeſterreich und Steyer einen wichtigen Brief, der ihnen einen ganz unbeſchränkten Handel mit Gold, mit Häuten und allen ihnen belie-

bigen Waaren einräumte. Des Silbers bedurfte der Herzog ſelbſt, zur Ausprägung der Wiener Pfenninge. Die in dieſem Briefe erwähnten Waaren ſind noch: Kupfer, Zinn, Glockenſpeiſe, Häringe, Gewand, worunter aber jeder Zeug aus Garn, Wolle oder Seide zu verſtehen iſt, und unter Gewand- und Tuchſchneider keineswegs Kleidermacher im engern Sinne, ſondern Kaufleute, die alla minuta, nach der Elle verkaufen. Lehrreich iſt auch der bis in die habsburgiſche Epoche fortdauernde Zolltarif für die Station Stein bey Krems.

Der öſterreichiſchen Lande älteſtes Stadtrecht iſt jenes von Wien, durch Leopold den Glorreichen von 1198. Dieſer »Vater des Vaterlandes« ſprach zuerſt über Recht und Ordnung, über den Nachlaß der zu Wien verſtorbenen Ausländer, verordnete über die Zeugenſchaft zwiſchen Oeſterreichern und Fremden, verpönte falſches Maß und Gewicht, und befahl, um allen Streitigkeiten bey Kauf und Verkauf, Pfand und Schenkung möglichſt vorzubeugen, hundert Genannte (nominatos) zu wählen, aus welchen mindeſtens zwey bey jeglicher Schenkung, Verpfändung oder Kauf als Zeugen zugegen ſeyn mußten, deren Werth drey Pfund überſtieg.

Allgemeine Hinderniſſe des Handels, vorzüglich für fremde Kaufleute. Dahin gehören vorzüglich die Zollerpreſſungen, der Straßenzwang, die Stapelrechte und Verbote längeren Aufenthalts für fremde Kaufleute, die auch nur mit den Bürgern in den Städten Handel treiben durften.

Die Deutſchen haben ſich wahrlich ſehr verändert, denn ihre Väter waren ſo wenig Freunde des Fremden, daß ſie den Ausländer einen Wilden nannten, wie die Griechen Barbar, und wie den Römern hostis Feind und Fremdling zugleich bedeutete!! Verdächtig konnten derley aus weiter Ferne kommende, der Sprache und Sitte unkundige Männer allerdings ſeyn, und es iſt nicht zu verwundern, daß Oeſterreich einen ſolchen zu Stockerau ermordeten Fremdling, Kolomann, zur Sühnung, unter ſeine Landespatronen gezählt hat. — Zahlreich genug waren die Abgaben, die man (weil Luft und Boden feſſle, hörig oder eigen mache) von den Wanderern und Kaufleuten abnahm, vom Fußgänger, Pedagium, Viaticum, Pulveraticum, Transitura, zu Roß, zu Wagen, oder zu Schiffe: Rotaticum, Temonaticum, Volutaticum, Plateaticum, Silvaticum, Pontaticum, Portaticum, (Thorgeld, Waarengeld, Straßen-, Wald-, Brückenmaut), Sagmaticum vel Saumaticum, Salutaticum (eine Naturalabgabe von Waaren, vom Saumroß), Mutaticum (Maut). Zu Waſſer: Navaticum, Bargana-

ticum (Barken- oder Kahngeld); Tranaticum, Ripaticum, Cespitaticum (Raſengeld, für die Erlaubniß, an Weide- oder Wieſenplätze anzufahren), Laudaticum, Nautum (Schiffgeld). — Schon Leopold der Glorreiche fand eine eigene Satzung nöthig, gegen unbefugte Zölle. Ein Gleiches that Rudolph von Habsburg, als er das doppelte große Zwiſchenreich in Oeſterreich und in Deutſchland endigte, doch ohne zureichenden Erfolg. Greiſe können ſich beynahe noch erinnern an achtzig Privatzollsſtationen im einzigen Lande unter der Enns, verſchiednen Familien und Korporationen erbeigenthümlich. — Neuhaus und Aſchau, Burg und Zoll der den Habsburgern und andern regierenden Häuſern verwandten Grafen von Schaumburg bedräuten den Handel ſtromauf- und abwärts als vorzüglich verderbliche Raubneſter, ohne Scheu vor der Rache damals ſo mächtiger Städte, wie Nürnberg, Augsburg, Köln, Gemünd. — Aller Privatzölle zu geſchweigen, waren nur allein landesfürſtliche, auf jener Waſſerſtraße und ſchon im XII. Jahrhundert: Aſchach, Linz, Enns, Mauthauſen, Emmersdorf, Ips, Stein, Melk, St. Pölten, Tuln, Wien. — Es kam oft an den Mauten zu förmlichen Gefechten. Es bildete ſich zwiſchen den habſüchtigen Zollbeamten und den Reiſenden, die nicht gerne die Frucht ihres Fleißes verloren, oft aber auch ihre Waare nicht getreu angaben, ein ſelbſt in Urkunden und Akten alſo benanntes Recht der Retorſion, der Repreſſalien. Die jüdiſchen Zollpächter hatten hierin inſonderheit einen ſchlimmen Vorrang. Ferdinand II. ergriff gegen ſie ſtrenge Maßregeln. Leopold I. verbot 1665 den Zollbeamten aufs ſtrengſte, jede Repreſſalie gegen Vorbeyreiſende. — Doch laſtete dieſer Druck nur auf dem gemeinen Volke und auf dem fremden Handelsſtande. Der Adel hatte die ſchwere Pflicht der Heeresfolge; darum zahlte er keinerley Abgaben von Lebensmitteln. Die Klöſter und die Bürger der Städte zahlten geringen Zoll. Viele, z. B. Enns, genoſſen völliger Mautfreyheit. — Ferdinand I. begann in der Mitte des XVI. Jahrhunderts die Zollprivilegien der Städte, zum Vortheil des Aerars, bedeutend einzuſchränken. Schritt für Schritt ging es nun, Mauten und Zölle, ſo viel möglich, als Regal zu erklären.

Die Stapelrechte einzelner Städte und Gemeinden führten einen argen Straßenzwang herbey. Wer ſeine Waare oder ſeinen Kaufſchatz außer den vorgezeichneten Straßen förderte und an Stapelörtern nicht anhielt; das Seinige nicht den dortigen Bürgern zuerſt durch einige Zeit feilbot, verlor ſeine Waare und fiel noch in ſchwere Pön. — Unter den, mit ſolchen Stapelprivilegien begünſtigten Städten, ſteht Wien obenan, ſeit dem bereits er-

wähnten Briefe Herzog Leopolds von 1198. Die fremden Kaufleute durften mit ihrer Waare nicht nach Ungern, ſondern mußten ſelbe den Wienern verkaufen, ja ſie ſollten ſie nur auf der Heerſtraße, nicht zu Waſſer, dahin führen, bis die Bürger ſelbſt um Aufhebung des letzteren, läſtigen Zuſatzes baten, der die Waaren auf der Achſe ſo ſehr vertheuerte. — Die Zeyringer Straße in der Steyermark ward 1361 ausſchließend erklärt, für die Bürger der oberennſiſchen Städte, Linz, Enns, Steyer, Wels und Freyſtadt. — Wien oder Laibach vorbeyzufahren wurde 1351, 1364, 1369 neuerdings unterſagt. Die Behauptung Pettau's 1368, Frachten von Venedig über den Karſt führen und ſie an der Drau gerade nach Ungern verſenden zu dürfen, erregte den heftigſten Widerſpruch Wiens und jener oberennſiſchen Städte, und wurde auch wirklich unterſagt; ja als 1393 Grätz ſiebenjähriges Stapelrecht erhielt, bekamen ſie auch den Auftrag, hierüber ſtrenge zu wachen. Spuren des Wiener Straßenzwanges erreichen noch die Geſetzſammlungen Leopolds I. — Ein merkwürdiger Beweis des frühen und kräftigen Emporblühens des dritten Standes in unſern Gauen iſt, daß ſelbſt der unbedeutende Flecken Aſchach, vor mehr als tauſend Jahren, durch Karl den Großen nach Paſſau geſchenkt, eines Stapelrechts ſich freute und Straßenzwang übte. — Eine zeitliche Spannung mit den Hochſtiftern Salzburg und Berchtoldsgaden mag Urſache der ſeltſamen Verfügung geweſen ſeyn, ſelbe dürften ihre Weine nicht mehr auf dem Waſſer vor Linz vorbeyführen, ſondern ſie ſollten künftig nach altem Herkommen dort niedergelegt und zu Lande weiter geführt werden! — Das ganze obere und untere Mühlviertel litt unter dem Straßenzwange, welchen König Rudolph 1277 den Freyſtädtern verliehen hatte, welche denſelben auch mit großer Freyheit, ſelbſt gegen Fürſtengut, handhabten, und den Leonfeldern eine ordentliche Schlacht darum lieferten! — Uebermäßig begünſtigt war unter andern auch die Stadt Steyer, von Albrecht, dem erſten in Oeſterreich herrſchenden Habsburger, 1287, durch ein Stapelrecht auf Holz und Eiſen, ſpäterhin durch Verbote alles böhmiſchen und baieriſchen Eiſens, durch ungemeſſenen Holzverkauf, durch Verbot der Nebenſtraßen über den Pyrhn, über den Radſtädter Taurn, ja ſelbſt durch einen argen Straßenzwang für die Ausfuhr des rohen Eiſens und (beynahe unbegreiflich!) durch ſtrengen Verbot der Vermehrung der Hämmer in Vordernberg, Innernberg und Eiſenerz, alſo, daß die Landplage des verwüſtenden Krieges zwiſchen Friedrich IV. und Mathias Hunniady Corvin hier zu einer Wohlthat werden mußte, da ſie Freyheit des Handels gewährte. Die Hammermeiſter durften ihr Eiſen nur allein an Steyrer verkaufen,

und dieſe waren zu verarmt, um es kaufen zu können. Das bisher ſo drückende Monopol zerfiel alſo von ſelbſt. — Spuren des Stapelrechtes enthält ſchon das Geſetz Ludwig des Kindes von 906, da die vom Paſſauer Wald herunterkommenden Salzſchiffe in Ebersberg, ohnferne der Mündung der Traun in den Hauptſtrom, anhalten mußten, bevor ſie verkaufen durften. Eben ſo in Ottokars und Leopolds Briefen für Enns und Wien von 1190 und 1198. — Dem verarmten Haimburg wurde durch ein fünfjähriges Stapelrecht aufgeholfen. Wels erhielt 1371 ein ſolches für allen Holzhandel auf der Traun und andern nahen Flüſſen, auf- und abwärts. Der in ſeiner eignen Wiener Burg belagerte Kaiſer Friedrich gab Wiens Stapelrechte an die treugebliebenen Bürger von Stein und Krems. Dem drückenden Zwange der Gränzfeſte Freyſtadt ſetzte Karl IV. eine Brille auf, durch gleiche Gunſt für das benachbarte Budweis. — Die byzantiniſche Erfindung, fremden Handelsleuten nur einen kurzen Aufenthalt zu verſtatten, um ſie dadurch zu zwingen, ihre Waaren und Geſchäfte den Bürgern der Stapelſtädte anzuvertrauen, weiſet uns ſchon das ofterwähnte Wiener Stadtrecht Leopolds des Glorreichen. Sein Sohn, der ſtreitbare Friedrich, des babenbergiſchen Heldenſtammes Letzter, ſchenkte den Haimburgern dieſelbe zweydeutige Gabe. — Die böſen Folgen für den Handel, deſſen Seele Freyheit iſt, mögen ſich aber eingreifend genug aufgedrungen haben; denn als Ottokar in der Marchfeldsſchlacht den Sieg, die Krone und das Leben an Rudolphen von Habsburg verloren und der Letztere nicht mit der Erbſünde des Sieges, in raſche Neuerung ausbrach, ſondern äußerſt behutſam und vorſichtig zu Werke ging, baten die Wiener ſelbſt um Nachlaß der allzugroßen Gnaden jener Privilegien. Wien wurde dem fremden Handelsſtande ohne Maß der Zeit aufgethan, die Waſſerſtraße eröffnet. Uebrigens ſollte das Stapelrecht dauern. Friedrich IV. that noch einmal einen Rückfall in die alte Widerſinnigkeit, auf die Klage: jeder Bürger, auch nicht Hauseigenthümer, treibe Handel und mache den Wirth, ohne Scheu werde gegen die alten Stapelgeſetze gefrevelt; fremde Kaufleute handelten mit Fremden wider das alte Herkommen. Friedrich, nach ſeiner Weiſe, griff nach dem ſchnellen und wenig kopfbrechenden Mittel unbedingter Wiederherſtellung des alten Standes der Sache, der in wenigen Jahren größten Theils wieder aufgehoben werden mußte, wiewohl es (Wien allein ſeit 1281 etwa ausgenommen) durch ganz Deutſchland vollgiltiges, merkantiliſches Princip war, daß Fremde mit Fremden, die Zeit der Jahrmärkte ausgenommen, gar nicht, ſondern nur mit den Bürgern der Stadt oder

des befreyten Marktes Handel treiben durften. Dennoch zeigt es ſich, Jahr für Jahr, in zahlreichen Beyſpielen, daß dieſe vielſeitigen Einſchränkungen die Fremden keineswegs von Oeſterreichs geſegneten Fluren zurückzuhalten vermocht haben, ſondern daß ihr Zuſtrömen vielmehr immer ſtärker und ſtärker geworden ſey! — Die beſtändige Geldnoth der Fürſten, deren landesherrliche Machtvollkommenheit ihr neues Gebäude auf den Trümmern der Feudalariſtokratie und des geſchloſſenen Städteweſens noch bey weitem nicht vollendet hatte, und die Habſucht der fürſtlichen Räthe, ließen dem fremden Handelsſtande immer noch ein weites Thor offen, und die Archive der Städte enthalten manchen Beweis, daß die Privilegien eben nicht wohlfeilen Preiſes erſtanden wurden.

Hinderniſſe des Handels für die einheimiſchen Kaufleute im Innern des Landes. — Ohne Gewalt und ohne Einheit, eine tauſendfach verſchlungene und verwickelte Maſchine zu lenken, gehört unter die reinen Unmöglichkeiten. Nicht aus dem Eigenwillen, nicht aus der Zerſplitterung, nicht aus der individuellſten Selbſtſucht kann Beſſeres hervortreten. Unter weiſen und edlen Fürſten konnte ſolches nur von ihren Domainen ausgehen, wo ſie Herren waren, unbeirrt vom Krämergeiſte, von der Unbändigkeit, von der Untreue der Vaſallen, von manchem hierarchiſchen Trotz. Ruhe und Sicherheit, beſſere Ordnung und blühender Wohlſtand auf dieſen Domainen, war der haltbarſte Grund- und Schlußſtein eigener Kraft und wiewohl eine leiſe, doch die ſtärkſte Einladung an andere, mit ewig bewegten Fluten Kämpfende, den gleichen Hafen zu ſuchen; daher ein einladenderes, zuverläßigeres Mittel zur Ausbreitung der Landeshoheit, als manche Fehde ungerechten Beginnens, blutigen Verlaufes und ungewiſſen Ausganges? Somit können die Begünſtigungen der Herzoge für die ihnen unterthänigen Städte, Flecken und Dörfer nimmermehr auffallen. — Den Reihen unter jenen innern Hinderniſſen führen: das ausſchließende Handelsbefugniß der Bürger und die Meilenrechte. — Faſt gleicher Beſchränkung, wie die Fremden, unterlagen auch die Eingebornen, die nicht Bürger privilegirter Städte oder Märkte waren. Die Jahrmärkte ausgenommen, ſollte auf dem Lande kein anderer Handel Statt finden, als mit den täglichen Erforderniſſen des Lebens. Alles Uebrige mußte man ſich aus privilegirten Städten oder Flecken und zwar nur von ihren befugten Bürgern verſchaffen. — Die Lage des Landvolkes ward dadurch in einzelnen Fällen ſehr kläglich, und der vom Bürgerſtande herrührende Druck, wenigſtens in Oeſterreich fühlbarer als der, den die von den Landesherrn ohnehin vielfach nie-

dergehaltenen Baronen ausübten. — So z. B. wurde den Landleuten von Traundorf aller Handel, alles Gewerbe, ja ſogar ihre Schnitzarbeiten aus Holz verboten, um dem benachbarten Gmunden keinen Eintrag zu thun. Ein Gleiches geſchah den Bewohnern von Urſar, Linz gegenüber. Erſt Max I. 1497 erlaubte den Linzer Bürgern eine Brücke über die Donau zu erbauen. Troß ihrer Lage an dem Hauptſtrom, Troß der Nothwendigkeit für ſo viele Fremde, dort zu verweilen, blieb ihnen unterſagt, Gäſte für Geld zu beherbergen, oder Salz, Wein, Getreide, Holz ꝛc. zu verkaufen. Als 1392 die Salzarbeiter zu Hallſtadt und Lauffen Aufruhr erhoben, die von Iſchel hingegen treu in ihrer Pflicht verweilten, erhielten ſie von Herzog Albrecht ſtädtiſche Freyheit des Handels und der Gewerbe, wiewohl erſt Friedrich IV. 1466 das Dorf Iſchel zum Marktflecken erhob. — Dagegen waren die Monopole der Städte ſo umgreifend, daß (Schneider, Schuſter und Weber ausgenommen) gar kein Gewerbe in Dörfern ausgeübt werden, daß in der Nähe einer Stadt es Niemand wagen durfte, Brot zu backen oder ein Gaſthaus zu halten. — Eigens dagegen, wurde in Städten magazinirt. — Unter dieſem Heer von Beſchränkungen erſchienen gleichwohl einige, lobender Erwähnung nicht unwürdige Verfügungen, z. B. das ſtrenge Verbot des Ausſchankes, oder irgend eines Handels an die Pfarrer und an ſämmtliche Beamte. Auch waren die Privilegien naher Städte Gift und Gegengift, wovon eines die Wirkungen des andern aufhob. — Beſonders ſtrenge hielt Wien auf ſeinen Weinhandel, wo es nicht etwa ſelbſt, wegen empfangener wichtigen Dienſte, wie z. B. für das Kloſter Neuburg, davon eine Ausnahme machte. — Die »allezeit getreue« Neuſtadt behauptete dagegen lang und hartnäckig eine eigene Taverne zu Wien, aus Privilegien, ihr zum Lohne ihrer unbefleckten Treue ertheilt. Auf ſolche Treue zu pochen ſtand freylich Wien nicht zu, das meiſt ſo in Unruhe ſchwebte, daß Sismondi ſelber, der treffliche, aber ſehr bewegliche Geſchichtſchreiber der italieniſchen Freyſtaaten des Mittelalters, es nicht beſſer verlangen könnte! Die Wiener obſiegten gegen Neuſtadt, denn ihre Briefe waren aufs Genaueſte und Beſonderſte ausgefertiget.

Eine noch ärgere Steigerung der Stapelrechte war das Meilenrecht. Mit allgemeinen Monopolien nicht zufrieden, wurde meilenweiſe feſtgeſetzt, z. B. auf eine Meile um Enns herum gar kein Wirthshaus, eine Meile um Aſpach kein Handwerk, kein Krämer, außer bey der Pfarre und auf den Burgen des Herzogs. — Rückſichtlich der Krämer gab es manchen Zuſammenſtoß zwiſchen ihnen und den Kaufleuten, die häufig

auch in den Kleinhandel eingriffen, ſo daß die Herzoge mehrmals in den Fall kamen, die Kleinen gegen die Großen zu ſchützen. Eine förmlich ſondernde Ordnung zwiſchen ihnen war 1432 das Werk Herzog Albrechts, ſpäterhin Nachfolgers des luxemburgiſchen Sigismund, ſeines Schwiegervaters, in den Kronen Ungerns und Böhmens und des deutſchen Reiches. — Aber auch bey den bürgerlichen Handwerkern fehlte es keineswegs an beſchränkenden Verordnungen. — Gaſtgeber ſollten nicht zugleich Kaufleute ſeyn. Die Auswahl aber des einen oder des andern Standes blieb den Bürgern frey. Aber die Entfernung der Handwerker von allem Handel und Wandel hatte böſe Folgen für den Nahrungsſtand der Städte. Salz und Getreide, Wein und Bier wurden ihnen zuerſt wieder freygegeben. Dennoch dauerte die Reaktion zwiſchen dem Handelsſtand und den Handwerkern lebhaft fort, bis der Zeitgeiſt Abhülfe traf. — Das einſt berühmte Enns war ſo tief geſunken, daß 1377 eine förmliche Aufforderung geſchah, aus andern Städten oder vom Lande dorthin auszuwandern.

Unſicherheit der Perſonen und des Eigenthumes ſind unſtreiig des Handels größtes Hinderniß. — Aus den deutſchen Landen blieb Oeſterreich wohl von den Gräuelſcenen der Raubluſt am meiſten frey. Die hieher gehörigen Züge müſſen, zumal unter der Regierung der Babenberger und der erſten Habsburger, mühſam aus Chroniken zuſammengeſucht werden. Die Herzoge ſtatuirten manchmal ſtrenge Exempel. In der Bezwingung des Raubneſtes Leonſtein, 1380, findet man in Oeſterreich den früheſten Gebrauch des Pulvers und des groben Geſchützes? — Je ſeltener ſolche Beyſpiele, je auffallender ſind einige derſelben, wie z. B. die Brüder von Ehrenfels den zur Trauung des Landesfürſten reiſenden Paſſauer Fürſtbiſchof fangen und durch viele Monate auf ihrer ſteyeriſchen Burg Kammer in Haft gehalten. — Unter Friedrichs IV. unheilsvoller Regierung nehmen die Gräuelſcenen kein Ende. Mit Max I. und ſeinem ewigen Landfrieden ging zwar ein günſtigerer Stern auf, gleichwohl fiel noch unter Ferdinand I. auf dem Blutgerüſte das Haupt Bernard Zellers zu Schwertberg, eines Raubritters, der das ganze Mühlviertel mit Schrecken erfüllt hatte. Auch Leute aus den untern Volksklaſſen erfrechten ſich, dieſer oder jener Stadt, auch wohl dem Landesherrn ſelbſt, Abſagebriefe zu ſenden. — Solche räuberiſche Angriffe wurden (nicht immer mit Erfolg) durch gewaffnetes Geleite abgewehrt und die einzelnen Grundherren gaben es über ihr Gebiet. Erſt Ferdinand III. behielt das Geleitsrecht der eigenen Majeſtät vor. — Auch von dem Strandrechte oder der Grund-

ruhr, gibt es in Oeſterreich einige, doch ſehr wenige Beyſpiele. — Friedrich II. und Rudolph I. befreyten die Wiener von der Grundruhr, und ein Staatsvertrag von 1375 ſetzte dieſes für die beyderſeitigen Unterthanen feſt. Bis auf Leopold I. währen die Anſprüche der Grundherren auf geſcheiterte Güter und die landesherrlichen Verfügungen gegen dieſen unmenſchlichen Anſpruch.

Das Recht der Pfändung (Repreſſalien, des Arreſtes, der Diffidation oder Klarigation) mußte nicht minder nachtheilig auf den Handel zurückwirken, wenn z. B. um der Foderung eines öſterreichiſchen Kaufmanns an einen Regensburger willen, nicht der Schuldner und ſeine Habe, ſondern das nächſte beſte Regensburger Eigen in Beſchlag genommen, der nächſte beſte ſeiner Mitbürger aufgegriffen wurde und bis zur Zahlung im Gefängniß ſchmachten mußte. Rudolph von Habsburg ſelbſt gab den Wienern Pfändungsrechte auf alles Eigen, auf alle Habe der Bürger von Linz, Wels und Steyer, von denen ſie beſchädigt worden, bis dieſer Schaden erſetzt ſey, nur ſollten Heerſtraßen und ſchiffbare Ströme, des allgemeinen Friedens wegen, von dieſer Selbſthülfe ausgenommen ſeyn. — Billiger Weiſe iſt jedoch auch nicht außer Acht zu laſſen, daß das ganze Verfahren nun einmal in den Begriffen jener Zeit lag, freylich nicht der unſrigen, die wir aber nicht zurückdrehen müſſen, um die Vergangenheit gehörig zu fühlen und aufzufaſſen! Was einmal in der Entwicklung, in den Begriffen und Empfindungen der Zeit liegt, was damals rechtlich hergebracht und dergeſtalt im Gange war, daß Fürſten ſelber Brief und Siegel darüber gaben, man ſolle gegen ſie ſelber die Pfändung ausüben, ohne daß ſie je deßhalb eine Ungnade tragen wollten, kann nie als abſolut widerſinnig und ungerecht erſcheinen, weil es zeitgemäß war. Es iſt gut, Montesquieu's Warnung immerdar vor Augen zu haben: »Transporter dans des siècles reculés, toutes les idées du siècle où l'on vit, c'est des sources de l'erreur celle qui est la plus féconde!« — Die Repreſſalien und Pfändungsrechte dauerten bis unter Leopold I.; galten aber nur gegen Abweſende. Befanden ſich Gläubiger und Schuldner in derſelben Stadt, ſo pflog der Magiſtrat das Rechtsverfahren, deſſen Form für Wien inſonderheit Herzog Albrecht der Lahme oder Weiſe 1340 in einer eigenen Ordnung vorgeſchrieben hat. Das Gefängniß für ungetreue Schuldner oder meineidige Kridatare, von denen der Gläubiger nicht einmal den dritten Pfennig herausbekam, war der Kärntner Thurm. — Der Chorherr Kurz berührt bey dieſer Gelegenheit die alte Meinungsverſchiedenheit, was richtiger geſprochen und geſagt ſey: Kärntner-

Körner- oder Kärrner-Thor und Straße? — Die alte Zwettler Chronik ſpricht hierüber ganz deutlich, gelegenheitlich der großen Brunſt von 1319 im März: Ignis de coquina Plebani *St. Stephani* ortus, duravit per integrum diem, et exusta fuit civitas secundario. Fuit enim maximus ventus, et Rex *Fridericus* erat praesens: nec potuit ignis compesci, quin veniret ab alta strata (Hochſtraße, nun Herrengaſſe) per Chol-Marck, et ad Ecclesiam *S. Michaelis* cum campanis, Preyden-ſtraſſ, fossatum usque in Roß-Mark, *stratam Karinthianorum*, et a porta Cimiterii, Stephans-Freithof, usque ad Scholas, Singer-ſtraſſ, usque ad murum, Rott-ſtraſſ, et omnes vicos usque ad novum forum.« Der Schulmeiſter von St. Stephan, Heinrich Abermann, in ſeiner Ueberſetzung des Lazius ſagt: »Das Kärner Thor, welches in Steyermarkt und Kärnten weiſet.« Im Original Herzog Albrechts heißt es: »der Cherner Turrn«. — Jeden Zweifel behebt das ſchon vom Verfaſſer der notitia Austriae antiquae et mediae, vom Göttweiher Abte Magnus Klein, dem würdigen Nachfolger Gottfried Beſſels, Herausgebers des herrlichen Chronicon gottvicense, nach Verdienſt gewürdigte älteſte Grundbuch der Schottenabtey zu Wien, 1314 unter Friedrich dem Schönen geſchrieben, in welchem es ausdrücklich heißt: »strata und porta Carinthianorum.« Kärnten hat aber ganz und gar nichts gemein mit Körnern und mit Karren, und hier iſt aus dem frühern Mittelalter zu erinnern, daß die Steyermark ſelber zum großen alten Kärnten gehörte, das über den Semmering bis an die Pieſting ſich erſtreckte, wie denn Schwarza urkundlich ſchon karentaniſch heißt und hinter Seitenſtetten, die Kärnthner Berge und die Kärntner Gränze (Karinthi-Schaide) vorkommen.

Der venetianiſche Handel erſchien ſchon in Friedrichs des Streitbaren Brief für die Neuſtadt von 1244. Der Straßenzwang und daß bloß die Wiener Großhändler nach Venedig reiſen und dort kaufen durften, die Krämer aber davon ausgeſchloſſen blieben, bis Albrecht II, 1435 ihnen dieſelbe Vergünſtigung einräumte, ſetzte dieſem Handel engere Gränzen, der ſonſt in den Tagen der Herrlichkeit Venedigs, ſeines Sieges über Genua, ſeines Uebergewichts in der Levante ungemein belebt war. — Daß Oeſterreichs früheres Mittelalter, Wechſel und Wechſelbank, Papiergeld und Agiotage (dieſe höchſten Kleinode und Veredlungsmotive der Menſchheit!), Zeitungen, Journale und Poſten entbehren mußte, hat ſeine volle Richtigkeit. Auch mit den Hôtels garnis, Lohnbedienten, Lohnkutſchern, Frag- und Kundſchaftsämtern ſah es wohl auch nicht zum Beſten drein.

Aber gut erhaltene Landſtraßen, zahlreiche Hoſpitäler und Diverſorien waren wohl vorhanden, ſelbſt in den wildeſten Alpenſchlünden. Tyrol und Kärnten liefern denkwürdige Beweiſe. Keine Zeit gibt einen vollgültigen Maßſtab für eine andere. Man kann nicht zugleich Kind und Mann, Greis und Jüngling ſeyn; die Natur duldet keinen Sprung!

Die Beförderungen des Handels folgen den Hinderniſſen. Hier werden: Jahr- und Wochenmärkte und ſichernde Staatsverträge mit Auswärtigen darunter gezählt. — Der Markt (von Mercatum) förderte zahlreichen Zuſammenfluß von Käufern und Verkäufern, hob für ſeine Dauer Zwing und Bann der Straßen und andere Privilegien auf, ſchützte die Straßen durch freyes Geleit, und es war ein willkommenes Glückszeichen, wenn der König, zum Zeichen der ertheilten Marktfreyheit, ſeinen Handſchuh ſendete, wenn Kreuz und Fahne ſich erhoben und die öffentliche Meſſe geleſen wurde, von welcher den Märkten auch der Name Meſſen geblieben iſt. — Es erſcheint Wels mit dem früheſten Marktrecht, aber wie in Allem, ſo waren auch hierin die biſchöflichen Städte und Orte in Allem voraus. — Königswieſen, noch ein Dorf, erhielt durch Rudolph von Habsburg dieſelben Marktrechte wie Enns zum Lohne der tapfern Treue ihres Grundherrn Ulrich von Kapellen. — Das Salzkammergut, von jeher Domaine, genoß auch von jeher vorzüglicher Freyheiten. Der 1439 durch Albrecht II. entſchiedene Streit zwiſchen den Salzfertigern von Gmunden, Iſchel, Lauffen und Hallſtadt eines Theils und dem Abt von Lambach, den Naufergen, Salzleckern, Steuerern und Meiſterknechten andern Theils, beweiſen, daß man damals ſchon den fürchterlich ſchönen Traunfall mit Schiffen befuhr.

Unter der Enns erſcheint als der älteſte der Maria-Geburts-Jahrmarkt, welcher der Neuſtadt 1239 durch Friedrich den Streitbaren verliehen ward, zum Lohne unverbrüchlicher Treue, als Reichsacht und Baunfluch ſchwer auf dem Herzog lagen, die meiſten Getreuen, ſelbſt Gattin und Mutter ihn verließen und eine Welt in Waffen wider ihn aufſtand. — Wien war während jener Acht, 1237, durch Friedrich II., und 1276 und 1278 durch Rudolph von Habsburg zur unmittelbaren freyen Reichsſtadt erhoben worden, bis ſie (28. Febr. 1288) all dieſen Freyheiten entſagte, und ſich unter die Herrſchaft des mit den Willebriefen der ſämmtlichen Churfürſten neu ernannten Herzogs, des Habsburgers Albrecht, bisherigen Reichsverweſers begab. 1278 gab Rudolph, Wien die zwey berühmten Jahrmärkte, um den Auffahrtstag und um Katharina. Die italieniſche

Sitte des Pferderennens nach einem Scharlach oder Mantel fand auch in Oeſterreich Nachahmer. Bald aber trat an deſſen Stelle das Scheibenſchießen. — Wegen Entheiligung des Sonntags war es ſchon durch Karls des Großen Kapitularien unterſagt, Wochen- oder Jahrmärkte an denſelben zu halten, was die Briefe ſpäterer Fürſten beſtätigten. — Doch verlegten wieder andere den Markt ausdrücklich auf den Sonntag, andere, weil am Sonntage ohnehin Zuſammenfluß der Fremden und der Landleute ſey, auf Wochentage.

Aus den Staatsverträgen mit den Nachbarn zum Schutz des Handels mag wohl jener mit Regensburg uralt ſeyn. Schon die oberwähnten Stadtrechte von Enns beruhen darauf, in Folge natürlicher Reciprocität. — Als Ludwig der Baier ſchnell ſein Allianzſyſtem wechſelte und ſich an Oeſterreich ſchloß, um dem wilden Böhmenkönig Johann von Luxemburg die Spitze zu bieten, gab Herzog Otto der Freudige den Münchnern gleiche Vorrechte, wie den Regensburgern, und wittelsbachiſcher Seits wurde hinwieder dem öſterreichiſchen Handel durch Tyrol nach Italien beſonderer Schirm ertheilt. — Freyen Durchzuges und Geleites erfreute ſich der öſterreichiſche Handel wohl auch in Böhmen, keineswegs aber anderer wirklicher Begünſtigungen, alſo daß Rudolph der Weiſe 1364 den Pragern nur zehn Monate ließ zum Waarenzug nach Venedig. Aber zwiſchen Oeſterreich und Polen, Wien und Krakau ſchloſſen 1362 eben jener Rudolph und König Kaſimir der Große einen Handelsvertrag. Eine Uebereinkunft von 1368 zwiſchen Karl IV. und Herzog Albrecht mit dem Zopfe, gab den öſterreicher Weinen freyen Zug nach Böhmen und nach Polen, auch den Verkauf unter Weges, in Mähren. Dagegen wurde der Böhmen Getreidehandel nach Oeſterreich frey. — Doch ſo ſehr auch die Macht der Hanſe blühte, ſo ſehr auch die Bündniſſe der Städte in Ober- und Nieder-Deutſchland die Sicherheit des Handels förderten, richteten ſich doch die Blicke des öſterreichiſchen Handelszuſtandes vorzugsweiſe nach Italien. Verträge mit den Patriarchen von Aquileja, mit den Grafen von Görz, mit einzelnen Städten (z. B. Venzone, deutſch Peuſcheldorf) waren deſſen natürliche Folge.

Die Handelspolizey wurde durch verſchiedene obrigkeitliche Perſonen verwaltet, durch die gewöhnlichen Magiſtrate, durch die Genannten, den Hansgrafen und die Leikaufer.

Das Municipalweſen hat in Italien weit früher gekeimt, eine mächtigere Krone und üppigere Zweige getrieben. Aber ein wilder Faktionsgeiſt brauste gleich einem tobenden Sturme dar-

über hinweg, während das deutſche Städtewesen nach und nach zu einem ſegensreichen Grade der Reife gedieh. Gleiches Bedürfniß erzeugt überall gleiche Wirkungen, ohne daß ſie deßhalb bloße Nachahmung ſind. — In der früheſten Zeit war die Pflege der Gerechtigkeit und der Haushalt der Städte in dem Stadtrichter vereiniget. Rathsherren, Konſulenten ſtanden ihm zur Seite. Bald vermehrten ſich die Geſchäfte ſo, daß der Stadtrichter nur die Juſtiz allein behielt, und aus der Mitte der Konſulenten ein Konſul, Bürgermeiſter gewählt wurde. Krems, Linz, Steyer, Wels erhielten die Bewilligung, eigene Bürgermeiſter zu wählen, 1416, 1490, 1499, 1569. — Der Hauptſtadt Wien und ihres Regiments geſchieht keine nähere Erwähnung. Was in Italien die majores Consules und die Consules mercatorum, das war beyläufig in den öſterreichiſchen Städten der innere und äußere Rath, jener aus den angeſehenſten und reichſten, häufig ſelbſt aus adeligen Bürgern beſtehend, und mit den wichtigſten Geſchäften der Stadt vertraut, dieſe von geringerem Vermögen und Einfluß, meiſt nur in ſolchen Fällen vom äußern Rathe beygezogen und berufen, wo es einer allgemeinen entſcheidenden Maßregel, einer bleibenden allgemeinen Verbindlichkeit, einem jedes Glied der Gemeinde umfaſſenden Beſchluſſe galt. Die Genannten (nominati) waren vom äußern Stadtrath, Zeugen in zweifelhaften Fällen, Wächter des täglichen Handels und Wandels, öffentlicher Treue und Glaubens zwiſchen Käufern und Verkäufern. Später verſchwanden die Genannten und in ihren Wirkungskreis theilte ſich der äußere und innere Rath. Am deutlichſten erſcheinen ſie im oftgenannten Wiener Stadtrecht von 1198. Sie ſollten aus allen Gäſſen der Stadt erkoren, in einem eignen Buche verzeichnet, und (daher ihr Name) der ganzen Stadtgemeinde genannt werden, damit jeder ſeine Zuflucht zu dieſen Mittlern nehmen könne. Ihre Zahl vermehrte Albrecht der Lahme für Wien von hundert auf zweyhundert. In Albrechts I. Wieneriſchem Stadtrechte von 1296, ſpricht er nicht von den Genannten oder vom äußern, ſondern von dem aus zwanzig Mitgliedern beſtehenden innern Rathe. Wahrſcheinlich gab Leopold der Glorreiche, wie für Enns und Wien, ſo für alle Städte Oeſterreichs Municipalrechte; aber eine Reihe von feindſeligen Zufällen hat die meiſten derſelben ihrer älteſten und wichtigſten Urkunden beraubt. — Die Genannten erſcheinen übrigens noch im XVI. Jahrhundert. Ferdinand I. ſetzt den Welſer Magiſtrat auf einen Stadtrichter, acht Rathsherren und zwölf Genannte feſt.

Die Hauptperſon im merkantiliſchen Gebiete war der Hansgraf, zuſammengezogen aus Handelsgraf. Daß Graf und

Richter ſynonym ſind, bedarf keiner Wiederholung. Hanſa bedeutete einen Bund, eine Geſellſchaft und vorzugsweiſe eine merkantiliſche. Es war ein Hansgrafenamt in Wien und eines in Linz, der Hofkammer untergeordnet, Obhut tragend über Maß und Gewicht, Viehhandel, Fleiſch-, Getreide- und Papier-Aufſchlag, vorgeſetzt den Zimentern und den Leitkäufern, Leihkäufern, Unterkäuflern (befugte Unterhändler und Senſale).

Gleiches Maß und Gewicht im ganzen Lande, war bereits Satzung der Babenberger; dennoch gab es ſpäterhin große und kleine Burg- und Kaſten-Metzen, Kremſer, St. Pöltner, Tulner und Neuburger Maß. Metreta und Modius ſind gewöhnlich Metzen, Modius aber auch öfters ein Muth oder dreyßig Metzen. Bey drey, bald fünf Schaff eine Burgmuth, auf welche drey Kaſtenmuth gehen und ſechs Dienſtmuth auf vierzig Burgmetzen. Modius kömmt beym Wein, wie beym Getreide vor. Urne iſt wahrſcheinlich Eimer, Karrada, Fuder, — das Fuder zu zwey und dreyßig Eimern ꝛc. An Gewichten kommen der Saum, Meiler, Ster, Kark, Meder ꝛc. Auch die Elle war ungleich und das Verhältniß der venetianiſchen Bretſchen (braccio) zu derſelben, iſt nicht klar auszumitteln. Wie es überall einen öffentlichen Stadtmetzen gab, gab es auch eine Stadt- und Frohnwage. — Friedrich der Schöne verordnete 1312, ſie ſollte nach alter Gewohnheit in den Händen der Kaufleute und der Krämer bleiben.

Merkwürdigere Polizeyverordnungen über den Handel. — Beſtimmte Waarenpreiſe von den betreffenden Magiſtraten, nicht ſelten egoiſtiſch und ungerecht feſtgeſetzt, und noch in den Zeiten Leopolds I. zu verſpüren, widerſprechende Experimente für die Aufnahme des Handels, eben ſowohl durch Taxirung der größten, wie der geringſten Waaren und dann wieder durch Freyheit und Konkurrenz. — Die Lauben der angeſehenſten Kaufleute, der Großhändler, davon noch unſere Tuchlauben, wie überhaupt die meiſten Gaſſen Wiens dem Handel und den Handwerken ihre Namen danken, z. B. die Wollzeile (strata lanarum, Zeile iſt Häuſerreihe oder Gaſſe), Goldſchmidgaſſe; Pfeilſchnitzergaſſe, Münzerſtraße, Nadlergaſſe, ꝛc. Alle Gegenſtände hatten ihren angewieſenen Platz: Kohlmarkt, Kienmarkt, Fleiſchmarkt, Roßmarkt, Schweinmarkt, Haarmarkt, Mehlmarkt, Milchmarkt, Fiſchmarkt ꝛc. Strenge Aufſicht der Alten auf die Fleiſcher und Bäcker. Das Schupfen der Betrüger unter den Letztern, zugleich eine köſtliche Volksluſt. Die Fleiſcherordnungen S. 340. Fiſcherordnung. — Handel mit Wein, Meth und Bier. Weinkoſter. Die Bierglocke, ſpäterhin Husglocke (vom Nachhauſegehen, nicht von den

Huſſiten), nach der Jeder Licht auf der Straße haben mußte oder gefangen angehalten wurde. — Man kennt kein Einfuhrsverbot fremder Waaren. Erſt nachdem die engliſche Königin Eliſabeth, zu deſto größerem Flor des Handels ihres Inſelkönigreichs, die alten Vorrechte der Hanſe als gänzlich erloſchen erklärt hatte, verbot Rudolph II. 1597 zur Repreſſalie die Einfuhr aller engliſchen Waaren in Oeſterreich und Deutſchland. Leopold I. ſah ſich 1659 und 1664 durch die alljährlich ausſtrömenden ungeheuren Summen zu ſtrengen Maßregeln gegen die franzöſiſchen Luxusartikel genöthigt. Auch fehlte es nicht an Luxusgeſetzen, ſogar für den Tiſch der untern Volksklaſſen!

Salz, unter den vorzüglicheren Gegenſtänden des Handels in Oeſterreich. Die Saline von Iſchel beſtand wohl ſchon im XII. Jahrhundert. Jene von Hallſtadt ließ Albrechts I. Gemahlin, die tyroliſche Eliſabeth bebauen; aber der Salzhandel blieb ein Monopol der Städte und Märkte, ſo daß Böhmen und Mähren ihren Bedarf von Reichenhall, Hallein und Berchtoldsgaden abnahmen und durch Oeſterreich führten, was erſt ſeit dem ſpaniſchen Succeſſionskriege unter Leopold I. unterblieb.

Oeſterreicher Weine gingen nach Baiern und Ungern, nach Böhmen und in deſſen Nebenreiche. Die Einfuhr fremder Weine war zu Wien verboten. Doch erhielten die Honoratioren Ausnahmen, jedoch nur für ihren Tiſch. — Gekochte Weine waren bekannt und beliebt. Die Herrſchaften übten ein Vorlegsrecht, das heißt: ihres Bezirkes Gaſtwirthe und Private mußten von ihnen kaufen. — Der Weinbau war viel ausgedehnter, als heut zu Tage, ſelbſt in den rauhen, vom Böhmerwald umſchloſſenen Bergen des Mühlviertels ob der Enns. Thaſſilo und Karl der Große ſchenkten bereits dortige Weingärten nach Kremsmünſter! Späterhin wurden häufig Weingärten in Ackerland verwandelt. Vergeblich ſuchte Friedrich IV. den Weinbau um Linz wieder emporzubringen. — Der Eiſenhandel war bedeutend in Steyer, in Wien, in Weidhofen. — Der Hopfenbau iſt alt. Leinen- und Wollwaaren kamen aus Oberöſterreich nach Wien und weiter nach Ungern. Häute gingen ſtark von Wien nach Venedig, — die alten Zollregiſter nennen viele Artikel des Zwiſchenhandels, die aber auf unſer Vaterland ſelbſt keinen weitern Bezug haben.

Die Einfuhr umfaßte in der älteren Zeit vorzüglich Gewürze, Tücher, Zeuge; denn obwohl zu Wien und Krems ſchon ſehr frühe Tuchfabrikanten vorkommen und die Tulner Tücher ſogar Ruf hatten, reichte doch die inländiſche Erzeugung bey weitem nicht hin. — Ulrichs von Lichtenſtein, des Ritters

und Sängers ohne Gleichen, Heerfahrten und Leben, Friedrich des Streitbaren Wehrhaftmachung, die Vermählung ſeiner Schweſter mit dem Markgrafen von Meiſſen, die Hochzeitfeyer, die König Ottokar ſeiner Nichte Kunigunde ausgebracht, jene Anna's von Oeſterreich, Albrechts I. Tochter, mit Hermann von Brandenburg, die Krönung ihrer Mutter, der Königin Eliſabeth, geben unverwerfliches Zeugniß deſſen; Venedig und der Orient lieferten Artikel des Prunkes und der Luſt ꝛc. — Arbeiten, mit Salz, mit Wein, mit Tuch arbeiten, ſtatt: damit handeln, iſt ſchon ein, in den älteſten Urkunden gebräuchlicher Ausdruck. — Die großen Vorrechte der Städte im Handel und Wandel, die Zugänglichkeit und Gemächlichkeit jeglicher Bedürfniſſe des Lebens und Genuſſes zogen den Adel mehr und mehr dahin. Die Adeligen kauften Häuſer und Güter im ſtädtiſchen Burgfrieden, wollten aber deſſen ungeachtet zu den gemeinſamen Laſten nichts beytragen, die wiederholten Befehle der Landesfürſten fruchteten wenig. Zuletzt ward es den Bürgern verboten, Adelige unter ſich aufzunehmen. Da näherten ſich beyde Theile. Der in der Stadt ſeßhafte Adelige hütete ſich wohl, ihren Kaufſchatz zu plündern, leiſtete den Bürgern vielmehr in Manchem hilfreiche Hand. Hinwieder ſah der Bürger durch den Aufenthalt der Reichen den Abſatz der Waare vermehrt, den Umlauf des Geldes geſteigert, und die gähnende Kluft zwiſchen beyden that ſich mehr und mehr, gerade ſo zuſammen, daß ſie den Bau der ſich immer mehr und mehr ausarbeitenden Landeshoheit ſchloß.

Der vorliegende, den Gränzen dieſer Blätter angemeſſene Auszug verbürgt hinlänglich den ſeltenen Reichthum und das hohe Intereſſe dieſer Arbeit. Ihr folgt nun das nicht minder bedeutende Urkundenbuch von drey und funfzig ausgezeichnet wichtigen Stücken.

Den Straßenzwang betreffen die Nummern 2, 3, 4, hinſichtlich des obgedachten Streites der oberennſiſchen Städte gegen die Pettauer, wegen des Tranſito von Venedig. Nr. 10 und 11 für Freyſtadt wider Leonfelden. 12, Beſtimmung der Handelsſtraßen zwiſchen Böhmen und Oeſterreich, 18, Bewilligung des Brückenbaues zu Linz und 19, der berüchtigte Verbot aller Gaſthäuſer und alles Handels für das, Linz gegenüber liegende Urfahr. 45, 46, 47, Briefe freyen Geleits durch Böhmen, durch Görz, durch das Gebiet von Aquileja, — Sicherung des Handels, durch Staatsverträge mit Auswärtigen. Nr. 33, 34, 35, 47, mit der Stadt Venzone, mit dem Hauſe Wittelsbach. In denſelben Urkunden zeigt ſich auch die Abſchaffung des Strandrechtes, oder der Grundruhr, — Nr. 50 und 53 enthalten entſcheidende Aufſchlüſſe über den Handel mit Ve-

nedig und über die landesüblichen Maße und Gewichte. 51 und 52 berühren die in- und ausländiſchen Weine, 9 und 51 ſind von ungemeiner Wichtigkeit für die Geſchichte unſeres Salinarweſens, — zu jener der Jahr- und Wochenmärkte gehören 39 bis 45 von Linz, Wels, Freyſtadt, Leonfelden, Rohrbach, Gmunden. Die Stapel- und Pfändungsrechte betreffen 5, 8, 15, 36, 37, 38, 48, 49 für Grätz, Freyſtadt, Mauthhauſen, Linz, Enns ꝛc. — Die Eidesformel für den Hansgrafen und die Zimenter 1488, als der Ungernkönig Mathias zu Wien herrſchte, ſind in 48 und 49; organiſche Satzungen aber für den Handel überhaupt 6, 16, 17, 18, 20 und von 22 bis 32 für das ganze Land, für die Ausländer, für die Landleute, bezüglich auf die Bürger der Städte und Märkte, der Kaufleute und Krämer, der Bürger und Handwerker, der bürgerlichen Häuſer, welche Unmündigen gehören, Bürgerordnungen für Linz, für Enns ꝛc.

Es wäre unnöthig, noch irgend etwas hinzu zu ſetzen über das Verdienſt dieſer reichen Sammlung und Zuſammenſtellung, beſonders für das Land ob der Enns, das größten Theils noch eine terra incognita war, bis es der Chorherr Kurz, von Ort zu Ort, mit liebendem Fleiße und mit archivaliſchem Scharfblick, durchgepilgert hat. Der gute Erfolg liegt ſelbſt dem Ungläubigſten vor Augen. — Styl und Darſtellung ſind einfach und verſtändlich, und weniger arid, als in manchen frühern Schriften des Verfaſſers, obgleich das Ganze, Daten an Daten, in verdienſtlicher Mosaik ineinanderfügend, hiſtoriſcher Kompoſition wenig Spielraum verſtattet.

Art. II. Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt. Wien 1810, 1811, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819, 1820, 1821, 1822. Dreyzehn Jahrgänge.

Tageblätter werden gewöhnlich von den Leſern bald nach ihrem Erſcheinen vergeſſen, zerſtreut, verloren, von den öffentlichen Beurtheilern aber entweder mit vornehmer Geringſchätzung aus dem Kreiſe ihrer Jurisdiktion gewieſen, oder mit einigen, wenig bedeutenden und ſich wiederholenden Redensarten in kurzen Anzeigen, die dem Monatshefte der angezeigten Zeitſchrift in dem Monatshefte einer andern Zeitſchrift ſchnell nachfolgen — abgefertigt. Und es läßt ſich auch eben von einem ſo geringen Theile einer fortlaufenden Sammlung von Aufſätzen kein beſonderes Aufheben machen. — Wenn wir dieſen Gebrauch bey Unterhaltungsblättern, »deren Leben von heute bis morgen,« gern löblich finden, ſo müſſen wir ihn bey ſtrengen, der ernſteren

Forſchung und gründlichen Belehrung geweihten Schriften, die aber das Schickſal haben, Tagblätter zu ſeyn, als nachtheilig tadeln. Eine monatliche, ja jährliche Lieferung kann aus tauſend Gründen, die in den Perſonen und Sachen liegen, nicht als Durchſchnitt zur Beurtheilung des Werthes und Gehaltes einer ſolchen Zeitſchrift aufgeſtellt werden: erſt wenn eine größere Maſſe vor uns liegt, kann der fleißige Beurtheiler hinzutreten und fragen: Was hat ſie der Wiſſenſchaft genützt? was hat ſie dem Gelehrten für Materialien, dem Leſer für Nahrung gebracht? Eine ſorgfältige und unverdroſſene Sichtung des Inhalts mag dann wohl zur Beantwortung jener Fragen, zur verdienten freundlichen oder unfreundlichen Aufnahme, zur Beruhigung oder zur Verabſchiedung des Verfaſſers führen.

Ein ſolches Verfahren ſcheint ganz vorzugsweiſe eine Zeitſchrift wie die vorliegende, vom Freyherrn von Hormayr herausgegebene, zu verdienen, deren Inhalt ſie zu einer Vorrathskammer für alle macht, die das Vaterland kennen wollen, und die bey ihrem ſchon zu dreyzehn ſtarken Quartanten angewachſenen Umfange, doch nicht nach allen Seiten hin divergirend, ſondern von mehrern Seiten convergirend, durchaus einem Ziele nachgeſtrebt hat, nämlich Beyträge zur Kenntniß des Vaterlandes zu geben von Seite ſeiner Geſchichte, ſeiner Statiſtik (mit Einſchluß der Geographie), ſeiner Kunſt und Denkmale, ſeiner Inſtitute und Gelehrten, ſeiner Verfaſſung, Sitten, Bewohner, Produkte und Induſtrie, und anderer wiſſenswürdigen Zweige, deren wir in der Folge ausführlicher gedenken werden.

Es kann hier nicht unſere Abſicht ſeyn, dem Herrn Herausgeber ein allgemeines Lob fleißiger Sammlung und unverdroßner Ausdauer durch die an Wechſeln der ungünſtigſten Zeiten reichen Jahre ihrer Dauer zu ertheilen: auch wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß manche Jahrgänge an Originalität, an Fülle und Ausſtattung hinter den andern zurückſtehen; ſondern wir wollen das Ganze ſelbſt unterſuchen und zu dem Ende in das Einzelne des reichen Vorrathes eingehen, aber nicht nach der zufälligen Folge der Erſcheinung einzelner Aufſätze, ſondern nach ihrem inneren Zuſammenhange, nach den Zweigen, die ſie behandeln. Es iſt nämlich wirklich mit dieſem Archive, wie mit einem wahrhaften Urkundenarchive der Fall, daß, wer es durchſuchen und benutzen will, durchaus eines Führers oder Repertoriums bedarf, und es würde dieſer Zeitſchrift ſelbſt gewiß einen doppelten Werth verſchaffen, wenn es nun, nach dem dreyzehnten Jahrgange, mit einem ausführlichen Regiſterbande verſehen würde. Bis dahin mag die folgende Ueberſicht der Originalaufſätze und deſſen, was in allen dreyzehn Bänden zum erſten Male er-

ſchienen iſt, den Leſern des Archivs zu einiger Aushülfe dienen. Es verſteht ſich hierbey von ſelbſt, daß wir kleinere Notizen, Anekdoten, Miscellen gar nicht erwähnen dürfen, wenn dieſer Aufſatz nicht unverhältnißmäßig anſchwellen ſoll.

Den Inhalt glauben wir in folgende Hauptfächer abtheilen zu können:

I. Römerdenkmale.

II. Denkmale des Mittelalters: Urkunden, Siegel, alte Lieder, Chroniken, alte Handſchriften, Grabſteine, Denkſäulen.

III. Denkmale (ſchriftliche) der neueſten Zeit.

IV. Kriegskunſt, Militärgeſchichte, vorzüglich der Oeſterreicher.

V. Verſchiedene Aufſätze und Abhandlungen, faſt durchweg geſchichtlichen Inhalts, als der Hauptſtoff der ganzen Zeitſchrift.

VI. Beyträge zum Leben Maximilians I. und Karls V. und ihrer Zeitgeſchichte.

VII. Biographien.

VIII. Statiſtik.

IX. Inſtitute.

X. Kunſt und Künſtler.

XI. Recenſionen und gelehrte Anzeigen.

I. Römerdenkmale.

Die Geſchichte der öſterreichiſchen Lande muß durchaus mit dieſen ihre Forſchungen eröffnen; keines entbehrt eines oder mehrerer klaſſiſchen Plätze. Oeſterreich, Salzburg, Tyrol, Kärnten, Steyermark, Krain, Ungern mit den Nebenreichen: alle bewahren mehr oder minder zahlreiche Reſte, deren Entdeckung oder Aufhellung und Beſchreibung nicht das geringſte Verdienſt dieſes Archivs iſt, und es auch ferner bleiben wird.

Kärnten. Die erſte bedeutende Kunde dieſer Art gab der verdienſtvolle Direktor und Rath F. M. Vierthaler, im Jahrg. 1812, Nr. 57, 58, wo er eine lehrreiche Geſchichte der merkwürdigen, in Kärnten ſchon 1502 gefundenen, dann nach Salzburg verſetzten, jetzt aber im Wiener k. k. Antikenkabinette als eine der erſten Zierden verwahrten, lebensgroßen Bronzeſtatue aus dem Zeitalter des Auguſtus mittheilte. Dieſes Werk erregte ſchon im ſechzehnten Jahrhunderte die Bewunderung der deutſchen und italieniſchen Gelehrten, und verdient ſie noch heute, als die erſte und bedeutendſte Seltenheit dieſer Art auf deutſchem Boden. — Jarniks Nachricht über den Kärntner Herzogsſtuhl in Nr. 55, 56, des Jahrg. 1818 gehört der folgenden Rubrik. — In der Nr. 56 desſelben Jahrg. gab Eichhorn einen zu Paternion, eine Poſt von

Villach, von ihm geſehenen Römerſtein, den er aber aus nicht genügenden Gründen für vorrömiſch hält; auch irrte der, ſonſt beſonders im Mittelalter trefflich bewanderte Gelehrte, darin, daß er aus dem Namen eines Auxiliarritters, Ambidravus, ohne weiteres den Schluß zieht: daß dieſer ſein Geburtsland anzeige, und weiter, daß die Ambidraver gerade auch an dieſer Stelle gewohnt haben müſſen. — Den Fundort jener Statue, das Salfeld, beleuchtet ein Aufſatz des Dr. Kumpf über Inſchriftſteine mit Bildwerken, die er im Brandelhof entdeckte, in Nr 71 und 72 des Jahrg. 1818. Einen andern Stein beſchreibt Eichhorn 1816, Nr. 111.

Tyrol. Die tyroliſche Alterthumskunde wurde durch einen gehaltvollen Aufſatz über Trientneriſche und andere Inſchriftſteine des ſüdlichen Tyrols bereichert, in welchem nicht nur die Inſchriften ſelbſt gegeben werden, ſondern auch eine umſichtige und zu den wichtigſten Folgerungen (z. B. auf Trients Blüte unter Auguſt und Claudius) führende Erklärung. Die ungenannten Verfaſſer ſind Freyherr von Hormayr ſelbſt, der ſchon in ſeinen vier Tyroler Almanachen 1802 bis 1805, vorläufige Kunde von mehreren dieſer Alterthümer gab, und der Conte Benedikt Giovanelli, Podeſtà von Trient, von dem wir die vollſtändigſte Geographie beyder Rhätien erwarten dürfen, und der auch in der Münzkunde Rühmliches geleiſtet hat. 1815. Nr. 104. — Römerdenkmale des ſüdlichen und mittleren Tyrols führt auch der Jahrg. 1816, Nr. 150, und 1817, Nr. 1, 2, 5, vor, wo der berühmte (jetzt in Wien befindliche) Myſterienmithras (bey Mauls gefunden), ein Stein im Valſugan, andere zu Lueg am Brenner, bey Klauſen am Eiſack, ferner die Lage und Geſchichte der alten Stadt Majä, jetzt Meran mit der Gemeinde Mays, gelehrt beſchrieben und erörtert ſind; von welchem allem hier nur die Andeutung geſtattet iſt. —

Iſtrien. Eben ſo willkommen, in Hinſicht auf Geſchichte und altrömiſche Baukunſt, ſind die Mittheilungen, welche 1815 Nr. 152, 153, Herr Kollmann aus den italieniſchen Handſchriften des damaligen Trieſter Baudirektors, jetzt Bauratheſ und Direktors der Architekturſchule in Wien, Herrn Peter Nobile, gab: über das herrliche Amphitheater und den Auguſtustempel zu Pola in Iſtrien, über die altrömiſche Waſſerleitung zu Trieſt.

Salzburg. Thierſchs Nachricht über den Hergang der Aufgrabung der bekannten Moſaik zu Salzburg, darſtellend den Mythos des Theſeus in Nr. 122 desſelben Jahrs, machte alle Alterthumsfreunde neuerdings aufmerkſam auf die

Schätze, die dieſe Stadt verwahrt: der ganze Muſivboden, deſſen Aushebung und Ueberſetzung von den Gelehrten und Künſtlern ex officio für unausführbar war gehalten worden, iſt nun 1821 ohne die mindeſte Schwierigkeit durch den Direktor Steinbüchel nach Wien verſetzt. In demſelben Blatte gibt Finanzrath Pichler ſehr leſenswerthe Nachrichten über das alte Juvavia, von Einigen verdeutſcht Helfenburg. — Hieher gehört auch der in ſeinem Fache klaſſiſche Aufſatz von Koch von Sternfeld im Jahrg. 1816, Nr. 9, 15, 17. Er führt die Ueberſchrift: Salzburg unter den Römern, und entwickelt mit bewundernswürdigem Scharfſinn die ſehr verworrene und durch willkürliche Annahmen verunſtaltete älteſte Geſchichte und Topographie dieſer Gegend. Koch von Sternfelds Meiſterſchaft in der alten und mittleren Geographie, die auf geognoſtiſcher und genauer urkundlicher Kenntniß des Landes beruht, würde ſchon aus dieſem Aufſatze geringen Umfangs klar, wären auch nicht ſeine großen Verdienſte in dieſem Fache längſt anerkannt. — Die willkürliche Annahme einer Stadt Helffenburg, lateiniſch Juvavia, wird mit Recht von ihm zurückgewieſen. Die Stadt mag urſprünglich, dem Fluſſe Ivarus analog, wohl Ivaro oder, wie die Tabula hat, Ivavo geheißen haben. — Der Verfaſſer führt die älteſte Geſchichte der Stadt, nur in ihren Hauptzügen lehrreich angedeutet, bis ins deutſche Mittelalter herab.

Steyermark. Doktor Mühlibach beſchreibt antike Jupitersaltäre und Inſchriftſteine, die er zu Pettau, wo die XIII. Legion geſtanden, geſehen. Das Merkwürdigſte ſind ſeine Notizen über das Auffinden eines römiſchen Sarges, der ein vollkommen guterhaltenes Skelett einer Frau enthielt. Es fehlt leider auch hier nicht an Beyſpielen von Rohheit der Einwohner, welche zu rügen dieſen Denkmalen nützen würde, wenn die Rügen zur Kenntniß jener Leute kämen. Der Sarg wurde zertrümmert: die Knochen ſammelte Doktor Mühlibach, der ihr Ausſehen als ſachkundiger Anatom beſchreibt: das Tetraſtichon, welches er dieſem Funde überſchrieb, iſt gut gemeint, aber voll proſodiſcher Schnitzer. — Eine Nachleſe zu dieſem Aufſatze gibt Herr Povoden, Kuratenbenefiziat zu Pettau, in einem Briefe an den Herausgeber mitgetheilt, 1818. Nr. 53. Es iſt erfreulich, daß dieſer Boden von mehrern Männern unterſucht worden, deren verſchiedene Anſichten und Urtheile den Verdacht von Einſeitigkeit ausſchließen: ſo prüfte Hauptmann Ritter von Rittersberg in Nr. 83 des Jahrg. 1818 den Pettauer Boden mit geometriſchem und geologiſchem Blicke, und thut einſichtsvolle Vorſchläge zu Nachgrabungen, welche alle Beherzigung verdienen. —

Dieſen Abhandlungen über Pettau (Petovio) ſchließt ſich ein Artikel von Prof. Suppantſch'tſch über römiſche Alterthümer im Cillier Kreiſe in Steyermark an, in Nr. 144 des Jahrs 1818. Er betrifft zwey auf dem Berge Vipota befindliche Denkſteine vornehmer Magiſtrate aus Celeja.

Krain. Laibach, die römiſche Kolonie Emona iſt der Gegenſtand fleißiger Nachforſchungen. Profeſſor Vodnik lieferte (1818 Nr. 53, 55, 56, 91, 132, 133, beſchloſſen 1821, Nr. 34) ſchätzbare Nachrichten und verſprach Fortſetzung derſelben über alle Denkmäler Illyriens.

Oeſterreich unter der Enns. Auf der Herrſchaft Böſendorf, auf der Straße von Laxenburg nach Oedenburg in Ungern iſt ein Grabſtein und eine Columna milliaria gefunden, welche die bisher unſichere Richtung der Römerſtraße und das Daſeyn einer kleinen Niederlaſſung daſelbſt erweiſet, ſ. 1822. Nr. 5, von Direktor Steinbüchel; die Nr. 83 gibt einen Römerſtein zu Muthmannsdorf. Der wichtigſte Punkt zu Zeiten der Antonine war wohl Carnuntum; und auch jetzt noch in bedeutendem Umkreiſe durch ſeine Denkmäler der Nachforſchung werth. Bedeutende Beyträge lieferte Herr Direktor Steinbüchel 1816, Nr. 155, 156 in den Nachrichten, die er über den in Folge ſeiner ämtlichen Nachforſchungen dort erhobenen Mithras und andere Denkſteine mittheilt. — Dieſem Platze wäre wohl vor allem eine planmäßige, topographiſch-ſtrategiſche Prüfung zu wünſchen.

Oeſterreich ob der Enns. — Im Jahrg. 1818, Nr. 53, deutete der Herr Herausgeber in den Miscellen auf die Wichtigkeit Lorchs, des alten Laureacum, und deſſen römiſche Reſte: worüber Kurz in dem dritten Theile ſeiner Beyträge zur Geſchichte Oeſterreichs ob der Enns lehrreiche Aufſchlüſſe gegeben, vermehrt durch Freyherrn v. Hormayr in den Jahrb. II. Anz. 1. ꝛc.

Mähren. Dort in der Stadt Jamnitz gefunden ſeyn ſollende Römerdenkmale verdienen wohl noch nähere Prüfung, da ſo weit jenſeits der Donau nicht leicht erweisliche Spuren ſeyn dürften. — ſ. 1821. Nr. 27. S. 106.

Das nördliche Italien. Einen kleinen, nicht unwichtigen Beytrag dazu gibt 1821, Nr. 40, wo ein im Val di Cadore wieder gefundener Römerſtein aus Nero's Zeit, eine öffentliche Uhr erwähnend, beſchrieben wird. —

II. Denkmale des Mittelalters, Urkunden, Siegel, alte Lieder, Chroniken, alte Handſchriften, Grabſteine, Denkſäulen.

Dieſe Rubrik iſt in vorliegender Zeitſchrift eine der ſtärkſten,

ſie enthält einen größten Theils noch verborgenen Reichthum, zu deſſen Enthüllung auch gegenwärtige Inhaltsanzeige nur ſummariſch einen Beytrag geben kann, da der Raum nicht geſtattet, mehrere Hunderte von Urkunden, beſonders aus Eichhorns und des Grafen Müllinen Sammlungen beſonders aufzuführen.

Unſerer Anſicht nach zerfallen dieſe hier gelieferten Denkmale des Mittelalters wieder in beſondere Rubriken:

a) Archivaliſche Notizen und Sammlungen.
b) Urkunden, Briefe und urkundliche Arbeiten.
c) Chroniken und gleichzeitige Erzählungen.
d) Nachrichten und Auszüge von Handſchriften alter Geſchichtswerke und Gedichte. —
e) Denkſäulen, Denkmäler und Denkſchriften.

a) Die archivaliſchen Notizen und Sammlungen eröffnet (Jahrg. 1810, Nr. 1) eine ausführliche Geſchichte des Wiener k. k. Hausarchives, von ſeiner Begründung unter Maximilian bis auf ſeinen Zuſtand im Jahre 1810. Wir finden darin aber auch ſchätzbare Nachrichten über die öſterreichiſchen Gelehrten, welche mittelbar und unmittelbar auf Oeſterreichs geſchichtliche und archivaliſche Schätze gewirkt, und über die Nebenarchive Innsbruck, Grätz und Prag; über die Koryphäen der diplomatiſchen Wiſſenſchaften, die Aebte von Göttweih, Beſſel und Klein, die Benediktiner von Mölk, Schramb, Huber, Kropf, beyde Petz, die Blaſianer Heer, Herrgott, Gerbert, die Jeſuiten Fröhlich, Steyerer, Calles und viele andere, von welchen Lebensnachrichten in kurzen Anmerkungen beygefügt ſind. — Das Verdienſt der ſo erwünſchten Zuſammenſetzung des jetzigen großen Haus- und Staatsarchivs, aus jenen der Provinzen, unter Kaunitz, gebührt unſtreitig dem Hofrath v. Roſenthal, der durch kluge Wahl tauglicher Subjekte, und durch ausgebreitete gelehrte Verbindungen für ſeine und die folgende Zeit die Einrichtung und Benutzung des ihm anvertrauten Schatzes begründete. Die eigentliche Ausführung dieſer Maßregel geſchah jedoch erſt ſeit den Jahren 1806 und 1813 unter den Miniſterien des Grafen Stadion und Fürſten Metternich. In dieſe Zeit fällt nämlich die erſte wiſſenſchaftliche Bearbeitung und muſterhafte Regiſtrirung, ſowohl für den geſchichtlichen und ſtaatsrechtlichen, als für den ſtreng archivaliſchen und diplomatiſchen Ueberblick. Ferner die Vorarbeiten, welche eingeleitet werden mußten, um Diplomatarien von Städten, Märkten, Abteyen und Familien zu retten und zu ſammeln, um ein öſterreichiſches Corpus diplomaticum ſeiner Vollendung zuzuführen. Viele, gewiß jedem Archivar wichtige Andeutungen

hierüber finden ſich in dieſen Jahrbüchern IX. 203, XI. 101, XIV. 250, XV. 214, XIX. 101, 107.

Die Siegelſammlung (Sphragidothek) des Domherrn Smitmer und des Kabinetsofficialen Löſchner, die ſich ſchon damals, 1810, auf mehr als 9000 Stücke belief, iſt jetzt wirklich dem geheimen Hausarchive einverleibt, und des Verfaſſers Wunſch (Arch. 1810, Nr. 110) hiermit erfüllt. Die Vervollſtändigung dieſer Sphragidothek iſt nun mit leichter Mühe ausführbar. Man findet eine kurze Beſchreibung davon 1810, Nr. 110, 111.

Unter der Aufſchrift: diplomatiſche Miscellen, 1815, Nr. 139, wird auf die bibliotheca Goettingensis 1758 aufmerkſam gemacht, welche unter der Nr. 5 ein höchſt ſchätzbares Specimen codicis diplomatici bavarici enthält, an 60 Urkunden, eine reiche Nachleſe zu den Monumentis boicis.

Sehr zu bedauern iſt der Verluſt ſo vieler auf Mährens und Böhmens Geſchichte ſich beziehender Urkunden, deren Verſchleppung durch die Schweden im dreyßigjährigen Kriege, im Jahrgange 1816, Nr. 95 im Allgemeinen berichtet, und erzählt wird, wie bisher alle Schritte zur Wiedererlangung derſelben aus den Archiven des Nordens theils verſäumt, theils fruchtlos waren.

Die Verdienſte der Abtey St. Paul in Kärnten, früher zu St. Blaſien im Schwarzwalde, um Geſchichte und Stammesherleitung ſind im Allgemeinen bekannt genug. Rühmliche Erwähnung erhalten aber einige beſondere Arbeiten der bis in unſere Tage lebenden Gelehrten dieſer Kongregation, Trudpert Neugart, Ambros Eichhorn, vorzüglich Berthold Rottlers, des jetzigen Fürſt-Abtes, in der Nr. 134 des Jahrg. 1816; ſo wie in 151 bis 153 desſelben Jahres der ausgezeichnet reiche diplomatiſche Nachlaß des Ciſterzienſers von Lilienfeld, Hanthaler, ausführlich gewürdiget wird. Hanthalers größtes und bedeutendſtes, ſchon druckfertig hinterlaſſenes Werk, Apparatus ad fastos Campililienses, mit mehr als 900 Urkunden, iſt nun allen Freunden der Geſchichte durch den Förderer alles Gründlichen, Herrn Ladislaus von Pyrker, jetzt Patriarch von Venedig, im Drucke übergeben worden — Die lange Reihe von Hanthalers nachgelaſſenen numismatiſchen, geſchichtlichen und diplomatiſchen Schriften muß den Fleiß des Mannes und die Größe der Hülfsmittel, die er hatte, um ſo mehr bewundern laſſen, da nach ihm die vandaliſche Zerſtreuung des Lilienfelder Archivs und der ſchönen Bibliothek, deren Schickſale bey der Aufhebung neben jenem anderer ähnlichen Inſtitute, z. B. der Rudolphiniſchen Schatzkammer und Archive in Prag, hier ausführlich erzählt werden — faſt die Spuren dieſes

ehemaligen Reichthums vertilgt haben. — Eine kürzere Nachricht von dem erwähnten Werke **Hanthalers**, den Fastis, findet ſich auch im Jahrg. 1819 Nr. 135.

Wahrſcheinlich aus der Feder des Mölker Kapitulars **Kaiblinger** iſt die äußerſt erwünſchte Nachweiſung: **Ueber den noch unedirten Nachlaß der Gebrüder Petz in der Abtey Mölk.** Das aus etwa zwey und zwanzig Stücken beſtehende Verzeichniß zeigt genugſam deſſen Wichtigkeit zunächſt für **Monaſteriologie**, und überhaupt für Geſchichte. Siehe Archiv 1821. Nr. 130.

b) **Urkunden, Briefe und urkundliche Arbeiten.** Der mit allen Schätzen des helvetiſchen Alterthumes innig vertraute Landammann der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, regierender Schultheiß des Kantons **Bern**, Graf **Müllinen**, bereicherte, wie wir ſchon erwähnten, das Archiv mit einem ausführlichen, nach Jahren geordneten Verzeichniſſe und kurzer Angabe des Inhaltes der in ſeinem Beſitze befindlichen Urkunden, welche die Geſchichte des **Hauſes Habsburg**, beſonders auch jene der Laufenburger Seitenlinie, von 1273 bis ungefähr 1415, beleuchten. Das Repertorium der wohl nahe an ein halbes Tauſend umfaſſenden Urkundenſammlung gehört zu den ſchätzbarſten Beyträgen dieſes Archives, und läuft durch folgende Nummern des Jahrgangs 1819: 102, 103, 104, 106, 108, 110, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, ferner im Jahrg. 1816, die Nr. 116.

Dieſem Schatze ſteht an Reichhaltigkeit wenig nach: des Benediktiners **Ambroſius Eichhorn** von St. **Paul** in **Kärnten**, vaterländiſches Diplomatarium, welches theils vom Verfaſſer ſelbſt eingeſandt, theils nach ſeinem Tode zur Bekanntmachung im Archive mitgetheilt wurde. Auch davon wird man keine Inhaltsanzeige erwarten, da mehrere hunderte der ſchätzbarſten Urkunden von dieſem trefflichen Geſchichtsſammler eigenhändig abgeſchrieben, und mit Erläuterungen verſehen worden ſind, die dem ſie benutzenden Geſchichtsforſcher die Arbeit unendlich erleichtern. Dieſe Beyträge ſind nun bereits im vierten Jahrgange fortgeſetzt, von 1819 bis 1821, und umfaſſen inneröſterreichiſche Urkunden vom Jahre 811 angefangen; vom größten Werthe ſind darin die geographiſchen Beſtimmungen, von des Verfaſſers genauer Lokalkenntniß unterſtützt. Auch von dieſem Vorrathe können wir uns nicht verſagen, den Geſchichtsfreunden, um ihnen das Nachſchlagen zu erleichtern, die Nummern der Blätter anzugeben.

Jahrgang 1819: Nr. 136, 137, 140, 141, 142, 143, 150,

152, 154. Jahrg. 1820: 12, 15, 19, 22, 57, 66, 67, 69, 73, 79, 80, 83, 92, 93, 112, 128, 129, 136. Jahrg. 1821: Nr. 59, 80, 85, 92, 103. Jahrg. 1822: Nr. 20, 32, 77.

Dieſer ehrwürdige Mann ſtarb in noch kraftvollem Alter, mitten unter ſeinen literariſchen Zurüſtungen und Forſchungen, am 21. März 1820, und ſein Amts- und Stiftsbruder Leopold Scheichenberger, der Genoſſe ſeiner Arbeiten, weihte dem Andenken des Verſtorbenen einen kurzen, in das Archiv 1820, Nr. 68 eingerückten Nekrolog.

Ungriſche Urkunden, meiſt von wichtigem Inhalte, findet man in dem Jahrg. 1817 (Nr. 49, 53, 57, 59, 61, aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert) ſo wie noch manche für Ungerns Geſchichte wichtige Beyträge ꝛc. in den folgenden Unterabtheilungen, in Torſtenſohns Briefen, im Iter budense und in den Liedern.

Krain's Urkundenvorrath vermehrt Prof. Richter durch ſeine Beyträge zur Geſchichte Krains, im Jahrg. 1819, Nr. 56—59, welche, mit ſchätzbaren Erläuterungen verſehen, die Beſitzungen des Hochſtiftes Freyſingen von ihrer Gründung bis zur Zeit öſterreichiſcher Herrſchaft im Lande Krain betreffen.

Von den übrigen, keiner dieſer beſondern Klaſſen angehörenden Urkunden und Dokumenten erwähnen wir nur das Bedeutendſte: Wallenſteins Teſtament, im Jahrg. 1811, Nr. 88, 96. — Die Briefe und Urkunden, welche ſich auf den ſchweren Zwieſpalt zwiſchen Friedrich dem Kaiſer, ſeinem Sohne Maximilian, einerſeits, dann andrerſeits dem tyroliſchen Erzherzoge Sigmund und dem baieriſchen Albrecht dem Weiſen, beziehen, im Jahrg. 1812, Nr. 97, 99, 107 (zu der dieſen Gegenſtand betreffenden hiſtoriſchen Abhandlung); Kaiſer Rudolphs II. Inſtruktion für ſeinen Statthalter von Wien, Hans Ferenberger von Auer, im Jahrg. 1817, Nr. 3, 7. — die vom Herzog Ernſt dem Eiſernen im Jahre 1409 ausgeſtellte und von den erſten Landherren bezeugte Urkunde über den Drachenorden, Jahrg. 1818, Nr. 13. — zwey Urkunden des tyroliſchen Ferdinand, ſeine Heirath mit Philippinen und die Schenkung der Herrſchaft Ambras an ſie betreffend, im Jahrg. 1819, Nr. 25; — über den wahrſcheinlichen Juſtizmord des tyroliſchen Hoffanzlers Biener, Jahrg. 1819, Nr. 31. — Ferdinands I. Aufforderung zur Türkenhülfe und deſſen Brief von 1532, wodurch er das Jeſuitenkollegium zu Innsbruck gründet, Jahrg. 1819, Nr. 43, 44. — Maximilians I. Erneuerung des St. Georgenordens wider die Türken, Jahrg. 1819, Nr. 49, 54, 56, 58. — Der Stadt Bern Verordnung zur Verhütung der böſen Kleidertracht

vom Jahre 1493, im Jahrg. 1819, Nr. 39. — Agneſens, der Tochter Kaiſer Albrechts I. Anordnung von 1361, über ihr Fürſtenhaus zu Königsfeld, Jahrg. 1819, Nr. 40. Anderer unter der Nummer 98 des Jahrg. 1818, dann Nr. 10, 18, 26, 32, 52, 151, 155 des Jahrg. 1819; Nr. 8, 9, des Jahrg. 1820, vorkommender Diplome und Briefe zu geſchweigen.

Von kleinen, mit Urkunden belegten ſtatiſtiſch-geographiſchen Arbeiten dürfen wir den Aufſatz über Fiume, 1818, Nr. 40; Eichhorns Wort über die Stadt Karenta, 1818, Nr. 106; die Geſchichte von Admont, durchaus mit Urkunden belegt, eine ſehr gründliche Arbeit des Benediktiners Prof. Muchar, 1821 von Nr. 75—128, deren wir in der fünften Abtheilung noch einmal gedenken müſſen; des Prof. Richter Monographie über die Herren von Radmannsdorf in Krain, 1822, Nr. 87; — die mit Urkunden belegten Nachweiſungen über jene Orte in Oeſterreich, welche die Sage und übel berichtete ältere Schriftſteller als Sitze der Templer bezeichnen, im Jahrg. 1822, Nr. 141, 146 — nicht mit Stillſchweigen übergehen.

c) Nicht minder reich iſt die Ausbeute an Chroniken, gleichzeitigen Erzählungen, Berichten, Tagebüchern.

Der ältern Zeit gehören folgende Denkmale:

Kundſchaftsſchreiben Ortolfs Greumann, Pflegers zu Kogel, an Erzherzogen Siegmunden von Oeſterreich-Tyrol, wegen des plötzlichen Ablebens ſeines Vetters Erzherzogen Albrechts VI, 1463, welches man bekanntlich, allgemein, empfangenem Gifte zuſchrieb. Jahrg. 1811, Nr. 135—138.

Der Tod Kaiſer Ludwigs des Baiers, worüber ſich in einer Chronik des Stiftes Stams in Tyrol eine merkwürdige Stelle von einer Erſcheinung findet, welche der fromme Bruder, Johann von Kempten, in der Meſſe gehabt. Jahrg. 1812, Nr. 33.

Die Skizze Wiens aus der deutſchen Chronik des Dechants Albert von Bonſtetten, vom Jahre 1492, iſt ſehr merkwürdig, und ſchildert das Sittenverderbniß der Wiener mit lebhaften Farben: ihre Streitſucht, Völlerey, Unzucht, Wucher. Man ſehe z. B. ſeine Stellen über »die richen Koufflit,« über »die guten Dirnen (dhain Frow hat ſelten an ainen Man Benügen), Jahrg. 1812, Nr. 48.

Die Reimchronik von Zwettel, welche der Kapitular dieſes Stiftes, Johann Fraſt, mit gelehrten Anmerkungen mitgetheilt, verdient den wichtigſten Denkmalen dieſer Art beygezählt zu werden, wichtig beſonders für die Geſchichte Oeſterreichs

im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert und für die Gründung des Stiftes Zwettel, deſſen Abt Ebro, † 1304, der Verfaſſer iſt; Jahrg. 1818, Nr. 64, 65, 70, 73. — Bruchſtücke von Chroniken werden ſonſt noch mehrere geliefert: eine Cilleriſche Chronika (Chronik von Cilly in Steyermark) von 1594. Jahrg. 1818, Nr. 117, 1819, Nr. 140.

Ein Bruchſtück einer krainer iſchen Chronik, welche bis 1398 geht, liefert Prof. Richter, Jahrg. 1820, Nr. 107, und Herr Docen thut Meldung von einer bisher unbekannten öſterreichiſchen Chronik, 1025—1282.

Wolfgang Schmeltzl, Schulmeiſter zu den Schotten und Bürger zu Wien, 1548, iſt der Verfaſſer einer gereimten Schilderung der Stadt Wien: »Lobſpruch der weitberühmten küniglichen Stadt Wien.« Dieſes naive Sittengemälde gibt der Jahrg. 1818, Nr. 142, 146, die Fortſetzung der Jahrg. 1819, von Nr. 3—21.

Oeſterreichs betrübte Tage zur Zeit des Bauernaufruhrs im Gebirge, 1597, werden uns in einer Chronik des Stiftes Lilienfeld, wo ein Hauptſchauplatz dieſer Gräuel war, vor Augen geführt; die hierher gehörige Stelle ſiehe Jahrg. 1816, Nr. 144.

Auch die Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges findet hier einige Beyträge, Jahrg. 1811, Nr. 39, 40, in Torſtenſohns Briefen an den Palatinus von Ungern und die Kommandantſchaft in Ollmütz vom Jahre 1645, welchen auch ein Schreiben Tilly's an Wallenſtein von 1631 beygefügt iſt; ferner in dem Briefe von 1618 des Dichters Fabricius, der als Sekretair des Königreichs Böhmen mit Slavata und Martinitz aus dem Fenſter des Prager Schloſſes unbeſchädigt herabgeſtürzt, ſeinem Freunde Arnold in von Klahrſtein dieſen Vorfall berichtet. Sehr launig iſt ſeine Aeußerung: »Ehrenfried von Berbisdorf iſt mein vornehmſter Executor geweſen, welcher auch vorher mein Haar und Bart nicht leiden können, ultima mea verba fuerunt: Deus esto propitius animae meae: ob ich nun wohl der letzte hierunter, bin ich doch mit der Hülfe Gottes wiederumb der erſte auf geweſen u. ſ. w.« — Herr Prof. Meinert, der Mittheiler dieſes Dokumentes, fügt noch eine von Stolz überſchäumende Grabſchrift des Johann Ziska und einen Feldgeſang der Taboriten bey. Jahrg. 1812, Nr. 76. — Hierher gehört auch im Jahrg. 1816, Nr. 39. »Das Dorf Groß-Scenitz hält ſich gleich einer Feſtung durch ſieben Jahre wider die Schweden.«

Schätzbar iſt das Tagebuch, welches der Freyherr von Hor-

mayr ſeinem Aufſatze: Die Schweden vor Brünn 1645, beygefügt hat; es führt den Titel, »gründlicher und wahrhafter Bericht alles deſſen, was ſich durch der Cron Schweden beſtellten Kriegsgeneral Leonhardt Torſtenſohn in währender Belägerung Anno 1645 begeben und zugetragen ꝛc. Jahrg. 1816, Nr. 1, 5.

Des Grafen Emmerich Thurzo († 1621) Tagebuch über den Preßburger Reichstag 1681, theilt Freyherr von Mednyansky in deutſcher Ueberſetzung nebſt hiſtoriſchen Erläuterungen mit. Jahrg. 1818, Nr. 14.

Die Hinrichtung des als Zauberer und Hexenmeiſter lebendig verbrannten Dechants von Schönberg in Mähren, Chriſtoph Alois Lautner, im Jahre 1680, iſt ein ſchauerlicher Beytrag zu den unſinnigen Hexenprozeſſen und ein Denkmal der Barbarey des ſiebenzehnten Jahrhunderts; die gleichzeitige Erzählung dieſes Mordes ſiehe Jahrg. 1817, Nr. 21; eben ſo leſenswerth als Belege des Zeitgeiſtes iſt die aus des bekannten Alchymikers Cavaliere Borri italieniſchem Manuſcripte in deutſcher Ueberſetzung mitgetheilte Unterredung dieſes Mayländers mit Kaiſer Leopold 1760; ſollte auch der Dialog vom Verfaſſer nicht eben aufs Gewiſſenhafteſte wiedergegeben ſeyn. Jahrg. 1811, Nr. 110, 112, 114.

Zwey alte Reiſebeſchreibungen vom Jahre 1602 und 1604, aus gleichzeitigen Handſchriften (im Jahrg. 1819 von Nr. 11 bis 41 und Nr. 44, 45) unter dem Namen ITER PERSICVM und ITER BVDENSE. Letzteres zum erſten Male abgedruckt, erſteres längſt eine typographiſche Seltenheit ſind anziehende Denkmale der Zeit, welcher ſie angehören. Das Iter budense theilte Freyherr von Mednyansky mit. Das Iter persicum iſt die Beſchreibung jener Reiſe, welche Stephan Kakaſch von Zalokemeny, ein Vornehmer aus Siebenbürgen, als Geſandter des Kaiſers Rudolph II. an den Schah von Iran im Jahre 1602 unternahm. Die Unbekanntſchaft der damaligen gebildeteren Welt mit dem Nordoſt und Oſt von Europa und den Gebräuchen der Aſiaten, welche die Verfaſſer dieſer Reiſe, der Geſandte ſelbſt, und nach dem jämmerlichen Tode desſelben in Medien, ſein Sekretair Georg Tecdandrus als Augenzeugen höchſt naiv beſchreiben — geben der Erzählnng um ſo viel mehr Reiz, da ſie die Anſichten der Zeit und ihre Gewohnheiten lebendig ausſprechen. Die Reiſe geht über Moskau, wo der Hof des Großfürſten Boris Fedorowitſch beſchrieben wird, nach Aſtrachan, von da übers kaſpiſche Meer nach Tauris (man ſehe die Audienz beym Könige, Seite 120), von hier weiter nach Armenien und Perſien. — Auf der Rückreiſe überreichte Tecdandrus (denn Kakaſch

war ſchon vor der Ankunft am Hofe des Schahs von Irwan, geſtorben) dem Großfürſten von Moskau die kaiſerlichen Geſchenke, deren Beſchreibung lebhaft an unſere Schatzkammern erinnert. Heimkehr über Pommern und Prag. —

Das Iter Budense beſchreibt die, wiewohl fruchtloſen, Unterhandlungen (Friedenstraktazion) im Jahre 1604, zu welchen die kaiſerlichen Kommiſſarien in die damals türkiſche Stadt Ofen reisten. Die Schilderung iſt lebendig und höchſt intereſſant.

d) Nachrichten und Auszüge von Handſchriften alter Geſchichtswerke und Gedichte.

Des Thomas a Capua dictamina aus einer handſchriftlichen Briefſammlung der Benediktiner-Abtey Mölk, gehören unſtreitig zu den ſchätzbarſten Beyträgen dieſes Archives aus der Feder des Mölker Kapitulars Theodor Mayer. — Dieſe Sammlung von Briefen, wovon nur die zwey erſten Bücher in Hahns Collectio monumentorum herausgegeben, die meiſten öffentlichen Noten und Akten aber in Raynald und den Briefen der Päpſte abgedruckt ſind, enthält hier zehn Bücher, welche, ſo wenig neue Daten ſie auch geben, doch durch die gelehrte und umſichtige Erläuterung des Herrn Verfaſſers im gedrängten Auszuge, mit Heraushebung des Wichtigſten, ein höchſt überraſchendes Licht auf die Zeit Friedrichs des II. und der Päpſte Innozenz III, Honorius III und Gregors IX werfen, unter welchen Thomas als geachteter Diplomat lebte. Dieſe Beyträge ſind fortgeſetzt durch mehrere Nummern des Jahrg. 1821, Nr. 129—149.

Das wiederaufgefundene lateiniſche Gedicht des Gottfried von Viterbo, von den Thaten Kaiſer Friedrichs I, verfaßt im Jahre 1180, von welchem Herr Kuſtos Docen im Jahrg. 1822, Nr. 56, Nachricht und Auszüge gibt, iſt ein um ſo erwünſchterer Beytrag zur Geſchichte dieſes großen Kaiſers, da Gottfried ſelbſt auf dieſes bisher ganz unbekannte Werk in ſeinem Pantheon ausdrücklich hinweiſet. Herr Doçen fand es in dem Kodex Nr. 43 der ältern Münchner Handſchriften-Sammlung von gleichzeitiger Hand geſchrieben.

Aehnlicher Art ſind die lateiniſchen Gedichte auf den König Robert von Neapel, in einer Ambraſer Pergament-Handſchrift mit reichlicher Vergoldung und Malerey; die um das Jahr 1340 ohne Zweifel für den König Robert ſelbſt geſchrieben wurde. Von dieſem zwar großen Theils mit ungenießbarem Schwulſte angefüllten, aber doch manche Sittenzüge und hiſtoriſche Daten enthaltenden Werke in Hexametern, gibt Kuſtos Primiſſer Auszüge und einen hiſtoriſchen Kommentar im Jahrg. 1818, Nr. 78, 79.

Die höchſt ſchätzbare Königinhofer Handſchrift mit altczechiſchen Nationalgeſängen, bereits durch Hanka

und Swoboda herausgegeben, Prag 1818, iſt der Gegenſtand einer Abhandlung des verdienten Prof. Meinert im Jahrg. 1819, Nr. 1, 2, der ſich aber am Schluſſe noch ein zweytes Wort vorbehält über die Zeit der fünf von ihm beſchriebenen Heldenlieder.

Desſelben Gelehrten Aufſatz über die Tribauer Handſchrift mit reichem, der Geſchichte Böhmens und des deutſchen Reiches angehörigem Inhalte, iſt ein neuer Beweis von deſſen raſtloſer Thätigkeit im Felde der Geſchichte, wie der Erforſchung heimatlicher Dichtkunſt. Jahrg. 1819, Nr. 17, 23, 26.

Von dem Wiener Dichter Suchenwirt gibt der Jahrg. 1822 in den Nummern 35, 41, 83 vier hiſtoriſche Gedichte nach Schottky's Abſchrift aus der Handſchrift der Wiener Hofbibliothek, die aber von der Sinzendorfſchen an Fülle und Alter bey weitem übertroffen wird (über letztere ſehe man die Nachricht in dieſer Jahrbücher XIV. Bande). Die vier Gedichte ſind: Von den fünf Fürſten, von Herzog Albrecht (III) von zwey Päpſten, von der Fürſtentheilung, endlich eine Einleitung zu der gereimten Erzählung von Herzog Albrechts Ritterfahrt gen Preußen.

Volkslieder, Heldenlieder, Minnelieder u. ſ. w.

Das Huſſitenlied. Jahrg. 1811, Nr. 120. — Das Spottlied der Breslauer auf König Georg Podiebrad, wegen des Todes Ladislaus Poſthumus. Jahrg. 1812, Nr. 47. — Das ſatyriſche Gedicht aus der Zeit Rudolphs II. Jahrg. 1818, Nr. 44. —

Das ahndungsvolle Klagelied der Königin Maria von Ungern und ihres Gemahles Ludwig, »als er von ir in ſtreit zog wieder die Türken« (1526), Jahrg. 1821, Nr. 114.

Einen größern Beytrag liefert im Jahrg. 1819, Nr. 52 der Chorherr Maximilian Fiſcher in ſeiner Nachricht und Auszügen von der Reimchronik der Geburt, Erziehung, von dem Leben und Tode der ſeligſten Jungfrau Maria, welcher die apokryphiſchen Evangelien Nativitatis Mariae, Infantiae Christi, und Nicodemi zu Grunde liegen, eine beſonders für alte Kunſt, die ſo häufig aus ähnlichen Quellen ſchöpfte, nicht unwichtige Handſchrift. Wir können hinzufügen, daß eine zweyte faſt gleichlautende im Kloſter Seitenſtetten verwahrt wird.

Eine fleißige und lehrreiche Zuſammenſtellung der auf Oeſterreich ſich beziehenden Stellen in den ältern deutſchen Minneſängern Jahrg. 1818, Nr. 60—94, von Prof. Meinert ſoll noch fortgeſetzt werden. —

Hieher gehört auch des Herrn Kuſtos Docen Aufſatz über die deutſchen Liederdichter ſeit dem Erlöſchen der Hohenſtaufen bis auf die Zeiten Kaiſer Lud-

wigs des Baiern. Herr Docen erörtert hier von neuem die Frage über den Unterſchied der Minne- und Meiſterſänger, welche ſchon früherhin in dem Muſeum für altdeutſche Literatur von ihm gegen Grimm ausführlich verhandelt worden war. Für Oeſterreich und Süddeutſchland finden ſich auch hier viele wichtige Stellen alter Dichter. Jahrg. 1821, Nr. 50. 53.

Das Heldengedicht Chautrun (Gudruna, die nordiſche Chriemhild) iſt aus der einzigen bekannten Ambraſer Handſchrift bereits abgedruckt. Bald nach ſeiner Entdeckung gab Primiſſer den Inhalt und eine Aventüre daraus als Probe im Jahrg. 1817, Nr. 31.

Auch von dem Coloczaer Codex mit altdeutſchen Gedichten Konrads von Würzburg und wohl auch anderer Dichter, welchen die Herren Graf Mailath und Köffinger, Peſth, 1817, herausgegeben haben, erſchien eine der erſten erfreulichen Kunden in dem Jahrg. 1816, Nr. 106.

e) Denkſteine, Inſchriften, Säulen, Gebäude ꝛc., in ſo ferne nicht die Kunſt an ihnen vorherrſchend Theil hat, fügen wir noch den Denkmalen des Mittelalters bey. Dahin gehören:

Die Zderadsſäule bey Brünn, deren erſte Errichtung (denn die jetzige Säule mag wohl jünger ſeyn) die Sage dem Herzog Wratislaw zum Denkmal ſeines an dieſer Stelle von Brzetislav erſchlagenen Günſtlings Zderad, im Jahre 1090 zuſchreibt, deren aber auch eine eigene Urkunde Erwähnung thut, iſt der Gegenſtand einer hiſtoriſchen Abhandlung des Herrn Landesgouverneurs von Mähren, Grafen Mittrowsky, aus deſſen reichen Sammlungen dieſe Geſchichte ein willkommenes Licht erhielt. Jahrg. 1816, Nr. 37.

Ein Gegenſtück zu dieſer Säule iſt die vor dem Znaymer Oberthore ſtehende, zierlichere, welche Herr Pfarrverweſer Gollinger im Jahrg. 1821, Nr. 66 beſchreibt. Der Mittheiler hält ſie, doch nur vermuthungsweiſe, für eine Votivſäule (vielleicht wie die vorige und die meiſten der Art, die Rec. ſah, zur Aufbewahrung einer ewigen Lampe beſtimmt), zum Andenken an jenen Frevel der in Znaym belagerten Aufrührer 1404, welche die Friedensſtifter K. Sigmund und Herzog Albrecht V. von Oeſterreich vergifteten. Sigmund genas, Albrecht ſtarb bald darauf. — Ein recht erfreulicher Beweis der Sorgfalt für vaterländiſche Alterthümer ſind auch die beyden Aufſätze über die runde Kapelle zu Znaym (von den Verfaſſern Tempel genannt) im Jahrg. 1821, Nr. 67, und 1822, Nr. 71. Der Anſicht des Herrn Gollinger, der die Sage des Volkes, daß dieß urſprünglich ein Heidentempel ſey, gegründet und durch die

darin befindlichen Gemälde, welche ihm neben einigen chriſtlichen Darſtellungen, auf Wodan und den nordiſchen Götterdienſt zu deuten ſcheinen, beſtätigt glaubt — tritt Recenſent nicht bey. Er iſt vielmehr aus Vergleichung mit den ganz ähnlichen runden Kapellen zu Mödling, zu Petronell, zu Deutſch-Altenburg und den daran befindlichen baulichen Gliedern, die unläugbar früheſtens dem zwölften Jahrhundert angehören, vollkommen überzeugt, daß alle dieſe Gebäude urſprünglich chriſtlich ſind. Das Volk nennt ſo vieles Alte Heidniſch (auch die Seitenthürme des St. Stephan ſind ihm Heidenthürme), und wie wollte man es erklären, daß von allen heidniſchen Gebäuden in unſeren Gegenden gerade nur dieſe Tempelchen ſollten erhalten worden ſeyn? (Vergl. hierüber Jahrb. der Literatur Bd. XVI, S. 132 und Archiv 1821, S. 439, und 1822, S. 549, 550, wo über dieſe runden Kirchlein ausführlicher gehandelt wird.) Dieſer unſerer Ueberzeugung ſpricht nun auch das Innere des Kirchleins das Wort, welches nach der genaueren Unterſuchung des Herrn Pittner gar nichts aus heidniſcher Götterlehre, ſondern nur rein Chriſtliches und Stoffe aus der böhmiſchen Geſchichte, in Gemälden aufweiſet.

Das Votivbild von Wiltau, den tyroliſchen Herzog Friedrich und ſeinen Freund Müllinen darſtellend, iſt den Freunden der Geſchichte und Kunſt bereits auch aus der lithographirten Zeichnung im hiſtoriſchen Taſchenbuche der Freyherren von Hormayr und Mednyansky auf das Jahr 1821 bekannt. — Der Jahrg. 1817, Nr. 84, erwähnt dasſelbe in einem geſchichtlichen Aufſatze: Friedrich mit der leeren Taſche und ſein vielgeliebter Müllinen.

Eine Inſchrift des alten Schloſſes Rabs in Oeſterreich gedenkt des an Niklas von Pucheim, Freyherrn zu Rabs und Grumbach ꝛc. 1591 von vornehmerem und geringem Geſindel verübten Mordes. Jahrg. 1818, Nr. 60.

Ueber die Inſchrift des uralten ſlaviſchen Herzogsſtuhles in Kärnten: MA. SVETI. VERI gibt Herr Urban Jarnik hiſtoriſch philologiſche Bemerkungen, Jahrg. 1818, Nr. 55; — ſo wie Prof. Richter, Jahrg. 1818, Nr. 144, das an geſchichtlichen Erinnerungen reiche Feiſtritzer Thal in Krain und den dortigen Fürſtentiſch (misa Firstova) von Stein beſchreibt, welcher die Aufſchrift hat: Ao 1564. Die 29. Aprilis Carol. Archidux Austriae hic pransit.

III. Denkmale der neueſten Zeit.

Wir zählen in dieſe Klaſſe, um nicht in die größte Weitläufigkeit zu gerathen, hier nur öffentliche Verhandlungen, Ver-

träge, Memoiren der neueſten Zeit, und als lebhaften Ausdruck des Wirkens und Lebens der heutigen Serben glaubten wir auch ihre Lieder hier aufführen zu dürfen, die ohnehin der neueſten Zeit angehören. —

Von Coxe's Memoiren des Herzogs von Marlborough, welche im Jahre 1819 in England erſchienen und dem durchlauchtigſten Erzherzog Johann von Oeſterreich gewidmet ſind, gab Herr J. B. Rupprecht, Jahrg. 1820, Nr. 29—43 Auszüge.

Einem Aufſatze über Friedrich II. von Preußen ſind mehrere Briefe dieſes Königs beygefügt, Jahrg. 1810, Nr. 32.

Der Jahrgang 1810, Nro. 31, gibt das öſterr. Patent über die neue und ſichere Begründung der Staatsfinanzen, der Bankozettel und des Kurſes, mit einer in die damaligen Verhältniſſe näher eingehenden Betrachtung. Dieſer ernſten und geſpannten Zeit, wo ſich Begebenheit auf Begebenheit drängte, iſt wohl auch ſonſt noch manches Wort in den erſten Jahrgängen dieſer Zeitſchrift geweiht; wir können aber Einzelnes nicht anführen, und erwähnen nur z. B. die aktenmäßige Erzählung von Napoleons Heirath im Jahre 1810 (Nr. 36).

Die (Jahrg. 1818, Nro. 10 u. 36 gelieferten) ſerbiſchen Volkslieder athmen, wie alle Volkspoeſie, Leben, Geſundheit und Friſche; ſie haben aber noch etwas Eigenthümliches vor andern voraus, einen gewiſſen gediegenen Ernſt, und zeigen in Wendungen und Ausdruck eine hohe Sprachbildung dieſes Volkes. Der Mittheiler, der ſich mit K. unterzeichnet, gibt vier Lieder kriegeriſchen Inhalts, die er mit werthvollen Anmerkungen erläutert: Der Aufſtand der Serben gegen die Dahijen 1804. — Die Schlacht am Salaſchfelde in der Matſchwa 1806. — Die Schlacht am Miſcharfelde 1806. — Der Tod des Meho Orugdſchitſch im Zweykampfe mit Miloſch Stoitſchewitſch, dem Woywoden von Pozerje, May 1809.

IV. Kriegskunſt, Militärgeſchichte, vorzüglich der Oeſterreicher.

Dieſe Abtheilung, wodurch die Zeitſchrift einem im Titel gegebenen Verſprechen Genüge thut, bildet einen redenden Beleg der Zeitgeſchichte, der ſie angehört. Die erſten Jahrgänge, vorzüglich 1810 und 1811, vor und während welcher die Kriegsflamme, uns nahe, gräßlich aufloderte, liefern ſehr reichliche Beyträge der letzten Ereigniſſe; allmälich abnehmend iſt die Ausbeute in den folgenden Jahren: vom Jahre 1815 an konnte ſich der Blick des Geſchichtſchreibers ganz und ruhig dem freundlicheren Stoffe zuwenden, und nur aus der Ferne hören wir noch Stimmen über

längſt vergangene Ereigniſſe und Thaten des Krieges. — Wer einzelne Momente der Kriegsgeſchichte des Jahres 1809, eben ſo reich an Erweiſen einer oft lange und hart prüfenden Vorſehung, als an hochherzigen Thaten der Vaterlandsliebe — kennen lernen will, wird dieſes Archivs erſte Jahrgänge nicht ungeleſen laſſen dürfen. Viele Aufſätze dieſer Art ſind von der Hand des Regierungsrathes Herrn J. W. Ridler.

In ſeinen Rückerinnerungen an öſterreichiſche Helden (Jahrg. 1810, Nr. 85, 92; Jahrg. 1811, Nr. 36, 45, 46, 141, 144, 148, 150) gibt ſich vorzüglich das patriotiſche Streben kund, die ruhmwürdigen Thaten Einzelner, ohne Rückſicht auf den Stand der Perſon oder die Größe des Erfolges, dem Andenken der dankbaren Landsleute aufzubewahren.

Andere Aufſätze erzählen mit Wärme und Einſicht einzelne Thaten von 1809: das unglückliche Treffen der Oeſterreicher unter Erzherzog Karl bey Tarvis 1797, Jahrg. 1811, Nr. 41. — Die Thermopylen der Karniſchen Alpen (eine der Hauptwaffenthaten die Vertheidigung der Blockhäuſer von Predil und Malborghetto) Jahrg. 1811, Nr. 51. — Der ſiegreiche Tag von Sacile (der ſchöne Lorber Erzherzog Johanns, 16. April 1809) geſchildert Jahrg. 1811, Nr. 84. — Das Treffen bey Ebersberg in Oberöſterreich, aus einer noch ungedruckten Geſchichte der öſterreichiſchen Landwehre, Jahrg. 1813 (112, 128). — Rückzug des Generals Mesko nach der Schlacht bey Raab 1809, wobey der Verdienſte des Majors Baron Voith rühmlichſt gedacht iſt, im Jahrgange 1813, Nr. 131. — Beyträge zur Charakteriſtik des öſterreichiſchen Heeres, Jahrg. 1813, Nr. 128.

Ein nicht geringes Verdienſt erwarb ſich Ridler durch Berichtigung ſo mancher unrichtigen Angaben Poſſelts und des nachfolgenden Herausgebers der hiſtoriſchen Taſchenbücher, Feldzüge der Oeſterreicher betreffend. S. Jahrg. 1811, Nr. 86; 1812, Nro. 27.

Ein ungenannter öſterreichiſcher Officier gibt (1817, Nr. 11, 17, 20, 31) eine ohne Zweifel autoptiſche Schilderung der Vertheidigung des Brückenkopfes vor Preßburg 1809.

Ein anderer Aufſatz, mit R. v. L. (General Rothkirch, mit dem verſtorbenen Hofkriegsarchivs-Direktor Gomez, Stifter der trefflichen militäriſchen Zeitſchrift) bezeichnet, behandelt mit Geiſt und Gründlichkeit zwey wichtige, das allgemeine Kriegsrecht und Kriegsdisciplin betreffende Gegenſtände: Ueber militäriſche Auszeichnungen, inſonderheit durch Orden (Jahrg. 1812, Nr. 63), und unter der Aufſchrift: Aphorismen über Kriegsrecht, Kriegsſitte,

Kriegsgeſchichte, ein Artikel, welcher von dem Bedürfniſſe einer feſten, den wahren Verhältniſſen der Dinge angemeſſenen Geſetzgebung über den Zweykampf handelt. Jahrg. 1819, Nr. 40.

Als Belege zur Tagsgeſchichte verdient erwähnt zu werden das Dankſagungs- und Glückwünſchungsſchreiben der ſchweizeriſchen Tagſatzung an Erzherzog Johann nach der Einnahme von Hüningen, 1815. — Jahrg. 1815, Nr. 122.

Dieſes zur Geſchichte unſerer Tage. — Weniger iſt für die Militärgeſchichte früherer Zeit im Speziellen geliefert, doch gehören ihr zum Theil eine Menge von hiſtoriſchen Aufſätzen an, die wir in den folgenden Abſchnitten berühren. Hier nur Einiges:

Anekdoten aus dem merkwürdigen Leben unſeres großen Feldmarſchalls Lacy, Feldzug von 1778. S. den Jahrg. 1815, Nr. 109, 111, 118.

Der preußiſche Einfall in Mähren und die Blockade der Hauptſtadt Brünn und Feſtung Spielberg im öſterreichiſchen Erbfolgekriege 1742, aus einem gleichzeitigen Berichte wörtlich mitgetheilt, Jahrg. 1816, Nr. 91, 94.

Noch bemerken wir: Die Reihe der Hofkriegsraths-Präſidenten von Ferdinand I. bis zum Jahre 1809 (Jahrg. 1812, Nr. 66) und die zwey leſenswerthen Urkunden, 1) die Aufforderung des türkiſchen Befehlshabers an den Kommandanten von Neuhäuſel, 1663, und 2) die Antwort des letztern, Grafen von Forgács. —

V. Verſchiedene Aufſätze und Abhandlungen, faſt durchaus geſchichtlichen Inhalts.

In dieſen beſteht, nächſt den urkundlichen Sammlungen, die wir unter II erwähnten, der eigentliche Nerv unſeres Archives, worauf es ſich auch billig vor allen uns bekannten deutſchen Zeitſchriften zu Gute thun, und worauf es alle Geſchichtforſcher als auf den wahren vaterländiſchen Hort hinweiſen darf. Hier ſind die tiefgelehrten Arbeiten Hormayrs, Richters, Muchars, Kurzens, Fraſts, Eichhorns, Kaiblingers, Blumbergers und vieler anderer, über Geographie, Geſchichte, Stemmatologie, Genealogie, über manche ſtaatsrechtlich wichtige, durch Geſchichte beleuchtete Frage; hier die lehrreichen Beyträge Hammers über orientaliſche Literatur und Geſchichte, hier die reichen und fleißigen Monographien einzelner Geſchlechter und Städte zu finden, meiſtens von Landsleuten an Ort und Stelle bearbeitet. Hier zeigt es ſich als einen willkommenen Mittelpunkt, wo Geſchichtforſcher aus allen unſern Provinzen die Reſultate ihrer Unterſuchungen niederlegen,

um vielleicht einſt, wills Gott, in der erfahrnen und weiſen Hand eines die große Maſſe, wie Müller, überſehenden Geſchichtſchreibers Frucht zu bringen. Es wird ſchwer ſeyn, bey der Darſtellung dieſer Rubrik eine vollkommen befriedigende Ordnung zu beobachten: die beſte dünkt uns noch die geographiſche der Länder, die auch zugleich die der Autoren iſt, weil jeder, wie billig, vorzugsweiſe ſeinen Fleiß auch ſeinem Lande weihte. — Wir beginnen mit dem Allgemeinen und gehen zum Beſonderen über.

Römerzeit und früheſtes Mittelalter.

Die ſturmbewegten, drangvollen Zeiten unausgeſetzter Wanderungen roher Völker von Oſten nach Weſten, welche das Römerreich allmälich zertrümmerten, und der Welt eine neue Geſtaltung gaben, bieten dem Geſchichtſchreiber ein weites, aber auch mit den größten Schwierigkeiten erfülltes Feld tiefer und ernſter Unterſuchungen dar. — Die ſo ſchwankenden Benennungen jener öſtlichen Stämme, wie ſie uns in alten Schriftſtellern der Griechen und Römer gegeben ſind, die Unſicherheit ihrer geographiſchen Beſtimmungen, die Schwierigkeit über Sprachen und ihre Stämme und Verwandtſchaften Zuverläßiges auszumitteln, erlauben nur dem mit den gründlichſten und vielſeitigſten Forſchungen vertrauten Geſchichtſchreiber ungeſtraft den Eingang in jenes Labyrinth. Als ſolchen hat ſich durch eine Reihe gelehrter Abhandlungen bewährt der Profeſſor Albert Muchar, Bibliothekar des Benediktiner-Stiftes Admont in Steyermark; das Archiv enthält davon im Jahrgange 1820 und 1821 folgende zwey überaus gehaltvolle Aufſätze:

Tibers Fehde mit Marbod, dem König der Markomannen, und die große pannoniſche Empörung. Nachdem der Verfaſſer im Vorworte auf den wichtigen Umſtand aufmerkſam gemacht, wie ſchon unter den Urbewohnern Markomanniens die vollkommen ausgeſprochene Grundlage der Stände vom höchſten zum niedrigſten ſich finde, welche ſich in der Folge durch die Lehensverfaſſung der deutſchen Völker ſo ſcharf entwickelte, behandelt er mit muſterhafter Umſicht und Quellenkenntniß die Fragen: wie ſich Marbod in Böhmen feſtgeſetzt, was dabey mit den böhmiſchen Boiern, mit Pannonien und im Norikum geſchehen: er ſchildert das markomanniſche Reich in Böhmen, Tibers Zug gegen Marbod, die große, wider die Römer gerichtete Empörung in Dalmatien und Pannonien, Tibers Friede mit Marbod, und den Fortgang jenes, der Römerherrſchaft ſo verderblichen, Aufſtandes (Jahrg. 1820, Nr. 99, 100, 106, 108, 109, 110, 115, 118, 123, 125, 127, 129).

Eben ſo wichtig, nur vielleicht noch gelehrter iſt der Aufſatz: Die große römiſche Reichsgränze an der Donau, mit beſonderer Hinſicht auf die altnoriſchen Landtheile (im Jahrg. 1821, Nr. 4, 11, 14, 15). Dieſe durchaus aus alten Klaſſikern und römiſchen Quellen, aus Vergleichungen der Tabula mit der Lokalität des Landes geſchöpfte Arbeit zeigt von der tiefſten Kenntniß der politiſchen und militäriſchen Verwaltung der Römer bis zu ihrer Auflöſung, die Gränz-Generale (Comites, duces limitanei) an ihrer Spitze, deren Macht und Würde erörtert wird. Punkte dieſer Gränze. — Donau-Flotte, Kaſtelle — (von dieſen römiſchen Kaſtell-Soldaten, Burgariis, qui conditioni suae locoque adstricti adfixique erant, leitet der Verfaſſer das in unſern Ländern noch beſtehende Burgrecht ab) — Konſtantins Fürſorge zur Sicherung der Reichsgränze gegen Zoſimus in Schutz genommen. — Gratianus — Attila — Odoacer — Theodorich — dieß ſind ungefähr die Hauptpunkte, an welche ſich Herrn Muchars verdienſtvolle Darſtellung knüpft.

Es iſt hier der Ort, noch zwey andere verwandte Arbeiten desſelben Verfaſſers zu erwähnen, welche zwar nicht in dieſem Archive erſchienen ſind, aber jene oberwähnten an Umfang übertreffen. Wir meinen ſein altceltiſches Norikum, oder Urgeſchichte von Oeſterreich, Steyermark, Salzburg, Kärnten und Krain, abgedruckt in den drey erſten Heften der gediegenen ſteyermärkiſchen Zeiſchrift, deren viertes Heft den Beſchluß jener Arbeit liefern ſoll, die in 35 Abſchnitten beynahe alles erſchöpft, was über die Umgränzung, ſucceſſive Bevölkerung durch Euganeer, Celtogallen, Japoden, Skordisker, Taurisker ꝛc., über die Anſiedlungen der Celtogallen, ihre Geſtalt, Waffen, politiſche Einrichtungen, Lebensweiſe, Religion, über ihre Gold-, Eiſen- und Salzbergwerke, ihren Handel, Sprache und Schrift, über ihre Thaten und Schickſale, in ſo fern dieß alles die erwähnten Provinzen berührt, zuſammengeſtellt werden konnte. — Ein zweytes, druckfertiges Werk, das römiſche Norikum, welches nach ſolchen Vorarbeiten viel erwarten läßt, wurde gegen jede Bedingung in Wien und im Auslande zum Verlag angeboten, fand aber — keinen Verleger! —

Um unſere Ordnung nicht zu unterbrechen, werden wir Muchars geſchichtliche Aufſätze, welche die Steyermark im Mittelalter betreffen, ſpäter erwähnen.

Preisfrage Seiner kaiſerlichen Hoheit des Erzherzogs Johann, die Geſchichte und Geographie Inneröſterreichs betreffend.

Nicht leicht hat eine geſchichtliche Preisfrage einen erfolg-

reicheren Impuls gegeben, als dieſe, die einen der ſchwierigſten und mit ſo manchen Lücken und Irrthümern behafteten Punkt in unſerer Geſchichte traf. Zwar lief der zur Beantwortung ausgeſetzte Termin ab, ohne daß vom In- oder Auslande Arbeiten eingegangen wären: denn die Inländer bereiteten noch vor; viele ausländiſche Gelehrte aber hatten zwar, die Wichtigkeit der Forſchung im Auge, Luſt zur Arbeit gezeigt, aber aus dem unüberſteigbaren Hinderniſſe, welches ihnen der Mangel der Lokalkenntniß entgegenſetzte — nothgedrungen ihre Vorſätze aufgeben müſſen. Zuerſt erſchien dann der Freyherr von Hormayr mit ſeinen: Beyträgen zur Geſchichte Inneröſterreichs, mit beſonderer Rückſicht auf die von dem durchlauchtigſten Erzherzog Johann aufgeworfene Preisfrage. — Von dem Grundſatze ausgehend, daß der Anerkennung der Wahrheit durch Wegräumung der Irrthümer der Weg gebahnt werden muß, ſetzte ſich der Verfaſſer dieſes doppelte Ziel. — Nach einigen beherzigenswerthen Wünſchen und Vorſchlägen zu Vorarbeiten für inneröſterreichiſche Quellengeſchichtſchreibung, werden manche, von Andern verbreitete, willkürliche Annahmen über die Häuſer von Göſting, von Stubenberg und der letztern vermeinte Verbindung mit Habsburg (zu einer Zeit, wo die Veſte Habsburg noch nicht ſtand!) berichtiget, wichtige Andeutungen gegeben über die von Neuern nur allzuhäufig verwechſelten, im Mittelalter ſtreng gezeichneten Unterſchiede der Miniſterialen, Milites, Nobiles etc.; es wird das Wahre nachgewieſen über die Kuenringer in Steyermark, über das Daſeyn der Templer und ihrer Beſitzungen daſelbſt; über die ältere ſtändiſche Verfaſſung der Steyermark; endlich über die wirklichen und vorgeblichen Nachkommen der ſteyriſchen Ottokare. — Näher geht die zweyte Abtheilung in den eigentlichen Gegenſtand der Preisfrage ein: ſie betrifft die Folgenreihe der Markgrafen von Steyer und Traungau. Recenſent glaubt, daß die vom Verfaſſer vorausgeſchickten allgemeinen Bemerkungen über die Grundſätze, welche bey Erörterung genealogiſcher Fragen leiten müſſen, ſo wie die Feſtſtellung des ſtaatsrechtlichen Begriffes Graf, Herzog, von Jedem, den ähnliche Arbeiten beſchäftigen, mit Nutzen geleſen werden. Den Kern der Arbeit bilden nun die nach Jahren aufgeführten Beweisurkunden, welche durch ſechs Blätter fortgeſetzt ſind, und welche ein höchſt zweckmäßiges Verzeichniß aller darin vorkommenden Miniſterialen beſchließt: endlich das Skelett der ſucceſſiven Vergrößerung der Ottokare, ſammt dem aus allen dieſen mühevollen hiſtoriſchen Kombinationen ſich ergebenden Stammbaum dieſer Fürſten (Jahrg.

1815, Nr. 94, 98, 100, 105, 109, 111, 113, 115, 117, 118, 120, 122).

An dieſe Beyträge, die wir als den genealogiſchen Theil betrachten können, ſchließen ſich zwey andere Abhandlungen des Freyh. v. Hormayr an, die eine (Jahrg. 1815, Nr. 144): »die Sachſen in Inneröſterreich,« welche urkundlich zu erweiſen ſucht, daß zu Karls des Großen Zeit ſächſiſche Kolonien nach Inneröſterreich verſetzt wurden; und die zweyte: Ueber Neuſtadt und Steyer, welche gewiſſer Maßen den geographiſchen Theil jener Preisfrage erortert. Von dieſen beyden, jetzt öſterreichiſchen, aber ehemals ſteyriſchen Städten nimmt der Verfaſſer Anlaß, die Veränderung der öſterreichiſchen und ſteyriſchen Gränzen, und ihre Urſache, ferner die Ausdehnung des alten Karentanien und des ſpäteren, unter den Mürzthaler und Lavantthaler Grafen ſtehenden, welches er paſſend Neukärnten nennt, auszumitteln, und urkundlich zu belegen (Jahrgang 1816, Nr. 23).

Was in dieſen Beyträgen als Reſultat gegeben wird, iſt vollkommen neu und durchaus Entdeckung, und machte, nach dem Ausdrucke des Jahresberichtes des Johanneums von 1819, in der karentaniſch-ſteyriſchen Geſchichte Epoche, wie nicht leicht eine kritiſche Forſchung ſeit den beyden Petz und Fröhlich. Von den Punkten der Preisfrage (vollſtändig abgedruckt in 1812, Nr. 31) ſind vollkommen gelöst: 1) die publiciſtiſchen Verhältniſſe, die Benennung, die Umgränzung Karentaniens und ſeiner Marken, der obern und untern, an der Muhr und Raab, an der Drau und Sau, wovon man jene die Püttner- oder Steyrer Mark, dieſe die Pettauer oder Cilleyer Mark nennen könnte. 2) Erklärung von Bairiſch Gratz und Windiſch Gratz und der in Urkunden vorkommenden Metae bavaricae. 3) Der große geographiſch publiciſtiſche Unterſchied der alten Steyrer Mark und des heutigen Herzogthums Steyermark. 4) Das ſtaatsrechtliche Verhältniß jener Mark der traungauiſchen Ottokare und ihres Stammländchens, des Traungaues zum alten, großen Herzogthume Baiern und zu dem bis 1156 baieriſchen Oeſterreich ob der Enns. 5) Die gleichen Verhältniſſe Iſtriens zum Patriarchat Aquileja und zu den Grafen von Görz. 6) Succeſſive Vergrößerung der Ottokare, durchaus diplomatiſch belegt. 7) Ihre Identität mit den Aribonen und Ottokaren des Chiemgaues. 8) Ihre Verwandtſchaft mit den Grafen von Lambach und Wels, mit jenen von Pütten und Neuburg, mit den Babenbergern und Wittelsbachern, mit den Welfen und Hohenſtauffen, urkundlich und tabellariſch nachgewieſen.

Nur fragmentariſch beantwortet, zum Theil noch ganz aufzulöſen ſind hingegen: 1) die namentliche Aufzählung der Gauen und Grafſchaften des alten, großen Karentanien, ſammt den darin gelegenen Ortſchaften mit ihren alten und heutigen Namen. 2) Die chronologiſche Reihe aller Markgrafen und Gaugrafen, urkundlich und hiſtoriſch belegt: eine Aufgabe, deren Löſung wir in den folgenden Bänden der bey Cotta erſcheinenden ſämmtlichen Werke des Verfaſſers mit Grund erwarten dürfen.

Nach zwey Jahren gab Herr Friedrich Blumberger, Kapitular und Kämmerer des Stiftes Götweih in Oeſterreich ſeine Beyträge zur Löſung der Preisfrage über Innerösterreichs Geſchichte und Geographie im Mittelalter und über die Genealogie der Traungauiſchen Ottokare, Jahrg. 1818, Nr. 143, 145, 147, 148. — Durch dieſe Arbeit, welche eigentlich nur die Genealogie der Ottokare betrifft, ſetzt der Verfaſſer dem gewöhnlichen Syſteme von der Folge der Ottokare ſein eigenes entgegen, welches er mit reichen Stellen aus Götweiher Urkunden belegt. — Denſelben Gegenſtand trifft eine ſpätere Abhandlung Herrn Blumbergers: über den eigentlichen Zeitpunkt der Folge der Sponheimer auf die Mürzthaler im Herzogthume Kärnten, Jahrg. 1819, Nr. 47. — Beyde Arbeiten zeugen von einem hohen Grade von kritiſchem, beynahe ängſtlichem Scharfſinne, und ſind eine ſehr willkommene Bereicherung und ſtrengere Beleuchtung der früheren Stammtafeln der Ottokare, inſonderheit aber der bisher allgemein als genealogiſcher Grund und Schlußſtein betrachteten Chronik des Kloſters Vorau: Ottachyr Marchio Styrensis, filius Otachyr marchionis, genuit Ozy, Marchionem etc., welche von Blumberger angeſtritten, durch Muchars neueſte Forſchungen aber, wie wir hören, bekräftiget wird.

Endlich erhob ſich noch eine dritte Stimme, die denſelben Gegenſtand von einer andern Seite anregte. Prof. Richter in Laibach, von deſſen Talent und Fleiß wir noch viele Proben anzuführen haben, faßte jene Frage vorzüglich für die Geſchichte und Geographie der Windiſchen Mark auf. Seine Forſchungen gehen aber weiter zurück, als jene ſeiner Vorgänger, und ſtehen mit andern Arbeiten in näherer Beziehung. Die heutigen Krainer ſind ihm Abkömmlinge jener von Konſtantin dem Großen nach Italien verſetzten Sarmatae limigantes (Gränz-Slaven), deren wechſelnde Schickſale unter der bald härtern, bald ſchonenderen Herrſchaft der Hunnen, Avaren, Franken hier nachgewieſen werden, wobey die dem angehenden Geſchichtsforſcher ſehr nützliche Bemerkung gemacht iſt, daß die Ca-

rentani abendländiſcher Annaliſten eins mit den Chrobatis der Byzantiner ſind — windiſche Slaven. Der Verfaſſer kommt im Verfolge auf die windiſche Mark, ihre Chriſtianiſirung, ihren Zuſtand unter Karl dem Großen, und ſchließt mit Braslav, der dem König Arnulf gegen Großmähren Beyſtand leiſtete (Jahrg. 1819, Nr. 15, 16, 19, 20, 22, 24, 25, 28, vergl. mit den ſchon oben erwähnten urkundlichen Beyträgen zur Geſchichte Krains, Jahrg. 1819, Nr. 56 bis 64).

Die folgenden geſchichtlichen Aufſätze theilen wir, ſo viel möglich, nach den Ländern, welche ſie betreffen: Oeſterreich, Salzburg, Steyermark, Kärnten, Ungern, dann die Slavenlande: Böhmen, Mähren und Krain, an welche ſich die auswärtige Geſchichte und noch zwey Abtheilungen über orientaliſche Literatur und Bergwerks- und Münzkunde anſchließen.

Oeſterreich.

Ein kleiner Aufſatz: »Dürnſtein,« ſchildert dieſes Schloß, den Verwahrungsort Richards Löwenherz, mit einem Auszug aller deutſchen und engliſchen Quellen über die Ereigniſſe, welche Richards Gefangenſchaft veranlaßt und begleitet haben, von F. von Hormayr, Jahrg. 1811, Nr. 143.

In einem kurzen Aufſatze: »die Marchfeldsſchlacht,« ſtellt der Verfaſſer, Freyherr von Hormayr, alle gleichzeitige Stellen über dieſe merkwürdige Schlacht zuſammen, welche dem böhmiſchen Ottokar Sieg und Leben koſtete (Jahrg. 1814, Nr. 1).

Herr Fraſt, Ciſterzienſer-Prieſter in Zwettel, deſſen wir ſchon oben bey Gelegenheit der Zwetliſchen Reimchronik des Abtes Ebro S. 28 gedachten, theilte hier noch folgende zwey ſchöne geſchichtliche Aufſätze mit:

Hugo Thurſo von Lichtenfels, ſeine Kinder und Enkel. Aus Zwetleriſchen Dokumenten wird uns das Leben dieſes frommen öſterreichiſchen Edlen, eines Zeitgenoſſen Rudolphs von Habsburg, kurz und gemüthvoll geſchildert, der ſeine letzten Tage als Mönch zu Zwettel zubrachte. An das Wenige, was von ihm bekannt iſt, ſchließt ſich ein Stammbaum ſeiner Nachkommen (Jahrg. 1819, Nr. 4, 7).

In ſeinen Bruchſtücken über die Kuenringer, ſeinem größeren Werke über dieſes altberühmte öſterreichiſche Geſchlecht entnommen, behandelt der Verfaſſer dieſe drey Punkte: 1.) läugnet er die allgemeine Annahme, daß Przemisl Ottokars Geliebte eine Kuenringerin geweſen, aus dem allerdings nicht ganz verwerflichen Grunde, weil Abt Ebro in ſeinen Stammtafeln dieſes dem Zwettler-Kloſter durch Gutthaten

ſo nahe verwandten Geſchlechts, von einer weiblichen Sproſſe, auf welche jenes Vorgeben paſſen könnte, ganz und gar ſchweigt; 2) ſchildert er die Vertreibung der Kuenringer aus Weitra durch Rudolph von Habsburg, weil ſie wegen der ehelichen Verbindung mit Ottokars natürlicher Tochter Agnes die böhmiſche Partey nicht verließen; 3) erzählt er, wie Lutold von Kuenring, im Begriffe Mönch in Zwettel zu werden, von Kaiſer Albrecht eine ſeiner Verwandten, Agnes, Gräfin von Habsburg-Lauffenburg zur Frau bekam. — Fraſts Arbeiten gehören zu den tüchtigſten Beyträgen, die nicht bloß kritiſch und gelehrt, ſondern auch warm und gemüthvoll ſind. Wir verlangen darum ſehr nach dem verſprochenen größeren Werke (Jahrg. 1819, Nr. 126, 127, 128).

Mölk, von Leopold dem Erlauchten erobert, die älteſte Burg der Babenberger in Oeſterreich. Der Verfaſſer, Herr Ignaz Kaiblinger, Kapitular des Stiftes Mölk, führt ſeinen Beweis, daß nicht das heutige Mödling bey Baden, ſondern Mölk, die von Leopold dem Erlauchten den Ungern abgenommene Gränzfeſte der Babenberger geweſen, bis zur höchſten hiſtoriſchen Evidenz, und läßt bey dieſer Gelegenheit gegen die unbedachtſamen neuern Geſchichtsdilettanten, welche beyde Orte wegen ihres gleichen Namens, Medelike, den ſie in Urkunden führen, ſo häufig verwechſeln, das ganze Geſchütz urkundlicher Belege und Beweiſe ſpielen (Jahrg. 1822, Nr. 1, 5, 9, 15).

Salzburg.

Der Bauernkrieg im Erzſtifte Salzburg iſt der Gegenſtand eines Aufſatzes, der eine der bedeutendſten Scenen in jenem großen Trauerſpiele ſchildert, welches von den Pyrenäen bis an die Aluta unter den verſchiedenſten Geſtalten am Schluſſe des Mittelalters die Kirchentrennung begleitete oder aus ſelber hervorging. Der große Kardinalbiſchof Matthäus Lang von Salzburg war einer der redlichſten Eiferer für Wiederherſtellung der tief geſunkenen Kirchenzucht. Dennoch fand die neue Lehre nicht nur in der Stadt, ſondern auch unter dem aufgereizten Landvolke großen Anhang: die Unruhe der Städter ward ſo bald gedämpft, daß man ſie ſpottweiſe nur den lateiniſchen Krieg nannte: drohender war der Aufruhr der Bauern, welche von den Bergknappen von Hallein ausgehend, verbunden mit den ſteyriſchen Inſurgenten bald unter dem Vorwande der Religionsfreyheit faſt alle Abgaben weigerten, den Biſchof ſelbſt in der feſten Burg zu Salzburg belagerten. Der zu Hülfe eilende Sigmund von Dietrichſtein ward bey Schladming ge-

ſchlagen; erſt die baieriſche Hülfe unter Freundsberg beugte den Trotz der Aufrührer, worauf der ſchwer gereizte Erzbiſchof Friede und Verzeihung gewährte. Der Verfaſſer dieſer gründlichen Monographie iſt der kaiſerliche Rath und geheime Archivar Knechtl. Jahrg. 1814, Nr. 52.

Steyermark.

Profeſſor Muchar gab folgende Beyträge:

Gebehard Erzbiſchof von Salzburg und die Gründung der ſteyermärkiſchen Benediktinerabtey zu Admont. — Die zwar etwas weit ausgeholte Geſchichte dieſer Gründung iſt nur reiner Gewinn für die Geſchichte Steyermarks: denn da der Verfaſſer, wie wir ſchon wiſſen, in dem klaſſiſchen Alterthum zu Hauſe iſt, erfahren wir gerne von ihm, wie es vor und unter den Römern in dem Paltenthale ausgeſehen: aus der Tabula und vorhandenen Römerſteinen wird das Daſeyn römiſcher Straßen im Enns- und Paltenthale, längs der Enns und Palte erwieſen. — Auf die Erwähnung der Slaven und Hunivaren, der Chriſtianiſirung durch den heil. Virgil von Salzburg aus, des karentaniſchen Reichs und der Errichtung des Ennsthalgaues unter Karl dem Großen, folgt die Erzählung von Admonts Gründung. Zweckmäßig iſt hierbey die Aufzählung und Nachweiſung der in den älteſten Urkunden vorkommenden Ortſchaften jener Gegend (ſ. Jahrg. 1821. Nr. 75, 76, 79, 82, 84, 85, 88, 90, 92, 100, 103).

Hieran ſchließt ſich desſelben Verfaſſers Aufſatz: Die uralte Felſenburg Strechau in Oberſteyer mit ihren Merkwürdigkeiten und hiſtoriſchen Erinnerungen. — Dieſe Burg, urkundlich Strachowa, Strakhov, erſcheint zuerſt 1044; indem der Verf. ihre Beſitzer und Schickſale erörtert, gedenkt er auch einiger Szenen aus des berühmten Admonter Abten Heinrich, des Kanzlers Alberts I., unruhvollem Leben, welche uns Ottokar Hornek ſchildert. Von 1284 bis ins ſechzehnte Jahrhundert ſchweigt die Geſchichte von jenem Schloſſe. An ſeine ſpäteren Beſitzer, die Hoffmanne, mahnt der noch heute dort verwahrte gläſerne Pokal, mit den eingeſchnittenen Namen und Deviſen derer, ſo daraus getrunken; ein für die ſteyermärkiſche Geſchichte nicht unerhebliches Denkmal — (Jahrg. 1822, Nr. 74, 77). —

Herr Muchar iſt auch ohne Zweifel der, zwar ungenannte, Verfaſſer des Aufſatzes: Ob der berühmte ſteyermärkiſche Minneſänger, Ottokar von Hornek, Mönch zu Admont geweſen, wo Herrn Kumars ungegründete Annahme dieſes Umſtandes, mit den genügendſten Gründen widerlegt

wird. Die hier gegebene Notiz enthält manche erhebliche Daten zur Geſchichte dieſes merkwürdigen Dichters und ſchätzbaren Chroniſten, ſ. Jahrg. 1817, Nr. 125. —

Muchars Fragmente zur Geſchichte der ſteyriſchen Reformationsunruhen und über Handelsverbindung der oberſteyriſchen Eiſenbergwerke und Werkſtätten mit den deutſchen Hanſeſtädten ſind bloße Andeutungen und erregen den Wunſch nach weitern Mittheilungen hierüber. Jahrg. 1819, Nr. 109. Das der Steyermark gehörige uralte Grafengeſchlecht der Sauraue, geſchildert vom Fr. v. Hormayr im Jahrg. 1818, Nr. 22, 42. — Die Sage, welche die Gründung der Stammburg Saurau, in König Etzels (Attila) Zeit ſetzt, deutet wenigſtens auf hohes Alter. Sauraue erſcheinen in allen Kämpfen, Belagerungen, als treue Diener um ihren Fürſten; glänzen in den Geſchichten des Sängers Ulrichs von Lichtenſtein, wie in den Gedichten des Martin Beheim, der den Aufruhr der Wiener gegen Kaiſer Friedrich, und Wilhelms Saurau Treue dabey gedenkt. Ihr Ruhm lebt bis in unſere Tage.

Kärnten.

Des Benediktiners Ambros Eichhorn (ſiehe oben S. 42) reichhaltiges Diplomatar von Kärnten, deſſen wir unter den Urkundenſammlungen des Hormayriſchen Archivs gedachten, erhält durch folgenden Aufſatz von ſeiner Hand gewiſſer Maßen den Kommentar, der aber leider mit dem zehnten Jahrhundert ſchon endigt: Das Chriſtenthum im mittlern Norikum, nachmals Karentanien. Der Verfaſſer ſchildert im erſten Zeitraume (vom erſten bis achten Jahrhundert) die Verbreitung der chriſtlichen Religion von Aquileja aus, von wannen ſchon im dritten Jahrhundert Cilli ſeinen Biſchof, den Märtyrer Maximilian erhielt; im zweyten Zeitraume (achten Jahrhundert) die Bekehrung der Slaven, vorzüglich von Salzburg aus, durch Domitian und Virgil; endlich im dritten Zeitraume die weitere Entwicklung und Ausbildung von Karl dem Großen bis Otto II. (neunten und zehnten Jahrhundert), in welche Zeit die apoſtoliſchen Arbeiten Cyrills und Methods, wie die Gründung Oſſiachs fällt — (ſ. Jahrg. 1814, Nr. 26, 28). Je lieber man bey dieſer kleinen Schrift Eichhorns, der dieſen ſchönen Gegenſtand mit herzlicher Liebe behandelt hat, verweilt, um ſo mehr bedauert man, daß der Mann, der ſo raſtlos im Sammeln geweſen, durch den Tod verhindert ward, ſeinen großen Vorrath für die Geſchichte der folgenden Zeit zu bearbeiten.

Seine Reiſe ins Jaunthal, zu den Grabmalen Hil-

degards und Alpuins in den Kirchen zu Stein und Möchling, iſt ein kleiner Beytrag zur ältern Geſchichte. Alpuin und Hildegard waren Dynaſten des Jaunthals im zehnten Jahrhundert, durch ihre Frömmigkeit und Milde bekannt, und durch noch fortdauernde Stiftung von Spenden für die Armen im ſegenreichen Andenken jener Gegend (Jahrg. 1818, Nr. 90).

Der Aufſatz: »Der königliche Flüchtling zu Oſſiach,« liefert merkwürdige Daten über jene Geſchichte Boleslavs II., der, als er nach vielen tyranniſchen Maßregeln den Biſchof von Krakau, Stanislaus Koſtka, am Altare ermordet hatte, vom Papſte in den Bann gethan, auf dem Wege nach Rom als Flüchtling unerkannt in Oſſiach anlangte, und dort als Laienbruder ſtarb. Polniſche und deutſche Chroniſten erzählen dieſe hiſtoriſche Thatſache. Der Verfaſſer iſt Freyherr von Hormayr (Jahrg. 1815. Nr. 92).

Bekanntlich wanderte die durch ſo viele ausgezeichnete Namen berühmte Kongregation der Benediktiner zu St. Blaſien im Schwarzwalde, nach der Aufhebung dieſer Reichsabtey, nach Oeſterreich, und bezog, mit Genehmigung des Monarchen, in Kärnten das Kloſter St. Paul im Lavantthale. Bey dieſer Ueberſiedlung kamen nun auch die irdiſchen Reſte einiger hasburgiſchen Fürſten und Fürſtinnen, welche der berühmte Fürſt-Abt Gerbert, der Herausgeber der Taphographia Domus Austriacae aus Baſel und Königsfeld erheben und in ſeiner Abtey beyſetzen laſſen, aus ſchwäbiſchem in kärntneriſchen Boden, und fanden in St. Paul ihre, wills Gott, bleibende Ruheſtätte. Prof. Leopold Scheichenberger, Prieſter dieſer Kongregation, beſchreibt nun die Erhebung, Beſtattung und die Inſchriften, welche den Verſtorbenen geſetzt worden (Jahrg. 1818, Nr. 69, 71, 73).

Ungern.

Dieſes Land iſt reichlicher in dem urkundlichen und ſtatiſtiſchen Theile des Archivs bedacht, als in dem hiſtoriſchen. Drey, dem Umfange nach kleine, aber ſehr gehaltvolle Aufſätze des Freyherrn von Mednyanßky gehören hieher:

Der geſetzliche Zinsfuß in Ungern, Jahrg. 1817, Nr. 59. — Der Verfaſſer beweiſet aus einer Reihe von urkundlichen Belegen, daß im Mittelalter ein Zinsfuß in unſerm Sinne in Ungern (wohl auch in deutſchen Landen?) nicht beſtanden habe: ſondern daß nur Verpfändung und Einräumung wirklicher Güter und ihres Genuſſes dem Herkommen nach Statt fand: die erſte Spur einer Schuldverſchreibung gegen Zinſen

erſcheine in einem deutſchen Preßburger Briefe erſt 1431; der Verfaſſer ſchließt daraus ſehr plauſibel, daß jener Brauch aus Deutſchland ſich nach Ungern verpflanzt haben möge.

Ein zweyter Aufſatz desſelben Verfaſſers: Ueber die angeblich geſetzmäßige Verpflichtung der ungriſchen Standesherren zur Unterhaltung feſter Schlöſſer, iſt ein lehrreicher Auszug einer Schrift des gelehrten Juriſten Horváth, worin, wie wir glauben, aus nicht leicht zu widerlegenden Gründen gegen Piringers Anſicht dargethan wird, daß jene Verpflichtung geſetzlich nicht exiſtire, und daß das Geſetz König Stephans, worauf die Gegner ſelbe begründen zu können glaubten, von ihnen mißverſtanden worden iſt — (Jahrg. 1819, Nr. 112, 113).

Der dritte: Ueber eine für Ungern wichtige, angeblich zu Mölk befindliche Urkunde, das Benediktiner-Kloſter auf dem Berge Zobor betreffend, iſt eine Anfrage an das Kloſter Mölk. Nach mündlichen Erzählungen nämlich verfaßten die in dem Verſchwörungskriege wider Mathias Corvin 1471 vertriebenen Mönche von Zobor eine Beſchreibung jener Ereigniſſe, in Folge deren das Kloſter geplündert wurde, nachdem die Mönche vorher ihre Schätze und Urkunden an einer ihnen bekannten Stelle, welche in jener Beſchreibung beſtimmt angegeben ſeyn ſoll, vergraben hatten — Dieſe Schrift ſoll durch die vertriebenen Mönche nach Mölk gebracht und dort noch ſpäterhin einem Zoborer Geiſtlichen gezeigt worden ſeyn (Jahrg. 1819, Nr. 111). Aus ſicherer Quelle erfährt Rec., daß zu Mölk durchaus keine Spur einer ſolchen Schrift ſich gefunden.

Herr Gubernialrath und Kreishauptmann zu Brzezan in Galizien, Kriebel (Verfaſſer der erſt kürzlich herausgegebenen Darſtellung der Weltkunde), ſtellt eine Anfrage an die Gelehrten Ungerns über die Abkunft und Verwandtſchaft Peters, des zweyten ungriſchen Königs, worüber die Meinungen alter und neuer Schriftſteller ſo ſehr getheilt ſind, indem die einen für deutſche, die andern für italiſche Abkunft ſich erklärten. Herr Kriebel entſcheidet vorläufig für erſtere. Jahrg. 1819, Nr. 81, 83.

Die wichtigen Abhandlungen über den ungriſchen Bauernſtand erwähnen wir in der Abtheilung Statiſtik. —

Die ſlaviſchen Lande: Böhmen, Mähren, Krain.

Böhmen.

Eine zweckmäßige Ueberſicht der böhmiſch-mähriſchen Geſchichtsquellen gewährt der Aufſatz des Prof. Knoll: »Mittel-

punkte der Geſchichtsforſchung und Geſchichtsſchreibung in Böhmen und Mähren. Der Verfaſſer, der dieſen Aufſatz als Einleitung in die ſieben Bücher mähriſcher Geſchichten, die wir von ihm zu erwarten haben, mittheilt, möge dann dieſe erfreulichen Reſultate ſeines Fleißes in einer etwas einfacheren Darſtellung, wie ſie dem Hiſtoriker ziemt, und vervollſtändigt bieten. Der Mittelpunkte werden vier aufgeführt: 1) Die biſchöfliche Kirche zu Prag, 2) jene zu Olmüz, welche die Mittelpunkte der älteren ſchriftlichen Geſchichtsforſchung bilden, 3) die Burgen der Herren und Ritter, aus welchen beyde Länder einen ausgezeichneten Kranz gelehrter Leute und ſchöne Früchte ihres Studiums aufzuweiſen haben, und 4) endlich die gemeinſame Stimmung einer durch Religionsverſchiedenheit erzeugten Erbitterung, ſind dem Verfaſſer die bedeutenden Mittelpunkte, aus welchen ſich der Sammler ſeinen Vorrath holen muß. — Es verdient die Aufmerkſamkeit und dankbare Anerkennung der Nachwelt, daß an jenen beyden Biſchofsſitzen, vom zwölften Jahrhundert angefangen, durch Cosmas, die Domherren Vinzenz, Franz (des Abtes Peter von Königsſal, einer auch für Oeſterreich unſchätzbaren Quelle, Fortſetzer und Extraktor) Beneſch von Weitmüle, Neplacho, Marignola, Pulkawa, Zidek, Pontanus ꝛc. ſämmtlich Mitglieder der Prager Domkirche; und ſpäter an der Olmützer Kirche, in Bohuslav von Lobkowitz, Johann Schlechta, Auguſtin Käſenbrot, Zwolsky, Dubravius ꝛc. eine wahre geſchichtliche Pflanzſchule blühte, wie wir ſie nicht leicht anderwärts finden werden, ſo verſchieden auch der Werth und Gehalt ihrer Schriften, unter einander verglichen, ſeyn mag. — Eben ſo wirkſam waren zu ihrer Zeit die ſowohl durch literariſche Verbindung als auch einzeln die Geſchichtswiſſenſchaften fördernden Herren und Ritter, unter welchen, außer den bekannten Geſchichtſchreibern Bartoſch von Drahenitz, Zdenko Löw von Rozmital, Hodiejowsky, Hajek, Zdenko Howora von Lipa, Wenzel von Wrzezowitz, Wilhelm von Slavata ꝛc. auch den Wartenbergen, Schlicken, Zierotinen nicht geringes Verdienſt zukommt. — Mit Vorſicht und Wahl müſſen freylich die durch religiöſe Meinungen und politiſche Reibung erzeugten Schriften eines Sixt von Ottersdorf unter Ferdinand I, Zacharias Theobald, Paul Stransky und anderer gewürdiget werden. Dieſe ſehr ausführliche Arbeit, von welcher wir hier keinen Auszug geben konnten, findet man im Jahrg. 1821, in den Nummern 1, 3, 7, 10, 13, 19, 20, 22, 23, 24, 26, 29, 31.

Hat Albrecht III. Herzog von Baiern die böhmiſche Krone ausgeſchlagen, als ſie ihm von den Ständen angeboten wurde? — — Herr Pfarrer Kurz beweiſet durch zwey bisher unbekannte Urkunden, die allgemeine Annahme, als habe dieſer Fürſt die nach dem Tode Kaiſer Albrechts II. ihm angetragene erledigte böhmiſche Krone eben ſo großmüthig, als Kaiſer Friedrich, ausgeſchlagen, für irrig. Die Stelle in dieſen Urkunden: »So wellen wir uns der (Coran) nicht wern noch entſlachen, ſunder gern Ir Kunig ſeyn« ꝛc. ſcheint uns freylich ſchlagend genug zur Bekämpfung eines eingebürgerten geſchichtlichen Irrthums. — Jahrg. 1815, Nr. 64.

Einzelne Fragmente aus der böhmiſchen Geſchichte behandelt Freyherr von Bretfeld in der hiſtoriſchen Skizze, Schömbergs Ruinen und ihre Umgebungen im Taborer Kreiſe, wo von den Schickſalen dieſer uralten, durch die Huſſiten hart und oft hergenommenen Feſten Hrad und Schömberg geſprochen wird, Jahrg. 1812, Nr. 101; — in dem allgemeinen Ueberblicke der böhmiſchen Lehensverfaſſung, Jahrg. 1812, Nr. 115; — in dem kurzen Artikel über den Urſprung der Grafen, insbeſondere deren Aufkommen in Böhmen, Jahrg. 1813, Nr. 5; — endlich in der Unterſuchung über den Ritterorden des h. Wenzel im Königreiche Böhmen, Jahrg. 1813, Nr. 7, 8, 14, wo der Verfaſſer den Wahn Einiger zu widerlegen ſucht, als ob dieſe noch beſtehende Ertheilung des Ritterſchlages mit dem Schwerte des h. Wenzel, eine wirkliche Ordensverleihung in unſerem Sinne geweſen ſey. —

Die böhmiſche Feſte Klingenberg, böhmiſch Zwikow, im Prachiner Kreiſe, ihre Geſchichte, Schickſale, ihren Bau und ſonderbare Schriftzeichen, weßhalb auch ſie für eine Templerburg gehalten wird, beleuchtet Prof. Millauer in einem kurzen Aufſatze, Jahrg. 1817, Nr. 156. —

Mähren.

Mährens Geſchichte hat durch die Beyträge der Herren Richter, Horky, Gollinger und Anderer, welche zum Theil in den folgenden Abſchnitten erwähnt werden, einen wahren Vorſchub erhalten, wir können wohl behaupten, daß die für dieſes Land gelieferten, durchaus quellenmäßigen Monographien an Maſſe und Gehalt den erſten Rang einnehmen.

Profeſſor Richter, deſſen geſchichtliche Muſe dem Lande ſeines jetzigen Aufenthaltes, Krain, ſich mit Vorliebe weiht, hat früher, als er noch als Gymnaſiallehrer in Brünn thätig

war, ſchon große Materialienſammlungen zur älteren Geſchichte Mährens gemacht. Als Reſultate davon betrachten wir folgende Arbeiten:

Die Quaden, im Jahrg. 1816, Nr. 121, 125, 127, 129, 134. — Durchaus aus den Daten der Schriftſteller der ſpäteren Römerzeit erörtert der Herr Verfaſſer auf eine, ihm eigne, muſterhafte Weiſe mit eben ſo viel Gründlichkeit als lichtvoller Ordnung folgende, die Schickſale jenes Volks betreffende Punkte: Wo wohnten ſie, welches ſind ihre Schickſale? — Marbod, Haupt der Markomannen und Quaden zu Hermanns Zeit. — Marbod unterliegt dem Hermann — Vannius, der von den Römern eingeſetzte, unter Claudius wieder vertriebene Quadenkönig. — Der Markomannenkrieg — (warum nennt der Verfaſſer in Nr. 127 die Säule Trajans immer Statue?) Beſiegung der Barbaren unter Marc Aurel — Commodus und die folgenden ſchwachen Kaiſer bis Alexander Severus und Maximin den Thracier, mit welchem in der Geſchichte eine Pauſe über die Quaden eintritt, bis ſie unter Probus, Konſtantin, Konſtantius wieder erſcheinen. — Aus Ammianus Marcellinus und andern Denkmalen jener Zeit wurden die lehrreichen Winke vom Verfaſſer ſorgfältig benutzt, um uns ein Bild von dem Innern des quadiſchen Volkslebens, ihrer Verwaltung, Lage, Sitten aufzuſtellen. — Unter Valentinian erſchütterte das Reich der Einfall der gereizten Barbaren; ſein Tod, als er den Geſandten der Quaden Gehör gab. Bald darauf verliert ſich der Quadenname.

Mit dieſem inhaltſchweren Aufſatze ſteht ein anderer im Zuſammenhange: »Mähren vom Jahre 375 bis 526, oder bis zur Einwanderung der Slaven. — Die Entwirrung des von den Zeitbüchern nur fragmentariſch und ſchwankend geſchilderten Völkerdranges der Rugier, Heruler, Gothen, Longobarden, ephemerer, dieſes Land durchſtürmender Völker, — bewährt den unverdroſſenen Fleiß des Geſchichtsforſchers, der uns auch über den Weg, welchen Attila, als deſſen Bundesvolk die Quaden erſcheinen, wahrſcheinlich mag eingeſchlagen haben, Reſultate ſeiner intereſſanten Unterſuchungen mittheilt. Jahrg. 1818, Nr. 111.

In ſpätere Zeiten führt uns desſelben Verfaſſers Abhandlung: »Bruno, Biſchof von Olmütz, aus den Grafen von Schaumburg (in Holſtein), von 1247 bis 1281. Das Leben dieſes über ſeine Zeit hervorragenden Mannes, des Freundes des Böhmenkönigs Wenzel, der dann auch Ottokars vornehmſter Rathgeber, Vermittler, Begleiter auf allen ſeinen Zügen, auch wider die heidniſchen Preußen, war, wo Brauns-

berg (Brunoberg) von ihm gegründet wurde, wie Königsberg von Ottokar. — Dieſe Lebensgeſchichte greift vielfältig in die wichtigſten Ereigniſſe der Zeit ein, wo Rudolph Habsburgs Größe gründete. Jahrg. 1816, Nr. 44, 46.

Die Huſſiten in Mähren (1421—1438), von demſelben Verfaſſer, eine aus den zuverläßigſten Quellen geſchöpfte Darſtellung jener unheilvollen Zeit, in 1816, Nr. 46, 48, 53, 55.

Die Zierotine, geſchildert von Prof. Richter, im Jahrg. 1815, Nr. 96, 100, ſtammen erweislich von dem ruſſiſchen Großfürſten Wladimir, im zehnten Jahrhunderte, und wurden in der Folge ſo mächtig, daß man ſie unbedenklich für das größte und ausgebreitetſte Geſchlecht Mährens im ſechzehnten Jahrhunderte erklären darf. Karl von Namieſt-Zierotin iſt einer der ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen Ferdinands II. und des Kardinals Dietrichſtein; er ſtarb 1636 in hohem Alter.

Eine Epiſode der eben erwähnten Zeit, die unruhvollen Jahre 1619—1623, umfaßt der Aufſatz: »Mähren unter Ferdinand II., in welchem Prof. Richter nach Bels bekanntem öſterreichiſchem Lorberkranz die Geſchichte der mähriſchen Religionsunruhen vorführt. 1815, Nr. 102. (Wichtige Vervollſtändigung findet ſich im hiſtoriſchen Taſchenbuch, in den Ahnentafeln der Zierotine, Dietrichſteine und Wrbnas, 1820, 1821 und 1822)

Joſeph Horky lieferte folgende, mit vielem Fleiße gearbeitete Monographien:

Die Dirnowitze in Mähren, deren mehrfache Linien der Verfaſſer geſchichtlich und urkundlich nachweiſet. Jahrg. 1818, Nr. 88, 90, 95, 97, 98.

Die Boskowitze in Mähren. Jahrg. 1818, Nr. 104, 105, 106, 107. Als Fortſetzung der Geſchichte dieſes ſchon um 1049, nach des Verfaſſers Angabe, erſcheinenden, nunmehr ausgeſtorbenen mähriſchen Adelsgeſchlechtes iſt der ſehr ausführliche Aufſatz: Protaſius, Biſchof zu Olmütz, und ſeine Neffen, zu betrachten. Man findet ihn Jahrg. 1819, Nr. 105, 106, 108, 114, 116, 118, 121, 125, 126. Dieſer Mann, aus dem Geſchlechte derer von Boskowitz entſproſſen, in Wien und Pavia gebildet, in der Theologie, Dialektik und dem übrigen Wiſſen ſeiner Zeit vor andern bewandert, Propſt zu Brünn, dann Biſchof von Olmütz, wirkte vielfach ein in die unruhevollen Zeitereigniſſe unter Podiebrad und Mathias. — So gern wir die Gewandtheit und Staatsklugheit dieſes mit ſo vielen Gaben ausgerüſteten Mannes anerkennen, ſo möchten wir doch in das unbedingte Lob, womit der Verfaſſer alle ſeine Handlungen

belegt, nicht einſtimmen. — Dem Leben des Protaſius ſind ſchätzbare Literarnotizen über ſeinen als Dichter und Gelehrter ausgezeichneten Neffen Ladislav Boskowitz beygefügt.

Ein anderer Biſchof von Olmütz, Heinrich Zdik, wird uns geſchildert im Jahrg. 1817, Nr. 96, 100, 113. —

Die Burg und die Herren von Landſtein, dargeſtellt von Joſ. Horky im Jahrg. 1820, Nr. 119, 122, 124, 126. Die erſte urkundliche Spur derſelben fand der Verfaſſer 1282. Das Geſchlecht der Landſteine theilte ſich in die böhmiſche und mähriſche Linie. Die Burg iſt jetzt Eigenthum der Herberſteiniſchen Nachkommen.

Die Ruinen von Tempelſtein in Mähren, von Horky. Dieſe Burg ſoll, nach des Verfaſſers Vermuthung, einſt den Tempelherren gehört haben, vielleicht der Sitz ihres Kommenthurs geweſen ſeyn. Er erzählt uns die Schickſale dieſes jetzt in den Ruinen liegenden Schloſſes, welche nun des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein Eigenthum iſt. Jahrg. 1820, Nr. 1.

Die Burg Holenſtein in Mähren, berüchtigt durch den Raubritter Hartmann, den Wenzel, der Böhmenkönig, im dreyzehnten Jahrhunderte bändigte. Jahrg. 1817, Nr. 127, 129, von Horky.

Die Burg und die Herren von Daubrawitz in Mähren, ein durch Alter und Thatenglanz vorzügliches Geſchlecht: die Sage weiſet ſeinen Urſprung in den Tagen des altmähriſchen Reiches nach, wo Ivo's Sohn jene Burg gegründet haben ſoll. Um die Zeit des Huſſitenkrieges kam die Beſitzung in fremde Hände, unter Leopold I. an die Grafen Rogendorf, zu welcher Zeit, bis auf Marien Thereſien, Daubrawitz noch den Blutbann (jus gladii) hatte. Jahrg. 1817, 134, 136, 138, 140. — 1818, Nr. 13, 17, 25. — Von Horky.

Die mähriſche Burg Raitz, das ſchöne Beſitzthum der Altgrafen von Salm, findet eine ausführliche geſchichtliche Erörterung im Jahrg. 1817, Nr. 154 (wo aber noch die Fortſetzung verſprochen wird); man verbinde hiermit auch den, den beyden Rettern Wiens, Salm und Rogendorf, geweihten Aufſatz (Jahrg. 1815, Nr. 126, 129), der von dieſer Burg und Herrſchaft Raitz eine genaue topographiſch-ſtatiſtiſche Darſtellung liefert, und Salms Leben im hiſtoriſchen Taſchenbuche vom Jahre 1823.

Die Maidenburg in Mähren, von Horky. Sie kommt zuerſt 1234 vor, in welche Zeit die bekannte Fehde Friedrichs des Streitbaren von Oeſterreich wider König Wenzel fällt, deſſen Vaſallen Cyrek und Nehrad, Burggrafen von Maidenburg und Roſenſtein, durch die här-

teſten Martern Friedrichs, in ihrer Treue für Wenzel nicht wankend wurden. Jahrg. 1818, Nr. 31.

Nicht einzelne Adelsgeſchlechter bloß, auch Städte verdienen beſondere Rückſicht, wenn Bauſteine zum Dome der Geſchichte herbeygeſchafft werden ſollen. Eine ſolche Monographie iſt uns geboten in der Abhandlung: Die Stadt Jamnitz in Mähren. Dieſe unläugbar ſehr alte Stadt, wenn ſie gleich nichts mit dem römiſchen Gemnicium gemein hat, wie Manche haben wollen glauben machen — war in früheren Zeiten eine äußerſt wohlhabende freye Bergſtadt. Die vorliegende ſehr fleißige Geſchichte gibt die erſte urkundliche Erwähnung von Jamnitz im Jahr 1130 an. Die ſehr herabgekommene Stadt iſt jetzt der Hauptort einer gräflich Stadion'ſchen Herrſchaft. Der Verfaſſer dieſer Arbeit iſt gleichfalls Horky. Jahrg. 1821, Nr. 27, 34, 35, 38, 43, 44, 58, 62.

Hieher gehört nicht minder: »der Ehrenſpiegel der königlichen Stadt Znaym, vom Juſtiziär Pittner. Dieſe beynahe tauſendjährige, einſt ſehr bedeutende Stadt gehört, wie die vielgetreue Neuſtadt, zu denjenigen, deren Hauptcharakter, beharrliche Treue, von Jahrhundert zu Jahrhundert forterbte. — Unter Herzog Boleslavs Regierung widerſtand es tapfer den andringenden Ungern, war lange Zeit der Sitz der alten Herzoge, mit Freyheiten und Gnaden begünſtigt unter den Ottokaren und Luxenburgern; unerſchüttert in den Huſſitenunruhen, gedieh Znaym 1423 in Herzog Albrechts von Oeſterreich Beſitz; auch in den utraquiſtiſchen Stürmen blieb die Stadt treu der Religion ihre Väter, bis ſie nach der Schlacht bey Mohacz mit Mähren dem Hauſe Oeſterreich zufiel. Der Anhang, den die lutheriſche Lehre hier fand, war von kurzer Dauer. — Es iſt merkwürdig, wie die Landesfürſten aller Zeiten an Beweiſen ihrer Zuneigung für dieſe Stadt ſich überboten: eine glänzende Reihe von Freyheitsbriefen beweiſet dieß. — Jahrg. 1821: Nr. 91, 97, 102, 106, 109, 112.

Herr Graf Mittrowsky, Landesgouverneur von Mähren und Schleſien, theilte im Jahrg. 1817, Nr. 144, aus ſeiner reichen Sammlung von Urkunden und Dokumenten eine Nachricht mit, wonach der Landtagsſchluß von 1541 ſchon eine Art von Gens d'armerie einführte, welche, von Ort zu Ort ziehend, die Polizey im Lande handhabte.

An dieſen gewiß ſchon ſehr reichen Vorrath zur mähriſchen Provinzialgeſchichte ſchließen ſich noch manche Aufſätze an, die wir ihres Inhalts wegen unter der Rubrik: Inſtitute, aufführen werden. Sie betreffen die mähriſche Ackerbaugeſellſchaft

und das Brünner Muſeum, ſo wie die mähriſchen Abteyen Bruck, Raygern und Neureutſch.

Krain.

Die hieher gehörigen Aufſätze verdankt das Archiv ſämmtlich dem Prof. Richter in Laibach.

Die Forſchungen zur Geſchichte und Geographie Krains, Iſtriens und Friauls im Mittelalter, im Jahrg. 1822: Nr. 27, 30, 96, führen uns in die Zeit der Karlowingen, und erörtern die ſo ſchwierige Geographie dieſes Landes. Die muſterhafte Einleitung, worin der Verfaſſer von den ihn leitenden Grundſätzen Rechenſchaft gibt, zeigt, wie ſorgfältig er die reinen Quellen von den unlautern geſchieden. Zwey ſynchroniſtiſche Tabellen, dieſem Aufſatze beygefügt, ſtellen kurz die Reſultate vor Augen. Der verſprochenen Fortſetzung ſehen wir erwartungsvoll entgegen. — Eben ſo lehrreich ſind die Andeutungen, welche über die Krainer Slaven im Mittelalter, im Jahrg. 1818, Nr. 1, gegeben worden. Dieſer letzte Aufſatz zerfällt in zwey Abtheilungen: I. das Verhältniß der Slaven zu den Avaren, zu den friauliſchen Herzogen; wie ſie als Knechte der Franken gelebt; ihre Feuerdienſtgebräuche, ähnlich jenen der Ormuzddiener; ihre Chriſtianiſirung von Aquileja und Salzburg aus; ihre Beherrſchung durch die ſpätern Grafen der Mark Kraina; welche Abſtufungen der Leibeigenſchaft unter den Servis, Casatis (noch jetzt deutſch: Keuſchler, z. B. in Kärnten), Gassindis (Geſinde) Statt fanden. Die II. Abtheilung behandelt das ſpätere Mittelalter; wo die Nachrichten fehlen, durfte der Verfaſſer das Schickſal der Slaven wohl aus wahrſcheinlichen Kombinationen nachweiſen. Den Schluß macht die Herrſchaft der Habsburger, von Rudolph I. bis Max I.

Die Mosburg des Privinna hat bekanntlich, da mehrere Orte dieſen Titel anſprechen, unter den Geſchichtsforſchern Inner-Oeſterreichs nähere Erörterungen veranlaßt. Prof. Richter berührt dieſen Gegenſtand zum zweyten Male in ſeiner vorläufigen Antwort auf eine Stelle des Aufſatzes: Ueber die Mosburg in der ſteyermärkiſchen Zeitſchrift. Dieſe Antwort iſt abgedruckt, Jahrg. 1822, Nr. 131. — Schon früher (Archiv 1814, Nr. 26) gedachte, zwar nur im Vorbeygehen, Eichhorn dieſer Mosburg; von Richter erwarten wir beſtimmtere Aufſchlüſſe: und der Kaplan Hermann in Klagenfurt wird denſelben Gegenſtand, ſeinem uns gegebenen Verſprechen gemäß, in der Kärntneriſchen Zeitſchrift abhandeln. So wird wohl die Meinungsverſchiedenheit ſich endlich ausgleichen.

Die Frage und Bitte an die Hiſtoriker Inner-Oeſterreichs von Prof. Richter, ob der 899 nach Baiern geführte Zuentobolch, Sohn Swatopluks, nicht derſelbe ſey mit dem in drey Urkunden Arnulphs und Ludwig des Kindes 898 und 903 beſchenkten Zwetboch, viro progenie bonae nobilitatis exorto, — ſcheint dem Recenſenten ſo klar die Bejahung zu fordern, als man ſolche in ähnlichen Fällen nur erwarten darf. Jahrg. 1817, Nr. 73.

Bruchſtücke aus Richters druckfertigem Werke, Swatopluk, oder das großmähriſche Reich und ſeine ſlaviſche Kirche, enthält der Jahrg. 1815, Nr. 146, 148, in dem Artikel: das Geſchlecht der Moymaren und das ſlaviſche Chriſtenthum in Mähren.

Kaiſer Friedrich IV und Krain, von Prof. Richter. Was hat der Kaiſer für Krain, was dieſes für jenen gethan? Im harten Streit des Kaiſers mit Cilli und ſeinem unruhigen Bruder Albrecht litt das Land nicht wenig, doch hielt es feſt an dem Kaiſer, der dem Lande und beſonders der Stadt Laibach, die ihn in Cilli, wo er belagert ward, beſchützt hatte, hinwieder mit beſondern Gnaden gewogen war. Friedrich iſt auch der Gründer des Laibacher Biſthums; den Anlaß dazu, ein Gelübde für überſtandene Gefahr in Cilli, wie die Sage meldet, hat Prof. Richter in einem recht anmuthigen Gedichte eingekleidet (Jahrg. 1818, Nr. 69). — Gegen das Ende von Friedrichs Regierung ward Krain von dem ſchrecklichen Einfall der Türken heimgeſucht. — Jahrg. 1818, Nr. 33.

Unter der Aufſchrift: »Zehn Tage in Friaul,« gibt Prof. Richter aus ſeinem Notatenbuche Nachrichten über eine Reiſe in Friaul, die von dieſem Gelehrten doppelt erwünſcht ſind, je mehr ihm die Geographie und Geſchichte Krains verdankt. Er beſchreibt uns 1) Görz mit ſeinen Gebäuden und ſehenswürdigen Dingen und macht uns mit ſeinen gelehrten Männern bekannt; gibt 2) eine ſchöne Erzählung von dem Ausfluge nach dem nahen Gnadenorte Monte-Santo und von deſſen Entſtehung; 3) überraſcht er durch die Nachricht von einem bedeutenden Archive in Cividale, wo ſich noch ſchöne Gebetbücher aus dem eilften und dreyzehnten Jahrhundert finden, deſſen ſchönſte Zierde aber, der herrliche Evangelienkodex aus dem fünften Jahrhundert, nach Venedig gewandert iſt. 4) Aquileja mit ſeiner geſunkenen Herrlichkeit. Jahrg. 1822, Nr. 100, 101, 105, 107.

Ein kaiſerliches Inkognito aus dem zehnten Jahrhundert (Jahrg. 1822, Nr. 152, 153) betrifft die Anweſenheit Ottos III. in Krain.

Die Auersberge, Vordermänner des krainiſchen Adels, fanden im Jahrg. 1821, Nr. 40, 41, 46, 52, 56 durch Prof. Richter eine Monographie ihres Geſchlechts; nach ältern Geſchichtſchreibern, jedoch mit Wahl bearbeitet. Zu den Erleſenſten dieſes Stammes gehört Freyherr Herbard von Auersberg; der Erzherzoge Karl und Ferdinand Rath, Hauptmann der kroatiſchen Gränze, Sieger über die Türken bey Novigrad, dann Landeshauptmann von Krain, ſtarb er den Tod des Helden in einem Kampfe mit den Türken. Sein Sohn wurde gefangen nach Konſtantinopel geführt, und erſt nach vielen Gefahren ausgelöst. —

Die Gallenberge (Jahrg. 1818, Nr. 4), in deren Stammwurzel auch die Scherffenberge verſchlungen ſind.

Möge Prof. Richter, der Verfaſſer aller dieſer Aufſätze, die vaterländiſche Geſchichte noch mit recht vielen ſolchen Partikulararbeiten bereichern!

Bisher die geſchichtlichen Abhandlungen, welche den öſterreichiſchen Staatenverein oder ſeine einzelnen Lande insbeſondere betrafen. Wir müſſen nun auch noch jene Originalaufſätze berühren, welche ſich nicht unter die bisherigen Unterabtheilungen bringen ließen, und welche

Auswärtige Geſchichte, — Münz- und Bergwerkskunde, — Orientaliſche Literatur und Geſchichte, — Induſtrielle und polytechniſche Gegenſtände

abhandeln. —

Der auswärtigen Geſchichte gehört der Aufſatz: »Cypern, Savoyen und die Sultane von Aegypten, größten Theils aus venezianiſchen Urkunden geſchöpft, Jahrg. 1819, Nr. 66, 67.

Herr Joſeph Schön, ein hoffnungsvoller Schüler der Geſchichtswiſſenſchaft in Olmütz, wählte ſich zum Gegenſtande eine geſchichtliche Skizze, den bisher noch nirgends recht quellenmäßig dargeſtellten Abfall Siciliens vom Hauſe Anjou, zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. Er beleuchtet ihn aus Fazello's Dekaden der ſicilianiſchen Geſchichte und vier von Muratori edirten Quellen. Dieſe gründliche, wenn auch nur in Grundlinien gezeichnete Arbeit behandelt im erſten Abſchnitte die Darſtellung der Urſachen, durch welche das Haus Anjou zum Throne Siciliens gelangte, im zweyten die Veranlaſſung und im dritten den Abfall ſelbſt, bis zum Kampfe Arragoniens mit Anjou. Jahrg. 1822: Nr. 66, 69, 75.

Sehr verdienſtliche Beyträge zur Geſchichte der Slaven enthalten die beyden Aufſätze: Ableitung des Namens der

Preußen und Ruſſen,« Jahrg. 1817, Nr. 51, und Erklärung der ſlaviſchen Benennung der ſieben Waſſerfälle im Dnjeper bey Konſtantinus Porphyrogenitus Tom. I. bey Banduri p. 50 de administr. Imp. (edit. Venet.). Dieſen letzten von Dr. Rumy eingeſandten, von einem ungenannten Großen herrührend, finden wir Jahrg. 1817, Nr. 73.

Unter den hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, deren die dreyzehn Jahrgänge eine Unzahl, beſonders von rein geſchichtlichen Anekdoten, meiſt unter der Rubrik Miscellen liefern, und darunter viele Originalaufſätze, bemerkten wir eine beachtungswerthe Notiz, durch Freyherrn von Bretfeld mitgetheilt, worin von einem im Jahre 1721 in Rußland, in der Gegend des kaſpiſchen Sees entdeckten Gewölbe die Rede iſt, welches nebſt vielen andern Seltenheiten auch eine Bibliothek von 3000 Bänden enthielt. Dieſe Bücher waren, dem Bericht zufolge, in einer Schrift geſchrieben, die in Petersburg, wohin man ſie ſandte, Niemand zu leſen im Stande war. Auch auswärtige Univerſitäten ſind zu Rathe gezogen worden: die ferneren Reſultate ſind uns aber unbekannt. Möge ein ruſſiſcher Literator hierüber Aufklärung geben! — Dieſer Artikel findet ſich im Jahrg. 1813, Nr. 5.

Gabriel Bethlens Geſandtſchaft nach Konſtantinopel, in 1817, Nr. 57, muß zu den wichtigeren Beyträgen gezählt werden, ſowie der Aufſchluß über den Retter Max des I. auf der Martinswand, im Jahrg. 1821, Nr. 4; — Geſammelte Blätter von Docen, beginnend von Nr. 12, Jahrgang 1822.

Bergwerks- und Münzkunde. — Gehaltvoll, wie alles, was aus Kurzens Feder kommt, ſind die Aufſätze über Oeſterreichiſche Salinen, welche dann auch von Andern im Archive mannigfache Beleuchtung erhielten. — Kurzens erſte Mittheilung über dieſen Gegenſtand iſt im Jahrg. 1811, Nr. 26, in ſeinen Miscellen aus dem Lande ob der Enns. Hier weiſet er die Geſchichte der oberenſiſchen Salinen von der Stiftung Kremsmünſters (777) bis Max I. nach, und gibt dabey die ſehr merkwürdige Nachricht, wie beym Salzbau zu Hallſtadt eben damals einige hundert Fuß tief in der Erde das Skelett eines Römers ſammt Rüſtung und Waffen und Münzen aus Trajans Zeit gefunden worden. Zu dieſem Aufſatze legte der in der Geſchichte Oeſterreichs und Salzburgs nicht minder, als im klaſſiſchen Alterthume trefflich erfahrene Direktor Vierthaler, im Auguſthefte der vaterländiſchen Blätter von demſelben Jahre, ſeine Bemerkungen nieder. Später entdeckte der Bergmeiſter zu Iſchel, Hr. Deckelber-

ger, wichtige, die Salinengeſchichte betreffende Urkunden, welche Kurzen zu einem neuen Aufſatze über Ober-Oeſterreichs, vorzüglich Hallſtadts Salzwerke veranlaßten (Jahrg. 1816, Nr. 147, 159), wo er ſchätzbare Urkunden, vorzüglich über die Entdeckung des Salzberges durch Eliſabeth, Kaiſer Albrechts I. Gattin, beybringt.

Im Jahrg. 1812, Nr. 11, wurde auch ein Auszug aus der, am Dankfeſte der fünfhundertjährigen Erhaltung des Hallſtädter Salzberges, von dem Oberamtsrathe und Oberbergmeiſter Maximilian Kneer in Hallſtadt gehaltenen Rede, mit einſchlägigen Bemerkungen, mitgetheilt. Dieſe Rede berührt zwar auch das Geſchichtliche der Entſtehung des Bergwerkes, verbreitet ſich aber mehr über das Techniſche, vorzüglich den Salzſud, und verſpricht erfreuliche Ausſichten für die Zukunft aus wiſſenſchaftlichen Gründen.

Die Münzkunde des Mittelalters erhielt bisher nur ſparſame Beyträge. Baron Bretfeld gab im Jahrg. 1812, Nr. 111, Nachricht über einen merkwürdigen Fund deutſcher Brakteaten und Dickpfennige des Mittelalter, in Böhmen auf der Herrſchaft Wildſtein. Unter den fünf bis achthundert Fundmünzen, wovon der Verfaſſer ſelbſt einen Theil an ſich brachte, befanden ſich, außer unbeſtimmten und ſchlecht erhaltenen Stücken, mehrere Brakteaten von den ſächſiſchen Ottonen, von Heinrich von Baiern († 995) aus der Münzſtadt Eger (EGRA). Eine andere mit der Umſchrift REGINA CIVITAS und ELLON (Ellbogen?) verdient wohl noch nähere Unterſuchung. — Hieher gehört auch der ſehr kurze Auszug aus den ſchönen und umfaſſenden Werken über engliſche Münzen des Mittelalters Jahrg. 1814, Nr. 207.

Es iſt gewiß eine gerechte Forderung an dieſes Archiv, wenn wir dieſen noch ſo wenig bearbeiteten Zweig hiſtoriſcher Hülfswiſſenſchaften fürs Mittelalter, ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit angelegentlichſt empfehlen. So viele Verehrer und Bearbeiter die antike Münzkunde gefunden hat und noch findet, ſo wenig befriedigend iſt, aus leicht begreiflichen Urſachen, unſere Kenntniß von den Münzen des Mittelalters in ihrer ganzen Ausdehnung. Zwar fehlt es nicht an einzelnen trefflichen Werken, die ſowohl dem Sammler als dem Kritiker und Geſchichtſchreiber genügen, ſondern an zuſammenhängender wiſſenſchaftlicher Bearbeitung, an einer Doctrina numorum medii aevi, wodurch allein Kombination, Ueberſicht, gleichmäßige Ordnung, ja gemeinnützige Verbeſſerung, Berichtigung und Ergänzung an den rechten Stellen möglich wird. Dazu wäre aber eine Verbindung aller Münzkabinette Europens zur einverſtändlichen

Herausgabe ihrer Schätze nöthig, damit nicht das Alte und Bekannte zehnmal wiederholt, und das Neue und Seltene in dreyßig verſchiedenen Büchern aufgeſucht zu werden brauchte. — Freylich iſt zu ſolchem Unternehmen der oft nur nach Seltenem, nach Stempelfehlern, nach Münzbuchſtaben, nach Kopfwendungen und Punkten jagende, meiſt der Geſchichte und ihren genealogiſch-heraldiſch-ſphragiſtiſch-diplomatiſchen Hülfswiſſenſchaften ganz fremde Münzliebhaber, Sammler und Händler eben nicht der geeignete Mann: er müßte den Fleiß und die Kenntniß Köhlers, die Genauigkeit Götzens, die Kritik Maders beſitzen, und ihm müßten pekuniäre Mittel zu Gebote ſtehen, welche der ſchwierige Stich und Druck, die Größe des Werks und die geringe Zahl der Abnehmer unabweisbar erfordern. Bis dieſe pia vota Gewährung finden, ſey es uns erlaubt, nur auf einen uns zunächſt angehenden Punkt zu deuten, der noch ein ſchönes Feld zur Diskuſſion eröffnet: wir meinen die öſterreichiſchen Münzen des Mittelalters. Dieſe höchſt ſchwache Seite unſerer geſchichtlichen Literatur iſt in den Monumentis domus Austriacae, in der Abtheilung Numotheca, zwar abgehandelt, aber ſehr unvollkommen; Mader hat die Mängel nachgewieſen, in ſeinen kritiſchen Beyträgen, und dasjenige, was er dort nur gleichſam berichtigend und berührend ſagt, iſt unläugbar noch das Beſte, was überhaupt über dieſes Fach geſagt iſt. Das Schwankende in der Beſtimmung unſerer babenbergiſchen Münzen, welche auch durch Obermayers gutes Werk über die baieriſchen Münzen nur dürftiges Licht erhält, ſollte es denn gar nicht zu heben ſeyn? Recenſent, der dieſen Gegenſtand einmal ausführlicher zu behandeln die Abſicht hat, erlaubte ſich hier nur dieſe Aufforderung an Oeſterreichs Gelehrte, um vielleicht durch vereinte Hülfe, beſonders durch Zuſammenſtellung der Stellen in Urkunden, Chroniken ꝛc. welche von Werth, Gehalt, Namen, Verringerung, Verbeſſerung der Münzen und dergl. handeln, durch Anfragen und Anzeigen neuer Funde mit Angabe des Ortes, wozu ſich ja dieſes Archiv beſonders eignet, die gute Sache zu fördern.

Bedeutender ſind die Beyträge über die antike Münzkunde im Jahrg. 1822: Nr. 18, 24, 36, 42. — Es ſcheint ein glücklicher Plan des Mittheilers der Fragmente über griechiſche Münzkunde, Herrn J. C. Arneth, die ſo häufig nur als Gemeingut des Pedantismus verſchriene Münzkunde hier populär zu machen, und aus dem zahlloſen ein zählbares, das Wichtigſte für Kunſt und bildliche Archäologie fragmentariſch herauszuheben. Die vom Verfaſſer vorzüglich berückſichtigte Kunſtvortrefflichkeit alter Münzen konnte nicht beſſer belegt werden als durch Beyſpiele aus den ſchönen Münzen

des eigentlichen Griechenlandes, Korinths, Athens, Thebens, Macedoniens, Siciliens, Großgriechenlands; wohin uns der Verfaſſer von Land zu Land führt, und mit erläuternden Stellen aus Klaſſikern begleitet. — Daſſelbe lobenswerthe Streben, der leider heute ſo gemeinen Vernachläßigung der Münzprägekunſt und Medallieurkunſt, beſchämende Beyſpiele entgegen zu ſetzen, hat ihn auch zu einigen Worten im Jahrg. 1822, Nr. 66 veranlaßt, wo er bey Gelegenheit der Beſchreibung einiger ſchönen neuen engliſchen Münzen auf die Wichtigkeit beſſerer Stämpel und die Forderungen aufmerkſam macht, die wir an eine Medaille zu ſtellen berechtiget ſind. Unſer verdienſtvoller Graveur Würth iſt leider nicht genügend erſetzt, und der Ruhm, in neuerer Zeit die ſchönſten Medaillen aufzuweiſen, wie wir es zu Marien Thereſiens Zeit konnten, iſt uns bald durch die engliſche Induſtrie ſtreitig gemacht worden. —

Orientaliſche Literatur und verwandte Gegenſtände.

Eine Ueberſetzung der mit dem Acceſſit gekrönten Abhandlung des Herrn von Hammer über die Preisfrage des franzöſiſchen Inſtituts: »Welchen Einfluß hatte der Muhammetismus auf den Geiſt, die Sitten und die Regierungsform jener Völker, bey denen er in Aufnahme kam, in den erſten drey Jahrhunderten der Hegira?« gibt der Jahrg. 1811, Nr. 92, 95.

Von mannigfachem Werthe für Oeſterreichs Geſchichte ſind die Urtheile und Erzählungen der Osmannen, wenn ſie von unſern Einrichtungen, Sitten und Orten reden. Herr von Hammer hat das verdienſtliche Geſchäft übernommen, von Zeit zu Zeit Ueberſetzungen türkiſcher Geſandtſchaftsberichte aus den zu Konſtantinopel gedruckten Geſchichten des osmaniſchen Reiches, in dieſem Archive zu liefern. So gab er 1822, Nr. 48, den Bericht des im Jahre 1665 nach Wien geſandten Botſchafters Mohammed Paſcha, der die Reiſe durch Ungern, die Beſichtigung der Feſtung Komorn ꝛc. umſtändlich beſchreibt: und in der Nr. 51 jenen des Großbotſchafters Ibrahim Paſcha, der nach dem Paſſarowitzer Frieden 1719 nach Wien zog, während der kaiſerliche Botſchafter nach der Zuſammenkunft mit jenem zu Belgrad, nach Konſtantinopel reiste. Der Einzug in Wien am 14. Auguſt, die Audienz beym Kaiſer, beym Prinzen Eugen (dem Weſir, Beſitzer des Siegels), die Beſchreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten iſt von mannigfachem Intereſſe. Dieſem Berichte iſt in Nr. 63 aus dem Reichsgeſchichtſchreiber Raſchid die geſchichtliche Schilderung beyder Geſandtſchafts-

reiſen, der öſterreichiſchen ſowohl als der türkiſchen Botſchaft nach dem Paſſarowitzer Frieden, beygefügt.

Durch den Aufſatz: »die Geſchichtſchreiber der Osmanen,« füllte Herr von Hammer eine lange beſtehende Lücke in unſerer Kenntniß osmaniſcher Literatur aus. Er gibt nämlich ein nach XII Hauptabtheilungen, in materieller Ordnung zweckmäßig abgefaßtes Verzeichniß aller jener Quellenſchriften, welche den türkiſchen Geſchichtſchreibern zur Grundlage dienen. Aus der Geſammtzahl der hier wiſſenſchaftlich geordneten Werke, gerade 200, mag man die Wichtigkeit der Mittheilung ermeſſen. Ungefähr die Hälfte dieſer geſchichtlichen Schriften beſitzt Herr von Hammer ſelbſt. Jahrg. 1822, Nr. 57, 60, 72, 75, 78.

In den vier aſtronomiſchen Geſprächen zwiſchen einem Griechen und einem Araber, entwirft der tiefgelehrte Verfaſſer, Herr von Hammer, eine ſehr durchdachte, und bey dem anziehendſten und populärſten Vortrage, doch ungemein gedrängte Zuſammenſtellung der arabiſchen mit der griechiſchen Sternkunde. Auch den Unkundigen, zu welchen Referent ſich leider bekennen muß, weht der orientaliſche Duft dieſer ſchönen Geſpräche anmuthig an: die beyden Sprecher muſtern in vier ſternenhellen Nächten, um die herbſtliche Tag- und Nachtgleiche (1816, Nr. 140), um die Winterſonnenwende (1817, Nr. 5); um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche (1817, Nr. 53) und um die Sommerſonnenwende (1819, Nr. 110) den ganzen prächtigen Sternenhimmel, und tauſchen ihre Anſichten gegenſeitig aus, wobey der Grieche freylich ſich für den Lehrling des Arabers, dieſer nicht ſelten für den Jünger des Inders erkennen muß. — In den Anmerkungen des vierten Geſpräches nimmt der Verfaſſer Anlaß, über des Herrn von Nell Verſuch über den Kabirendienſt, deſſen wir gleich gedenken werden, ſeine Bemerkungen niederzulegen.

Dieſe Abhandlung des Herrn Franz Maria von Nell: »Verſuch einer kosmologiſchen Deutung des phöniziſchen Kabirendienſtes (Jahrg. 1819, Nr. 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75), gab mehrfache Gelegenheit zu Erörterungen ſowohl über aſtronomiſche Fragen, als auch über die bekannten, durch Herrn von Hammer angeregten Gefäße und Idole, über deren Sinn und Bedeutung die Meinungen höchſt getheilt ſind. Das Archiv enthält den größten Theil der Erklärungen und Gegenerklärungen, welche bey dieſem Anlaſſe zwiſchen Herrn von Hammer und v. Nell gewechſelt wurden, und wenn gleich an literariſchen Fehden nicht Alles erwünſcht und von Gewinn iſt, ſo glauben wir doch, daß durch die vorliegende manche wichtige Frage mehrfach beleuchtet, und die fernere For-

ſchung, welche das Myſterium Baphometis unſtreitig fruchtbringend entwickelte, ihrem Reſultate näher gebracht worden iſt.

Jener Verſuch, der uns zu dieſem Vorgriffe veranlaßt, ſucht nämlich die Anſicht zu beweiſen, daß die von den Phöniziern als göttlich verehrten Leitſterne ihrer Schifffahrt, die Kabiren, keine andern als die ſieben Sterne des großen Bären und der Polarſtern geweſen. Den Kabirendienſt ſelbſt ſtellt Herr von Nell als einen doppelten, den aſtraliſchen und vulkaniſchen, dar, und ſeine Gründe ſind von der Art, daß ſie gewiß auch Creuzers, Schellings und Münters Beachtung nicht entgehen werden, wenn wir gleich manche ſeiner Behauptungen zu gewagt finden, z. B. daß die heilige Sieben gerade aus Phönizien nach Aegypten gekommen (S. 293), als ob nicht jene Siebenzahl in dem ganzen Orient tief begründet wäre, und ſchon bey den Indiern vorkäme; ferner, wenn das Fig. 3 gegebene Bild einer Grablampe ohne weiteres kabiriſch gedeutet wird, mit Hintanſetzung der ganz nahe liegenden, und in zahlreichen altchriſtlichen Denkmalen ihre Analogie findenden Erklärung. Auf die Frage des Verfaſſers: »doch nicht gar Jonas?!« müſſen wir, auf die Gefahr von ihm verlacht zu werden, erklären, daß die beyden Geſtalten, die neben dem unter den Lämmern ſtehenden guten Hirten vorkommen, allerdings beyde Male den Jonas darſtellen, einmal wie er unter der ihm über den Kopf gewachſenen Staude ſchläft (et praeparavit Dominus Deus hederam et ascendit super caput *Jonae* etc. *Jon.* Cap. IV. v. 6.), welche Staude nach den Auslegern breitblättrig iſt, im Hebräiſchen Kikajon heißt, in griechiſchen, lateiniſchen und andern europäiſchen Ueberſetzungen durch Kürbis oder Epheu (mit Recht oder Unrecht) erklärt wird, womit Frucht und Blatt auf dem Bilde genau übereinſtimmt. Gegenüber iſt abermals Jonas, vom Fiſche ausgeſpieen, Vorbild des auferſtehenden Heilandes, wie noch im Mittelalter unzählige Male dieſes Bild wiederholt wurde, z. B. in Miſſalen und Antiphonaren des eilften Jahrhunderts beym Oſterfeſte, mit der Umſchrift: Terra vomit Christum redivivum cetus ut istum. — Der gute Hirt und der Jonas finden ſich bekanntlich ja auf den alleräIteſten chriſtlichen Denkmalen. — Helios und Luna oben neben den Sternen ſind auf einer Lampe, wenn ſie auch ſonſt chriſtlich iſt, kein ſo arger Mißgriff, als die Venus Marina unter der Grotte des Gekreuzigten, wie ein geſchmackloſes Kunſtwerk des ſechzehnten Jahrhunderts aufweiſet, und hundert Darſtellungen aller Zeiten ähnliche Künſtlerfehler zeigen. Man verzeihe dieſe ganz außer dem Plane dieſer Anzeige liegende Erinnerung; ſie ſollte nur wieder

einen Beweis geben, wie oft das ganz Klare verkannt und ohne Noth mit mühſam hergeführter Gelehrſamkeit übertüncht wird. —

In der Schlußbemerkung dieſer gelehrten Abhandlung greift Herr von Nell nun, bey Gelegenheit der heiligen Achtzahl, das Mysterium Baphometis an, und erklärt die meiſten dort als templeriſch-ophitiſch ausgegebenen Figuren, Graale ꝛc. für gnoſtiſch-alchymiſche, aus ſo plauſiblen Gründen, daß wohl Viele in jener Anſicht dürften ſeyn wankend gemacht worden.

Herr von Hammer gedenkt dieſer Schrift in dem ſchon erwähnten letzten aſtronomiſchen Geſpräche mit Auszeichnung, und entgegnet darauf, daß er des Verfaſſers Anſicht von der Identität der phöniziſchen Kabiren mit dem großen Bären und dem Polarſtern zwar wahrſcheinlich finde, ſeine (Hammers) frühere Deutung des Derwiſchtanzes auf die Planeten und den Morgenſtern aber, als uralte und weit verbreitete orientaliſche Anſicht dadurch nicht erſchüttert glaube. Die Antwort auf den Angriff gegen das Mysterium Baphometis verſpricht Hammer in den Fundgruben zu geben, wo ſie denn auch wirklich erſchienen iſt. Denn als Herr von Nell ſeinen früher beſprochenen Verſuch mit einer förmlichen Abhandlung gegen Hammers Schrift über die Templer, vermehrt, in einem beſondern Werke unter dem Titel: Baphomet, Wien 1820, herausgegeben, worin er beſonders auch die im Mysterium Baphometis revelatum von einem Becher des k. k. Antikenkabinettes abgezeichneten arabiſchen Schriften als unrichtig erklärte: ſo ließ Herr von Hammer, noch vor Erſcheinung des Schlußheftes vom VI. Bande der Fundgruben, im Jahrgange 1820 dieſes Archives, Nr. 50 eine »Ehrenrettung wider Herrn Franz Maria von Nell« abdrucken, worin er ſeine Inſchrift vertheidigt und dagegen Nells Kopie, die dieſer, der arabiſchen Schrift und Sprache unkundig, fehlerhaft mitgetheilt hatte, durch ein förmliches ämtliches Zeugniß der Unrichtigkeit überführt. In den folgenden Blättern finden die Leſer ferner Nells »Nothgedrungene Aufklärung gegen Hrn. von Hammer (Jahrg. 1820, Nr. 68) und endlich Hrn. von Hammers letztes Wort (Nr. 76) in dieſer Sache. Zur Vervollſtändigung dieſer unſtreitig wichtigen Reihe literariſcher Erörterungen lieferte das Archiv dann auch, wiewohl nicht ganz, im Jahrg. 1821, Nr. 3, 13, die bereits erwähnte, in den Fundgruben des Orients zuerſt erſchienene »Gegenrede wider die Einrede der Vertheidiger der Templer und den (oben S. 28) erwähnten Aufſatz über die Templer.

Induſtrielle und polytechniſche Gegenſtände.

Wir erwähnen hier, um nicht noch weitläufiger zu werden, als wir es ſchon ſind, nur die beyden Hauptmittheilungen, die

Reiſeberichte des Grafen Salm, und die ontologiſchen und polytechniſchen (jetzt auch, Handels-) Neuigkeiten.

Die vielfältigen Vortheile, welche die engliſche Reiſe der erlauchten Erzherzoge Johann und Ludwig k.k. Hoheiten zur beſſern Würdigung fremder und heimiſcher Landeskultur gebracht haben, wurden auch dadurch vermehrt, daß Seine kaiſerl. Hoheit der Erzherzog Johann ſein mit dem größten Fleiße geführtes Tagebuch (worin die Reiſe durch Nordengland und Schottland allein 142 Bogen einnimmt) dem Herrn Altgrafen Hugo von Salm zur gemeinnützigen auszugsweiſen Bekanntmachung im Archive überlaſſen haben. Zwar vorzugsweiſe dem, worin England hervorragt, den induſtriellen, landwirthſchaftlichen und dergleichen Fächern gewidmet, berührt die Reiſe doch auch das Meiſte, was in anderer Beziehung merkwürdig erſcheint. Die Auszüge, welche Graf Salm im Jahrg. 1816, Nr. 132, 138, 140, 142, 145, und im Jahrg. 1817, Nr. 140, 154 mittheilte, betreffen beyde Reiſen der Erzherzoge, die nordengliſche und die ſchottiſche, und ſchildern uns die in jenen Beziehungen wichtigſten Punkte. Die Beſchreibung der ſo zahlreichen Anſtalten und Erfindungen wird durch die ſachkundigen Bemerkungen und Winke des Herrn Mittheilers in Hinſicht auf Anwendbarkeit und Nutzen bey uns (z. B. S. 586 über Faßmaſchinen) noch lehrreicher und gemeinnütziger.

Die ontologiſchen Neuigkeiten des Hauptmanns Rittig von Flammenſtern bilden ſeit dem Aufhören des Wiener Konverſationsblattes eine ſtehende Rubrik des Archives. Ihr Inhalt iſt das ganze Gebiet der Gewerbs- und Fabriksgeſchichte, der neuen Erfindungen, Verbeſſerungen, Plane und Vorſchläge in dieſen Fächern. Den Reichthum dieſer fortlaufenden Ueberſicht des Neueſten kann man ſchon aus der Menge der in dieſem Jahrgange gelieferten Artikel und den jeder Nummer vorgedruckten Inhaltsanzeigen abnehmen. Man findet ſie im Jahrg. 1822, Nr. 8, 9, 12, 18, 21, 30, 33, 36, 45, 48, 51, 54, 60, 63, 72, 78, 84, 99, 102, 104, 105, 108, 111, 116, 126, 131, 134. — Hier raffte der Tod den fleißigen Sammler dahin. Ihn erſetzte dann der Aſſiſtent am polytechniſchen Inſtitute, Hr. Karl Karmarſch, der dieſe, bisher mit ſo vielem Beyfalle aufgenommenen Mittheilungen unter dem veränderten Namen »Polytechniſche und Handels-Neuigkeiten« in den Nummern 140, 143, 147, 150, 153 fortſetzte.

VI. Beyträge zum Leben Maximilians I. und Karls V. und zu ihrer Zeitgeſchichte.

Die Geſchichte Maximilians des I. und ſeines Enkels Karls V. ſcheint eine Lieblingsaufgabe der vorliegenden Zeitſchrift. Die Beyträge, die ſie liefert, beſtehen größten Theils in ſchriftlichen Denkmalen, die durch ſie zum erſten Male bekannt gemacht wurden.

Kaiſer Maximilian I. Wir bemerkten etwa zehn Abtheilungen mit Geſchäfts- oder ämtlichen Schriften, welche den Kaiſer ſelbſt und deſſen Regierung betreffen, und die dem Geſchichtſchreiber eine beträchtliche Zahl von Aktenſtücken liefern. Das meiſte kommt vor unter der Ueberſchrift: »Denkmale der vaterländiſchen Vorzeit,« und das Wichtigere dürfte wohl Folgendes ſeyn:

Maximilians Tagebuch über den Heerzug wider Ungern, als er nach Mathias Korvins Tode 1490 bis Stuhlweiſſenburg vordrang; aus dem flamändiſchen Originale ins Deutſche überſetzt (Jahrg. 1810, Nr. 40), wozu die deutſchen Briefe desſelben Königs Mathias an Gotthard von Starhemberg (in Nr. 132) vom Jahre 1480 bis 1488 gewiſſer Maßen das Gegenſtück bilden. Merkwürdig iſt auch die Inſtruktion, welche Kaiſer Max durch den Kardinal d'Amboiſe ſeinem Sohn Erzherzog Philipp gab, 1501, betreffend die Heirat des Königs Wladislaw von Böhmen mit Korvins Witwe Beatrix (Jahrg. 1810, Nr. 145). — Das Kredenzſchreiben von 1503 an gemeine Landſchaft iſt ein Beglaubigungsbrief Maxens für ſeine Räthe am Landtage, dem auch der Fürtrag des Kaiſers an die Stände ſelbſt beygefügt iſt: er betrifft die Stellung von Soldaten, verbreitet ſich aber auch über das allgemeine Verderbniß der chriſtlichen Welt, welcher vom Himmel ſo viele Strafen drohen (Jahrg. 1811, Nr. 139). — Unter der Aufſchrift: »die Venediger in Fiume,« kommt ein Bericht vor, welchen der kaiſerliche Feldherr Herzog Erich von Braunſchweig 1509 über die Landung und Plünderung Fiume's durch Venezianiſches Kriegsvolk, an den Kaiſer erſtattet (Jahrg. 1812, Nr. 155). Noch wichtiger für die Geſchichte Maxens und Venedigs ſind des Kaiſers zwey ſtrenge Briefe an die Republik und ſein eigenhändiger Aufſatz über ſeinen Krieg mit Venedig. — Die beygefügte Notiz über Maximilians Art zu ſchreiben, ſelbſt und durch Geheimſchreiber, enthält manches noch wenig Bekannte (Jahrg. 1812, Nr. 143, 147). — Einen Blick in die geheime Verwaltung der Signoria geſtattet der (im Jahrg. 1812, Nr.

25 gegebene) Auszug aus den geheimen Protokollen der venezianiſchen Staatsinquiſition und des Zehentnerrathes. — Gern wendet man ſich zu der heitern Schilderung des ſittigen, aber nach unſern Begriffen oft ſehr dürftigen Hoflebens jener Zeit, wo einſt der Hofmeiſter der Kaiſerin Blanca an den Statthalter zu Innsbruck ſchreiben mußte, um mit dem damals dort anweſenden Herrn Fugger zu handeln, daß durch ihn ſchwarze Tücher zu Trauerkleidern für Blancas Hofſtaat herbeygeſchafft werden, denn, »da alle Dienerſchaft roth geklaidet, zu neuer Klaidung aber gar khain gelt vorhanden, möchte ſonſt leicht Aergerniß entſtehen.« Es war nämlich eben 1506 Erzherzog Philipp geſtorben (Jahrg. 1812, Nr. 42). — Jene gefahrvollen Tage Maximilians in der Gefangenſchaft der übermüthigen Brügger und ſeine Befreyung ſchildert eine gleichzeitige Druckſchrift, die erſte Spur einer Art von Hofzeitung, durch welche das äußerſt bekümmerte Volk über jenen Vorgang und des römiſchen Königs Befreyung beruhigt wurde, ſ. den Jahrg. 1812, Nr. 59. — Der höchſt bedeutenden und ſtaatsrechtlich wichtigen Aktenſtücke über den Zwiſt zwiſchen Kaiſer Friedrich IV. und Erzherzog Sigmund von Tyrol gedachten wir ſchon oben unter den Denkmalen des Mittelalters, Seite 27.

Kaiſer Karl V. — Nach einer Aeußerung im Jahrgange 1810, Nr. 2, ſetzte ſich das Archiv das Ziel, die bereits im öſterreichiſchen Plutarch und dann in den vaterländiſchen Blättern gegebenen Daten zur Geſchichte Karls nach und nach zu vervollſtändigen und zu vermehren. Es hat auch wirklich ſchätzbare Beyträge hiezu in Menge geliefert, beſonders Briefe, Berichte und andere Geſchäftsſchriften, meiſt aus dem ſo reichen Brüſſeler Archive herſtammend.

Außer vielen Zügen und Anekdoten aus Karls Leben (im Jahrg. 1810, Nr. 2) finden wir eben da (Nr. 3, 116, 118, 122, 129, 130, 132, 150, ferner 1811, Nr. 11) das ſehr wichtige Tagebuch oder Reiſebuch Karls von ſeinem Geheimſchreiber und unzertrennlichen Begleiter, Heinrich Vandeneſſe. Zwar nur kurz gibt es die Ereigniſſe Tag für Tag an, aber dieſe Angaben ſtehen natürlich in Hinſicht auf hiſtoriſche Treue oben an. Es wurde vom Jahre 1519 bis 1552 fortgeſetzt, iſt aber hier nur bruchſtückweiſe geliefert, nach den wichtigſten Momenten in Karls Leben.

Die fortlaufende Rubrik: »Karls Helden,« in den Charakterzügen und Anekdoten großer öſterreichiſcher Fürſten und Landsleute, iſt deßhalb vorzüglich auszuzeichnen, weil ſie meiſt

ganz neue, höchſt wichtige Briefe und Schriften dieſer Männer mittheilen, welche die Grundlage der geſchichtlichen Skizzen über ſie ausmachen, und dadurch unzählige Irrthümer Robertſons, Guicciardini's, Häberlins, Roscoe's, Hénaults und Guillards berichtigen. — Auf dieſe gründliche Weiſe finden wir Nachrichten über den Connetable von Bourbon (Jahrg. 1810, Nr. 6); über Pescara, Alba, Doria (Nr. 14); über die Stifter des Damenfriedens zu Cambray, über Wolſey, mit ſchätzbaren Briefen (Nr. 25); über den Vicekönig Lannoy und ſeinen Sekretär Dürant (Jahrg 1812, Nr. 95); über Freundsberg, deſſen Tagebuch und Briefe Nr. 106, 111, Briefe des Herzogs v. Ferrara (Nr. 109); über den kaiſerl. Agenten Dr. Angerer zu Venedig, deſſen geniale Briefe von hohem Intereſſe ſind (Nr. 113); über Schertlins Zug wider den Kirchenrath von Trient und Morizens von Sachſen Zug wider den Kaiſer (Jahrg. 1815, Nr. 107, 124, 130, 131); eine fleißige Zuſammenſtellung aus Burglehner, aus Schertlins Kriegsgeſchichte, den tyroliſchen Landtagshandlungen, Sepulveda, aus Briefen Karls, und Vandeneſſe's Tagebuch; endlich über Niklas Salm und Wilhelm Rogendorf (Jahrg. 1815, Nr. 126).

Franzens I. Gefangenſchaft in Spanien, der Madrider Frieden bis zu des Königs Befreyung 1526 iſt der Gegenſtand einer Reihe von höchſt merkwürdigen Staatsſchriften des Kaiſers und der mit und unter ihm handelnden Perſonen, wie der Herzogin von Alençon, Perenot, de Praet, Clement Champion, Granvella, Lannoy ꝛc., Aktenſtücke, die man vorzüglich im Jahrg. 1811, Nr. 1, 32, 38 findet.

Das Verzeichniß der Penſionen, welche der Kaiſer nach England zahlte, der Abſchiedsbrief der großen Statthalterin Margaretha an Karl vor ihrem Tode 1530, und die Grabſchriften Gattinara's und Särentheins, der thätigen Miniſter Karls zu Innsbruck, verdienen Beachtung, ſ. Jahrg. 1810, Nr. 153.

Die Geſchichte der Reformation in Oeſterreich erhält ihren Theil durch achtzehn Briefe Luthers an die Familie Jörger, welche in vielfachem Verkehre mit ihm ſtand (Jahrg. 1810, Nr. 110). Ein Brief Chriſtophs von Knillenberg an den Biſchof von Trient, Chriſtoph von Madruzzi, gibt authentiſche Kunde von Kazianers Tode durch Zrini (Jahrg. 1810, Nr. 140).

Recenſent bedauert aufrichtig, daß die Betrachtungen aus der Geſchichte von Deutſchland, vom Hofrathe Freyherrn von Frank, ſchon mit der erſten Nummer geſchloſſen

wurden; denn der eine hier gelieferte Aufſatz: »Ueber das, dem Torgauer Bündniſſe vom Jahre 1526 vermeintlich vorhergegangene Offenſivbündniß katholiſcher Reichsſtände,« zeigt bey der würdevollſten Mäßigung ſo viel Gelehrſamkeit und gründliche Umſicht, mit welcher jene Annahme nach ihrem wahren Gehalte erwogen wird, daß gewiß jeder Unbefangene noch mehr dergleichen Erorterungen von demſelben Verfaſſer gewünſcht hätte (Jahrg. 1814: Nr. 36, 38).

Die letzten Lebenstage K. Ferdinands, des Bruders Karls, zeigen uns das ſchöne Bild eines wahrhaft chriſtlichen Fürſten in einem Briefe ſeines Beichtvaters an Papſt Pius IV. aus Wien, vom 3. Auguſt 1564. Freyherr von Mednyansky gibt ihn in deutſcher Ueberſetzung (Jahrg. 1817, Nr. 15).

VII. Biographien.

Wir zählen zu dieſer Klaſſe nicht die größern Abhandlungen, denn dieſe wurden faſt durchaus ſchon früher erwähnt: nur die kleineren biographiſchen Notizen, dem Andenken verdienter Männer geweiht, welche meiſt unſerer Zeit angehört haben.

Beyträge zu Loudons Leben — Graf O'donell, Hofkammer-Präſident, † 1810; — die prachtliebende Familie der Madruzzi von Trient; — Schlözer † 1809. (ſ. Jahrg. 1810: Nr. 46, 61, 76, 129).

Peter Freyherr von Herbert, verdienſtvoll als Orientaliſt, Staatsmann unter Kaunitz, ſpäter Miniſter † 1802, ſ. Jahrg. 1811, Nr. 28, wo auch Nachrichten über andere Orientaliſten, Thugut, Jeniſch, Brenner, Hammer, vorkommen.

Joh. Joſ. Grohmann, öſterreichiſcher Staatsrath, vorzüglich in böhmiſchen Geſchäften, † 1811, (Jahrg. 1811 Nr. 60). Auszüge aus der Selbſtbiographie des Serbiers Obradowitſch, genannt Doſitheus (Jahrg. 1811, Nr. 62). Theobald Walaſchek, Edler von Walberg, erfahrner Landwirth und Forſtmann (Jahrg. 1811, Nr. 116): überhaupt viele Beyträge zu einem »gelehrten Oeſterreich.«

Andreas Hofers (des Sandwirths) Geburt und Tod, aus Aktenſtücken, Jahrg. 1815, Nr. 11, womit Körners und Weiſſenbachs Gedichte auf Hofers Tod (auch im Jahrg. 1814, Nr. 54 und Jahrg. 1816 Aug.) zu vergleichen ſind.

Bartenſteins Wirkſamkeit als Staatsreferendär fürs Auswärtige, Vicekanzler und Archivsdirektor in Wien † 1767 (ſ. Jahrg. 1815, Nr. 104).

Die beyden Fontana aus Roveredo, Felix Ferdinand und Gregor, von welchen der erſte als Arzt in Piſa

berühmt war, ein Freund Kaiſer Joſephs und Leopolds, des großen Haller und Anderer. Jahrg. 1815, Nr. 117.

Joh. Roßbüchler, Prieſter und Geſchichtſchreiber zu Brixen † 1814. — Blaſius Hueber, der berühmte tyroliſche Feldmeſſer (geſchildert vom Hrn. Präſidenten di Pauli). — Der bekannte Zaviſch von Roſenberg, Kunigundens von Böhmen Günſtling; — der thätige Landwirth Mark zu Kloſterneuburg und ſein Mitbürger und Freund, der ausgezeichnete Botaniker Trattinik. — Graf Hugo Salm, der verdienſtvolle Förderer der Natur- und Landeskunde in Mähren und der vorzüglichſte Gründer des Franzensmuſeum in Brünn. Alle dieſe Skizzen findet man im Jahrg. 1816: Nr. 19, 55—75, 61, 79, 83.

Der Böhme, Leopold Graf Berchtold, deſſen Reiſen durch Europa, Aſien, Afrika, menſchenfreundliche Schriften und Anſtalten, Jahrg 1817, Nr. 33.

Dr. Rumy's Erinnerung an früher verſtorbene ungriſche Literatoren liefert nur Nachrichten von Gabriel Dayka, dem Philologen und Dichter (Jahrg. 1817, Nr. 82, 88, 90), ſo wie ein Verzeichniß der Preßburger Maler im achtzehnten Jahrhunderte.

Die Brüder Primiſſer; Caſſian, der Ciſterzienſer zu Stams, Geſchichtsforſcher und Sammler, und Johann, der griechiſche Sprachforſcher und Schloßhauptmann zu Ambras. ſ. Jahrg. 1817, Nr. 94.

Mark Anton Mamucca della Torre, kaiſerl. Hofdolmetſch im ſiebenzehnten Jahrhunderte, Jahrg. 1818, Nr. 65. Bonquoi's Tod, deſſen Grab und hinterlaſſene Briefe und Effekten, in einem Aufſatze des Prof. Millauer, Jahrg. 1818, Nr. 126. — Die beyden mähriſchen Sonderlinge, Ritter Ekrik von Füllſtein, Nachkomme des von Kaiſer Rudolph erſchlagenen Rieſenritters Herbot, und J. Wenzel Przebitzky ſ. 1818, Nr. 91.

Unter dem Titel Napoleon und Timur iſt (Jahrg. 1818, Nr. 95) eine intereſſante Parallele gegeben zwiſchen den Briefen, Manifeſten und Bülletins dieſer beyden Weltſtürmer.

Joſ. Auguſt Kumar, ein junger ſteyriſcher Geſchichtsforſcher, † 1818 (ſ. Jahrg. 1819, Nr. 150); der als Profeſſor der Hermeneutik und der orientaliſchen Dialekte an der Wiener Univerſität hochverdiente Domdechant Ferdinand Mayr in Linz, † 1820 (ſ. Jahrg. 1821: Nr. 60, 72); und der verdienſtvolle Hofrath Adam von Bartſch, Herausgeber des Peintre graveur, und ausgezeichneter Kupferſtecher, † 1821, (ſ. 1821, Nr. 136).

So wie Prof. Richter im Jahrg. 1819: Nr. 79, 80, 81, 85, 86, 87 in den illyriſchen Gränzhelden eine Reihe von tapfern Männern, welche dem Vaterlande beſonders gegen die Uskoken und Türken Schutz gewährten, aufführte, ſo gab Prof. Millauer, die Ahnen der Grafen von Harrach und Nachricht von dem Geſchlecht der aus Italien ſtammenden, früher im Lande ob der Enns anſäßigen Herren von Walch (ſ. 1820: Nr. 39, 40, 139), und Endlicher einen recht fleiſ⸗ ßigen Beytrag zur Geſchichte der Wiſſenſchaften in dem Aufſatze über Konrad Celtes, den gekrönten Dichter unter Max I. (Jahrg. 1821: Nr. 96, 99, 105, 117, 123).

Der Aufſatz: »Das Geſchlecht der Cotta,« im Jahrg. 1821, Nr. 94, welches unter Kaiſer Sigmund 1420 eine Erneuung ſeines alten Adels »Römiſcher Abkunft,« wie es in der Urkunde heißt, erhielt, und mit den ſeit dem eilften Jahrhunderte in Mailand blühenden Cotta's einen Urſprung hat, iſt durch manche Winke in Hinſicht auf die Unterſchiede des deutſchen und des italieniſchen Munizipalweſens lehrreich.

Die Biographien ſind im Jahrg. 1822 unter der Rubrik: »Ebenbilder aus der Vorzeit und merkwürdiger Zeitgenoſſen« fortgeſetzt, wo der Reihe nach folgende Skizzen vorkommen: Marſchall Wrede, Nr. 104, die Brüder Stolberg, Nr. 105; Inez de Caſtro, Nr. 110; Albrecht von Baiern und Agnes Bernauerin, Nr. 120; *Jean de Werth*, der kühne Parteygänger im dreyßigjährigen Kriege, Nr. 125, 128; Nelſon, Nr. 132, 135; Michael Kohlhaas, der Roßhändler, zur Reformationszeit als Landfriedenſtörer hingerichtet, Nr. 137, 140, 141, 143; Franz Johann Bemb, ein Wiener, als Student Vertheidiger Wiens 1683, dann Platzlieutenant in Belgrad, wo ihm Frau und Kinder in türkiſche Gefangenſchaft geriethen. Er entſagt darauf der Welt, wird Benediktiner zu Fiecht in Tyrol, endlich Abt. Hier fand ihn nach zwanzigjähriger Gefangenſchaft ſeine Familie wieder. Geliebt und geehrt von allen, verläßt der gebeugte Mann dennoch das Kloſter und flieht mit Weib und Kind in die Einſamkeit, Nr. 144. Das Leben Mehmet Ali Paſcha's von Aegypten (aus Dr. Burgharts Tagebuch) Nr. 8, 10, 12, 42.

VIII. Statiſtik.

Die Aufſätze über allgemeine ſtatiſtiſche Gegenſtände des Kaiſerſtaates eröffnen im Jahrg. 1811 Pfuels kurze Darſtellung der Nationalökonomie, nach Adam Müller, Nr. 80. Aus des letztern geiſtvollem Werke über die Elemente der Staatskunſt wählte der Mittheiler den Theil im Aus⸗

zuge, welcher die Nationalökonomie behandelt. — Die folgenden zwey Originalaufſätze Adam Müllers, Nr. 106: Idee eines Seminariums der Staatswirthſchaft für die öſterreichiſchen Staaten, und Nr. 120: von den Vortheilen, welche die Errichtung einer Nationalbank für die kaiſerl. öſterreichiſchen Staaten nach ſich ziehen würde, ſind höchſt ſchätzbare Beyträge. Beyde zeigen die tiefſte Einſicht in Oeſterreichs ſpezielle Verhältniſſe, jener beſonders auch durch die ſiegreiche Widerlegung der völlig unpraktiſchen Phyſiokraten, welche alles, zwar relativ gute Ausländiſche, im Fabrikswesen, Gewerben, Gartenbau ꝛc. unbedingt in ihr Land, das andere Forderungen macht, verpflanzen wollen. — Einer unſerer verdienteſten Statiſtiker, Joſeph Rohrer, durch lange Zeit öffentlicher Lehrer in Lemberg, gab im Jahrg. 1810, Nr. 106, 122, 144, durch eine Reiſe in die Marmaroſch, durch lokaliſirte Prüfung des ſogenannten Bevölkerungsprincips und durch Beleuchtung der Wohlthätigkeit der öſterreichiſchen Regierung für Galizien, Proben ſeines Talents und praktiſchen Blicks. — Ein anderer Aufſatz: »die Deutſchen in Ungern,« wurde von demſelben Verfaſſer im Jahrg. 1811, Nr. 110, geliefert.

Oeſterreichs Fabrikswesen behandelt ein Aufſatz von F. Frieſchling (F—g). Seine Anſichten über Stockung des Handels durch Schmuggeln, und über die vorzüglichſten Gebrechen der Fabriken ſcheinen alle Beachtung zu verdienen, ſo wie die ins Detail eingehenden Vergleichungen Oeſterreichs mit Böhmen, Sachſen, Preußen, England, in Beziehung auf Handel und Induſtrie (Jahrg. 1822, Nr. 114, 117). Recht gut gemeint iſt auch das Wort über eine Hundeſteuer, Jahrg. 1822, Nr. 110.

Die, Ungern betreffende, Aufſätze dieſer Rubrik ſind die zahlreichſten, und können, durch die beſcheidenen Konflikte der Meinungen in denſelben, die allerbeſten Vortheile gewähren. Ohne uns hier in Entſcheidungen über Streitfragen einzulaſſen, die wir den mit den wahren Verhältniſſen vertrauten, unbefangenen Eingebornen überlaſſen, wollen wir nur die Schriften, die das Archiv lieferte, in geſchichtlicher Ordnung zuſammenreihen.

Der kurz verſtorbene, im In- und Auslande bekannte ungriſche Edelmann Gregor von Berzeviczy hatte ein Werk de conditione indoleque rusticorum in *Hungaria* verfaßt, welches durch Veranſtaltung eines Andern gedruckt und öffentlich gemacht wurde. Die Schilderung des Zuſtandes der ungriſchen Bauern, und das dringende Verlangen nach Verbeſſerung desſelben, aus der Feder eines begüterten Edelmannes mußte natür-

lich Aufmerkſamkeit und Theilnehmer für und wider erregen. Zu den erſten gehört der Verfaſſer des Auszuges im Archiv, Jahrg. 1816, Nr. 99. Ein anderer Auszug war im erſten Bande des Göttinger Magazins für Geſchichte ꝛc. der öſterreichiſchen Monarchie, erſchienen.

Dagegen nun ſchrieb ein Ungenannter (Jahrg. 1817, Nr. 9): Freymüthige Berichtigungen der Abhandlung Berzeviczi's, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf jene beyden Auszüge. Der Verfaſſer iſt nicht ganz gegen Berzeviczi, er berichtiget nur manche ſeiner unerwieſenen Behauptungen, und zieht den Schluß, daß zwar noch Einiges an einer genügenden geſetzlichen Verfaſſung und Sicherung des Bauernſtandes fehle, daß aber das Loos desſelben vergleichungsweiſe bey weitem nicht ſo läſtig ſey, als manche es ſchilderten. Hierauf antwortet Berzeviczi (Jahrg. 1817, Nr. 109) in einem Artikel: Abermal etwas von und für Ungern, belegt manche ſeiner Behauptungen näher mit einzelnen, aus dem ganzen großen Reiche zuſammengeſuchten Beyſpielen, und verlangt Reviſion und legale Reform der ungriſchen Konſtitution. — Als eine Gegenrede iſt zu betrachten der Aufſatz im Jahrg. 1818, Nr. 25: »der ungriſche Bauer in dreyfacher Rückſicht betrachtet, in ſeinem Verhältniſſe zum Grundherrn, zum Staat und zum Klerus; der Verfaſſer ſucht darzuthun, daß in der erſten Beziehung der Bauer ſich nicht im Nachtheil gegen andere Länder befinde (das Verhältniß zum Klerus iſt hierbey nicht entwickelt). Vorzüglich gegen die oberwähnten Berichtigungen, und auch gegen die zuletzt angeführte Schrift iſt die umfaſſendere Abhandlung: »Noch ein Wort eines ungriſchen Edelmanns über den Zuſtand der Bauern in Ungern,« gerichtet, im Jahrg. 1818, Nr. 46, 49, 51. Der ungenannte Verfaſſer nimmt Berzeviczi's Schrift in Schutz, und ſucht zu beweiſen, daß des öſterreichiſchen Bauers Zuſtand beſſer ſey, als jener des ungriſchen. Von vielem Intereſſe ſind die von zwey andern Männern herrührenden Noten über das geſetzliche Verhältniß des öſterreichiſchen Bauers. — Hieher gehören auch die zwey ſich gegenüberſtehenden Aufſätze über die Konſtitution; wovon der erſte: »Von und für Ungern,« der zweyte: »Von aber für Nicht-Ungern« betitelt iſt (Jahrg. 1817, Nr. 40, 59). Jeder Unbefangene, welcherley Meinung er auch ſey, wird dieſe mit Anſtand und Mäßigung geführten Reden und Gegenreden über einen der wichtigſten Punkte des Staatsintereſſe, als wahren Gewinn für die gute Sache anſehen.

»Von dem nordiſchen Handel der öſterreichiſchen Monarchie« ſpricht Berzeviczy (im Jahrg. 1816,

Nr. 157), und thut Vorſchläge zur Aufnahme desſelben. Ein anderer Aufſatz: »Der Tiers-Etat in Ungern« (Jahrg. 1817, Nr. 13), betrifft das Städteweſen, welches, nach dem Verfaſſer (der aber hier, ohne die nöthige Lokalrückſicht, bloß tabellariſch ſummirt), gegen andere Staaten ſo weit zurückſteht, daß hier das Verhältniß der Städte zum Lande eins zu zwanzig iſt, während es anderwärts wie eins zu vier ſich verhalte.

Baron Mednyansky ſchildert eine Sitte des rohen Bihavölkchens in den Karpathen in ſeinem Aufſatze: »Der Mädchenmarkt zu Bihar,« Jahrg. 1819, Nr. 37, und Graf Mailáth gibt (im Jahrg. 1821, Nr. 100) Nachricht von einem kürzlich aus Aſien nach Ungern gekommenen Stammesverwandten, der die ungriſche Sprache, nur mit aſiatiſchem Accente, ſpreche. Dieſe für die Frage vom Vaterlande der Ungern in Aſien, folgereiche Notiz iſt von ihm der ungriſchen Zeitſchrift: Tudományos Gyüjtemény entlehnt.

Noch ſind ein Paar Beyträge zu erwähnen: »Krönung der Könige und Königinnen in Ungern,« dargeſtellt nach den in der Verfaſſung vorgeſchriebenen Formen; und Parallelen zur ungriſchen Geſchichte, Jahrg. 1818, Nr. 8, 10.

Zwey treffliche Abhandlungen über Siebenbürgen verdankt das Archiv dem Grafen Alexis Bethlen: 1) Grundlinien zur Kulturgeſchichte Siebenbürgens, beſonders in Rückſicht des Handels, und 2) Mittel zur Belebung des Handels und der Induſtrie in Siebenbürgen. Während der Verfaſſer in dem erſten Aufſatze das Geſchichtliche, die Entwicklung der Kultur durch das Chriſtenthum, durch Kreuzzüge und Ritterorden, durch Einwanderung der Sachſen, durch Schulen ꝛc. ſchildert, und die wirklichen kommerziellen Verhältniſſe des Landes im Detail auseinander ſetzt, thut er im zweyten Vorſchläge, die ſich gewiß, durch ſich ſelbſt, jeder Regierung zur aufmerkſamen Würdigung empfehlen (Jahrg. 1822, Nr. 3, 15, 21, 24 liefern den erſten, Jahrg. 1822, Nr. 54 enthält den zweyten Aufſatz, und in Nr. 27 finden ſich Bemerkungen eines andern Verfaſſers zu einer den Handel und die Induſtrie betreffenden Stelle der Grundlinien in Nr. 21).

Die Beyträge zur Geſchichte der Sumpfaustrocknung im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate (jener zu Aquileja und zu Laibach) von Prof. Richter, enthalten ſchöne Beweiſe der mütterlichen Sorgfalt Marien Thereſiens (Jahrg. 1819, Nr. 83, 87, 89, 90) und die Schilderung der bey dem Dorfe Schloup in Mähren gelegenen Höhle und des dortigen Abgrundes, Mazocha genannt, iſt einer der k. k. Hof-

bibliothek gehörigen Handſchrift entlehnt, welche der Mathematiker Nagel für Kaiſer Franz I. verfaßte, der ihn die wichtigſten Hölen Krains und Mährens hatte auf ſeine Koſten bereiſen laſſen (Jahrg. 1819, Nr. 85, 86, 87). Eine recht fleißige Partikular-Statiſtik liefert der Verſuch einer ſtatiſtiſch-topographiſchen Schilderung des Lavantthales, von Johann R. v. Gallenſtein (Jahrg. 1821, Nr. 88, 92, 108, 114, 115).

IX. Inſtitute.

Das Johanneum in Grätz. — Seit ſeinem Entſtehen lieferte das Archiv fortwährend Berichte über den Zuſtand dieſes ſchönen Inſtitutes, welches, von dem kaiſerlichen Prinzen, deſſen Namen es führt, gegründet, bald auch in andern Provinzen nacheifernde Schweſtern gefunden hat. Die Gründungsurkunde leſen wir im Jahrg. 1811, Nr. 154, und von ſeiner fortgeſetzten Wirkſamkeit überzeugen uns die zehn ausführlichen Jahresberichte, welche ſich nach einer gewiſſen Ordnung über die mit dem Johanneum in Verbindung ſtehenden Unterrichtsanſtalten und Vorleſungen, über die Beyträge, welche an Münzen, Siegeln, Urkunden, Antiken, Denkmalen, Kunſtwerken, an Mineralien, Gewerbs- und Induſtrieprodukten ꝛc. einliefen, über die Einrichtung der Bibliothek, der Ackerbaugeſellſchaft, des Gartens und Herbariums, des chemiſchen Laboratoriums ꝛc. verbreiten. Die ſteyriſche Zeitſchrift iſt nicht minder ein Reſultat der Sorgfalt des Johanneums, ſo wie die ſchon beträchtliche Bilderſammlung nebſt der Zeichnungsſchule.

Das Brünner Franzens-Muſeum, hat ähnliche Einrichtungen: es wurde eigentlich ſchon im März 1816 der Grund dazu gelegt (wir leſen hier die Stiftungsurkunde der Grafen Salm und Auerſperg), 1818 aber von der Behörde für die ganze mähriſch-ſchleſiſche Provinz ſeine Gründung ausgeſprochen (Jahrg. 1818, Nr. 58). Es beſitzt ſchon ſehr bedeutende Sammlungen für Natur- und Landeskunde, eine ſchöne Mineralienſammlung, ein phyſikaliſches Kabinett, ein Herbarium, eine Kunſt- und Seltenheitenſammlung. Hierüber und über die mähriſch-ſchleſiſche Geſellſchaft für Ackerbau ꝛc. und deren Verhandlungen gibt das Archiv erſchöpfende Berichte. Jahrg. 1816 Nr. 77. Jahrg. 1817, Nr. 120. Jahrg. 1820, Nr. 48.

Des Prager Muſeums Gründung, Plan und Einrichtung wird uns in mehrern Aufſätzen beſchrieben, Jahrg. 1818, Nr. 100; Jahrg. 1819, Nr. 51; 1821, 61, — eben ſo das im Jahr 1817 zu Keſthely in Ungern gegründete landwirthſchaftliche Inſtitut, Georgicon, welches mit einem an-

dern, eigentlich der äſthetiſchen Bildung der Jugend geweihten, dem Helicon, in Verbindung ſteht. Man leſe die Berichte über die dort gepflogenen Zuſammenkünfte ungriſcher und anderer Güterbeſitzer, im Jahrg. 1817, Nr. 88; Jahrg. 1818, Nr. 101, 102; Jahrg. 1820, Nr. 128, 130, 132, 150; Jahrg. 1819, Nr. 51.

Den Plan und die Leiſtungen der, 1817, durch die vereinten Bemühungen ungriſcher Literatoren, erſchaffenen wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift Tudományos Gyüjtemény, welche gleich bey ihrer Entſtehung achthundert Pränumeranten und zweyhundert eingeſandte Aufſätze aus allen wiſſenſchaftlichen Fächern zählte, beſchreibt uns Baron Mednyanſky in den Jahrgg. 1820, Nr. 128, und 1821, Nr. 109.

Eine wichtige Anſtalt verdient auch das Schönfeld'ſche Adelsarchiv genannt zu werden, welches einen großen Reichthum an genealogiſch-heraldiſchen Dokumenten, aus vielen Sammlungen, z. B. Rürners, Bienenbergs, Clauſers Nachlaß, ferner Stammbücher, Privat- und Stiftsurkunden enthält. Jahrg. 1811, Nr. 152. Jahrg. 1812, Nr. 95. Beyneben wird auch erwähnt das Schönfeld'ſche Muſeum, ein überreicher, antiquariſcher, artiſtiſch-technologiſcher Schatz, der größte Theil der berühmten Schatzkammer Rudolphs II. zu Prag und Vieles, dem Vandalismus der damaligen Kloſteraufhebungen Entriſſene.

Eine zuſammenhängende Ueberſicht gewähren die Blicke auf Oeſterreichs innere Verwaltung unter des jetzt regierenden Kaiſers Majeſtät. Sie umfaſſen die Unterrichtsanſtalten, die Sorge für Lehrerpflanzſchulen, für theologiſche, mediziniſche, philoſophiſche, Lyceal- und Gymnaſialſtudien, bis zum Dorfſchullehrer, deſſen Zuſtand ſehr verbeſſert ward; Unterrichtsanſtalten der geiſtlichen Stifte, Regimentsſchulen, Judenſchulen. Unter den Einrichtungen für Gewerbe und Handel verdienen die polytechniſchen Inſtitute in Prag und Wien vor allem Erwähnung. Auch die milden Stiftungen und die Kunſtanſtalten ſind nicht vergeſſen. Jahrg. 1821, Nr. 118, 120, 121.

Die Verdienſte der mähriſchen Abteyen um Aufnahme der Wiſſenſchaften ſind in mehreren Aufſätzen gewürdiget: Gelehrte Mitglieder der Benediktiner-Abtey Raygern, von Gregor Wolny, Jahrg. 1822, Nr. 54, 57. Wiſſenſchaftliche Leiſtungen der mähriſchen Abteyen unter Franz I. (die Abteyen Raygern und Neu-Reuſch betreffend) im Jahrg. 1822, Nr. 101, ferner: die Prämonſtratenſer-Abtey Bruck an der Thaya, deren Geſchichte und literariſche Verdienſte Joſeph Gollinger, Jahrg. 1822, Nr. 90, 93, 113, 126, 131, 134, 149 umſtändlich erörterte.

Einen Beytrag zur Geſchichte der Prager Univerſität

geben Millauers Proben aus einer noch ungedruckten Geſchichte derſelben (Jahrg. 1821, Nr. 124, 126).

Endlich bleiben uns noch die menſchenfreundlichen Bemühungen des Majors Högelmüller, für Wien eine Brandſchadenverſicherungsanſtalt zu gründen, hier zu erwähnen, welchen Gegenſtand Nr. 75 und 132 des Jahrg. 1822 betreffen.

X. Kunſt und Künſtler.

Hier müſſen wir vor allem auf ein Hauptſtreben des Archivs, ſo wie der übrigen Werke des Freyherrn von Hormayr, vorzüglich des Plutarch, der hiſtoriſchen Taſchenbücher ꝛc. aufmerkſam machen, die vaterländiſche Geſchichte durch die Kunſt zu populariſiren, das iſt: die Geſchichte aus dem Staube der Archive, aus den Stuben der Forſcher, aus dem ungekannten Horte alter Chroniken heraus ans Tageslicht, dem Volke, dem ſie gehört, zuzuführen, in einem ihm allein verſtändlichen, volksmäßigen Vortrage, der die mühſam errungenen Reſultate der Forſcher in ſich verſchließend, den Kern und das Lebensmark ſeiner Geſchichte fruchtbringend vor ihm entfalte. Dieſes innerſte, wenn auch unbewußte Streben jeder wahren Geſchichte, von den Muſen Herodots bis zu den Schweizergeſchichten Müllers, liegt der Kunſt, der poetiſchen wie der bildenden, ſo nahe, ja es iſt mit der Kunſt ſelbſt ſo innig vereint, daß es nur die nüchternſte Zeit verkennen mag, die mit der Zergliederung aller Seelenkräfte auch die lebendige Fülle vereinter göttlicher und menſchlicher Wiſſenſchaft in einzelne Fächer ſonderte, und jedem ſeinen Kreis kalt und ſtreng ausmaß.

In dieſem Sinne alſo ſteht die Geſchichtſchreibung ſelbſt mitten in der Kunſt, und wer darf es ihr verargen, wenn ſie zur Steigerung ihrer Wirkſamkeit auch die mit ihr vom Himmel gebornen Schweſtern zu Hülfe ruft? So, meinen wir, darf keine ſich der andern ſchämen, keine vor der andern ſich erheben; nur dürfen ſie nie ihr gemeinſames Vaterland, dem ſie entſendet ſind, und zu dem ſie zurückleiten müſſen, verläugnen.

Die Anwendung dieſer uns theuren Wahrheit auf die wirklichen Bedingungen der Zeit kann, ſo ſehr wir auch ihr Bedürfniß fühlen, nicht die Abſicht dieſer Anzeige ſeyn, eben ſo wenig als eine ausführliche Prüfung aller einzelnen, dieſen Gegenſtand betreffenden Anſichten und Kunſt-Mittheilungen des Archives: Als getreue Berichtleger deuten wir nur an, was dieſe Zeitſchrift in ihrem Streben, die Anwendung der redenden Kunſt auf vaterländiſche Gegenſtände zu fördern, geleiſtet hat.

Gewiß iſt es eine in der Literargeſchichte nicht zu überſehende Erſcheinung, wie ſehr in Oeſterreich, ſeit nicht

zwey vollen Decennien, dieſe Anwendung der Poeſie und bildenden Kunſt auf nationale Geſchichte ſich verbreitet hat. Hatten wir im Jahre 1806 noch in Schillers Grafen von Habsburg die einzige vaterländiſche Ballade, ſo wendeten ſich (vorzüglich ſeit dem Erſcheinen des öſterreichiſchen Plutarch) eine Menge von größeren und kleineren Dichtergenien, die ſich ſonſt wohl in antiken griechiſch-römiſchen Stoffen erſchöpft hätten, der vaterländiſchen Romantik zu, und nicht den geringſten Theil jener Ausbeute bewahrt dieſes Archiv, welches über hundert Gedichte der Art enthält, wovon viele trefflich genannt werden können. — Sahen wir noch vor zwanzig Jahren die römiſche Geſchichte in unzähligen Wiederholungen die Maler beſchäftigen, ſo ziert jetzt ein achtbarer Kreis geſchichtlicher Kompoſitionen ihre Werkſtätten in und außer Wien. Seit zehn Jahren iſt jenes Streben auch in Ungern, und ſeit etwa fünf Jahren in Böhmen auffallend ſichtbar geworden.

Die Urſachen dieſer Erſcheinung, ſo wie den ſtufenweiſen Gang ihrer Entwicklung ſucht Matthäus von Collin in ſeiner tief gedachten Abhandlung (Jahrg. 1811, Nr. 122): Ueber die nationale Weſenheit der Kunſt, darzuſtellen, welche die allgemeinen kunſtphiloſophiſchen Umriſſe gibt, denen wir nur an der Hand der Geſchichte eine ſtreng mit Beyſpielen zu belegende, mehr populäre Ausführung wünſchten.

Den praktiſchen Beweis für jene theoretiſch ausgeſprochenen Anſichten liefert der große Aufſatz: »Iſt denn des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates Geſchichte ärmer an herzerhebenden oder hochtragiſchen Stoffen für Dramaturgie, Ballade, Legende, Roman und bildende Kunſt, als die des Alterthums und eines fremden Mittelalters? Dieſe Abhandlung, die mehrere Gelehrte zu Verfaſſern hat, liefert dergleichen Stoffe in ſolcher Menge, daß man wohl den von ihr vertheidigten Satz nicht mehr anfechten wird. Wir fanden unter den Beytragenden die Namen Bar. Mednyansky, Hormayr, Dr. Hohenegger, ꝛc. (Jahrg. 1817, Nr. 98, 105, 107, 136, 146, 154, 156. Jahrg. 1818, Nr. 10, 31, 92, 93, 94, 118, 119, 120, 121, 122, 130, 131, 132, 152.)

Um nun vor allen der poetiſchen Beyträge zu gedenken, welche, wenige Ausnahmen abgerechnet, Originale ſind, und meiſt in Balladen und Legenden nationale Stoffe behandeln, ſo mag es hier genug ſeyn, die Namen ihrer Verfaſſer zu nennen, und dann einige der vorzüglichſten Arbeiten anzuführen, ohne über den relativen Werth der andern ein Urtheil fällen zu wollen. Wir fanden die Namen: Thereſe Artner (genannt Theone), Binder, Canaval, Caſtelli,

Collin (Heinrich und Matthäus), Deinhardſtein, Fiſchel, Fouqué, Gollinger, Gräff, Hammer, Hannuſch, Hermannsthal, Horky, Kalchberg, Knoll, Kollmann, Kuffner, Mayer, Nell, Petter, Karoline Pichler, Richter, Rupprecht, Sachſe, Schröckinger, Seidl, Swoboda, Varnhagen von Enſe, Weidmann.

Heinrich Collins »Max auf der Martinswand« 1810, Nr. 4, führt billig den Reihen, und ein an Erhabenheit und frommer Geſinnung ſo hervorſtrahlendes Gedicht konnte nicht wetteifernder Nachfolge ermangeln. Sein Leopold vor Solothurn, Nr. 8, Kaiſer Albrechts Hund, 1811, Nr. 19, und die Proben aus der unvollendeten Rudolphiade (1810, Nr. 53—88) ſtehen nicht unverdient zur Seite.

Maximilian Fiſchel's »Liebe Herzogs Ernſt des Eiſernen,« 1812, Nr. 1; ſein ſchön eingekleidetes Lied von Kaiſer Albrechts Tode, 1812, Nr. 55, ſcheinen uns muſterhaft; und Karolinen Pichler's ſchöne Gedichte auf Maria-Zell, ihr Hunnyad, Albrechts Rache an Baſel, Gamming, die Gründung von Hohenfurt (1811, Nr. 133, 1812, 48, 63, 1817, 39) und viele andere erfreuen durch einfachen frommen Sinn.

Es thut uns leid, aus dem ſchönen Kranze hier nicht die duftendſten Blumen alle nennen zu können, die uns auf mannigfache Weiſe freundlich angeſprochen haben.

Die Aufſätze über bildende Kunſt, welche in den früheren Jahrgängen zwar nie ganz ausgeſchloſſen, aber doch nur ſparſam aufgenommen wurden, gehören ſeit dem Jahrgange 1819 mit in den umfaſſenderen Plan der Zeitſchrift, die mit immer ſteigender Vorliebe, Kunſt und Künſtler ihren Leſern in Erinnerung bringt. Als einen der früheſten Aufſätze über Kunſt müſſen wir jenen unſeres wackeren Künſtlers Ludwig Schnorr in 1819, Nr. 8, anführen, wo er ſeine Anſichten über das Entſtehen der neueren deutſchen Schule und ihre fördernden Urſachen darlegt, ſo wie über den Kampf, den ſie mit der alten, bisher auf Orthodoxie pochenden Kunſtſchule zu beſtehen hatte. Wenn wir mit ihm die Forderungen der Akademie billig in ihre Schranken weiſen müſſen, damit ſie nicht die Bedingung der Kunſt, die freye Entwicklung des Geiſtigen in derſelben hemme, ſo wollen wir dabey nie vergeſſen, daß dieſer Freyheit auch noch andere Klippen drohen, zwiſchen welchen viele ſtecken geblieben ſind, die ſich gerade recht los und frey dünkten, ein Unglück, welches zwar nicht unſerem Künſtler, aber manchem der neudeutſchen Schule begegnet iſt. — Schnorr theilte bald darauf in Nr. 29, 30,

32, 34 Bruchſtücke aus Fügers Nachlaß mit, welche in Briefen an Klopſtock, einem lateiniſchen Gedichte Birkenſtocks auf Fügers Meſſiade, und in einem Aufſatze Fügers über Kunſt beſtehen. — Das treffliche, jetzt bekanntlich von Seiner Majeſtät für die k. k. Gallerie erkaufte Bild von Schnorr, Fauſt mit Mephiſtopheles, iſt der Gegenſtand einer ausführlichen, mit Stellen aus Göthe's Fauſt belegten, Beurtheilung in Nr. 13; ſowie unter der Aufſchrift »des Kuſtos Ruß öſterreichiſche Pöcile« (Nr. 96, vergl. auch 1821, 1, 55; 1822, 32, 152), eine Beſchreibung der, auch im Morgenblatte beſprochenen Sammlung vaterländiſcher Geſchichtsgemälde von der fleißigen Hand dieſes phantaſiereichen und genialen Malers beſchrieben wird. Denſelben Zweck, den Einheimiſchen und Fremden mit den Blüten unſerer Kunſt vertrauter zu machen, als dieß bisher der Fall war, verfolgte der Herausgeber auch in ſeiner Schilderung der Wiener akademiſchen Kunſtausſtellung von 1822, in demſelben Jahre, Nr. 92, und der Prager Ausſtellungen von den beyden letztverfloſſenen Jahren (im Jahrg. 1822, Nr. 35 und 50); endlich in der mit Beharrlichkeit fortgeſetzten Rubrik: Wanderungen durch die Ateliers der hieſigen (und anderer) Künſtler. Die Künſtler, deren Lebensnachrichten und Werke uns in dieſer Abtheilung beſchrieben werden, ſind: Arnold 1822, Nr. 35; Bär 1821, Nr. 1; Craffonara 1821, Nr. 17; Decker, 130: Fendi 1822, Nr. 27, 152; Ferenczy 1822, 153; Füger 1821, 52; Gauermann 1821, 43; Jaſchke 1821, 112, 115; Kaiſer 1821, 132; Kißling 1821, 38; 1822, 152; Knapp 1821, 35; — Krafft 1821, 1, 36, 47; 1822, 6, 152; — Macheck 1821, 43; Julie Mihes 1821, 17; Nußpammer 1822, 86; — Perger 1821, 49; — Petter 1821, 1, 37, 53; 1822, 152; Pichler 1821, 17; Rahl 1821, 129; — Rehberg 1821, 6; — Reinhold 1821, 27, 1822, 152; — Rhomberg 1821, 37; — Ruß 1821, 1, 55, 1822, 5, 152; — Schaller 1821, 27; — Scheffer 1822, 15; — Schiavone 1821, 129; — Schnorr 1822, 40; — Schöpf 1821, 6; — Schuſter 1821, 111; — Stadler 1821, 17: — Stark 1822, 129; — Steinfeld 1821, 108; — Tkadlik 1822, 14; — Zauner 1810, Nr. 61.

Der permanenten Kunſtausſtellung bey St. Anna in Wien gedenkt der Jahrgang 1822, Nr. 2, 20, 152, der Ausſtellungen in Breslau, Karlsruhe, Zürch, London in Nr. 40, 42, 47; der Ausſtellung in Dresden, der ſchönen Sammlung Quandts und der neuen Denkmale Berlins, die mit künſtleriſchem Sinn geſchriebenen Reiſenachrichten

in 1822, Nr. 143, 144, 146, 147; reiche Kunden über römiſche Kunſt und Künſtler gibt die Korreſpondenz aus Rom, Venedig und Padua ꝛc. z. B. 1821, Nr. 111, 114, 117, 123, 124, 127, 130; 1822, Nr. 50 ꝛc., ferner über die Erzeugniſſe unſers lithographiſchen Inſtitutes die Nummern 68 des Jahrganges 1821 und namentlich über den lithographirten Ambraſer Stammbaum und die Portraitſammlung, 1822, 122, 134.

So viel über lebende Künſtler. Auch an Nachrichten und Beſchreibungen merkwürdiger Denkmale alter Kunſt fehlt es nicht. Hieher gehören im Jahrg. 1821, Nr. 5, 8, die Abhandlung über die zehn großen Cartons von Hans Vermeyen, darſtellend den ſiegreichen Heereszug Karls V. wider Tunis, treffliche, bis dahin völlig ungekannte Kunſtwerke, die noch eine Entſcheidung über ihre Aufſtellung erwarten; die Beſchreibung der ſchönen Kirche von Maria Stiegen, eines der wichtigſten Baudenkmale Wiens aus dem Mittelalter, im Jahrg. 1821, Nr. 12. — Der Aufſatz über zahlreiche, in Innsbruck und der Ambraſer Sammlung befindliche Bilder der beyden Cranach, im Jahrg. 1821, Nr. 17. — Ueber den ſeltſamen ſilbernen Trinkbecher der Margaretha Maultaſche, 1821, Nr. 25. — Ueber eine neu aufgefundene Pergamentrolle, mit den Bildniſſen der Ahnen Kaiſer Maximilians I. 1821, Nr. 89.

An dieſe Aufſätze, ſämmtlich Mittheilungen des Cuſtos der Ambraſer Sammlung, Primiſſer, ſchließen ſich desſelben »Reiſenachrichten über Denkmale der Kunſt und des Alterthums in den öſterreichiſchen Abteyen und in einigen andern Kirchen Oeſterreichs und Kärntens;« ein durch die beyden letzten Jahrgänge durchgeführter Aufſatz, der zuerſt die gänzliche Unbekanntſchaft der Landsleute mit den reichen Kunſtſchätzen ihrer Abteyen und alten Kirchen aufzuhellen ſuchte. Dem Schlußworte des Verfaſſers gemäß ſind dieſe Reiſenachrichten nur Grundlage und Vorarbeit zu einem größeren Werke mit den nöthigen Abbildungen, und in erweitertem Plane. Wir heben hier den Inhalt heraus: I. Kloſterneuburg (1821, Nr. 97, 100, 106): die Stiftskirche — der Kreuzgang mit ſeinen Kapellen und Kunſtwerken, deſſen Fenſter — die Stiftsbibliothek — Pſalter des heil. Leopold — die Bilder- und Kunſtſammlung — die Schatzkammer — der Verdüner Altar aus dem zwölften Jahrhundert — der Reiſealtar des heil. Leopold — Capella speciosa — das ewige Licht — der Prachtbau Allio's. — II. Heiligenkreuz mit den Kirchen zu Mödling (Nr. 109): Friedrichs II. des letzten Babenbergers Grab — Kirche, Kreuzgang, Brunnkapelle, Dormitorium — Pfarrkirche zu Mödling — rundes Kirchlein daſelbſt aus dem

zwölften Jahrhundert. — III. Herzogenburg (Nr. 118): Bibliothek — Kunſt- und Alterthümer-Sammlung. — IV. Lilienfeld (Nr. 121, 134): Kirche, Kreuzgang, Kapelle, Schlafſaal — Bibliothek. — V. Götweih (Nr. 134, 136, 139): Grabmäler, Gemälde, Kupferſtiche — Münzſammlung — Glasgemälde — Bibliothek. — VI. Zwettel (Nr. 139, 142): Kreuzgang — Kirche, alte Altäre und Figuren — Bibliothek, Münzſammlung. — VII. Mölk (1822, Nr. 20): Kloſter und Kirche — Gemälde, Kapelle des Abtes mit altdeutſchen Gemälden, Markt Mölk — Bibliothek. — VIII. Seitenſtetten (Nr. 26): klaſſiſcher Boden ad muros — Bibliothek — Bilderſammlung. IX. St. Florian (Nr. 29): Alte Kapelle — neue Kirche — Bilderſammlung — Bibliothek. X. Kremsmünſter (Nr. 41): Kirche — aſtronomiſcher Thurm mit den Naturalien, Gemälden, Alterthümern — Bibliothek. — XI. Lambach (Nr. 68): Sandrarts Altarblätter — Handſchriftenſammlung — Bilder — Kirche zu St. Wolfgang — Kirche zu Hallſtadt. XII. Villach (Nr. 89). XIII. Oſſiach und Maria-Gail in Kärnten (Nr. 92). XIV. Petronell und Deutſchaltenburg in Oeſterreich (Nr. 102). — XV. Maria-Zell in Steyermark (Nr. 107).

XI. Recenſionen und gelehrte Anzeigen.

Im Plane dieſer Abtheilung liegen vorzüglich Werke, welche der Tendenz des Archivs überhaupt verwandt ſind: Geſchichte, Geographie, Dramaturgie ꝛc. Die Anzeigen ſind meiſt nur kurz; nur Werke über vaterländiſche Geſchichte fanden faſt immer ausführlichere Würdigung, z. B. Kurzens Werke (1816, Nr. 33, 39); Eichhorns Beyträge zur Geſchichte Kärntens (1817, 43); Hormayrs ſämmtliche Werke, beurtheilt von dem gelehrten Benediktiner Muchar, im Jahrgange 1822, Nr. 68, 70, 71; vorzüglich auch geſchichtliche Schauſpiele, z. B. Uhlands Ernſt von Schwaben, Ludwig der Baier, Fouqués Stauff, Oehlenſchlägers Erich und Abel, ſein Palnatoke u. v. a. Die bey weitem zahlreichſten Recenſionen enthält der letzte Jahrgang. Eine ausführlichere Darlegung des Inhalts dieſer Rubrik geſtattet der Gegenſtand nicht.

Wir ſcheiden von den vor uns ſtehenden dreyzehn Quartbänden des Archives, in der Hoffnung, daß dieſe unter unſern Händen nur zu ſehr angeſchwollene Berichtlegung, die Kenntniß und Benützung der gewaltigen Maſſe erleichtern möge. Nicht leicht dürfte ein bedeutenderer Original-Aufſatz vergeſſen worden ſeyn. Alle kleineren Mittheilungen anzuzeigen, hätte der doppelte Raum nicht hingereicht.

Betrachten wir die Zeitumſtände, unter welchen das Archiv

ſeine Laufbahn begonnen, und mit welcher Beharrlichkeit es ſich mit ſehr geſteigertem Gehalt ſeiner letzten Jahrgänge erhalten hat, ſo dürfen wir wohl von der Thätigkeit des Herausgebers und ſeiner unverdroſſenen Mitarbeiter aus allen Provinzen des Kaiſerſtaates, in Zeiten der Ruhe und des allgemeinen Friedens, noch viele die Vaterlandskunde und Geſchichtswiſſenſchaft fördernde Mittheilungen und eine eben ſo lange Reihe von Jahrgängen wie die bisherige, erwarten. —

Art. III. Amalthea, oder Muſeum der Kunſtmythologie und bildlichen Alterthumskunde, herausgegeben von Böttiger. 2ter Band, mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, bey Göſchen, 1822.

Der zweyte Band dieſes Muſeums, an ſich erfreuend, verſichert durch ſein Erſcheinen die Fortdauer eines Unternehmens, das ſeiner Beſchaffenheit nach erwünſcht, in ſeinen Mitarbeitern auf Kräften beruhet, welche demſelben ausgedehnte Verbreitung, verbunden mit dauerndem Werth und Nutzen verbürgen müſſen.

Der Vorbericht des Herausgebers beſpricht theils manche über den erſten Band des Werkes gefällte Urtheile, theils beziehet er ſich auf den Inhalt der vorliegenden erſten Fortſetzung.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Herausgebers, deſſen Fleiß und geiſtiges Intereſſe ſo vieles umfaßt, daß er gern vergleichend zuſammenſtellt, ohne durch übereiltes Entſcheiden oder Hervordrängen der eigenen Anſicht unduldſam einzugreifen. Namentlich in den Forſchungen über das Alterthum berückſichtigt er auch das Widerſprechende; und das iſt gerade in dieſer Wiſſenſchaft höchſt erſprießlich. Je vollſtändiger uns die Verſchiedenheit der Anſichten über Mythologie und Alterthumskunde bis zu ihren Extremen vor Augen gelegt wird, um ſo mehr werden wir gegen den Irrweg der Einſeitigkeit gewarnt. Dagegen verbürgt nichts die Annäherung zur Wahrheit ſicherer, als das Entdecken einer innern Einheit mit möglichſter Schonung aller und jeder individuellen Mannigfaltigkeit.

Dem Auffinden ſolcher innern Einheit förderlich zu werden, iſt die fortgehende Abſicht dieſer einen früheren Bericht über das Werk fortſetzenden Anzeige. Um indeſſen allen Irrungen vorzubeugen, ſey nochmals erinnert, wie das Streben, alle mythiſchen Ueberlieferungen, alle archäologiſchen Andeutungen in Uebereinſtimmung zu bringen, ſich zwiefach zu äußern vermag. Eine vorgefaßte Anſicht, eine liebgewonnene Erklärungsmethode, eine zum oberſten Princip erhobene Weltanſchauung kann einen in Dunkel gehüllten, mangelhaft überlieferten Stoff, wie der mythologiſche ein-

mal iſt, beugen, wenn ſie verſucht, das Fehlende und das Unvollſtändige durch Hypotheſen und Kombinationen zu ergänzen. Dieſe Art zu verfahren operirt gern ausſchließend; ſie will unbedingt als richtig anerkannt ſeyn, und ſie pflegt alles zu verwerfen, was ſie nicht ſich übereinſtimmend findet. Verſchieden von ihr jedoch iſt ein anderes Beſtreben, welches beym erſten Anblick leicht der Mißdeutung und Verwechslung unterliegen mag, das Beſtreben, allmälich und im ſtufenweiſen Fortgange Widerſprüche zu löſen, welche bisher immer nur noch ſcheinbar erſt gehoben worden. Dazu dürfte aber das Verfolgen gewiſſer überall ſich darbietender Analogien und das Beſtreben führen, an die Stelle mancher mangelhaften Anſchauungen feſter geſtaltete und durchgreiſende Auffaſſungen hinzuſtellen. Gewiß leiſten Scharfſinn und Phantaſie dafür um ſo trefflichern Dienſt, als ſie ſich von Witz und Einbildung unterſcheiden, welche letzteren Kräfte leicht zu Willkür und Verwechslung führen. Und der Gebrauch dieſer Kräfte dürfte um ſo weniger auf Irrwege führen, wenn im voraus erklärt wird, daß keinesweges die beſtehenden mannigfachen Anſchauungsweiſen eines in Dunkel gehüllten Stoffes zu beherrſchen oder zu verdrängen, ſondern daß nur dem Kreis jener ſich mit anreihen zu wollen die Abſicht iſt.

Nach dieſem Vorwort zur Beurtheilung des Standpunktes für den gegenwärtigen Bericht laſſen ſich die einzelnen Abſchnitte des vorliegenden Bandes beſonders betrachten.

Der erſte Abſchnitt, Fortſetzungen überſchrieben, gibt die Folge der Abhandlung des Hofrath Hirt, über das Material, die Technik und den Urſprung der verſchiedenen Zweige der bildenden Kunſt bey den Griechen und den damit verwandten italiſchen Völkern. Nachdem der Verfaſſer ſeinen Betrachtungen über Steinſchneidekunſt und Stämpelſchneidekunſt allgemeine Bemerkungen angefügt, benützt er das Ganze ſeiner Erörterungen zur Entſcheidung der Frage: ob die Griechen aus ſich ſelbſt geſchöpft, oder von andern Völkern gelernt haben?

Der Aufſatz iſt ſehr ſchätzbar, weil die gelehrten Reſultate über techniſch-mechaniſche Gegenſtände zugleich benutzt werden, Aufſchlüſſe über anderweite Fragen aus dem Gebiete der Alterthumswiſſenſchaften zu befördern. So führen den Verfaſſer ſeine Mittheilungen über die Stämpelſchneidekunſt zu Bemerkungen über Münzen im Allgemeinen und über das Weſen derſelben, die ſogar bis auf die Anſichten und Theorien vom Gelde hin ein Licht verbreiten. Intereſſant iſt es, wie Hrn. H. Hirt ſeine archäologiſche Kenntniß zu einer Betrachtung über das geprägte Geld leitet, die wichtiger iſt als das, was in den meiſten Theorien vom Gelde darüber gefunden wird.

Die Metalle, ſagt derſelbe, wurden als Waare bloß gegen andere Waare ausgetauſcht, bis die Erfahrung lehrte, daß wegen der großen Theilbarkeit und Dauer derſelben es unter allen Stoffen keinen gebe, der geſchickter wäre, in dem Umtauſch einer Waare gegen die andere den Ueberſchuß — das Mehr und Weniger — auszugleichen. Die einzige Unbequemlichkeit dabey war, daß bey dem größeren oder kleineren Handel der Probierſtein und die Wage zur Hand ſeyn mußte, um ſich nächſt der Qualität des Metalles zugleich des Gewichtes zu verſichern. Dieſem Uebelſtande ward dadurch abgeholfen, daß die oberſte Gewalt es über ſich nahm, den Metallen unter geſetzlichem Anſehen ein Gepräge aufzudrucken, welches den Handelnden beſtimmtes Gewicht und innere Güte des Metalles zuſicherte.

Nach den Geldtheorien ſoll das geprägte Metall bald Waare, bald Repräſentant der Waare, bald Repräſentant des Kredits ſeyn, bald dem rohen Produktentauſch Platz gemacht haben. Von dem allen weicht die obige Darſtellung ab, aber ſie berichtigt jene ſämmtlichen Anſichten in wenigen klaren Worten, deren überzeugende Wahrheit ſich jedem Denker aufdringen muß.

Die wichtigſte Folgerung, welche der Verfaſſer aus ſeiner Abhandlung über das Material und Techniſche in den verſchiedenen Zweigen der griechiſchen Bildkunſt glaubt ziehen zu müſſen, beſtehet darin, daß die Griechen ihre Kunſt nicht aus ſich ſelbſt ſchöpften, ſondern ihre Lehrer und Führer weſentlich die Aegypter waren. Der Herausgeber erklärt ſich in der Vorrede nicht frey von Bedenken über dieſe Meinung. Einige Betrachtungen darüber dürften hier wohl an ihrer Stelle ſeyn, nur maßen ſie ſich in keiner Art eine entſcheidende Kraft an; ſie wollen lediglich der Löſung eines Problems entgegen kommen, wegen deſſen wir zuverläßig mit der Zeit ins Reine kommen werden.

Der Verfaſſer wird zu ſeiner Anſicht durch Folgendes geleitet. Vor der dreyßigſten Olympiade iſt ein Kunſtzuſtand bey den Griechen nicht anzunehmen; bald nach dieſer Zeit erſcheinen alle Kunſtzweige; doch ſie verbleiben bis zur ſechzigſten Olympiade in einem Zuſtande von Kindheit. Merkwürdig iſt, daß mit der dreyßigſten Olympiade nicht einzelne, ſondern alle Zweige der Kunſt wie mit einem Zauberſchlag, nicht bloß an einem Punkte, ſondern überall hervortreten, wo die vielgetheilten Griechen und ihre italiſchen Anwohner leben. Es drängt ſich daher dem Forſchungsgeiſt die Frage auf: ob dieſe Kunſterſcheinungen urplötzlich auf griechiſchem Boden ſelbſt entſtanden ſind, oder ob ſie aus der Fremde hinüber kamen nach G r i e ch e n l a n d. Nur findet der Verfaſſer, daß ihrer früheren Kunſtausübung wegen, nur die Aegypter, Israeliten, Phönizier und Babylonier in Betrachtung

kommen können. Die Aegypter ſind es aber, welche die meiſten Spuren ausgezeichneter Kunſtausübung darbieten, und folgende hiſtoriſche Momente ſind von Wichtigkeit. Die Griechen ſtanden im Verkehr mit den Phöniziern und Aegyptern; wir haben in ſolcher Beziehung zwey Epochen vor uns, die erſte mythiſche, bis zum Pſammetichus, und die dann beginnende hiſtoriſche Zeit. Im erſten Zeitraum ſind die Spuren von Verkehr nicht unbedeutend, in dem zweyten wird derſelbe anhaltend und regſam. Sogleich erſcheint, wie mit einem Zauberſchlag, überall in Griechenland Kunſtgeiſt und Kunſtzuſtand. Jene Periode aber iſt die, welche den freyen Verkehr mit Aegypten völlig ausſchließt, da vorher derſelbe nur die Begleitung einzelner Unternehmungen und Abenteuer geweſen. Dieſes Zuſammentreffen der wiſſenſchaftlichen und Kunſtkultur mit der Zeit, wo die Griechen freyen Zugang und ſelbſt eigene Niederlaſſungen in Aegypten erhalten, iſt nicht als zufällig zu betrachten, nur Paradoxie wird abläugnen wollen, daß die Griechen nun die Kenntniſſe der Aegypter nach dem Mutterlande verpflanzten.

Dieß iſt des Verfaſſers Anſicht, die troß einer ſehr richtigen Folgerung, von der ſie einen Beweis gibt, ſich mit ſehr widerſprechenden Anſichten begegnet. Dahin gehört z. B. die Darſtellung von H. P. Ottfried Müller, wegen welcher bemerkt werden muß, daß die Arbeit des Hrn. Hofrath Hirt in früher geſchriebenen Vorleſungen beſtehet. Jener Autor, dem das ausſchließliche Ableiten der griechiſchen Kultur von Aegypten her aus gewiß ſehr wichtigen Gründen nicht einleuchten will, glaubt in jener Periode das Entſtehen einer übertriebenen Neigung bey den Griechen ſelbſt entdecken zu müſſen, alles aus Aegypten ableiten zu wollen. Wie die Handelsverbindung inniger ward, ſcheint ſich eine gewiſſe Einſeitigkeit der Anſicht gebildet zu haben, welche ſich zur Pflicht machte, einen engen und alten Zuſammenhang zwiſchen Griechen und Aegyptern jeder Beziehung nach auffallend hervor zu heben, und obenan zu ſtellen. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieß ſehr viel für ſich habe. Aehnliche Erſcheinungen ſind nicht ſelten.

Dennoch kann durch dieſe Anſicht Hr. Hofrath Hirt noch nicht widerlegt werden; ſeine Darſtellung hat zu viel Anſprechendes. Er iſt auch beſonnen genug, eine zweyte Frage aufzuwerfen, bis zu welchem Punkte nämlich die Griechen die Kunſt von den Aegyptern lernten? Der Verfaſſer zeigt nämlich, daß die Griechen von den Aegyptern mehr annahmen, als das Techniſche im gröberen Sinne; ſie konnten von ihnen auch in Beziehung auf künſtleriſche Darſtellung lernen. Troß des Steifen und Ungelenken in den meiſten Geſtalten, ſind bey ägyptiſchen Kunſtwerken

doch die Handlungen oft ſehr verſtändig, ja kühn bezeichnet, und in der Geberdung bey faſt unbewegten Geſichtszügen entwickelt ſich nicht ſelten tiefes Zartgefühl und eigenthümliche Großheit. Der Faltenwurf, wenn die Hieroglyphik es erlaubt hätte, würde von ſolchen Meiſtern leicht zierlicher und natürlicher darzuſtellen geweſen ſeyn; bey Bildung der Thiere zeigen ſie durch wunderbare, bis in die feinſten Details gehende Auffaſſung der Eigenthümlichkeit ſeltene Virtuoſität, deßgleichen bey Darſtellung des Nackten.

Doch alle dieſe Angaben dürften ſchwerlich ein Bedenken anderer Art entkräften. Sollte den griechiſchen Künſtlern alle Begeiſterung für ihre Götterbildungen gemangelt haben, die hieratiſchen Urſprungs geweſen? Weßhalb wäre den Griechen, wenn ſie von der bezeichneten Periode im Epos und Hymnos ausgezeichneter waren als irgend ein Volk, wenn ſich damals die Lyrik zur höchſten Vollkommenheit aufſchwang, wenn ſich bewundernswürdige Tonweiſen in der Muſik bildeten, und wenn mit der joniſchen und doriſchen Lyrik auch eine eigenthümliche Architektur ſich entwickelte, weßhalb wäre ihnen verſagt geweſen, ſich als Bildner aus ſich ſelbſt eben ſo vollkommen zu entwickeln? In der Poeſie, Metrik, Muſik und Architektur hatten ihre Virtuoſen nicht von andern Völkern gelernet. Weßhalb konnten ſie nicht in der Bildkunſt, durch vaterländiſch-religiöſe Begeiſterung getrieben, gleich eigenthümlich ſeyn? Sämmtliche griechiſche Gottheiten waren, wie auch Hr. Böttiger ſchon bemerkt hat, gewiß nicht ägyptiſchen Urſprungs. Würden Künſtler, die erſt des Vorbildes ägyptiſcher Technik und Plaſtik, ja der Unterſtützung derſelben bedurften, um ſich emporzuſchwingen, wohl jemals einen hohen Grad von Künſtlervollkommenheit erreicht haben?

Wenn ſich dieſe Betrachtung Herrn Hirts Meinung ſehr beſtimmt entgegen ſtellt: ſo iſt dagegen nicht abzuläugnen, daß das Zuſammentreffen eines regeren Handelsverkehres mit einem regeren Kunſtverkehr in ſolcher Ausdehnung als wirklich Statt gefunden, Berückſichtigung verdient.

Zuvörderſt ließe ſich dieſer Zuſammenhang in Gefolge einer Bemerkung erklären, welche ſich vielfältig in mehreren Zeitperioden und bey mehreren Völkern anſtellen läßt. Einem lebhaften Handelsverkehr iſt es jedes Mal eigen, wie er alles auf den Markt bringen und vervielfältigen will, ſo auch die Schätze der Kunſt auf den Markt des Lebens zu bringen und zu vervielfältigen. Die Kunſt entſteht nicht in ſolchen Perioden, ſondern wird Gegenſtand weiter verbreiteter Neigung und um ſich greifender Erwähnung, Bilder treten aus den Tempeln in die Häuſer u. ſ. f. Hiſtoriſch ſpricht das Beyſpiel der Fugger in Augsburg, ſo wie der

Medizeer in Florenz für dieſe Behauptung; aber aus innern Gründen läßt das Ereigniß ſich gleichfalls erklären. Nur ihrer Ausführung iſt hier eben ſo wenig Raum gegönnt wie einer andern gleichfalls wohl zu erweiſenden Behauptung, daß ſehr oft das Beginnen eines feineren regſameren Handels die Periode bezeichnet, mit welcher die mythiſche Zeit anfängt eine hiſtoriſche zu werden. Es dürfte alſo wohl noch Erforſchung verdienen, welchen Einfluß das Erwachen eines regen und blühenden Handels auf ein belebteres Kunſttreiben in Griechenland ausüben konnte, und welchen Handel das von Hrn. H. Hirt herausgehobene Ereigniß aus ſich ſelbſt erklärt, ohne daraus gerade den Einfluß ägyptiſcher Vorbilder auf die griechiſche Kunſt nothwendig folgern zu müſſen. Als leiſe Andeutung, als bloßer Fingerzeig, in Mitberückſichtigung der Anſicht des Hrn. H. Böttiger über den phöniziſchen Einfluß auf Griechenland und der Darſtellung des Hrn. Prof. O. Müller über den plötzlich ſich hervorthuenden Hang zum Aegyptiſiren bey den Griechen ſelbſt, mag Folgendes aufgenommen werden.

Wenn Phönizien und Aegypten in einem früheren Zuſammenhang geſtanden hätten, und wenn phöniziſche Koloniſationen auf einzelne Punkte Regungen hinpflanzten, die dem Charakter der griechiſchen Urbewohner entgegen liefen, warum dürfen wir nicht annehmen, daß dieſe einem Gährung erregenden Element glichen, wodurch das pelasgiſche Leben in jene neue Thätigkeit und Entwicklung verſetzt ward, in Gefolge deren es ſich allmälich zum Hellenismus umwandeln mußte? Dann erklärt ſich ſehr geſchickt, wodurch der Hellenismus ſo viel Spuren eines phöniziſchen Einfluſſes darbietet. Dann wird begreiflich, wie unmittelbar durch den phöniziſchen Einfluß auch ägyptiſcher Geiſt im Hellenismus ſtellenweis an den Tag tritt. Sogar für jenes Ereigniß, welches Hr. Hofrath Hirt ſo bedeutungsvoll heraushebt, wäre ſodann vielleicht der Grund gefunden. Je mehr ein neuer Handelseinfluß Aegyptens ſich über das griechiſche Leben verbreitete, um ſo natürlicher war es, daß nun alles, was durch phöniziſchen Urſprung ſich dem ägyptiſchen Geiſt verwandt zeigte, für urſprünglich ägyptiſch erklärt ward.

Die phöniziſche und die ägyptiſche Einwirkung auf Griechenland zu entwirren, gehört immer zu den ſchwierigſten Aufgaben. Haben phöniziſche Unternehmungen auch einen großen Einfluß auf die Umwandlung des pelasgiſchen Charakters Griechenlands in Hellenismus ausgeübt; ſo ward auch eben ſo gewiß durch ägyptiſche Emigrationen eine lokale Einwirkung einerſeits verwandter und doch auch wieder abweichender Natur hervorgebracht, und dieſe zu ſondern iſt ein ſehr ſchwieriges Geſchäft.

Der zweyte Abſchnitt, archäologiſche Gegenſtände aus dem Orient, enthält einen zweyten Beytrag über perſiſche Ikonographie auf babyloniſchen und ägyptiſchen Kunſtwerken, von G. S. Grotefend, und den Auszug eines von Hrn. Hofrath von Hammer an den Herausgeber erlaſſenen Briefes über den Urſprung griechiſcher Mythen und Götterbenennungen aus dem Orient.

Wenn bey der Anzeige des erſten Bandes der Amalthea die Bemerkungen über den Beytrag zur perſiſchen Ikonographie vorbehalten worden, um ſie beym Erſcheinen der Fortſetzung zu liefern; ſo wird die Erörterung dieſes Gegenſtandes hier vorzugsweiſe ihren Platz finden müſſen.

Der Verfaſſer, der mit Erklärung einer Walze von ganz beſonderer Art aus Caylus Recueil ſeinen erſten Beytrag eröffnet hatte, findet, weil die Abſicht dahin gehet, die Abbildungen perſiſcher Götter auf eine möglichſt ſyſtematiſche Weiſe nach ihren eigenen Merkmalen zu entwickeln, nöthig, in dieſem Aufſatz das voraus zu ſchicken, was die Zendbücher von den Urgöttern lehren, und nächſt den Bildwerken babyloniſcher und ägyptiſcher Künſtler das zu berückſichtigen, was echt perſiſche Denkmäler dieſer Art darbieten. Vollkommen wahr und richtig iſt, daß wir einer vertrautern Kunde deſſen, was die Zendbücher von den Urgöttern lehren, für den angedeuteten Zweck nicht entbehren können; aber eben ſo gewiß iſt auch das Anſchauen und Verſtändniß der einzelnen Bildwerke nöthig, um jener vertrauteren Kunde mächtig zu werden. Deßhalb müſſen wir einen jeden Aufſchluß über einzelne bildliche Darſtellungen willkommen heißen, doch wird man dabey ſich zu geſtehen haben, welche Klippen vermieden und welche Richtungen verfolgt werden müſſen.

Der Erklärer hieroglyphiſcher Bildzeichen hat Chiffern vor Augen, deren Entzifferung er beabſichtiget. Wird er nun ſchwerlich jemals bis zur vollkommenen Auflöſung gelangen, ſo darf er doch dem Streben niemals entſagen, eine Erklärung zu finden, die eine beſtimmt ausgezeichnete auch eine logiſch richtige Vorſtellung gibt, aber zugleich einer in der Geſchichte und in dem Weſen der Natur begründeten Wahrheit ſich erfreut. Zu dieſer gelangt man nun aber ſelten, wenn man ſich begnügt, die eine Hieroglyphe lediglich einer andern verwandt ſcheinenden anzureihen, und ſie vielleicht darein zu verwandeln. Wir ſind leider zu reich an Erklärungen, die ſich damit begnügen, jedes einzelne Räthſel in ein anderes zu überſetzen, für die eine unbekannte Zahl X uns ein anderes X, nur verſchiedenartig geformt, darzubieten. Allen hieratiſchen Bildungen iſt eine gewiſſe Aehnlichkeit eigen, die der Verwandtſchaft gleicht; dieſe läßt ſich benutzen, jede Darſtellung

aus dem Geiſte einer andern aufzufaſſen, und damit kommen wir nicht weiter. Eben ſo hat man ſich zu hüten, im Verfolgen der Ideen nicht jedes unbeſtimmte Gewölk für eine Idee zu nehmen, und muß vermeiden, die gegebenen bildlichen Darſtellungen nicht mit benachbarten und verwandten dergeſtalt zu verſchmelzen, daß nun alles durcheinander ſchwimmt. Aus der Vermeidung dieſer Klippen ergibt ſich nun aber auch die Richtung, die zu nehmen iſt. Man muß ſuchen, die Uebereinſtimmung der in gewiſſen Abbildungen ausgedruckten Vorſtellungen mit dem Inhalt ſolcher allgemeiner Urvorſtellungen aufzufinden, von denen der denkende Geiſt ſich geſtehen kann, er faſſe ſie mit einer gewiſſen Klarheit und Beſtimmtheit auf, und denen die Vernunft nicht abläugnet, daß ſie eine mit ihren Anforderungen übereinſtimmende Vorſtellung darbieten. Man hat ſich aber auch zu bemühen, dieſer Einſtimmung, wo möglich, die genetiſche Verwandtſchaft an die Seite zu ſtellen, nämlich man hat zu ergründen, wie durch Fortpflanzung die Modifikationen gewiſſer Urwahrheiten, die ſtets Urverhältniſſen entſprechen, in abweichend modificirten Individualerſcheinungen ſich ausgeprägt haben.

Wenn z. B. der Verfaſſer bey der Ausführung ſeiner Meinung, die höchſte Gottheit der Parſen, das in Herrlichkeit verſchlungene Weſen, werde unter dem Bilde eines Vogels gedacht, eine Anmerkung Kleukers vorträgt; ſo wird es beynahe unmöglich, aus den Worten derſelben eine beſtimmte Vorſtellung hervorgehen zu laſſen. Kleuker ſagt: Zeit ohne Gränze, ohne Anfang, iſt der Begriff für das begriffsloſe, ewige Weſen. Weder dem Theologen, noch dem Phyſiker, noch dem Philoſophen wird hiedurch irgend etwas dargeboten. Wir nehmen ſogar keinen Anſtand, von einer Zeit ohne Anfang zu ſprechen, ohne uns klar zu machen, was wir Zeit nennen. Ueberall iſt uns Zeit nur denkbar und eine Vorſtellung gebend, wenn wir einen Anfangspunkt für ſie beſitzen. Uns iſt und bleibt alle Zeit Succeſſion, Fortſetzung eines Anfangspunktes. Heben wir den Anfang auf, ſo verſchwindet uns die Zeit von ſelbſt. Daher iſt Zeit ohne Anfang nicht nur keine Zeit, ſondern überhaupt nichts; ſie iſt etwas durchaus Unvorſtellbares. Dennoch ſoll ſie nach jenen Worten Begriff ſeyn, und zwar Begriff für das Begriffsloſe. Ueberlaſſen wir den Philoſophen auszufechten, ob für das Begriffsloſe ein Begriff, für das Unvorſtellbare eine Vorſtellung möglich ſey: ſie werden nimmermehr zum Schluß kommen; ſie bemühen ſich höchſtens das Unbegreiſliche als Unbegreifliches zu begreifen, wie Fichte that, und dieß bleibt immer nur eine Täuſchung, welche der Menſch ſich ſelbſt macht. Dergleichen kann nicht Urdogma einer Religion, am wenigſten einer ſo erhabenen Religion ſeyn, wie — was ſich nach-

weiſen läßt — die der Parſen in weſentlichen Beziehungen geweſen. Eben ſo wenig hat es als Tradition über die Schöpfung, oder als Kunde über das Entſtehen der Erde Gültigkeit und Werth. Ein ähnliches Hinaufſteigen zu Ideen oder Ableiten aus Ideen, die eigentlich keine Ideen ſind, wird in der erwähnten Abhandlung mehrmals angetroffen. Nicht ſelten liefert ſie Beyſpiele davon, daß durch Aneinanderreihen der Darſtellungen eine in die andere hinüber geſpielt wird; denn geſchieht dieß z. B. nicht, wenn aus dem Würfel mit dem Quincunx zugleich aus der Zahl Fünf ein Deuten der Irrgänge des Labyrinths und auch wieder die Lehre von der Seelenwanderung verſucht wird, weil zufällige, keinesweges weſentliche Aehnlichkeiten oder Uebereinſtimmungen ſich berühren, nämlich weil die phrygiſche Kybele mit den nach ihr benannten Würfeln (κύβοι) ſpielt, und weil der Seelengeleiter Hermes ihr die fünf Schalttage abgewann? So läßt ſich alles willkürlich zuſammenbinden.

Dergleichen hat aber den Verfaſſer oft irre geleitet, wiewohl er ſich in zwey ſehr wichtigen Punkten auf ganz richtigem Wege befand. Denn es iſt vollkommen gegründet, daß, um der perſiſchen Ikonographie näher zu treten, wir nach einer richtigen Vorſtellung von dem ſuchen müſſen, was in den Zendſchriften einmal als zervane akerene, zum andern als in Herrlichkeit verſchlungenes Weſen, namentlich als verſchlungen (welches Anquetil absorbé überſetzt und was in der Zendſprache speántô heißt) bezeichnet wird.

Wenn der Herausgeber in der Vorrede zu dem vorliegenden Bande bemerkt, daß des Referenten Anſicht vom Kretenſiſchen Zeus und ſeinen Attributen durch einen Aufſatz im zweyten Hefte der Schrift: Morphologie mit Rückſicht auf die Schöpfung und das Entſtehen der Erde, eine weitere Entwicklung enthalten hätten, ſo dürfte hier wohl angeführt werden, daß in dem bereits ausgearbeiteten dritten Hefte derſelben Schrift der Verſuch einer Entwicklung jener beyden Vorſtellungen unternommen worden war, bevor der Verfaſſer ſich mit dem zweyten Bande der Amalthea vertraut gemacht hatte. Dieſe Erwähnung geſchieht lediglich in der Abſicht, um die Ueberzeugung auszuſprechen, wie mißlich es ſey, eine einzelne monographiſche Darſtellung enträthſeln zu wollen, bevor nicht wegen jener beyden Ideen, welche mit allem Fuge die Grundideen der Zendreligion zu nennen ſind, und bevor nicht wegen der Lehre von den Feruers der Parſen einige feſte Punkte gewonnen ſind, in Abſicht deren eine vorläufige Uebereinſtimmung unter den Freunden der Alterthumskunde eingetreten iſt. Es gehört aber auch faſt zu den Unmöglichkeiten, eines iſolirten Verſtändniſſes dieſer Materien mächtig zu werden, denn

es iſt unerläßlich, bis zu dem Punkte des Ungeſchaffenen hinanzudringen, das beweiſet ſchon die vorliegende Arbeit. Weder Anquetil, noch Kleuker, noch Rhode, noch Grotefend haben es vermeiden können, von der ungeſchaffenen Zeit zu ſprechen. Es iſt einmal nicht möglich auf dem Wege iſolirter Betrachtungen in die Parſenreligion einzudringen, Philoſophie und Phyſik muß zu Hülfe genommen werden. Um nun die Betrachtungsweiſen nicht auszuſchließen, welche die genannten Wiſſenſchaften an die Hand geben, und um doch auch nicht alles durch einander zu miſchen, iſt in jener Schrift der Ausweg ergriffen worden, die philoſophiſche, naturgeſchichtliche, etymologiſche und ſymboliſch-theologiſche, oder wenn man will, myſtiſche Auffaſſungsweiſe durch Abfaſſung einzelner Aufſätze zu ſondern, aber doch alles in innerem Zuſammenhange zu erhalten. Darum wird das ganze Verſtändniß immer nur aus der Totalität jener Verſuche hervorgehen, und es iſt faſt eben ſo unmöglich, Einzelnes daraus zu entlehnen, wie die für die vorliegende Aufgabe vielleicht förderlichen Reſultate in den hier geſtatteten Raum zuſammen zu drängen. In wie fern der Inhalt der Zendſchriften mit der moſaiſchen Urkunde übereinſtimme oder nicht, darüber ſind die Alterthumsforſcher ſehr uneinig. Creutzer wirft der Parſenreligion vor, daß ſie auf einem Dualismus beruhe. Rhode hat vieles entwickelt, was ſie gegen dieſen Vorwurf zu ſchützen ſcheint, und offenbare Uebereinſtimmung mit dem Moſaismus nachgewieſen. Herr Grotefend behauptet, daß ſich Zoroaſters Vorſtellung von der Gottheit nicht bis zur Höhe der moſaiſchen erhob, der zufolge ein einiger Urheber des Alls, wie ihn die reine, Einheit des höchſten Weſens bedingende Vernunft verlangt, von Ewigkeit zu Ewigkeit iſt, ſondern unfähig, das Böſe in der Welt durch eine Ausartung der mit der Willensfreyheit begabten Geſchöpfe zu erklären, auf eine Zweyheit gleich wirkſamer Weſen verfiel, deren eins als der Urheber alles Guten, wie das andere als der Urheber alles Böſen gedacht ward.

Moſes und Zoroaſter können, nach Dafürhalten des Referenten, in vollkommene Uebereinſtimmung gebracht werden, und es ergibt ſich, daß die uns überlieferte Urkunde über die Schöpfung nicht bloß ſymboliſch oder als theologiſche Offenbarung zu nehmen iſt, ſondern daß ſie zugleich hiſtoriſche und phyſikaliſche Wahrhaftigkeit mit philoſophiſcher Folgerechtigkeit verbindet. Noch mehr aber wie in den ſcheinbar unauflöslichſten Widerſprüchen glauben wir Uebereinſtimmung in dem Grundthema anzutreffen. Denn die Zendſchriften ſagen völlig dasſelbe was die erſten Worte der Geneſis derjenigen Auslegung nach bedeuten, welche das erſte und

zweyte Heft der angeführten Morphologie mittheilt, wie das dritte Heft der genannten Schrift die nähere Darlegung davon liefert.

Nur in Bezug auf alles dort Feſtgeſtellte, weil es allein die hier mitgetheilten Andeutungen zu begründen vermag, läßt ſich Herrn Grotefends Arbeit mit einigen Erörterungen in Abſicht mancher Behauptungen und Beſtrebungen begleiten.

Es wird die Frage berührt, in wie fern bey den Perſern eine Bilderverehrung anzunehmen ſey oder nicht? dieß läßt ſich, weil alle Bilderverehrung doppelt iſt, nur aus einer Unterſcheidung jener Zwiefachheit alles Bilderdienſtes beantworten. Seine beyden äußerſten Gegenſätze ſind Fetiſchismus und Ikonographie oder Hieroglyphik. Sie ſtehen im entſchiedenſten Widerſpruch, und doch ſind ſie bildliche Darſtellung; aber bildliche Darſtellung zu ſeyn iſt nur ihr Zufälliges, und dadurch löſet ſich der ſcheinbare Widerſpruch. Dem Fetiſchdiener iſt nach dem Grade ſeiner Rohheit der Fetiſch bald ſein eigener Gott ſelbſt, bald der Repräſentant, und zwar ein bis zur Surrogation vollſtändiger Repräſentant ſeines Gottes. Entweder er bedeutet gar nicht, oder wenn er bedeutet, ſo trägt er das Bedeuten der vollkommenſten Stellvertretung. Die Hieroglyphe, oder das ikonographiſche Bild dagegen ſymboliſirt nur irgend ein religiöſes Dogma. Es gibt keinesweges dem Gott eine Geſtalt als Gott, ſondern es braucht nur Zeichen, die bildlicher ſind wie die Buchſtaben, um Lehren und Ueberlieferungen über das göttliche Weſen auszudrücken.

Nach dieſer Unterſcheidung wird das Beantworten der Frage leicht. Wird der Fetiſch durch Kunſtfertigkeit in eine Erſcheinung des Schönen verwandelt, ſo nähert ſich das Anbeten der bildlichen Darſtellung dem Bilderdienſt. Werden dagegen die ſymboliſchen Bezeichnungen verſchönert, ſo kann dieß nicht Bilderdienſt genannt werden, denn das Bild empfängt nicht als ſolches Anbetung, ſondern man zollt ſie dem unſichtbaren Weſen, woran das Bild erinnern ſoll. Wird aber gar, wie dieß wohl bey manchen Völkern des Alterthums der Fall iſt, einer übertriebenen Verſchönung der ſymboliſchen Darſtellung von prieſterlicher Seite entgegengewirkt, dann liegt Bilderdienſt der Sache durchaus fern.

Dieſe Betrachtung gewährt einen durchgreifenden Blick in die griechiſche Kunſt. Eine faſt einzige Vollkommenheit ſcheint derſelben dadurch zu Theil geworden zu ſeyn, daß höchſte Verſchönung des Fetiſch-Bildes und höchſte Verſchönung der ſymboliſirenden Darſtellung ſich in Griechenland, am Iſthmus und den Umgebungen bis zur Erreichung der höchſten Harmonie begegneten und durchdrangen. Mit dem dodonäiſchen Zeus — wenn es vergönnt iſt an die Anzeige des erſten Bandes der vor-

liegenden Schrift und die dort vorgetragenen Anſichten anzuknüpfen — mit der Poeſie eines Orpheus, Linus und Heſiodus kam kein anthropomorphiſcher, kam kein helleniſcher Zeus nach Griechenland. Die Lehre von einem Schöpfer und Vater aller Dinge, von einem Erhalter, der nicht befiehlt und zwingt, ſondern in allen Weſen wachſend und ſchaffend waltet, zog mit traditionellem Prieſterthum nach dem nördlichen Griechenlande, und wenn im Geleit derſelben ſich entweder genetiſch-mythiſche Sagen oder bildliche Darſtellungen befanden, ſo bezogen ſie ſich auf die göttlichen Eigenſchaften eines dem ſinnlichen Auge unſichtbaren Weſens. Daß der Gegenſatz hiervon, der bildliche anthropomorphiſche Zeus, der Urſprung und die Bedingung des Hellenismus über Kreta nach Griechenland eingewandert iſt, dieß durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes zum erſten Male mit begründender Gewißheit ausgeſprochen, gehört zu den glücklichſten und förderlichſten Wahrnehmungen im Gebiete der Alterthumskunde, weil es uns zur Einſicht in das wahrhaft richtige Sachverhältniß führt.

Creuzers Anſicht von der Griechen Mythologie und Kunſt gehet davon aus, daß dieſes Volk die Symbolik und Hieroglyphik des Orients umzuſchmelzen wußte in vollendete Geſtaltung. Dieſe neue und wahre Anſicht bleibt indeſſen nur vorbereitend. Es führt weiter, wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir eine von der Kunſtgeſchichte auch vollkommen beſtätigte Kunſtverſchönung ſo der ſymboliſchen wie der anthromorphiſchen Darſtellung und ein endliches Verſchmelzen beyder annehmen. Denn das unterſcheidet die griechiſchen Götterbildungen vor allen andern, daß der Charakter ihrer Menſchengeſtaltung, und der Charakter des ihnen beygelegten ſymboliſchen Attributs durch die vollkommenſte Verſchmelzung in die ſchönſte Harmonie aufgehen.

Wenn dieſe Betrachtung vielleicht auf die von Grotefend in Anregung gebrachte Frage, in wie fern den Parſen ein Bilderdienſt zuzutheilen ſey, einiges Licht verbreitet; ſo würde, wenn der Raum es erlaubte, auch mancher theilweiſe Aufſchluß über die mitgetheilten einzelnen ikonographiſchen Abbildungen zu geben ſeyn.

Daß jenes in den Zendſchriften ſo wichtige Zervane akerene und das Spéàntó meenîom auf das Innigſte zuſammenhängen, ferner, daß ſie jenes Verhältniß anzudeuten ſtreben, welches verſucht worden iſt, als Immanenz und theilweiſe Emanenz zu erklären, dieß kann hier nur beyläufig angeführt werden. Namentlich bedeutet das Wort spéàntó das Begründetſeyn in Gott, ſo fern auf ihn gleich ſehr die Bezeichnung von Einheit wie

die von Allheit paßt, das Seyn in der Wurzel der Gottheit; Anquetil überſetzt das Wort absorbé, und Kleuker verſchlungen. Es iſt kein müßiges Beywort, es wird ganz vorzüglich nur dem guten Weſen beygelegt. Herr Rhode ſcheint dieß nicht genau beachtet zu haben, wenn er einmal vom lichtverſchlungenen Ormuzd und vom laſterverſchlungenen Ahriman ſpricht. Die Zendbücher geben dem Ahriman niemals das Wort speàntò, ſondern das Wort engré, welches Kleuker mit ſchwanger, und Anquetil mit plein überſetzt. Ahriman wird todtſchwanger oder plein de mort genannt, und die letztere Ueberſetzung, plein de mort, iſt gewiß die richtigere. Nämlich Ormuzd iſt begründet, verſchlungen oder abſorbirt, wie man nun will, im ungetheilten ſich ſelbſt gleichen göttlichen Weſen, und hat deßhalb auch einen Feruer; nicht ſo jenes ungetheilte Weſen, denn dieß iſt ſelbſt der Feruer aller Weſen. Ahriman aber iſt nicht in jenem Weſen mehr begründet, nicht darin verſchlungen und abſorbirt, ſondern losgeriſſen, und dadurch voll Todes. Gerade ſo ſagt die Geneſis, daß nach der Trennung jedes ausgeſchiedene Weſen einſam und verlaſſen geweſen ſey. In den meiſten der mitgetheilten ikonographiſchen Abbildungen möchte ſich eine Beziehung auf dieſe Vorſtellung entdecken laſſen, jedoch in ſehr individueller Bedeutung.

Allgemeiner dürfte jene Bezeichnung zu nehmen ſeyn, welche dem Schriftzeichen eines geſchwungenen S gleichkömmt. Dem Verfaſſer iſt ſie wichtig als bedeutſame Bauverzierung, und ſie ſcheint ihm gleich der ſchneckenförmigen Windung an den Kapitälern der Säulen zu Tſchilminar, an dem Becher Kavan, an den Bogenfutteralen, Dolchſcheiden u. ſ. w. eine religiöſe Beziehung zu haben? Dem gemäß hält er ſie vielleicht für das vollkommenſte Symbol des in Herrlichkeit verſchlungenen Weſens.

Aber ſollte es nicht Kleukers Ueberſetzung des Worts speàntò allein ſeyn, was Hrn. Grotefend verleitet, dem Symbol dieſe Deutung zu geben? — Würde ſie nicht vielleicht anders ausgefallen ſeyn; wenn wir keine weitere Ueberſetzung als die des Anquetil absorbé beſeſſen hätten? — Eine ſymboliſche Bauverzierung ſcheint jener Zug allerdings geweſen zu ſeyn, doch dürfte er gerade das Gegentheil von dem andeuten, was in dem Zendworte speàntò liegt.

Es iſt merkwürdig, daß die ſämmtlichen in den ſieben mitgetheilten Kupferabdrücken gegebenen Figuren, welche unläugbar an Bauverzierungen und nicht eigentlich an Arabesken erinnern, Modifikationen von zwey Figuren ſind, deren eine ſich der ſchlangenförmigen Windung, die andere dem nach innen ſich verſchlin-

genden Quadrat nähern. Wenn die erſtere Figur in allen ihren Modifikationen, ein Ausdehnen, ein Ausrecken darſtellt; ſo ſtreben in allen Modifikationen der letzteren zwey das Quadrat ſuchende Linien ſich durch ihr Zuſammentreffen im Innern auf einem Punkt auf mannigfache Weiſe wieder zu vereinen. Die Figuren in ihrer ſtummen Erſcheinung drücken jene Doppelheit aus, welche wir überall wieder finden, das Auge mag ſich wenden wohin es wolle; die Richtung nach innen und die Richtung nach außen, zwey Richtungen, denen ſo vieles in der Natur entſpricht, z. B. Kontraktion und Expanſion, Syſtole und Diaſtole, nebſt allen den endloſen Gegenſätzen, deren Erwähnung hier nicht geſtattet iſt. Es bleibt ſehr merkwürdig, daß die moſaiſche Urkunde in den erſten Worten auf jene Zwiefachheit der Richtung ſich in theologiſcher und vielleicht auch in phyſiſcher Rückſicht beziehet. Die erſten Worte der Geneſis, wenn ſie das Göttliche und Phyſiſche noch keinesweges trennen, wenn das, was ſie uns offenbaren, ſich über beydes ausdehnt — wie dieß in der mehrmals erwähnten morphologiſchen Schrift näher dargethan wird — ſprechen von einer Trennung. Dieſe Trennung iſt theologiſch und auf die Menſchen angewendet, der Sündenfall, der zum Bedürfniß der Religion, nämlich der Wiedervereinigung führt. Dieſelbe Trennung iſt dort in Natur-Expanſion, die zur Kontraktion zurückführt. Das nun drücken ſogar die hebräiſchen Schriftzeichen aus. Betrachtet man dieſe ikonographiſch, ſo gehen zuerſt alle Zeichen der Konſonanten vom Quadrat aus. Vollſtändig findet ſich daſſelbe nicht mehr im Alphabet; denn der Buchſtabe Mem wird nur am Ende des Worts als geſchloſſenes Quadrat dargeſtellt, um das Schließen anzudeuten. Am vollſtändigſten findet ſich das Quadrat in der Buchſtabenbezeichnung Beth ב und wird dieſem die untere Linie genommen, ſo iſt das Reſch ר da, welches ſich dem Keil nähert. Dieß ר iſt auch im Pentateuch der zweyte Buchſtabe. Wenn das Beth die Ganzheit, das Streben zur Geſchloſſenheit andeutet, ſo charakteriſirt das ר die Trennung. In den beyden erſten Schriftzügen der älteſten Urkunde, wenn ſie ikonographiſch angeſehen werden, liegt ſolchergeſtalt ſchon die erſte aller Wahrheiten, diejenige Wahrheit, welche kein Sinn abläugnen wird. Denn in jeder Wahrnehmung beſtätigt ſie ſich. Hieratiſch ſagen jene beyden Schriftzeichen uns, wie alles ehedem Gott völlig hingegebene Weſen im Sündenfall ſich von ihm getrennt habe. Phyſiſch ſagen ſie uns, wie alles Naturleben noch darin beſteht, daß eine Urgeſchloſſenheit theilweiſe aufgehoben worden, und daß nun ein doppeltes Drängen alle Körper bewegt; ſie wollen im ſteten Hinaustreten aus der ſich gewonnenen Baſis

die Vereinigung mit der Urbaſis fortwährend wieder gewinnen. Zu den endloſen Wahrheiten, welche jene beyden Schriftzeichen offenbaren, gehört nun ferner noch, daß das erſte als Typus der Quadratſchrift, das zweyte als Typus der Keilſchrift aufzufaſſen iſt. Betrachtet man aber die hebräiſchen Schriftzeichen, ſo komponiren ſie ſich ſämmtlich aus jenem Typus für das Quadrat und aus dem Typus für den Keil, mit Hinzutritt einer neuen Darſtellung. Noch nämlich iſt der Vokal, der bloße Hauch, die Bewegung nicht in der Sprache vorhanden. Jenes Blaſen, welches wegen ſeiner Kraft alles Getrennte von Neuem zu durchdringen und zu beleben, als spiritus, als Geiſt und Seele bezeichnet wird, fehlt noch. Alle ſeine Modifikationen aber konſonantiſch zu bezeichnen, iſt der liquide Buchſtabe Lamed entſtanden, für den wir das ſich ſchlängelnde Zeichen finden. Streng genommen finden ſich nun die ſämmtlichen hebräiſchen Schriftzeichen aus dem Beth und dem Lameth komponirt, denn das ר entſteht aus dem ב. Alle Buchſtaben ſind Zuſammenſetzungen der Beſtandtheile des Quadrats und der Schlängelung, denn der keilartige Buchſtabe Reſch entſteht aus dem Beth durch Wegnahme der unterſten Linie.

Geht man nun nach Maßgabe dieſer vorangeſtellten Anſchauungen, ſo fern ſie auch nur bedingt berückſichtigt werden, weiter, ſo bietet ſich Folgendes als nicht abzuläugnender Befund dar.

Wenn die Quadratſchrift mehreren orientaliſchen Völkern, namentlich den Babyloniern eigenthümlicher blieb, wie andern Nationen, wenn ihre Schriftzüge ſich dem Quadrate näherten, ſo nähern ſich alle perſiſchen Schriftzüge der Schlängelung oder dem Schriftzeichen für den liquiden Buchſtaben l. Und es iſt wohl kaum gleichgültig, daß, wenn dieſer Buchſtabe alles Verflüchtigen und Bewegen, folglich auch das Wiedererreichen des Fernen mittelſt der Verflüchtigung bezeichnet, wenn er gerade dadurch das Gemeinſame von Waſſer, Luft, Feuer und Licht andeutet, wir ihn auch bey dem Zendvolke vorherrſchend in allen Schriftzügen wieder erkennen. Es iſt nicht gleichgültig, daß dies Volk ehedem und als es noch eins war mit den Indern, alles Verflüchtigte als Symbol des Reinen und Verklärten ſehr hoch ſtellte, und daß, nachdem es ſich von den Indern trennte, welche die Form des Waſſers über die des Feuers erhoben, ſich alle perſiſche Ikonographie bis auf die Buchſtabenzeichen hinunter der Schlängelung nähert; wogegen im Indiſchen ſich die Schlängelung mit dem Keilzeichen vereinigt, dem der hebräiſche Buchſtabe ר Reſch am nächſten kömmt. Recht auffallend iſt dieß in manchen Worten,

z. B. im indiſchen Worte शश sasa, der Haſe, [illegible] aiva, das Pferd.

In den Tempelverzierungen aber, namentlich denen, welche ſich den ſogenannten Arabesken nähern, zeigt ſich gleichfalls dasſelbe doppelte Hinneigen, bald zum Streben eines doppelten Quadrats ſich im Mittelpunkte wieder zu ſchließen, bald zum ſchlängelnden Auseinandergehen.

Wenn nun Hr. Grotefend ſelbſt in jenen Tempelverzierungen eine Beziehung auf Ormuzd und vielleicht auf Ehoremezdao finden will; wenn er durch die Ueberſetzungen Kleukers verſchlungen für speàntó, auf das Zeichen der Schlängelung geräth; ſo entſteht die Frage, welche Figur entſpricht dieſer Bedeutung? die, welche ſich dem Quadrat, oder die, welche ſich der Schlängelung nähert?

Unbedingt ſcheint ſich dieß nicht beantworten zu laſſen. Vielleicht aber darf ſich folgende Hypotheſe hervorwagen. Das Wort speàntó verſchlungen oder absorbé, ſtehet niemals müßig in den Zendſchriften als Epitheton des Ormuzd, welcher ſchon deßwegen, weil er einen Feruer beſitzt, ein doppeltes Beſtehen manifeſtirt. Er iſt bald verſchlungen, d. h. begründet (vielleicht immanent) in Ehorehe mezdao, in Gott als das Ur- und Allweſen, bald manifeſtirt (vielleicht emanent geworden) durch ſein Lenken und Wirken, indem er das Weltall mit ſeiner Kraft durchdringt. Es iſt dieß die Zwiefachheit, worin er ſich dem Zoroaſter fortwährend offenbart. Ormuzd offenbart ſich dadurch gerade, daß er verſchlungen bleibt in Ehorehe mezdao. Vielleicht iſt für dieſe Doppelheit in ſeiner Einheit kein treffenderes ſymboliſches Zeichen als Bauverzierung denkbar, wie jenes doppelte Bild der ſich nach innen vereinigenden Quadratlinien, und der ſich nach außen hin ſchwingenden Windung?

Auf den Grund dieſer Annahme möchte ſich die Bedeutung faſt aller der zwey und zwanzig ikonographiſchen Figuren entziffern laſſen, welche die vorliegende Abhandlung begleiten. Nur würde ſich die Ausführung dieſes Verſuchs ziemlich zu einem eigenen Werk erweitern. Freylich möchte dadurch erſt des Referenten Anſicht in dem Grade unterſtützt werden, daß ſie ſich der Berückſichtigung erfreuen dürfte; indeſſen iſt jene Ausführung hier einmal nicht möglich, und ſo finde nur noch die Bemerkung dermalen ihren Platz. Referent konnte ſich über Hrn. Grotefends Hypotheſe, wegen des altperſiſchen Denkmales mit Figuren zu Biſſutun, welches den Aufſatz veranlaßt hat, nicht ausſpre-

chen, weil es nöthig ſcheint, zuvor die erſten Grundzüge für das ikonographiſche Verſtändniß feſtzuſtellen. Es dürfte auch ein jeder Schritt zur Annäherung in dieſer Beziehung, und zur Uebereinkunft wegen der Hauptpunkte und Hauptlinien in dieſem Gebiete bey weitem das Förderlichſte ſeyn.

Der dritte Abſchnitt, alt-ägyptiſche Gegenſtände überſchrieben, welcher eine Abhandlung über das Memnonsbild im brittiſchen Muſeum zu London, von Dr. Nöhden, nebſt zwey Kupfertafeln, begleitet mit einem Nachtrage des Herausgebers liefert, gibt zuvörderſt zu folgender Bemerkung Anlaß. Die Bemühungen derjenigen Gelehrten, die ſich mit ihren Forſchungen nach Aegypten und Indien hingewendet haben, ſind nicht von allen Seiten nach Verdienſt anerkannt worden. Man hat ihnen vorgeworfen, daß ſie einer Neigung zum Fratzenhaften nachgeben, und man hat jene Länder als die Heimat des Fratzenhaften betrachtet. Dieſe Meinung konnte nicht beſſer widerlegt werden, als durch die Büſte des jungen Memnon im brittiſchen Muſeum und die davon mitgetheilten Kupfertafeln, die uns jenes Bild zugleich im Profil zeigen. Hr. Nöhden ſagt davon, es ſey eine jugendliche überirdiſche Schönheit nach dem ägyptiſchen Ideal, eine ruhige Wonne und Anmuth, belebt von heiterer, glücklicher Empfindung, die ſich dem Lächeln nähert; kaum laſſe ſich begreifen, wie man dieſen Ausdruck des Gefühls über den harten Stein habe verbreiten können. Noch treffender ſind vielleicht die Schilderungen in der Description de l'Égypte, T. 1. p. 129, und in den Voyages dans l'Égypte, T. 1. p. 98, denn der lächelnde Ausdruck, von welchem Herr Nöhden ſpricht, möchte nicht von jedem Auge wahrgenommen werden.

Die von Herrn Nöhden mitgetheilten Notizen geſtatten keinen Auszug; höchſt ſchätzbar aber ſind die Zuſätze, mit denen der Herausgeber ſie begleitet hat, und die einer Deutung der Memnonien, namentlich des großen Memnons-Bildes näher treten, von dem behauptet wird, daß es beym Aufgang der Sonne einen der Menſchenſtimme ähnlichen Klang von ſich gab.

Creutzer gibt eine bloß ſymboliſche Deutung davon, als Gruß und Gegengruß, Sonnenfeyer und Lichtdienſt. Der Herausgeber, ſich dieſer Anſicht anſchließend, tritt aber ſehr glücklich dem wahren Verſtändniß der Memnonsbilder durch die beſtimmte Beziehung auf den Horus um vieles näher. Das Hinweiſen auf dieſen Mythus iſt ein Fingerzeig, der gewiß nicht unbeachtet bleiben darf, und es wird gut ſeyn, bey Verfolgung desſelben die eigenthümliche Schönheit der Form mit zu berückſichtigen, vielleicht gar etwa davon auszugehen.

253307A

In der Description de l'Égypte leſen wir von dieſem Bilde: on seroit tenté de le croire sorti de la main des Grecs dans les plus beaux temps de l'art, s'il ne portoit avec évidence l'empreinte de ce style Égyptien, que les Grecs n'ont jamais imité avec précision. Denon aber ſagt: s'il manque à cette tête ce qu'on est convenu d'appeller du style, c'est à dire les formes droites et fières, que les Grecs ont données à leurs divinités: on n'a pas rendu justice ni à la simplicité, ni au passage grand et doux de la nature, que l'on doit admirer dans cette figure.

Alſo ein vom griechiſchen abweichender Styl und Typus wird dem Memnonsbilde beygelegt. Dennoch iſt es unmöglich, ſich eine gewiſſe Annäherung zu manchen Darſtellungen aus der griechiſchen Kunſtwelt abzuläugnen, und H.H. Böttiger hat dieß wohl bemerkt, indem er an einen im Dresdner Antikenmuſeum bewahrten, zum Horus geſtalteten Antinouskopf von ſeltener Schönheit erinnert, der von Becker für einen Sphinxkopf gehalten wurde. Manchem Auge möchte indeſſen jener Memnonskopf auch noch eine Erinnerung an das Meduſenhaupt erwecken. Man entkleide letzteres von dem Ausdrucke eines inneren verzweifelnden Schmerzes, welchen Auge und Muskeln ausdrücken, man halte ſich an die feſten Formen, ganz vorzüglich an Kinn, Mund und Naſe, ſo wird man geneigt, ſich zu ſagen: wenn das Memnonsbild gewiſſen griechiſchen Bildwerken ſich mehr nähert wie andere; ſo iſt es keineswegs der Apollotypus, ſondern jener Typus, der ſich in dem Meduſenhaupt der Furienmaske, wie ſich dieſe nach und nach geſtaltet hat, und in den Sphinxköpfen ausdrückt. Namentlich wird die Meduſe oft als der ſchönſte Frauenkopf, mit edler, hoher, nur betrübnißvoller Miene dargeſtellt. Meduſa war die allein ſterbliche unter den drey Gorgonen, eine Tochter des Gorgon, dieſer aber ein Sohn des Typhon und der Ceto. Ueber den griechiſchen Typhon haben wir zwey Sagen, die des Heſiod, welche ſich hier nicht brauchbar zeigt, und die des Homer, nach welcher, als die Titanen vom Olymp verjagt waren, die Erde mit dem Tartarus ein Ungeheuer mit hundert Schlangenköpfen gebar, welches mit Jupiter um die Oberherrſchaft der Welt ſtritt, bis dieſer es durch den Blitz traf und unter die arimiſchen Berge in den Tartarus niederlegte. Auch Herodot ſtimmt im Ganzen hiermit überein; und ſchildert den Kampf des Typhon mit dem Jupiter gleichfalls, und nur in Nebenmomenten weicht er ab.

Wendet ſich das Auge aber nun auf die ägyptiſche Mythik; ſo findet ſich eine wunderbare Uebereinſtimmung, ſobald wir nur

erſt zum Vater des Memnon gekommen ſind. Ueber dieſen Vater nämlich gibt uns die ägyptiſche Mythenlehre keinen Aufſchluß. Aber nach Heſiod iſt der griechiſche Memnon ein Sohn des Tithon und der Aurora, König der Aethiopier, Theogon. v. 784; und bekanntlich wird Ober-Aegypten oft Aethiopien genannt. Mehr als den Vater des Memnon ſagt uns Heſiod nicht. Aber Homer ſchildert uns den Kampf des Memnon mit dem Achill, Sophokles und Aeſchylos dichteten Tragödien darüber, auch Arctinus Mileſius und Quintus Calaber. Memnon ſtarb vor Troja durch Achilles, und daß ſeine Ueberbleibſel nicht ganz verloren gingen, darin kamen Sagen und Dichtungen überein. Seine Aſche, die dem Vaterland zurückgeſendet werden ſollte, ward nach dem einen Mythus durch die Schweſter Himera zu Paphus beygeſetzt, nach Andern ſtürzte Memnon in den Fluß Paphlagonius, der jährlich an ſeinem Todestage mit Blut floß.

Dadurch, daß Heſiod den Memnon zum Sohn des Tithon und der Aurora oder der Eos macht, werden wir auf dieſen Mythus gewieſen, und um ſo dringender als der ägyptiſche Memnon mit der Eos offenbar in Verwandtſchaft ſtand. Denn die älteſte und wichtigſte der Inſchriften auf der tönenden Memnonsſäule, die, auf welche Jakobs am meiſten Werth legt, und die er S. 42 ſeiner in den Denkſchriften der Münchner Akademie enthaltenen Abhandlung alſo herſtellend überſetzt:

»mich dieſen Stein, zu des Eoiſchen Königs Ebenbilde geſtaltet, verletzte Kambyſes. Meine Stimme war vormals ein Weheklagen, die Unfälle Memnons beſeufzend, und dieſe hat mir Kambyſes entriſſen ꝛc.«

nennet Memnon den Eoiſchen König.

Noch beſtimmter ſpricht die zweyte Inſchrift; in dieſer heißt Memnon ausdrücklich der Sohn des Tithon und der Eos. Tithon aber war des Laomedon Sohn, der die Mauern von Troja mit Neptuns Hülfe erbaute, und dem Apollo die Herden am Ida weiden mußte. Gegen beyde Götter wies er ſich gewaltthätig. Tithon ward durch Aurora entführt, und ſie bat ſich für ihn die Unſterblichkeit aus, ohne ihm die Jugend zu erflehen. Er ward Greis, Auroras Liebe ſchwand, aber ſie pflegte ſeiner und hegte, als er faſt ſchon Mumie war, der einen Fabel zufolge, ſtets noch ſeine Gebeine, ja ſeinen Schatten in einer Höle, wo ſie täglich ihn beſuchte. Nach einer andern Fabel verwandelte ſie ihn in eine ſtets ſingende Cikade.

Dieſer ganze Mythencyklus iſt darin mit ſich übereinſtimmend, daß Tithon und ſein Sohn Memnon mythiſche We-

ſen waren, die entweder in einem Kampf beſiegt oder auf andere Weiſe entkräftet wurden, aber entkräftet fortlebten, als täglich bepurpurter Schatten, oder ſingend, als Aſche oder als jährlich wieder erquellendes Blut, und Auroren hat Tithon es zu danken, daß er entweder ſingt als Cikade, oder daß er täglich vom Strahl des Morgens von neuem beſucht wird.

Dieſer Mythencyklus bedurfte der Erwähnung, um die Meinung zu widerlegen, Tithons und Memnons Beziehung zum Horus ſey die einer Verwandtſchaft. Im Gegentheil, Tithon und Memnon ſcheinen das beſiegte oder entkräftete Weſen, das aber ewig fortlebt, ſingend und in der Erinnerung, ja das Aurora ſelbſt nimmer verläßt. Auch lebt der Stammvater Laomedon, durch ihn aber das ganze Geſchlecht mit dem Apoll im Kampf. So müſſen wir Tithon und Memnon auffaſſen als ein durch den Horus beſiegtes, entkräftetes, doch aber nicht völlig getödtetes Weſen, keinesweges als den Sonnengott, ſondern als ſeinen Widerſacher und Gegenſatz. Wie kühn dieß ſcheinen mag, ſo gut laſſen doch ſich die Stellen widerlegen, welche bey Virgil und in den orphiſchen Hymnen dafür zu ſprechen ſcheinen, daß Tithon der Sonnengott ſey. Er wird überall nur der frühe, der goldrothe genannt, alſo das vorüberſchwebende Morgenroth, nicht aber Licht oder Sonne.

Findet ſich dieſer Irrthum nur erſt gehoben, ſo löſen ſich alle übrigen Schwierigkeiten ſehr leicht. Denn, wiſſen wir, daß Tithon und ſein Sohn Memnon Gegner des ägyptiſchen Horus ſind; ſo iſt es möglich ſich in der ägyptiſchen Sagenlehre nach den Gegnern des Horus umzuſehen. Da fänden wir nun ſtatt des Tithon vielleicht den Typhon; und wenn auch die Frage, ob nicht zwiſchen beyden eine Analogie denkbar ſey, gewagt ſcheinen kann: ſo darf doch nicht vergeſſen werden, wie auf den verſchiedenen Inſchriften der Memnonsſäule bald Tithoon, bald Titan, bald Tipan (nämlich in V. 1. der dritten Inſchrift) geleſen wird. Auch ſind andere Daten hiermit in Verbindung zu ſtellen. Die Aegypter hatten anfänglich acht, dann zwölf, zuletzt ſiebzehn Götter, der jüngſte von dieſen iſt Typhon. Dieſem folgt Horus, und mit ihm hört die Götterherrſchaft auf, und die Regierung der Könige beginnt, d. h. das Ende der Theokratie iſt da, und die weltliche Macht ſiegt über das Prieſterregiment. Wie die weltliche Macht den Horus, ſo hat Horus wieder den Typhon beſiegt. Denn dieſer verwandelt ſich nach den von Hirt in ſeinen ägyptiſchen Gottheiten angeführten Stellen des Plutarch und Aelian, um dem Horus zu entgehen, in ein Krokodill.

Dieſe bloße Zuſammenſtellung der Sagen, abgeſehen von ihrem hieratiſch dogmatiſchen Inhalt, deſſen Betrachtung ſogleich begonnen werden ſoll, hätte nur den Memnonskopf und das Meduſenhaupt in eine Annäherung gebracht, welche ſich vielleicht bis zur Idealität beyder Weſen erheben ließe. Was ungemein dafür ſpricht, iſt eine Bemerkung des Hrn. H. Böttiger, daß der Kopfzierat am Memnonsbilde die Schlangenhieroglyphe zu ſeyn ſcheint. Dann hätten wir ja das Schlangenhaupt der Meduſa ganz unbeſtritten. Und allem dieſem wäre noch anzufügen, was Hr. Nöhden über den weiblichen Ausdruck im Memnonsbilde ſagt. Seine Worte ſind:

»So ſanſt und zart iſt der Ausdruck des Geſichts, daß man ſich kaum erwehren möchte, es für eine weibliche Figur zu erklären, wenn nicht gewiſſe Umſtände gleich für das Gegentheil entſchieden. Der ſchönen, offenen — und Referent möchte wohl ſagen etwas weiblichen — Bruſt, fehlen die Kennzeichen des weiblichen Geſchlechts.« Ueber das, was Hr. Nöhden für den Barterſatz hält, möchten ſich Zweifel erheben laſſen.

Dahin führt das, was abgeſehen von aller dogmatiſchen Deutung ſich aus bloßer Anſchauung des Bildwerkes und aus bloßer Zuſammenſtellung der Sagen ergibt. Wird aber in den dogmatiſchen Sinn der Mythen eingedrungen, dann möchte alles, was in jenem Wege ſich dargeboten hat, erſt zum Zuſammenhange der belehrendſten Bedeutſamkeit zu erheben ſeyn.

Um nun dasjenige an das Licht zu ziehen, was in den Mythen vom Typhon, Horus und Memnon, dogmatiſch und hiſtoriſch wahr zugleich iſt — denn das Zuſammentreffen des Dogmatiſchen, Hiſtoriſchen und Natürlichen bildet eben den Mythus — wird es nöthig, auch den Kampf mit dem Oſiris näher zu betrachten, in Verbindung mit der Iſis und dem Serapis. Es hat aber Schwierigkeiten den Oſiris und die Iſis als Gottheiten zu charakteriſiren. Sie erſcheinen als Beförderer des Ackerbaues und Wohlthäter der Menſchen. Doch iſt Oſiris auch wieder Beherrſcher des Todtenreichs, ſo heißt er Serapis, und dann iſt er eins mit dem Pluto. Auch als phalliſcher Gott erſcheint er, ferner als Bacchus, und Herodot verräth jedesmal eine heilige Scheu, von ihm zu ſprechen, namentlich wenn von ſeinen Leiden durch den Typhon und ſeinen Begräbnißorten die Rede iſt. Dieß mag ſeinen Grund darin haben, weil dieß alles etwas ausdrückt, was dem Inhalt der Myſterien wohl nothwendig entſprechen mußte.

Denn wie verſchiedenartig, ja widerſprechend die Mythen der Völker des Alterthums ſich immer darbieten mögen; ſo darf

man doch vielleicht ſagen, daß ſie ſämmtlich von einem Gedanken ausgehen. So manches, womit ſich die Philoſophie der Neueren zu thun machte, war der Vorzeit fremd; denn es ward bey ihnen durch die Vorſtellung von Leben und Tod erſetzt. Dieſe Vorſtellung war aber ſo vollſtändig, war ſo hoch und umfaſſend genommen, daß kein Gegenſtand von ihr undurchdrungen blieb. Lebend nämlich war von den Alten, nicht wie bey uns wohl geſchieht, auch das genannt, was ſich nur bewegt, ſondern das wahrhaft Keimende und Sprießende. Wie nun alles Keimen und Sprießen ein Ende hat, ſobald der Zuſammenhang mit der Wurzel gelöſet iſt; ſo war auch, moraliſch und phyſich, den Alten die Bedingung des Lebens die, ſich nicht von der ewigen Geſammtheit Gottes und der Natur losgemacht zu haben. Was dieſer Geſammtheit angehörte, das lebte, was ihr gegenüber geſtellt ſich iſolirt erhalten wollte, das war todt. Hieraus iſt der hohe Werth zu erklären, welchen das Alterthum dem Leben beylegte, den Alten war dieſes Leben in der That das höchſte Gut, der Tod aber der Abfall von Gott. Der Apfel und die Schlange, welche die heilige Schrift uns als das Symbol des erſten Verderbens andeutet, behaupten durch die geſammte Mythik dieſelbe Bedeutung. Aber ſie müſſen zuſammengefaßt bleiben und dürfen nicht getrennt werden. Der Apfel bedeutet die vom lebendigen Baume des Ganzen gebrochene Frucht, die der Menſch in ſeinen ausſchließlichen Beſitz zu bringen trachtet, deren Genuß der Proſerpina eben ſo verderblich iſt wie der Eva. Die Schlange aber iſt das Verführeriſche jener Sucht im Menſchen, die eben ihn zur Eigenſucht treibt. So erklären die Alten jedes Geſchäft, jeden Erwerb für dämoniſch dadurch, daß ſie ſolchen mit jenen beyden Attributen begleiten. Dieß iſt denn auch natürlich mit dem Ackerbau der Fall, und Referent darf ſich auf das beziehen, was er in dieſem Betracht bey Gelegenheit der Anzeige des erſten Bandes vorliegender Schrift als einzelne Beſtätigungen über die Vorſtellung von Pluto, Ceres, dem Apfel, dem Fruchthorn mit geernteten Früchten, dem Fruchthorn mit den ſprießenden Aehren, von der gnidiſchen und cypriſchen Venus nebſt ſo manchem andern mitgetheilt hat.

Nämlich auch das finden wir im Alterthum — und dadurch wird es vielleicht heidniſch im böſen Sinne — daß gleichfalls diejenigen, die den Begriff des Erwerbens, Eroberns, Gewinnens und Beherrſchens zu höchſt ſtellten, beſtrebt woren, etwas zu verklären, das ſich nicht verklären ließ. Auch dem Pluto, dem Hermes, dem Mars, dem Bachus, der Venus victrix und andern Gottheiten wurden Tempel erbaut. Der Kampf zwi-

ſchen dieſen beyden Principien und die Verſöhnung derſelben, was als Kriege und Vermählungen, aus denen neue Weſen und Heroen durch Zeugung entſtehen, dargeſtellt wird, das iſt es, was den Inhalt aller Mythik bildet. So werden alle Götter, die beſondere Eigenſchaften darſtellen, doppelt perſonificirt, als gut und böſe, und der Ceres, der Mutter alles Lebens und Werdens, ſchließt ſich ſogleich Pluto, der finſtre Gott des mit Sucht aufſpeichernden Reichthums an, welcher in der Unterwelt wohnt.

Nun findet ſich in der griechiſchen wie in der ägyptiſchen Theogonie ganz der nämliche Gang, nicht durch Annahme des einen Volkes von dem andern, ſondern nach allgemeinen Geſetzen, die ſich in jeder Volksgeſchichte verſchiedenartig individualiſiren. Das Geſammtleben war jenes herrliche, wahrhaft fruchtbar beſeligende Keimen, welches vom Prieſterthum gehütet wurde, und bey welchem der Hieraten Sorge einzig und allein die iſt, daß kein Sproß, Trieb oder Keim ſich durch Ablöſung von der Wurzel frey mache. Wenn dieß denn aber doch nicht ausbleibt, wenn die Freyheit denn doch von dem Einzelnen geſucht wird; ſo muß denen, welche nach ihr gerungen haben, ſobald ſie den Sieg davon getragen, ihr Schickſal werden; kriegeriſche Gewalt bezähmt ſie. Damit beginnt denn ein langer Götter-, Völker- und Dogmenkampf. Dieſer bereitet eine dritte neue Periode vor, die nämlich, wo Einſicht nach der Herrſchaft trachtet; ſie wird mir dem Symbol des Lichtes und der Lichtvermehrung bezeichnet. Das iſt diejenige Epoche, mit welcher der mythiſche Charakter der Geſchichte zu Ende geht, und der hiſtoriſche Charakter einer weltlichen Parſengeſchichte beginnt.

Alles dieß dreyes zeigt Aegypten und Griechenland in vollkommenſter Entſprechung. Zuerſt treffen wir in dem letzten Lande die orphiſche Zeit einer um die Eiche von Dodona verſammelten Prieſterſchaft. Ihr folgt der Kampf mit dem vergötterten phöniziſchen Anführer, der die Seinen um ſich verſammelt und mit Gewalt und Weisheit lenkt. Den Schluß bildet die Verehrung des, wie ſich an Ende dieſer Abhandlung zeigen wird, mit dem ägyptiſchen Horus verwandten, und in unmittelbarer Beziehung ſtehenden Apoll, des jugendlichen Gottes, mit dem das Beſtreben erwacht, das in der Einſicht zu beſitzen, was im Weſen verloren gegangen, den daher Orakel und Seher begleiten, mit dem jedoch auch die mythiſche Zeit in eine hiſtoriſche übergeht. Bey den Aegyptern, wo das Symbol, das hieratiſche Zeichen vorherrſcht, findet ſich die Sache in den Symbolen ausgeſprochen, in dem Phallus, in der Peitſche und in dem Augurſtabe.

Vom Phallus darf nur zu Gemüthern geſprochen werden, die in ihrem Innern keuſch ſind; denn es gab auch ein dämoniſches Phalluszeichen. Nicht immer bedeutet dasſelbe jenes Werden, in welchem alles Leben als Keimen, als Wachſen aus der Wurzel erſcheint; in Verbindung mit Rauſch und Wolluſt wird es entarteter heidniſcher Dienſt. Man behauptet, das Halten des Phallus ſey ein Symbol der Enthaltſamkeit. Warum ſoll es aber nicht jene Urzeit andeuten, wo alles Werden, das ganze Leben ein Wachſen iſt? Die Peitſche dagegen möchte ein Zeichen zwingender Herrſchaft ſeyn, und die verſchiedenen Arten wie der Phallus jedesmal mit der Peitſche verbunden wird, ſcheinen verſchiedene Beziehungen in ſich zu faſſen. So z. B. wenn beydes ſich mit der Lotusblume in Verbindung geſtellt zeigt. Hr. Hirt in ſeinen ägyptiſchen Gottheiten, liefert und erwähnt Darſtellungen, nach welchen der Phallus in die Lotusblume geſenkt wird. Er bemerkt, man könne daraus abnehmen, wie die Aegypter die weibliche Scham andeuteten. Sollte der Sinn aber nicht vielmehr der ſeyn, daß jene Zeit, wo alles Leben ein Keimen war, im Schooße des Vergeſſens verſunken iſt, und die Weltherrſchaft durch die Peitſche bezeichnet, nur vorwaltet? Der Augurſtab aber ſcheint die Beyhülfe der Einſicht zu bedeuten, die ſich zu jener geſellt. —

Wenn nun Oſiris von Typhon, und Typhon wieder vom Horus bekämpft wird, ſo dürfte eine ausgedehntere Unterſuchung nöthig werden, um feſtzuſtellen, was die beſondere dogmatiſch-hiſtoriſche Wahrheit dieſes Kampfes ſeyn möchte. Dagegen läßt ſich aus dem bisherigen Vortrage ſo viel im Allgemeinen entnehmen, daß Horus den Typhon, und im Typhon wieder den Oſiris beſiegte. Jene beyden Götter ſcheinen in der Hauptſache verwandte Weſen, und ihr beſonderer Kampf bezog ſich wohl nur auf eine partielle Differenz in dem ſie betreffenden Dogma. Wird nun die Verwandtſchaft des Memnon mit dem Typhon angenommen; ſo ſcheint es ziemlich klar, daß der tönende Memnon jener entkräfteten produktiven Urzeit verwandt iſt, welche die Verehrung des Horus verdrängt hat. Er iſt es, der bey jedem Sonnenaufgang von neuem ſein Klagelied erhebt, zum Zeichen ſchmerzlicher Erinnerung ſowohl, als daß jenes Urweſen zwar entkräftet, aber nicht völlig todt ſey, ſehr analog mit der Fabel von Tithon und der Aurora. Denn nachdem die Abkunft des Tithon bis zum Laomedon hinaufgeführt worden, darf nicht der Vater des Laomedon, Ilus, unberückſichtigt bleiben, dem eine Kuh mit dem Befehle zum Geſchenke gegeben ward, da eine Stadt zu bauen, wo ſie ſtehen

bleiben würde, ein Zeichen ſeiner Verwandtſchaft mit dem Ackerbau.

Noch erhöhen mancherley Nebenumſtände die Probabilität der vorgetragenen Vermuthung. Der tönende Memnon, der, wie Jakobs vermuthet, vielleicht Ismandos oder Oſymandias war, ſtand unter den vielen Koloſſen des Tempels zu Medinat Abu, der für einen Pallaſt des Seſoſtris gehalten wird. Ob dieß ſich beweiſen läßt, ſtehet dahin. Zu beachten iſt aber, daß in jenem Tempel oder Pallaſt Siege des Seſoſtris auf vielfache Weiſe vorgeſtellt ſind. Man hat die Beſiegten für die dem Hirtenleben angehörigen Hykſos gehalten, und die Darſtellungen ſind häufig, daß die Beſiegten mit ihren Herden in die Wälder und Sümpfe flüchten. Seſoſtris iſt wahrſcheinlich die Benennung einer neuen Regentendynaſtie, und das Wort ſoll nach Jablonski in der koptiſchen Sprache den Sonnenanſchauenden bedeuten. Seſoſtris iſt Eroberer und Vertilger eines früheren Princips; mit ihm beginnen auch neue Bauwerke, die Obelisken und Pyramiden, wogegen die Koloſſe früheren Urſprungs waren. Wie nun, wenn jenes Faktum, daß die Koloſſe und mit ihnen die Symbole der früheren Zeit, ja die frühere Zeit ſelbſt erliegen mußten, ſeit Seſoſtris Herrſchaft, die ganz natürliche Sage veranlaßte: daß die verdrängten Koloſſe jene frühere Zeit beklagt hätten? Die Memnonien mit ihren Koloſſen als Reſte aus der Zeit des Oſiris erhielten ſich noch, aber es entſtand von ihnen die Sage: ſie beklagten das frühere Alter und ſtänden da hoffend auf Wiederverjüngung. Dieß ſollte vielleicht von den Anhängern des früheren Kultus dogmatiſch feſtgeſtellt werden, und geſchehen konnte dergleichen nur bildlich.

Betrachtet man nun die geſammte weſtliche Nilküſte in Rückſicht auf die dortigen Denkmäler; ſo findet ſich zuerſt die Rennbahn, in deren Bildwerken, Myſterien und Symbolen der Bezug auf Theben vorwaltet, wo ſich der alte Kultus am längſten erhalten. Dann folgt jener Tempel, der für einen Pallaſt des Seſoſtris gilt, hierauf das Memnonium, oder das Grabmal des Oſymandias, dann nach der lybiſchen Bergkette zu eine Reihe kleinerer Tempel und Monumente. Dieß ſind die Denkmäler der Weſtſeite, und in den beyden mittleren finden wir die zwey Memnonsſäulen, in der einen den beym Sonnenaufgang tönenden Memnon, in der andern den jüngern Memnon mit roſenrothem Angeſicht.

Daß der erſtere Memnon wirklich getönt habe, läßt ſich nicht bezweifeln; es bezeugen ſolches der Zeugenausſagen zu viele. Möglich und erklärbar iſt das Ereigniß gleichfalls, da Alexan-

der v. Humboldt Nachricht von unterirdiſchen Tönen gibt, die zwiſchen Felſen oder Steinen am Oronoko beym Sonnenaufgang gehört wurden, was v. Humboldt auch phyſiſch erklärt. Konnten nun die Anhänger des früheren Kultus nicht die Meinung niederlegen wollen, mit der Herrſchaft des Seſoſtris, oder des Sonnanſchauenden, fängen die alten Gottheiten an zu klagen, zum Zeichen, daß ſie erdrückt wären, aber noch lebten? Es war ja möglich, daß auf einen ſchon vorhandenen Koloſſus, der an einer Stelle ſich befand, wo jenes Tönen beym Sonnenaufgang gehört ward, ſeitdem erſt jenes Naturereigniß angewendet wurde. Aber es konnte auch ſeitdem erſt von den Anhängern des alten Kultus dort ein Koloſſus gebaut oder vorzugsweiſe geweiht werden. Kurz, man benutzte nur das Naturphänomen ſymboliſch im ſogenannten Seſoſtristempel. Den zweyten Tempel, das Memnonium, oder Grab des Oſymandias, hatte die Natur mit keinem ſolchen Emblem ausgeſtattet, und hier ward vielleicht der jüngere Memnon abſichtlich errichtet, und ſo geſtaltet, daß den Körper ein dunkler, den Kopf ein röthlicher Stein abbildete. Weil dieſer Memnon beym Sonnenaufgang nicht ſang, ſo ward ihm das morgenrothe Angeſicht gegeben, gleichſam Aurora, die den gealterten begrabenen Tithon nicht verläßt; daher denn auch Memnon der eoiſche König heißt. Sogar die beyden griechiſchen Mythen, die von der ſingenden Cikade, worein Tithon verwandelt worden, und die von der täglichen Begrüßung durch die Aurora könnte man vielleicht in den beyden Memnonsſäulen wieder anzutreffen verſuchen dürfen.

Um aber auch den Bezug auf die Meduſa nicht ganz fallen zu laſſen, ſey noch erwähnt, daß Meduſa, trotz ihrer Sterblichkeit, ein beharrliches Fortleben ausſpricht, aber ſehr ſtarr, und die Bezeichnung der Schlangen mag wohl ausdrücken ſollen, daß in dieſem Symbol ſich das keimende Leben nicht mehr vollſtändig und echt, ſondern getrübt und entartet antrifft, wie vielleicht die Schlange am Hauptſchmuck des jüngeren Memnon ähnliche Bedeutſamkeit behaupten könnte.

Aber auch auf Hrn. Hofrath Hirts Anſicht über den ägyptiſchen Urſprung der griechiſchen Kunſt läßt ſich nun nochmals ein Blick werfen. Der ägyptiſche Typus kommt nur in einigen griechiſchen Bildungen vor; die Griechen haben neben dieſen einen eigenthümlichen, den ſie ſelbſt ausgebildet. Wenn ſie deſſen fähig waren, wenn ſie das Größere vermochten, weßhalb wollen wir annehmen, daß ihnen mit der Handelsverbindung erſt das Kleinere habe zugehen müſſen, um Künſtler zu werden? Die griechiſche Kunſt läßt ſich unmöglich im Ganzen für etwas

Angebildetes erklären; ſie iſt etwas Ausgebildetes, Eigenthümliches.

Der vierte Abſchnitt, Kritiken und Beurtheilungen alter Bildwerke, ſetzt zuerſt des Herrn Hofrath Mayer Bemerkungen über die Antiken in der herzoglichen Gallerie von Florenz fort. Die treffliche Beſchreibung, welche der Verfaſſer von den Antiken jener Gallerie gibt, kann hier nur im Allgemeinen erwähnt werden. Auch mit dem, was Hr. Dr. Schorn über die Pallasſtatuen im Dresdner Antiken-Muſeum mittheilt, iſt dieß der Fall.

Hiernächſt theilt Herr P. Welcker Zoega's Bemerkungen über ein Borgheſiſches Marmorbaſement mit, und von fünf hieroglyphiſchen Kreidetafeln im Muſeum zu Velletri gibt Herr D. Münter die Beſchreibung desſelben Archäologen. Nur über erſteres, als Auslegungsverſuch, werden einige Worte zu ſagen ſeyn.

Der Herr Herausgeber bemerkt ſchon, wegen der ungenügenden Auslegung, welche Winkelmann über dies Monument, anerkannt eines der räthſelhafteſten, gab, ſehr richtig, das erſte Geſetz bey Erklärung ſolcher Baſemente, alle drey Seiten als ein Gemeinſchaftliches, als einen Cyklus aufzufaſſen, ſey vernachläſigt worden. Aber auch Visconti und Zoega haben dies Geſetz nicht ganz ſtreng erfüllt. Letzterer nimmt ſogar ſeine ſämmtlichen Deutungen von jeder Seite und Figur wieder zurück, und ſchließt jetzt damit, daß er alle Deutung aufgeben müſſe.

Nicht bloß durch die drey Seiten der Candelaber-Baſen, ſondern noch durch manches Andere wird man genöthigt, dieſe Baſemente mit den Tripoden in Verbindung zu ſtellen, d. h. ſie auf den Apoll und auf den Mythencyklus dieſes Gottes zu beziehen. Das erſte Geſetz aber, um über dieſen klar zu werden, beſtehet darin, Neptun und Apoll nicht zu ſondern, vielmehr beyde Götter gemeinſchaftlich aufzufaſſen, weil ſie einem Naturprincip und einem Dogma angehören, welches urſprünglich beyde vereinigte, und aus dem ſie ſich nur abweichend ausſchieden. Der Gegenſatz, welchen die beyden Elemente Waſſer und Feuer in der Natur behaupten, der Gegenſatz, welchen ſie als geiſtige Richtungen im Menſchen annehmen, entlehnt ſeine faſt polariſche Natur nur aus der urſprünglichen Gemeinſamkeit. Dieſe Gemeinſamkeit, als Naturprincip und als geiſtige Kraft oder Richtung, lieh einer Religion, welche eines bedeutenden Theiles der Erde ſich bemächtigte, die Grundanſchauung und die Glaubenswahrheiten: es iſt die Religion des Zendvolks. Schismen, welche nicht auf die Hauptſache gingen, ſondern ſich auf Zufälliges, auf Untergeordnetes bezogen, ſtifteten Trennungen in derſelben, aus

denen einzelne Völkerbildungen zu erklären ſind. Die Hauptſcheidung aber wurde die zwiſchen Perſern und Indern. Beyden Völkern war und blieb Waſſer und Feuer ein wichtiger Religionsgegenſtand, als Weltkraft und als geiſtiges Weſen; aber ſie veruneinigten ſich darüber, und — vorläufig mag dieß nur als unerwieſene Betrachtung noch gelten — die Verehrung des Bacchus fand auch in dieſer Veruneinigung einen mitveranlaſſenden Grund.

Die alte Mythologie, Poeſie, Philoſophie, Geographie und Geſchichte bereichert uns mit unzähligen Daten, welche für dieſe Behauptung ſprechen. Vielleicht iſt keiner in dem Maße mit Beweiſen zu belegen, wie dieſe. Doch hier werden ſie an dem Ort zu ſuchen ſeyn, der dem Vorwurf der Unterſuchung zunächſt liegt, und dieſer Ort iſt das Delphiſche Orakel. Die Delphiſche Seherin, die Prieſterin des Apoll, ward zu ihren Prophezeyungen durch den Braſen, eines der Sage nach Anfangs kalten Quelles begeiſtert. Wir beſitzen eine Darſtellung, welche dieſen Umſtand ganz von der phyſiſchen Seite auffaßt; denn das Bizarre der Kompoſition leidet keine andere Deutung. Der der Prieſterin in den Schooß dringende Waſſerbrodem verwandelt ſich innerhalb des Körpers der Seherin zum Vaticinium. Das Waſſer im Gegenſatz zum Feuer, das produktive Element, verwandelt ſich im Körper der Prieſterin zum reflektiven Licht, und wird dadurch Seherkraft. Auch der Tripode war urſprünglich Träger eines Waſſerkeſſels, und im Pindaros, dem beynahe vorzugsweiſe Apolliniſchen Sänger, iſt es faſt Dogma, ſowohl dem Waſſer wie dem Feuer ſein Recht zu laſſen. Ganz vorzüglich wichtig aber iſt die berühmte Candelaberbaſe in Dresden, die, ebenfalls darauf hindeutend, zugleich einen Fingerzeig gibt, worin das Typiſche beſtehet, das allen jenen Baſementen gleichſam als das beygegeben iſt, was ihnen nicht entzogen werden darf. Die Ureinheit des Waſſers und Feuers ſcheint das myſtiſche Grunddogma der Myſterien des Delphiſchen Apoll geweſen zu ſeyn. Jede griechiſche Gottheit und ihre Verehrung, namentlich die der ſpäter entſtandenen Götter, muß einen Kampf mit den früheren beſtehen, wie ſie auch wieder von den ſpätern angegriffen wird. Zeus bekriegt die frühere Verehrung des Kronos, aber er geräth auch mit den ſpätern Göttern, ſogar Heroen in Kampf, z. B. mit dem Apoll, mit dem Herkules. Eben ſo geht es dem Apoller, Anfangs ſelbſt angreifend, wird angegriffen vom Herkules. Aber wie Zeus, ſo ſtiftet auch er wieder Frieden und Verſühnung. Das ſtellt nun die Candelaberbaſe zu Dresden in ihren drey Reliefs in Beziehung auf den Herkules dar, welcher den Dreyfuß rauben will. Es werden jedes Mal drey Momente aus-

gedrückt: zuerſt Angriff, dann Beſiegung und Ergebung, endlich neue prieſterliche Weihung. Jene drey Momente ſtellt das angeführte Baſement nicht nur ſehr einleuchtend dar, ſondern die Attribute des Apoll ſind auch jedes Mal zugleich Waſſerſymbole; nämlich der Tripode, Anfangs ein Unterſatz der Waſſerkeſſel, dann der ungemein breit ausgedehnte Teller unter der Fackel, der ſich faſt der Keſſelform nähert. Kurz es findet ſich ein Symbol, welches denen entſpricht, von welchen Ritter in ſeiner Vorhalle der Beyſpiele ſo unendlich viel anführt, daß ein leuchtendes Weſen im Waſſer begründet, und ihm entſteigend vorgeſtellt wird, eine Deutung, die bis zum Regenbogen, ja bis zum Hundsſtern Taſchter, der die gewaltige Flut veranlaßte, hinaufzuführen iſt.

Wie nun das Baſement zu Dresden den Kampf des vereinten Apoll- und Neptun-Kultus mit dem Herkules darſtellt; ſo dürfte vielleicht das jetzt zu Paris befindliche Baſement aus der Villa Borgheſe denſelben Mythus in Beziehung auf den Kampf mit Zeus darſtellen. Die Reliefs zu Dresden enthalten zwey analoge Delphiſche Symbole, von denen das eine dem Waſſer, das andere dem Feuer ein leiſes Uebergewicht gibt. Gerade ſo auf unſerm Baſement. Das Roß iſt dem Apoll und dem Neptun eigen. Die erſte Seite ſtellt das Roß als Centaur, gebildet als Jäger dar, von dem vermuthet wird, daß er in der verlornen rechten Hand den Bogen gehalten habe, alſo als Apolliniſches Symbol. Die zweyte Seite ſtellt das Roß dar, ſtatt der Mähne mit Fiſchfloßen und andern längern Floßfedern; wahrſcheinlich ging auch der Schweif aus in einen Fiſchſchwanz; hier alſo findet ſich daſſelbe Roß als neptuniſches Symbol. Aber auch der Bezug auf den Zevs iſt in derſelben Weiſe zwiefach. Die erſte Seite ſtellt den Centaur mit Stierattributen dar, die offenbar auf den Zevs als Beſchützer des Ackerbaues deuten. Die zweyte Seite zeigt eine Figur, die man Bedenken trägt für den Mars zu nehmen, an der ſich aber einige Spur von einer gleich dem Diadem des Zevs gebundenen Schnur zeigt, und deren Kümmerlichkeit wohl auf den durch Apoll beſiegten Zeus deuten mag. Die übrigen Figuren ſind ſchwer zu erkennen; aber ſie ſcheinen entweder ein Scorpion oder ein Krebs, oder ein Triton, vielleicht auch Delphin zu ſeyn. Wie wenn nun das Ganze eine Verſöhnung des Apoll und Neptun mit dem beſiegten Zevs andeuten ſollte, und zwar in ſo fern, als dieſe drey Götter die Menſchen mit Bedürfniſſen des Lebens begaben. Die Stierandeutung ginge auf Zevs, den Förderer des Ackerbaues, nach dem ιερος γαμος mit der Ceres auf Kreta, der Rehbock in der Rechten des Schützen auf die Jagd, und das Seethier auf den Fiſchfang. Von der dritten Seite iſt wenig zu ſehen; ſie

zeigt ein Weib von matronenhaftem Charakter, bekleidet mit vielleicht umgürteter Tunika und Peplos. Die Stellung iſt ſitzend; ſie ſcheint getragen vom Rücken eines Mädchens, auf deſſen Schultern ſie ſich mit dem rechten Elbogen ſtützt. Alles dieß hindert wenigſtens nicht, eine prieſterliche Figur anzunehmen, und deren grade bedürften wir auf der dritten Seite, welche die Weihe darſtellt.

Im fünften Abſchnitt: kritiſche Bemerkungen und Lesarten zur Erklärung alter Denkmäler, liefert zuerſt Hr. Hofrath Jakobs Auslegungen über die σκολια ἔργα beym Strabo und über das Olympium beym Plinius. In dem erſtern Aufſatz will der Verfaſſer, weil alle Auslegungen nicht befriedigen, die vom Worte σκολια verſucht worden ſind, eine frühere Emendation σκοπα ἔργα wieder herſtellen. Wenn es mit der gerügten Unzulänglichkeit der früheren Erklärungsverſuche allerdings ſeine Richtigkeit hat: ſo iſt doch auch die Emendation σκοπα immer etwas kühn, und am Ende hebt ſie doch nicht alle Anſtände. Wo ſo viel ſchon verſucht worden, mag ein nochmaliger Erklärungsverſuch den frühern ſich anreihen. Das Wort σκολια bedeutet unläugbar alles Oblique, und gewiß auch dieſes Oblique, in ſo fern es Anſpielung iſt; ſo fern ein Gegenſtand nicht direkt, ſondern indirekt durch Anſpielung, Beywerk u. ſ. w. ausgedrückt wird. Es kann wohl Tadel verdienen, wenn etwas, das durch richtige Hervorhebung ſeines Weſens und ſeiner Natur gerade und unzweydeutig darzuſtellen iſt, ſtatt der vollendeten Darſtellung durch anſpielendes Beywerk mehr angedeutet als dargeſtellt wird. Namentlich in der Kunſt iſt dieß ein großer Fehler, eine Abweichung vom vollendeten und reinen Styl.

Wenn nun Strabo, nachdem er in der Beſchreibung von Ortygia bey Epheſus Einiges den Mythus der Latona betreffendes erzählt hat, ſagt, in den alten Tempeln finde man αρχαῖα ξόανα, in den neuern aber σκολιὰ ἔργα; ſo iſt zuvörderſt der Unterſchied von ξόανα und ἔργα nicht zu überſehen. Jenes Wort bezieht ſich ſtreng auf Sculptur, bedeutet durch ſeine Ableitung vom Worte ξεω das mit dem Meißel Gearbeitete, und wohl eigentlich eine Statue; εργον iſt wohl auch ein Kunſtwerk, indeß wird mit dem Worte gleichfalls bezeichnet, was nicht eben mit dem Meißel gearbeitet, und was nicht eben Statue iſt. Sollte Strabo nun nicht vielleicht haben ſagen wollen: »in den alten Tempeln findet man alte Statuen, in den neuern aber anſpielende Kunſtwerke. Da wird der Latona ein Scepter in die Hand gegeben; auch Ortygia muß hinzugefügt werden, wie ſie in jeder Hand ein neugebornes Kind hält.« Das letztere Kunſtwerk iſt offenbar eine anſpielende, faſt dramatiſche Gruppe, von der die ältere Sculptur nichts wußte. Dieſer war es noch eigen, in der

ruhigen Darſtellung des Gottes ſelbſt, ohne daß ſie ihm allegoriſche Attribute gab, ohne daß ſie ihn mit andern Figuren in Verbindung brachte, in den Proportionen, in dem Ausdruck ſeines Körpers das Weſen zu offenbaren, was er darſtellen ſollte. Wenn dieß einen annehmlichen Sinn geben ſollte; ſo widerſtrebt er auch der Bedeutung des Wortes σκολιον in Beziehung auf jene Gattung von Liedern keineswegs, welche die Alten Skolia nannten. Denn zu ihrem Charakteriſtiſchen gehörte gleichfalls die Anſpielung.

Der ſechste Abſchnitt, welcher ſich mit der Fabel des Neptun und der Amymone zugleich mit dem Dreyzack des Neptun beſchäftigt, wird auf Betrachtungen führen, welche die frühern Andeutungen über die urſprüngliche Einheit des Apoll und Neptun fortſetzen.

Apolls Geburt auf einer Inſel, die erſt ſpäter aus dem Meere hervortrat, iſt nicht gleichgültig, um die Berührung anzudeuten, worin er mit dem Neptun ſtand. Beyde Götter kriegten über Korinth, und der Streit ward durch Briareus ſo geſchlichtet, daß Poſeidon den Iſthmus und Helios das Vorgebirge erhielt. Helios vermählt ſich auch mit einer Okeanidin und zeugt den Phaſis, einen Flußgott, deſſen Namen an Leuchten, an Phas erinnert. Ferner bedeutet Phaſis geweihtes Waſſer. Endlich wird Phaeton, weil er ſich zu hoch mit den Sonnenroſſen erhebt, wieder in die Flut des Eridanus geſtürzt. Wer weiß, ob ein richtiges Verſtehen aller Mythen über Helios und Poſeidon uns nicht zum Theil mit wichtigen phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Offenbarungen bereichern würde. Letztere dürften mit den Reſultaten von Schubarts Werk: »die Urwelt und die Fixſterne,« in völligſter Uebereinſtimmung ſtehen; ja ſie möchten uns den Schlüſſel zur Aſtrologie bieten und es phyſiſch erklären, wie bis zu einem gewiſſen Punkte die Sterndeutung erklärbar wird. Alle Lichtweſen, folglich auch die Geſtirne, ſind Verwandlungen des Produktiven in Reflektives. Sie gleichen den Sternen jenes erſteren Elements, erſcheinen gewiſſer Maßen ausgeſchieden aus dem produktiven Stoffe, von ihm entblößt, und möchten dadurch wohl eine Kraft gewinnen, die dem divinatoriſchen Nerveureitz analog iſt.

Dieſer Verwandtſchaft des Apoll und Neptun, für welche jener Tragiker, der die Myſterien verrathen haben ſoll, und deſſen Dramen vorzüglich myſtiſch erſcheinen, durch ſeine Niobe vielleicht eine Beſtätigung liefert, entſpricht etwas anderes, nämlich die Gemeinſamkeit der Abkunft, wenn man nämlich den Weg ſo nennen will, auf den Einwanderungen Statt gefunden, mittelſt welcher Ideen aus dem Orient und einheimiſche ſich begegnen mußten.

Der Herausgeber, nachdem er die Amymone-Fabel durch Entfernung des lediglich hinzugedichteten Satyr gereinigt hat, bemüht ſich, den Keim, die erſte Veranlaſſung zu jenem Mythus aufzufinden, und dieß führt ihn auf den Dreyzack des Neptun. Dem Gott ſelbſt ſchreibt er phöniziſch-lybiſche Abkunft bey, und er nennt ihn einen mit ſeinem Roß und Dreyzack zuerſt an der peloponneſiſchen, dann auch an der theſſaliſchen Küſte und in Böotien gelandeten Ankömmling. Er unterſtützt dieſe Behauptung durch eine Reihe von Anzeigen und Thatſachen, indem er ſodann den uralten Potidan für einen anthropomorphiſtiſchen Zuſatz zu dem weit früher verehrten Dreyzack, dem Merkzeichen der Macht und Beſitznahme der Phönizier, wo ſie zuerſt landeten, erklärt; alſo zu einem See-Zeus, wie er ihn ausdrücklich nennt.

Zuerſt darf wohl, wenn von der Abkunft des Gottes die Rede iſt, nicht überſehen werden, daß es dem Neptun geht, wie dem Zeus. Wir finden beyde Götter mit dem Kronos in Verbindung geſtellt, und beyde zugleich auch wieder als eingewanderte Gottheiten bezeichnet. Auch mit der Ceres tritt Neptun in Berührung. Er überfällt dieſe Göttin, die ſich, ihm zu entgehen, in ein Pferd verwandelt, und, nachdem Neptun dieſelbe Geſtalt angenommen, von ihm das Pferd Arion gebiert. Es muß alſo wohl nächſt der einer Einwanderung zuzuſchreibenden Verehrung des Neptun eine andere angenommen werden, die ſchon urſprünglicher war, die den erſtern Bewohnern des Landes anzugehören ſcheint. Aus mehreren Gründen konnte ſie aber nicht ſehr vorwaltend ſeyn; um ſo weniger, wenn Griechenlands Urbewohner vom Norden her kamen, und Ackerbau vorwaltete.

Von dem eingewanderten Neptun war es bisher, nach Herodot II. 50, IV. 188, und nach Heyne's Bemerkungen zum Apollodor, wahrſcheinlich, daß er aus Libyen gekommen. Ob Phönicier ſeine Ueberbringer waren, ſcheint derjenige Umſtand, der noch erſt der Unterſuchung bedarf. Wenn wir wiſſen, daß die Phönizier den Zeus über Kreta nach Griechenland brachten, ohne zu wiſſen, von woher dieſer Gott ihnen zugegangen; ſo wäre wohl zu fragen, wie ſie zum libyſchen Neptun kamen. Dieſer Einwand nimmt indeſſen, wie ſich ſpäterhin zeigen wird, der Behauptung des Herrn Verfaſſers nicht alle Wahrheit. Nur muß es auffallen, wenn Libyen das Vaterland des Gottes und Phönizier deſſen Ueberbringer waren, wie ſie den Gott des Meeres nicht in der Nähe der Meere verehrten, ſondern ſeinen Dienſt aus dem Innern des Landes und zwar aus ſolcher Gegend herholen mußten, die auf eine heiße waſſerarme Wüſte hindeutet. Dennoch iſt es nothwendig, die Andeu-

Digitized by Google

tung der alten Autoren auf Libyen zu verfolgen. Es ziehen ſich auch vom Grabe des Osymandias aus mehrere ägyptiſche Denkmale weſtlich nach der lybiſchen Bergkette, und hier finden ſich wieder mehrere Darſtellungen von Seegefechten. Wir gelangen auch, dieſe Spur verfolgend, zur Nilebene, zum rothen Meer, ja zum großen indiſchen Ocean, demjenigen Theile des Weltmeeres, der wohl den Griechen allein Wichtigkeit haben konnte. Denn von der Südküſte kamen und bekamen ſie ihre Kultur, wie man es jetzt allgemein annimmt. Nach der Weſtſeite hin gingen ſie und entdeckten ſie. Schon die Säulen des Herkules deuten hier ihre Gränze an. Auch kam ja Neptun und ſein Dreyzack von Oſten her zuerſt an die Küſten des Peloponnes, dann von Theſſalien und Böotien.

Daß nun die ägyptiſchen Gottheiten ſämmtlich durch Phönizier nach Griechenland gelangt wären, dieß anzunehmen, kann man ſich unmöglich ſogleich entſchließen. Aber trotz dem können Phönizier Ueberbringer ägyptiſcher Eigenthümlichkeiten geweſen ſeyn. Denn Traditionen und Dogmen führt ein Volk niemals wie Handelsgegenſtände mit ſich und überbringt ſie unverfälſcht. Nur in ſo fern ſie ihm eigenthümlich und Gegenſtand des eigenen Glaubens geworden ſind, propagirt es ſolche. Daher möchten denn wohl ägyptiſche Begriffe durch Phönizier nach Griechenland gekommen ſeyn, allein gewiß nur in ſo fern es nicht mehr ägyptiſche, ſondern ſchon phöniziſche Religionslehren waren. Nun aber findet ſich unter den ägyptiſchen Gottheiten keine, welche dem Neptun analog wäre. So entſteht Unwahrſcheinlichkeit, daß der Meergott aus dem dürren Libyen, eben ſo, daß er aus Aegypten durch Phönizier überbracht ſey. Er müßte ein phöniziſcher Gott ſeyn. Nur verdient es wieder Erwägung, daß ihm zwar mancherley Kräfte und Eigenſchaften zugeſchrieben werden, daß er oft wirkſam erſcheint; aber ſein Mythencyklus iſt gering, und die meiſten Sagen beziehen ſich auf ſein Verhältniß zum Kronos und den Titanenkampf; in ſo fern betreffen ſie den einheimiſchen Neptun.

Dieß alles zuſammengenommen möchte wohl berechtigen, ſeine Einwanderung mit dem Apoll verbunden anzunehmen, in ſo fern ein Poſeidon in Griechenland eingewandert iſt. Dieß gäbe dem Urſprung aus Libyen eine Art von Denkbarkeit. Außer dem vereinigt ſich manches andere damit. Die Geburt des Apoll auf Delos durch die Latona, eine beſtimmt ägyptiſche Gottheit, welche Herodot Buto nennt, iſt eben ſo wenig bedeutungslos, um den Weg der Einwanderung zu entdecken, wie die Verehrung des Apoll auf Rhodus, und wie der dortige Koloſſus mit den drey goldenen Strahlen, die ſein Haupt

zieren. Auf Rhodus nämlich findet ſich eine dem Deliſchen Mythus analoge Sage, die zugleich einen tiefen naturhiſtoriſchen Sinn hat. Bey Theilung der Erde war dem Apoll nichts übrig geblieben. Da ſah er unter der Tiefe des Meeres die Inſel Rhodus, und erbat ſich dieſes Eyland, das auch ſogleich dem Ozean entſchwebte; ein Mythus, der ſich gleich dem von Delos auf das erſte Entſtehen des Feuers aus dem Waſſer beziehet. Wo iſt der Sonnendienſt mehr zu Hauſe geweſen wie auf dieſer Inſel, die Pindar in der berühmten olympiſchen Hymne die Braut der Sonne nennt? — Auf allen rhodiſchen Münzen findet ſich die Sonne abgebildet. Aber eben dieſelbe Inſel iſt zugleich als die Schule der Schiffahrt nach Strabo und Polybius; Diodorus Siculus nennt ſie den Stapelort für alle Schiffe, die von Aegypten nach Griechenland gehen, und den umgekehrten Weg machen.

Aus allen dieſen Thatſachen laſſen ſich gewiſſe Folgerungen ziehen, die vielleicht wenig Widerſpruch finden dürften. Von keinem Gott iſt es gewiſſer, daß er nicht griechiſchen Urſprungs, daß er vielmehr eingewandert ſey, wie vom Apoll. Er ſteht mit dem Stammbaum der griechiſchen Götter in gar keiner Verbindung. Heſiod und Homer ſind darüber einig; alſo die prieſterlich Orphiſche und die kriegeriſch Homeriſche Poeſie weicht nicht ab. Er hat unbezweifelt nur eine Mutter, und zwar eine ägyptiſche Gottheit zur Mutter; auch iſt uns der Weg, den er gewandelt, als ſeine Verehrung nach Griechenland kam, durch Rhodus und Delos ſehr beſtimmt angedeutet. Der Weg aber, welchen er genommen, ſo wie die Orte, woſelbſt er in Kleinaſien beſonders verehrt worden, bezeichnet zugleich blühende und weiſe Schiffahrt.

Da hier die Rede vom Neptun und nicht vom Apoll iſt, ſo darf uns der letztere Gott nicht lange beſchäftigen. Nur Einiges hat Referent zu erwähnen, um den Vorwurf des Widerſpruchs von ſich abzuwenden. Es iſt nämlich bey anderer Gelegenheit die Darſtellung geliefert worden, als habe ſich in der Gegend um den Iſthmus, welche zuletzt den Mittelpunkt für die Verehrung des Apollo bildete, das Weſen des dodonäiſchen und des Kretenſiſchen Zeus, oder der prieſterlichen und der kriegeriſchen Völkerlenkung zu einem neuen Weſen aus ſich ſelbſt geſtaltet. Dieß ſcheint durch die Annahme einer Einwanderung des Apoll aufgehoben: aber nur zum Theil hat es dieſen Anſchein. Denn der Heliosdienſt ſtellt eben, wie bey Gelegenheit des Memnon erwähnt worden, zugleich die intellektuelle Kraft dar, welche das von außen her lenkende, und das von innen her keimende Princip vereinigt. Wenn nun die Zeit gekommen war, die jene

Vereinigung reifen mußte, ſo begreiſt ſich, daß die durch den Handel mit den Aegyptern und ihrem Horus bekannt gewordenen Griechen den Begriff dieſer Gottheit am lebhafteſten ergriffen zu einer Zeit, wo deſſen verſöhnende Vermittlung nöthig war, und in einer Gegend, die zu dieſer Verſöhnung am meiſten reif geworden ſchien.

Ferner iſt in Rückſicht des Apollo noch zu bemerken, daß, wie ſonderbar dieß auch erſcheinen mag, die Griechen ihre Lichtanbetung von den Aegyptern durch den Horus der letztern erhielten. Ob die Aegypter aber ihren Horus von den Perſern, nämlich durch Annahme des Ormuzd empfingen, oder ob die Aegypter nicht wirklich anfänglich die Nacht anbeteten, dadurch aber auf das Licht zuletzt von ſelbſt geführt werden mußten, dieß würde in das Gebiet einer nicht hieher gehörigen Unterſuchung führen, eben ſo wie alle Unterſuchung des Bacchuskultus.

Nun iſt aber noch die Frage wegen des Neptun zur Entſcheidung zu bringen, und dem muß eine Betrachtung vorangehen. Es frägt ſich nämlich, ob wir annehmen wollen, daß die Griechen das Gemeinſte, den Erwerb und ihr Gewerbe göttlich verehrten? ob ihnen das, was ſie verſchluckten, von den Gaben der Ceres an bis zu ihren Fiſchen, ob ihnen ihre Geſchirre und übrigen Bequemlichkeiten das Höchſte, ob ſie ihnen das Ewige und Unvergängliche waren, dem ſie göttliche Verehrung widmeten? ob ihre Kunſt die Gegenſtände des gemeinen ſinnlichen Genuſſes verklärte, und ob ihre Abſicht dahin ging, dieſe Anſicht über alles andere zu erhöhen? oder ob ihre Muſen etwas Höheres, etwas Göttliches verkündeten? Im erſtern Fall wäre nichts beſſer, als das Buch der Alterthumskunde nur zur Stelle zuzuſchlagen; denn mit aller Herrlichkeit des Alterthums wäre es ja nichts denn Täuſchung. Jenes Alterthum erklärte ja lediglich zu unſerer Verführung alles das, dem wir den niedrigſten Platz vergönnen ſollen, als das Höchſte. Die Muſen des Alterthums müſſen uns alſo wohl etwas Höheres ſingen, und die wahren Erhalter des Alterthums möchten alſo wohl diejenigen Gelehrten ſeyn, die dahin ſtreben, jenes Höhere wieder zu enthüllen.

So frägt ſich denn in Beziehung auf den Poſeidon, ob die Griechen wirklich nichts denn ſo gemeine Abgötter waren, daß ſie im Poſeidon nur den Fiſchfang anbeteten, oder ob ihnen dieſer Gott nicht mehr war, denn dieſes? Die Antwort iſt nicht zu ſchwierig. Ob ſie einen phöniziſchen Poſeidon hatten, davon nachher. Wenn ſie aber einen ägyptiſchen beſaßen; ſo bedeutete ihnen dieſer ſo wie der ureigenthümliche, der orphiſche, wenn dieſer Ausdruck hier richtig verſtanden wird, mehr und Höheres. Wie ſehr dieß der Fall ſeyn muß, ergibt ſich ſchon aus

der bewundernswerthen Tiefe von phyſikaliſcher Einſicht; die ſich in den Darſtellungen und Epitheten für den Poſeidon bekundet, wobey nicht zu vergeſſen, daß alles dieſes nächſt ſeiner phyſikaliſchen Wahrheit noch eine moraliſche und eine künſtleriſche plaſtiſche beſitzt.

So das Beywort, der Erderſchütterer. Wenn dieſes Epitheton auch plaſtiſch ſich auf das Anſchlagen der Meereswellen an die Küſte mag bezogen haben; ſo iſt es doch erfreulich, beym Verfaſſer noch zugleich eine andere Erklärung zu finden, die beſtanden haben kann, ohne jene erſtere auszuſchließen oder aufzuheben. Nämlich Poſeidon wird für die Urſache der Erdbeben gehalten. Sehr bedeutend iſt, was Hr. H. Böttiger anführt, daß jedes Erdbeben ein Zorngericht (μηνιμα) Poſeidons ſey, und daß ihn zu verſöhnen nach Diodor dem beruhigenden Gott (ασφαλιος) Tempel und Altäre erbaut worden. Ferner erwähnt er, daß nach Ammian XVII. 7. die älteſte Theorie der Erdbeben geweſen, daß ſie durch eindringende Waſſerfluten veranlaßt worden. Verſtehen wir dieß aber ja nicht als ein Entſtehen der Durchbrüche von eindringenden Waſſerwogen. Es deutet darauf hin, daß jedes vulkaniſche Ereigniß ein neptuniſches zugleich iſt, und daß ſeine Veranlaſſung eine neptuniſche war. Denn das Waſſer iſt die Urſache des Feuers, und die Uebereinſtimmung des asphaliſchen Neptun mit dem Worte asphaltiſch zeigt ſich hier wiederum nicht gleichgültig. Es liegt eine vollſtändige Theorie der Sache in den Worten. Das Wort φαλλος, bezieht ſich, wie bey anderer Gelegenheit näher ausgeführt werden ſoll, ſeinem reinen Sinn nach auf das Unveränderliche, Unerſchütterliche, auf die Grundlage alles Werdens und Seyns, das Wachſen und Entſtehen von innen aus, angehörig dem Urquell alles Lebens. So bedeutet auch φαλος gleich wieder rein, weiß (im dritten Hefte der Morphologie wird entwickelt werden, wie die Begriffe von Reinheit bey den Perſern mit dem Begriffe von Unveränderlichkeit ſich entſprechen); σφαλλω bedeutet die Erſchütterung zunächſt durch gewaltſames Umwerfen, aber auch im Worte σφαλερος durch einwankend und ſchlüpfrig machen, ασφαλιζω bezeichnet die Wiederbefeſtigung. Beym Worte Aphalt erneuert ſich rein phyſiſch dieſelbe Reihefolge von Begriffen: erſt ein Flüſſigmachen, dann ein Konglomeriren.

Daß nun im Gebiete der Phyſik, namentlich der Geognoſie, wir nicht eher zu feſten Reſultaten kommen dürften, daß unter andern der Streit zwiſchen Vulkaniſten und Neptuniſten nicht zu ſchlichten ſeyn wird, bevor wir uns die urſprüngliche Einheit des Waſſers und Feuers, das Entſtehen des letzteren aus dem erſte-

ren klar gemacht haben, darüber ſind vom Referenten bisher von Zeit zu Zeit ſchon verſchiedene Andeutungen gewagt worden. Es iſt von großer Wichtigkeit, daß richtiges Verſtehen der Vorzeit uns wieder leiten muß, um Irrthümer einzuſehen, welche unſere Phyſiker vorbereitet haben, indem ſie wähnten Fortſchritte zu machen. Je mehr wir hinaufſteigen in die älteſten Urkunden, um ſo wahrhafter finden wir alle Räthſel der neuen Naturwiſſenſchaften gelöſet. Das wahrhaft Befriedigende, das, wodurch alle Täuſchung gehoben wird, bietet uns aber die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts in ihrer Schöpfungsgeſchichte dar.

So wußten denn die Alten, daß die Erdbeben, die vulkaniſchen Eruptionen vom Waſſer herrührten, und nannten deßhalb den Poſeidon den Erderſchütterer. Es wird aber einer Unterſuchung bedürfen, ob nicht eine andere Wahrheit noch ſich dieſer Anſicht anſchloß, daß nämlich die Schiffahrt und der Erwerb durch Schiffahrt und Handel den geweihten uralten Ackerbau erſchütterte, und dieſe Betrachtung führt auf Hrn. H. Böttigers Hauptgedanken zurück, Poſeidons Ankunft aus Phönizien. Zuvörderſt darf uns der Dreyzack nicht irren; denn das Hindeuten auf eine Dreyheit finden wir in allen Gotterattributen, namentlich in den dem Apollokultus verwandten Verehrungen und mit dem Hervortreten dieſer Verehrung in Griechenland; denn Apoll war eben der jüngſte Gott, und er vereinigte auch zwey zum Kampf auseinander gefallene Kräfte und Anſichten wieder. Ferner dürfte Neptun bey den Katabathern, dem Kopaiſchen See und bey manchem Verwandten wohl eine andere Rolle ſpielen als die, ſo ihm beygelegt wird, als vulkaniſche Kraft ſcheint er gewirkt zu haben. Die ſchätzbaren Vorarbeiten des Hrn. P. O. Müller werden in dieſer Beziehung eben ſowohl den Reſultaten nach eine andere Stellung gewinnen müſſen, wie ſie in Abſicht der griechiſchen Bevölkerungsgeſchichte überhaupt, namentlich aber rückſichtlich der Mynier einen andern wie den angenommenen Zuſammenhang erweiſen durften, der ſich auch bis auf den Minos und Dädalus ausdehnen möchte. Eben ſo gewinnt, was Hr. H. Böttiger von den warmen Bädern, den Schwefelquellen und den phlegräiſchen Erſcheinungen an den Küſten von Syrien und Cilicien ſagt, hiernach mit etwas veränderter Beziehung, Beſtätigung. Nur ſcheinbar ſind dieſe Erſcheinungen vulkaniſch: urſprünglich ſind ſie neptuniſch. Die Veranlaſſung nämlich iſt neptuniſch, das Ergebniß trägt äußerlich den Anſchein der Vulkanität an ſich. Weil die Alten dieß wußten, deßhalb ſchrieben ſie jene Naturphänomene nicht dem Gotte des Feuers, nicht dem Vulkan, ſondern dem Neptun zu, ohne gerade den Apollo ganz auszuſchließen. Es darf hier auch

wohl kaum unbemerkt bleiben, daß Göthe ſeit lange dahin arbeitet, über das Entſtehen der warmen Quellen die verbreitete Meinung von einem vulkaniſchen Urſprunge zu widerlegen, und ihr Hervorgehen aus der Natur des Waſſers ſelbſt, bald durch den Druck, bald auf andere Weiſe zu erklären, wie denn dieſer große Naturforſcher auch von je an gegen die beliebte Sonderung des neptuniſchen und vulkaniſchen Einfluſſes und die Succeſſion des einen auf den andern geweſen, vielmehr jederzeit eine Verwandtſchaft beyder Wirkungen verfolgt hat.

Endlich das Entſtehen der Quellen durch das Aufſchlagen des Dreyzacks mit Bezug auf die Amymonen-Fabel. Dieſer Mythus ſcheint demjenigen Neptun anzugehören, von dem Heſiodus ſingt, der nicht eingewandert war, ſondern vom Saturn und Rhea entſprungen, in Beziehung auf den Vater das Schickſal des Zeus theilte. Dieſer wußte als ſelbſtſtändiger Gott ſich Grund und Boden zu verſchaffen. Dieſer Neptun, bevor er mit dem Apollo verbunden war, bezog ſich wohl auf das Urwaſſer, wenn ſich nämlich dies Element ſo nennen läßt, in ſo fern die verzehrende Feuerkraft ſich in ihm gebunden findet, und es in dieſem Zuſtande mehr befruchtend denn verzehrend wirkt. Eben dieſer Neptun verbindet ſich mit der Ceres und zeugt mit dieſer Göttin das Pferd Arion. Eben dieſer Neptun erhielt auch beym Titanenkampf ſeinen Dreyzack von den Cyklopen geſchenkt. Es iſt alſo ein Gott, der auf das Meer, auf Seefahrt und Fiſchfang wenig Beziehung duldet; er ſtellt die milde befruchtende Kraft des Waſſers vor. Die Danaiden aber ſind, gleich allen zum Orkus Verbannten, ſolche Weſen, die ſich durch die Sucht haben hinreißen laſſen, den produktiven Urgottheiten abtrünnig zu werden. Sie wollten das, was nur die Urgötter ihnen geben konnten, ſich ſelbſt eigen zuwenden und aneignen in den mannigfaltigſten Formen und Weiſen. Daher leiden ſie die Strafen bald raſtloſer Arbeit, bald des ungeſtillten Hungers, bald des zur augenblicklichen Zerſtörung übergehenden ungemäßigſten Wachsthums, bald der zu keinem Ziele führenden Bewegung. Das Schöpfen der Danaiden iſt wohl ein Symbol des ungeſtillten Durſtes. Gleich ihnen lechzt das Gefilde, und die Fabel von der Amymone, um kurz zu ſeyn, bezieht ſich wohl ſchwerlich auf ein leichtfertiges Abenteuer, ſondern auf Reue und Wiederverſühnung jener Danaustochter mit dem Neptun. Der Raum geſtattet es nicht, ſonſt wäre über das ſchöne Vaſengemälde noch manches zu ſagen. Es verräth einen wunderbaren dramatiſchen Zuſammenhang, der ſich von dem links ſtehenden Satyr bis zu dem auf der rechten Seite in jeder Stellung, ja jedem Gliede ausdrückt und zugleich ſymboliſch iſt. Alles

greift in die Haupthandlung und deren Sinn dramatiſch ein; aber mit zugleich tieferer Bedeutung. Es ließe ſich vielleicht aus dieſem Gemälde ein richtiger Aufſchluß über die Satyrdramen, wenigſtens die des Aeſchylos gewinnen.

Doch es iſt Zeit, wegen des Neptun zum Endreſultat zu gelangen, und dieß dürfte ſich aus den bisherigen Mittheilungen alſo feſtſtellen laſſen.

Wir finden in Griechenland und haben zu unterſcheiden einen dreyfachen Poſeidon, gewinnen auch durch dieſes Unterſcheiden einen Leitfaden für die Geſchichte der dortigen Bevölkerung und Einwanderungen. Der älteſte Neptun iſt der heſiodiſch ſaturniſche. Er ſtellt das Waſſer mehr als befruchtendes Weſen dar, denn daß er dieſes Element als Flut und in ſeinen großen angeſammelten aus dem All der Natur ausgeſchiedenen Maſſen betrachtete. Der zweyte Neptun iſt der libyſche oder ägyptiſche. Das Waſſer, wenn es aufhört latent zugegen zu ſeyn, wenn es ausſcheidet und ſich zu großen Maſſen verſammelt, iſt Urſach alles Entzündlichen. Es iſt aber auch die Wurzel alles Reflektiven, folglich ſo mancher Feuer- und Lichtkraft und Erſcheinung. Dieſer Seite nach ſteht das Waſſer mit dem Sonnendienſt und den Auguren in Berührung. So kam eine Verehrung des Neptun zugleich mit der Verehrung des Helios über Aegypten nach Griechenland. Endlich ſind die Meere, abgeſehen von aller höheren Bedeutung, auch Erwerbsquelle dem, welcher den Sinn nur auf den Erwerb richtet, dem Seefahrer, dem Fiſcher. Und ſo hat denn auch der Phönizier ſeine Weiſe, wie er den ihm ſehr wichtigen Gott anbetet, und deſſen Attribute bezeichnet oder deutet. Es kommt ſonach auf eine Unterſcheidung der Neptunmythen an, welche ſich als heſiodiſch, derer welche ſich als ägyptiſch, und derer, welche ſich als phöniziſch bezeichnen laſſen.

Für die Bevölkerungs- und Einwanderungsgeſchichte iſt das Reſultat aber wieder folgendes. Die erſten Bewohner Griechenlands zeugen von einer mit der Urzeit unmittelbar zuſammenhängenden Einwanderung mit prieſterlichem Charakter, die auf dem Ackerbau beruhte. Ihnen begegneten in mehreren Stationen und von mehreren Seiten her Einwanderungen aus dem Orient zur See. Dadurch kamen wieder Dogmen aus der Urwelt nach Griechenland, aber in zwiefacher Vermittlung durch ägyptiſche über Rhodus u. ſ. w. und durch phöniziſche über Kreta. Das Aegyptiſche iſt reiner und hat hieratiſchen Charakter, das Phöniziſche iſt ſchon korrumpirt und nähert ſich dem Fetiſchismus; ſelbſt was die Phönizier früher vielleicht Aegyptiſches mitbrachten, ſcheint in phöniziſche Eigenthümlichkeit um-

gewandelt. Alles Dreyes wirkte in einander. Das Phönizifche und das Allerfrüheſte begegnete ſich, und das brachte einen Kampf, eine Wechſelwirkung hervor. Aegyptiſcher Einfluß und die nun beginnende Heliosverehrung gab dem Ganzen ſeinen Charakter. Hellenismus war es, der ſo aus jener Wechſelwirkung hervorging. —

Der ſiebente Abſchnitt, als Beſchreibung von Kunſtwerken, erlaubt keinen Auszug.

Wilhelm von Schütz.

Art. IV. Les Soirées de Saint *Pétersbourg*, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la Providence, suivis d'un traité sur les sacrifices; par M. le Comte de *Maistre*, 2 Volumes. *Paris*, 1821.

Erhabenheit in der Geſinnung, Pomp im Ausdruck, mit Energie gepaart und mit ungeſuchten Wendungen verbunden, eine kühne Nachläßigkeit, die aber der Größe des Styls nicht ſchadet, iſt es, was den Grafen de Maiſtre als Schriftſteller unter ſeinen Landsleuten heute auszeichnet. Er iſt nicht gedrungen wie Bonald, er iſt aber dafür in ſeinem Style biegſamer und freyer wie dieſer edle Philoſoph; er iſt nicht elegant wie Chateaubriand, aber auch frey von aller Manier; er bedient ſich oft glücklicher Trivialitäten, oder ſimpler, aber nachdrucksvoller Redensarten des gemeinen Mannes, an denen Boſſuet auch nicht arm iſt, welche aber die franzöſiſchen Grammatiker ihren Schriftſtellern faſt immer zu Verbrechen anrechnen.

Graf Maiſtre iſt ein Theoſoph im katholiſchen Sinne, wenn es nur je Einer war. Er hat eine Scheu, in ſeiner Theoſophie zu weit zu gehen und ſich gegen die Autorität und den Sinn der Kirche zu verſündigen. Er empfindet eine ehrfurchtsvolle Scheu, in die Myſterien der Natur und der Gottheit einzudringen, und doch berührt ſeine Hand ihre Schleyer. Seine Anſichten über Gott, Natur, Geſchichte, Völker und Menſchheit, über Stern- und Arzneykunde und andere Zweige höheren Wiſſens ſind theoſophiſch. Freylich lehrt er nicht ex professo dieſe Kunde, auch glaubt er nicht, die Worte der Weisheit müßten Geheimniſſe bleiben; ſind und werden ſie doch ewig es ſeyn für den großen Haufen der Gemeinen, für die ſchwächeren Intelligenzen, für myſtiſche Träumer ohne Energie und ohne Geſinnung, endlich für die abſoluten Rationaliſten, und wären ſie auch zu Millionen von Exemplaren gedruckt. Was das Höchſte und Tiefſte iſt, wird nur immer das geiſtige Eigenthum einiger Empfänglichen ſeyn, und Geheimnißkrämerey ſtreift zu nahe an Charlatanismus, als daß es nicht gut gethan ſeyn ſollte, ſich davor zu verwahren.

Theoſophie beſteht aus Anſchauungen, die ſie in ihren Elementen nicht unterſucht, ſondern auf religiöſe Weiſe annimmt. Von der Gottheit geht ſie aus, und in die Gottheit kehrt ſie zurück. Das Verhalten der Theologie, Philoſophie und Theoſophie zu einander überlaſſen wir den Geübteren; Theologie iſt Dogmenlehre, Philoſophie im engeren Sinne Verſtandeslehre und Theoſophie iſt eine Vermittlungslehre zwiſchen der erſten und andern. Scharf geſondert ſind im Grunde, ihrer innern Natur nach, keine von dieſen dreyen Lehren der Weisheit.

Das hier angezeigte Werk iſt in Dialogsform, und der Tod hat den Verfaſſer in Vollendung desſelben überraſcht. Die Charaktere, welche der Graf de Maiſtre aufführt, ſind ein ruſſiſcher Senator, der griechiſchen Kirche anhänglich und Illuminat, das iſt Martiniſt, ganz ohne Feindſeligkeit gegen die katholiſche Kirche. Ein junger franzöſiſcher Chevalier, glänzend, gutartig, brav und leicht bildet den Kontraſt mit ihm, und zwiſchen beyden tritt ein Graf in die Mitte, durch den unſer Schriftſteller ſich ſelber ausſpricht, und ſeine innerſte Seele aufdeckt. Der Dialog nimmt alle Töne an: er iſt phantaſiereich, leiſe humoriſtiſch, edel, zart, ſchwungvoll, erhaben, energiſch, und wiederum hart und finſter; alle Stufen der Ausdrücke durchwandelt unſer Verfaſſer, in nicht immer korrekter, aber durchaus blühender, ungeſchminkter und ſeelenvoller Schreibart.

Die erſte Unterredung beginnt mit einer Beſchreibung, voll Friſche, lieblicher Grazie und Imagination, eines ſchönen Sommerabendes an den Ufern der Newa, der die beyden älteren und den jüngeren Freund zu gemeinſamen Geſprächen einladet. Der Eingang iſt gleich von vorn an lebhaft, und ungeſucht. Der Jüngling, mitfühlend in der allgemeinen Stimmung der Natur, äußert den Wunſch, einen hartherzigen Böſewicht in Gegenwart der reizenden Scenen zu ſehen, die ringsum ihn anſprechen, um zu wiſſen, ob für ſolche Schönheit der Mißrathene empfänglich wäre. Der Graf erwiedert, die Böſen könnten ſich wohl betäuben, und in Beluſtigungen gewiſſer Maßen untergehen, aber niemals echter Freuden genießen. Leichtſinnig erwiedert der Chevalier, mit dem allgemeinen Diktum, daß das Glück den Böſen auf Erden anlächle und daß der Lohn der Guten nur im Himmel ſey. Das Glück der Böſen, das Unglück der Gerechten! ruft der Senator aus, es iſt dieß ein Geheimniß göttlicher Metaphyſik und hängt auf das Genaueſte zuſammen mit den Wegen der Fürſehung in Beherrſchung der moraliſchen Welt. Ihm ſagen die meiſten Moraliſten und religiöſen Aſcetiker nicht zu, in ihrer Behauptung, daß die göttliche Gerechtigkeit nur im Himmel ihren Sitz habe, und auf

der Erde ſich gefliſſentlich nicht wahrnehmen laſſe. Das Glück, ſagt der Graf, iſt eine Art Lotterie, in der Böſe und Gute gleich blind, gleich geſchickt, gleich ungeſchickt ziehen; klüger wäre zu fragen, warum ziehen die Guten nicht immer die guten Loſe und die Böſen umgekehrt? Ein edler Mann fällt im Kriege; iſt es Ungerechtigkeit? nein, ein Unglück. Ein allgemeines Geſetz, welches nicht ungerecht für Alle iſt, iſt es auch nicht für den Einzelnen. Nicht weil er brav iſt, leidet der wackre Mann, und nicht weil er ein Böſer iſt, jauchzt der Ungerechte; ſondern weil es Umſtände alſo wollen, die oft anders ſind und anders ſeyn können. Das Uebel iſt auf Erden vorhanden, es iſt da durch die Schuld des Menſchen, durch Gerechtigkeit, und Gott hat das Uebel nicht geſtiftet. Gott, ſagt der heilige Thomas, iſt Urheber des Uebels, welches da ſtraft, und nicht des Uebels, das da beſchmutzet. Der Dieb baut ſich den Galgen durch ſein Verbrechen, obwohl im indirekten Sinne Gott es iſt, der ihn ſtraft am Galgen. Nicht nur iſt Gott nicht Stifter des moraliſchen Uebels, der Sünde, er iſt es auch nicht des phyſiſchen, einer wahren Strafe der Sünde, die ohne das Verbrechen nicht vorhanden wäre. Der biedere Mann ſtraft ſeinen Sohn, tödtet den Feind in der Schlacht, verdammt den Böſewicht zum Tode, und doch bleibt er der biedere Mann; Gott iſt alſo gerecht wie immer er auch ſtrafet.

Gibt es keine Ungerechtigkeit in Vertheilung der Strafen, ſpricht ſich der Graf aus, wie darf die Tugend ſich darüber beklagen, daß, nach der gemeinen Redensart, das Laſter hier unten nicht beſtraft werde? Da die Welt nur nach allgemeinen Geſetzen beherrſcht wird, ſo kann man keine beſtändigen Wunder verlangen, um den Lauf dieſer Geſetze zu hemmen. Denn mit einem Wunder wäre es nicht gethan, ſtets wären neue erforderlich und die Wunder würden ſo alltäglich werden, daß die Unordnung dadurch zur Ordnung würde. Jeder Menſch als Menſch iſt den Unfällen der Menſchheit unterworfen, der Reine wie der Böſewicht: wo iſt hier die Ungerechtigkeit? Und doch iſt es nicht wahr, daß vollkommene Gleichheit hienieden Statt finde in Betreff der Guten und Böſen; die Guten haben, genauer beſehen, den Vortheil. Die größte Maſſe des Glücks, ſogar des zeitlichen, gehört nicht den tugendhaften Menſchen, ſondern der Tugend. Wollte man jede gute Handlung bezahlen, wo wäre ihr Verdienſt? Würde jede böſe Handlung beſtraft, wer würde Uebels thun und ſeiner Freyheit ſich bedienen? die moraliſche Ordnung verſchwände ganz. Die Tugend wird belohnt, das Laſter ſchon hienieden beſtraft, aber das Individuum iſt deſſen nirgends verſichert: ſo iſt die moraliſche Freyheit des Menſchen gerettet.

Die Herrſchenden, in dieſer Welt, ſagt der Graf weiter, ſtellen beſonders darin die Gottheit dar, weil ihnen das Strafamt auferlegt iſt. Die eigenſte Prärogative ihrer Souveränität zeigt ſich bey Beſtrafung der Schuldigen. Ein Weſen eigener Natur übt dieſe in letzter Inſtanz aus; überall findet man dieſes Weſen, in allen geſelligen Ordnungen, und man begreift nicht wie, denn es gibt keine erklärliche Urſache, wie einer desſelben Funktionen übernommen, dieſes Weſen iſt der Büttel. So viele tauſend Ernährungsmittel gibt es, wie konnte man ſolch furchtbares Handwerk zu demſelben ſich wählen? Der Scharfrichter iſt alleine in der moraliſchen Welt, er iſt ruhig, und wie er auch ſein Geſchäft ausübt, man kann ihn keiner Ungerechtigkeit zeihen, und doch ſagt man nicht leicht, er ſey ein tugendhafter Mann? Doch beruht alle Macht und Sicherheit auf ihm, er ſcheint das Entſetzen und das Band der menſchlichen Vereine. Nehmt ihn hinweg, die Strafen hören auf, das Chaos bricht ein. Es gibt alſo, in dem Kreiſe der weltlichen Regierung der Gottheit, ein ſichtbar Geſetz für die Strafe der Verbrechen. Das überall anweſende Uebel wird überall durch alle Geſetzgebungen gezüchtigt. Wie kann man alſo klagen, daß die Frevel nicht in Strafen vergolten werden? Irrthümer der Tribunale, Verfinſterungen menſchlicher Einſicht erſchüttern nicht die unwandelbare Regel. Und dieſe Irrthümer, dieſe Verfinſterungen ſind weit ſeltner als man ſich einbildet, denn es liegt in dem Menſchen, über die Fehler der Autorität ein offenes Auge zu haben, und ſie werden begränzt durch die ſich auf irgend eine Weiſe offenbarende öffentliche Meinung. Der Satz bleibt, trotz aller Ausnahmen, wahr, daß auf Erden es eine allgemeine und ſichtbare Ordnung gibt für die zeitliche Beſtrafung der Verbrechen.

Von den körperlichen Züchtigungen, welche die Vorſehung auferlegt, geht der Graf zu den Krankheiten über. Unſere Leidenſchaften, unſere Unmäßigkeiten ſind eine große Quelle von Leiden, die Krankheiten entflieſſen meiſtens aus ihnen. Gäbe es kein moraliſches, ſo gäbe es kein phyſiſches Uebel auf Erden. Alle Krankheiten haben zum erſten Grunde irgend eine Art geheimer Verbrechen. Die Religion iſt eine Arzney der Körper wie der Seelen, und ein geſchloſſener Verein echter Frommen würde nur an Alter verbleichen. Die Krankheiten pflanzen ſich fort, miſchen ſich, gehen durch Zuthaten in neue Kombinationen über, ſo daß wir heute durch eine Plage die Schuld des Exzeſſes eines frühern Jahrhunderts dulden können. Trotz dieſer Miſchung, gibt es eine ſehr wirkliche Analogie zwiſchen den Krankheiten und den Verbrechen. Es gibt Verbrechen und Krankheiten mit furchtbaren und charakteriſirten Namen, es gibt deren ſchwächere, mit vager

Bezeichnung und faſt namenloſe; je reiner der Menſch iſt, deſto ferner ſind von ihm die Krankheiten, ſo einen nachdrucksvollen Namen führen. Baco, obwohl Proteſtant, hat auf das lange, von harten Plagen freye Leben der Heiligen aufmerkſam gemacht; von dem Leben arger Sünder kann man das Gegentheil ſagen. Chriſtus, eh er die Kranken heilte, ſprach ſie los von ihren Sünden. Keine Krankheit hat eine bloß materielle Urſache, in den moraliſchen Unordnungen, Völlereyen und Schlemmereyen aller Art und Natur iſt der Sitz aller Uebel. Abſtinenz iſt das größte Präſervativ gegen phyſiſche Erduldungen.

Der Akt der Ehe erhebt einerſeits den Menſchen bis zur ſchöpferiſchen Intelligenz, und erniedrigt ihn andrerſeits bis zum Viehe. Wie viele krüppelhafte Generationen ſind nicht aus den Unordnungen ſchuldiger Nächte entſtanden! Die Keuſchheit in der Liebe und Ehe kann allein nur auf das Heil der Nachkommen einwirken. Die Kinder tragen die Schuld ihrer Aeltern durch deren Unenthaltſamkeit; es wollten die Weiſen, daß man ſich durch geiſtige Betrachtungen, in Herzensreinheit und Tiefe der Gedanken auf den geſetzmäßigen Beyſchlaf bereiten ſollte. Moraliſche Laſter können bis aufs Undenkliche die Krankheiten vermehren, und echte Tugenden auf das Bedeutendſte ihre Zahl vermindern.

Das zweyte Geſpräch beginnt mit der Bemerkung des Senators, daß die Einführung neuer Nahrungsmittel mit einem geheimen wunderbaren Wege zuſammenhängt, den wir in der Welt nicht entdecken können. Die irdiſche Welt iſt der Spiegel einer geiſtigen, die Materie iſt an und für ſich nichts, da ohne die Hülfe der Intelligenz ſie keine Selbſtſtändigkeit haben würde. Da jedes Uebel eine Strafe iſt, ſo iſt auch keines an und für ſich eine baare Nothwendigkeit; da kein Uebel an und für ſich in dem Muß der Dinge liegt, ſo kann auch jedem vorgebeugt werden, entweder durch Unterdrückung der Laſter, die es bewirkten, oder durch das Gebet, welches da Kraft hat der Strafe zuvorzueilen, oder ſie zu mildern. Der Chevalier fällt mit dem Einwurf in die Unterredung, daß die Kinder nicht in der Folge der Zeiten die Sünden der Aeltern zu büßen haben ſollten, und daß es mit einer Erbſünde genug ſey. Die Erbſünde, ſagt der Graf, wiederholt ſich täglich, nur in untergeordneterem Sinne. Jedes Weſen, welches ſich fortpflanzt, kann nur ein ſich ähnliches Weſen erzeugen. Das ſeiner höhern Vorzüge Entkleidete kann nicht ein vollkommneres Weſen hervorbringen als ſich ſelber, im Geiſtigen wie im Phyſiſchen. Aber derſelbe Unterſchied als zwiſchen den *verderbten* und dem *ſchuldigen* Menſchen, findet auch zwiſchen dem *unpäßlichen* und dem *kranken* Statt. Scharfe Krankheit erbt ſich nicht, aber wohl eine die Säfte ver-

derbende, ſo zur Urkrankheit wird, und ein ganzes Geſchlecht anſtecket. So auch was die moraliſchen Krankheiten betrifft; einige gehören zum gewöhnlichen Zuſtande menſchlicher Unvollkommenheit, aber es gibt Gattungen von Schulden, welche den Menſchen gänzlich ſeiner höchſten Vorzüge berauben können. Es iſt das eine Erbſünde untergeordneten Ranges, aber ein lebhaftes Abbild der uranfänglichen. Daher die Wilden. Sie ſind nicht die Menſchen der Natur, aber Trümmer untergegangener und verfaulter Geſchlechter, ihre Sprachen ſind keine anfänglichen, aber zerrüttete; denn die Sprachen verfinſtern ſich mit den Ideen.

Dieſe Anſicht des Grafen de Maiſtre iſt von großer Tiefe und, unſerer Anſicht nach, von ungemeiner Wahrheit. Man hat nirgends den ſogenannten Wilden in einem rohen, und unſerer Anſicht nach, überhaupt erträumten Zuſtande gefunden, in ſo fern dieſer Zuſtand in dem Sinne der Unabhängigkeit der Thiere gedeutet wird. Alle Wilden, die wir, wie z. B. die nordamerikaniſchen, genauer kennen, haben eine Staatsverfaſſung, ſind aber rein unfähig, wie ſehr auch die Europäer ſich bemühen mögen, aus deu ſonderbaren Formen, in denen ſie ſich einmal hineingeniſtet, zu freyerer Anſchauung des Lebens und zu größerer Erhebung der Gedanken ſich heraus zu winden. Sogar das Chriſtenthum ſcheint bey ihnen ſeine volle Wirkung nicht zu äußern, wenigſtens möchten ſich ſchwerlich jemals lehrende Prieſter unter den Wilden bilden. Doch haben ſie ihre Prieſterſchaften, ihre Initiationen und ihre Art von Wiſſen. Die ganze künſtliche Organiſation der nordamerikaniſchen Völkerſchaften und die labyrinthiſche, aber gelehrte Verflechtung ihrer Sprachſyſteme hat mit großer Einſicht der proteſtantiſche Miſſionarius Heckenwelder in dem vor kurzem zu Philadelphia erſchienenen erſten Bande der Memoiren einer in dieſer Stadt und glücklicher Weiſe nach chriſtlichen Principien gebildeten gelehrten Geſellſchaft, auf klare Weiſe, obwohl ſelbſt ein Freund der Wilden, aufgedecket. Die ſogenannten Thiermenſchen von Neuholland, welche ſelbſt unter den Affen ſtehen ſollen, mögen freylich am Gräßlichſten von Allen verwildert ſeyn; indeſſen hat man bis jetzt ſie beurtheilt ohne ſie zu kennen.

Um wieder auf den Inhalt der zweyten Unterredung zurück zu kommen: es gibt eine Erbkrankheit, ſagt der Graf, ſo gut als eine Erbſünde, alle Menſchen ſind demſelben Geſetze phyſiſcher Uebel unterworfen, und ſo auch demſelben Geſetze des Laſters. Die Erbkrankheit iſt die Fähigkeit zu allen Uebeln, wie die Erbſünde (deren Myſterium hier unbetrachtet) zu allen Laſtern. Aber es gibt Erbkrankheiten und Sünden untergeordneter Gattung,

die mehr oder minder gewiſſe Perſonen herabwürdigen und verſinken laſſen. Das Chriſtenthum hat auf tiefe Gedankenwege hingezeigt, indem es, um große Vergehungen der Fortpflanzung zu verhindern, mit ſeinen Geſetzen und Verfügungen zwiſchen Allem was eheliche Akten betrifft, getreten iſt: ſo ſorgte es dafür, daß aus tief verderbten Weſen nicht verderbtere Generationen entſprängen. Laſter erben ſich wie Krankheiten.

Jede Intelligenz will kennen und lieben, gewiſſe Gränzen, die ſie nicht überſchreiten kann, deuten auf ihre beſchränkte Natur. Dieſe Sucht des Wiſſens und Liebens iſt dem Menſchen eigen, denn die obwohl geſunkenen Thiere ahnen nicht ein früheres Verhältniß, welches in der Tendenz des Wiſſens und Liebens dem Menſchen gegeben iſt, denn der Menſch wußte und liebte im vollkommenen erſten Zuſtande ſeiner Exiſtenz. In der jetzigen Lage der Dinge ſchmachtet der Menſch nach allen Seiten hin in Elend, ein Centaur ungeheurer Natur, Mittelding zwiſchen Engel und Vieh, drücket ſich der Verfaſſer aus. Jede Intelligenz iſt, Kraft ſeines Weſens, das dreyeinige Reſultat einer *Anſchauung* die da ahnet, eines *Verſtandes* der da behauptet, eines *Willens* welcher handelt. Anſchauung und Verſtand ſind im Menſchen geſchwächt, der Wille aber gänzlich gebrochen. Der Menſch *möchte wollen* und weiß nicht was er will. Ein unbekanntes Etwas zwingt ihn wie wider ſeinen Willen, aber die Reue durchbohrt ihn alsbald. Gott ſchuf den Menſchen nicht alſo vernunftwidrig, das iſt die Hinzufügung der Sünde. Alle heidniſchen Philoſophen erkannten dieſe große Wahrheit, und unſer Verfaſſer führt dazu die Beweisſtellen an. Die Fähigkeit zum Böſen deutet auf des Menſchen uranfängliche Schuld hinauf; die Anſchauung der geiſtigen oder intellektuellen *Sonne* iſt ihm unmöglich geworden.

Die vorflutige Welt iſt uns mit Schleyern entzogen, Verbrechen ungeheurer Natur bereiteten ſie zum Tode, und dieſe Verbrechen deuten auf höhere uns verſchloſſene Zuſtände des Wiſſens. Die Geſellſchaft der Gerechten (die Noahiden) rettete einen Theil des Wiſſens, rein ihn erhaltend oon der alten Einwirkung des Geiſtes des Verderbens. Jetzt, wo meiſtens man ſich nur mit den Wirkungen abgibt, wo höchſtens man nur von den Wirkungen auf die Urſachen zurückſchließt, begreift man eine Zeit nicht mehr, wo die Menſchen die Wirkungen in den Dingen ſelber unmittelbar erblickten. Alle unſre Entdeckungen ſind leicht aufzufaſſen, wenn man ſie uns *lehrt*. Die ſchwierigſten Aufgaben gehen nicht über die Faſſungskraft gewöhnlicher etwas unterer und geſtärkter Intelligenzen hinauf. Die erſten Menſchen der neuen Welt mußten reich begabt ſeyn, um ungeheurer Hinder-

Digitized by Google

wiſſe Herren werden zu können. Das ganze Heidenthum, unſer Verfaſſer citirt zahlreiche Stellen, zeugt für die wunderbaren Geiſtesfähigkeiten und das höhere Wiſſen der früheſten Menſchen. Das erſte Wiſſen der Menſchheit, ſo ausgezeichneter Natur, war um deſto gefährlicher, wurde geheim gehalten, verſchloſſen und verloſch, bis auf den matten Docht, in den Tempeln. Doch beſaß das Heidenthum außerordentliche Bruchſtücke der alten Weisheit, nur verunſtaltet. *Aſien* hat den Geiſt der Urzeit, den Geiſt unmittelbaren Schauens am treueſten beybehalten, die Europäer bedürfen mehr der Krücken logiſcher Folgerungen. Sich zu erſchwingen bedarf der Adler keiner Mongolfiere, nur daß man ihm die Fittige frey laſſe. Nicht unſerer mühſamen Vorarbeiten bedurfte das erſte Wiſſen, es lag im Schauen.

Keine Sprache iſt erfunden worden, fährt der Verfaſſer nach einigen Uebergängen fort, weder durch einen Mann, der ſich nicht hätte gehorchen machen können, noch durch mehrere, die ſich zuſammen nicht verſtändigt hätten. Das Wort iſt von Ewigkeit. In den alten und uranfänglichen Sprachen ſind Gedanken hoher Metaphyſik eingeſchloſſen, und doch waren die Völker, welche ſie redeten, keine Metaphyſiker. Der Graf de *Maiſtre* führt ſolche Beyſpiele tiefſter Redensarten an. *Homer* redet von Dingen, die in der Sprache der Götter und Menſchen verſchieden lauten. Unſer Verfaſſer widerlegt in der Kürze die Meinungen derer, welche die Sprache erfinden, aus lauter Stückwerk mühſelig zuſammen ſetzen laſſen; die Frage über den Urſprung der Sprache iſt dieſelbe als über den Urſprung der Ideen; junge Völker beſitzen einen wahren Genius in dieſer Hinſicht, und fühlen die eigenſte Kraft und Grammatik in ihren zarteſten Beſtandtheilen, aus der Verwicklung und organiſchen Ineinanderbeugung der Ideen ſo zu ſagen heraus. Urſprüngliche Menſchen ſchaffen, was niemals durch ihre Analyſe Sprachkünſtler auszumitteln vermögen. Jede Sprache iſt wie ein Individuum, in ſich ſelber ganz ausgebaut, und doch gibt es gleichſam eine geheime Konvention (welche aber nicht Statt findet), daß auch die Ungebildetſten denſelben Geiſtesathem ziehen. Es gibt Sprachen, in denen einzelne Redetheile polypiſch ineinanderwachſen, ſo daß der Geübtere auf das Leichteſte die Worte in ihren einzelnen Theilen zerlegen kann; andere ſind nicht ſo ſchmiegſam und natürlich lebendig, aber vielleicht noch künſtlicher, obwohl verſteckter geordnet. Wie ein Volk räſonnirt und nachahmt, hört der ſchöpferiſche Naturtrieb in ſeiner Sprache auf zu blühen. Je höher man hinaufſteigt gegen den Urſprung der Sprachen zu, deſto gewandter ſind ſie, deſto mehr drücken ſie die eigenſte Metaphyſik aus; je näher die Zeiten den unſern entgegenrücken, deſto mehr erkrankt und verarmt Alles an Sprach-

bildungsfähigkeit. Die Sprachen haben einen Anfang gehabt, aber niemals das Wort, es iſt älter als der Menſch. Die Rede iſt nur möglich durch das Wort. Die Sprachen entſtehen magnetiſch, ſtets hat der Menſch geſprochen, und die Hebräer nennen ihn tiefſinnig redende Seele. Man erfindet keine neuen Worte, aber der Bildungstrieb der beſtehenden nährt ſich lebendig von ihren Elementen und ſetzt mit künſtleriſchem natürlichen Tief- und Triebſinn neue zuſammen. Jedes Wort hat ſeinen geiſtigen Beweggrund, grobe Zeichen fingerten nirgends auch nur die unvollkommenſte Rede hervor. Nichts Willkürliches iſt in den lebendigen Redetheilen, und die Worte ſind mit den Ideen in dem gründlichſten Verhältniß. Die Worte ſind Bilder und körperliche Bekleidungen höherer Gedanken. Neue Sprachen winden ſich aus den Eingeweiden in ihrer Wurzel veralteter Sprachen heraus, und immer hat dieſe Gebärmutter ihren Zeugungstrieb. Eine ſchöpferiſche Intelligenz und die überzeugende Macht fehlen der Ueberkultur, um aus der bloßen Vernunft ſogenannte philoſophiſche Sprachen herauszuklauben. Graf de Maiſtre zeigt die Lächerlichkeit der todten Wortmacherey franzöſiſcher Gelehrten während der Revolution. Wenn ein Sprachbaum in allen ſeinen Zweigen und Aeſten volksmäßig ausgewachſen iſt, ergreifen große Schriftſteller ſeine Frucht, nicht um nichtig und leer an der Sprache zu ſchaffen und zu modeln, ſondern um ihren Kern und den Blätterſchmuck in der ſchönſten Fülle mit zarter Angemeſſenheit aller Redetheile zu enthüllen. Keine Sprachen ſind arm in ihrem Beginne; in ihrem erſten Wurfe offenbart ſich ſchon der ganze Genius der Nation. Maiſtre macht weiter auf die Bedeutſamkeit der Sprachen ſogenannter wilder Völker aufmerkſam, von denen wir ſchon oben ein Wort geredet haben.

Unſer Verfaſſer bekämpft hierauf jene, welche den materiellen Urſprung unſerer Ideen, nach Art des Locke, behaupten, und ſie nicht bloß aus ſinnlichen Bildern und Figuren, ſondern auch aus roheſter Einwirkung der groben Außenwelt mit den Materialiſten ableiten. Graf Maiſtre vertheidigt den Ariſtoteles gegen die Behauptung der franzöſiſchen Freydenker, welche den Griechen bis zur Stufe des Condillac herunterwürdigen möchten. »Der Menſch,« ſagt Ariſtoteles, »kann nichts lernen als durch jenes Vermögen, durch welches er ſchon wiſſend iſt.« Der heilige Thomas zeigt, daß von der figürlichen Anſchauung der Menſch allein ſich zur Betrachtung des Dinges an ſich erhebt, was nicht ſeyn könnte, kämen alle Gedanken ihm von außen; denn dann würde er ewig auf einer thieriſchen Stufe verbleiben, und ſich nirgends zum Univerſellen erheben. Ob die Ideen in uns eingeboren ſind, oder ob wir ſie in Gott ſehen, gleichviel fürs Erſte,

Zuvörderſt iſt die Autorität der höheren Geiſter für den geiſtigen Urſprung derſelben, und die ſubalternſten Intelligenzen läugnen allein dieſen ab. Die Frage über den Urſprung der Ideen iſt übrigens abgeſchmackt, wenn man ſich nicht zuvor über das Weſen der Seele verſtändigt hat. Condillac will nicht über das Weſen der Seele ausſprechen, Graf Maiſtre zeigt, aus welcher Unredlichkeit. »Kann man den Gedanken als Accidenz einer undenkenden Subſtanz begreifen,« fragt der Verfaſſer. Plato ſagt: »Der Gedanke iſt die Rede, welche der Geiſt an ſich ſelber hält, woraus auch hervorgeht, daß die Frage über den Urſprung der Ideen, wie vorhin geſagt, dieſelbe als über den Urſprung der Rede iſt. Gedanke und Rede ſind zwey mächtige Synonyma; die Intelligenz kann nicht denken ohne zu wiſſen, daß ſie denkt, und ſie kann nicht wiſſen, daß ſie denkt, ohne zu reden, weil ſie ſagen muß: ich weiß. Das Wort verſtehen iſt durchaus nicht das Wort hören; es hören iſt nur Sache des Lautes, es verſtehen ahmt ſich nicht nach, ererbt ſich nicht, iſt eingegeben. Die Idee, das iſt der Begriff, iſt nur eingeboren, nicht aber die Behauptung, die Zuverſicht des Wiſſens, und dieſe Idee kann daher untergehen, erwidert unſer Verfaſſer denen, die einwerfen, wie es möglich ſey, daß mit klaren Begriffen geboren, alles ſich doch verdunkeln kann. Es iſt ganz etwas anderes von eingebornen Ideen als von eingebornen Räſonnements zu reden; letzteres kann nur einem Tollen einfallen. In Heiden und Chriſten iſt die Idee Gottes eingeboren, nur wird ſie verſchieden entwickelt. Jede Notion, jeder Begriff der Idee iſt unmittelbare Wahrheit. Graf Maiſtre endet die zweyte Unterhaltung mit hohen Anſichten über die wunderbare Fügung, welche jetzt den Europäern geſtattet, auch die unbemerkteſten Sprachen ferner Welttheile ſich grammatiſch anzueignen. Die Menſchen eilen einer großen Einheit hinzu, die der Verfaſſer von Weitem begrüßt. Nach allen Weltgegenden hin ſtrömen, zu Meer und Land, mit geiſtiger Forſchung, Handelsthätigkeit und Herrſchaft die Europäer.

Die dritte Unterredung beginnt mit neuen Betrachtungen über die weltlichen Wege der Vorſehung. Der Verfaſſer bemerkt, wie trivial beyde Redensarten ſind, über das Glück und die Belohnung der Edeln für tugendhafte Handlungen, und über das Glück der Laſterhaften, denen Alles gelinget. Zwey entgegen geſetzte Probleme zerrütten ſo die Menſchheit. Aber das Weltall ſelber gehorcht, obwohl mit Widerſtande, zwey ſich anfeindenden Geſetzen; dem ſanfteren, innigeren, zarteren muß man ſich hinneigen, es trügt nie. Man lärmt dem Guten wie dem Böſen Beyfall zu, aber auch das Geräuſch des Beyfalls, wie verſchie-

den iſt es in beyden Fällen; das edle Ohr verkennt dieſes nicht. Zwey Menſchen ſind in uns, verſchieden aber in der Wage. Der Reine, wie tröſtet er uns über den Gang der Gottheit; der Unreine, wie bitter ſpricht er ſich nicht aus! Kein Wunder, daß wir zwey Stimmen vernehmen, aber auch mit ganz verſchiedenen Geiſtesohren. Das Glück der Unreinen iſt ein Sophisma unſeres Verſtandes, die Wahrheit liegt nicht darin. Der Verſtand iſt gewiß ein großes Licht, gegeben iſt er uns worden, uns ſeiner zu bedienen; aber kaum betreten wir das Heiligthum, ſo fallen die Schuppen ab, im Heiligſten des Heiligſten geht uns eine andre Klarheit auf. Zweifel ſind wie die unreinen Fliegen, die den Wandernden immer anwehen, immer beſchmeißen, der Verſtand mag ſie fortweiſen, dem Glauben iſt es allein gegeben ſie zu erſticken. Das Sprichwort ſagt: »Reichthum flieht die Tugend,« aber ſagt auch: »Uebel erworbnes Gut gedeiht nicht.« Nein, der Reichthum entzieht ſich nicht der Tugend; nur die mit Ehre beſeſſenen Glücksgüter ſind ſchätzbar und dauernd, auf den andern liegt, man möge es anſtellen, wie man wolle, Unruhe und Verachtung. Bös erworbne Güter ſind eben ſo viele Anatheme über Individuen und Familien.

Graf Maiſtre deckt einen Irrthum in mehreren gutgeſinnten Schriftſtellern auf, die in dem Glücke der Laſterhaften und den Leiden der Tugendhaften eine ſtarke Probe der Unſterblichkeit der Seele zu finden glauben, oder Strafe und Lohn für das zukünftige Leben. Weßhalb, ſagt der Verfaſſer, einer Gattung von Wahrheit die Waffen rauben, um die andere damit auszurüſten? Jeder Böſe, fährt, nach Leibnitz, unſer Schriftſteller fort, iſt ein Heautontimorumenos (Selbſtpeiniger). Wenn ſich edle Männer in ſo fern trügen, als ſie, unüberlegt, im Sinne des großen Haufens etwas Unwahres nachreden, wenn ſogar ein Leibnitz hin und wieder ſpricht wie der Haufe, ſo beugen ſie ſich doch auf ihre Natur zurück und ihre eignen Ausdrücke widerlegen, was ſie bewußtlos nachgeſprochen haben. Zwey Irrthümer ſind alſo in dieſen Unterredungen ſiegreich zurückgewieſen worden, Irrthum des Hochmuths, der vor der Klarheit ſein Auge zuthut, um ſeine ſtrafbaren Einwürfe zu entſchuldigen, und Irrthum der Tugend, die ſich verführen läßt aus Verlangen, eine Wahrheit, wäre es auch auf Unkoſten einer andern zu bekräftigen. Eine dritte Art Irrthum gibt es über die Frage des weltlichen Ganges der Vorſehung, er gehört jenem großen Haufen an, der immer vom guten Erfolge des Laſters redet, ohne zu wiſſen, was denn da Glück oder Unglück iſt. Man ſchreyt aus: Glück, Rang, Vorrecht, alles fällt denen anheim, ſo es nicht verdienen. Wer aber ſagt, daß dieſe Dinge auch das echte Wohlſeyn, unſer

wahres Heil beſördern? Ein großer Theil der Leiden eines Volkes rührt von übel Angeſtellten her. Wenn Jeder die Wahl abwartete, ohne ſich derſelben entgegen zu drängen, die Maſſe der Uebel würde ſichtbar vermindert werden. Welch ein Recht hat man zur Behauptung, man tauge beſſer wie ein anderer für dieſen oder jenen Poſten? Denn das ſcheint man ſtillſchweigend zu behaupten, wie man um ein Amt anhält. Wer weiß, in wie fern man nicht dadurch den verborgenen Wegen der Fürſehung ein Hinderniß wird? Jener, der tief in und um ſich ſchaut, wird wohl verſtehen, wo der wahre Beruf ihn hervorhebt, oder nur Selbſtbetrug ihn verlocket. Daſeyn und Gang der Regierungen werden von oben gelenkt, es ſind nicht die Menſchen, ſo alles beſtimmen, ſo wie auch keineswegs die Körper durch mechaniſche Bedingungen ſich in ihrer Bewegung beſtimmen laſſen. Ein lenkender Geiſt iſt in allen Reichen; fährt er hinaus, ſo erſtirbt das Volk. So wie die phyſiſche Welt, obwohl ſie von untergeordneten Urſachen abzuhängen ſcheint, doch einer höheren Ordnung unterwürfig iſt, ſo auch die politiſche. Ohne den lenkenden Geiſt, wie erklärt man Dauer und Entſtehung der Regierungen, die nationale Einheit, die bunten Willen, welche ſich unbewußt in einen Sinn zuſammen lenken (ein Zeichen, daß eine höhere Hand ſich ihrer bedienet), die vielen ſo genannten Zufälligkeiten, Verkehrtheiten, Tollheiten, Verbrechen ſogar, die doch dazu dienen, ganz wider ihre Natur, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Was die Menſchen oft Glück nennen, iſt öfter eine furchtbare Strafe; der Menſch weiß nicht, was ihm noth thut; ohne höheren Unterricht, ſagt Plato, hätte er nicht zu beten verſtanden. Wenn die Tugend nicht immer ſo weltlich geſchickt, linkiſcher iſt wie das Laſter, um deſto beſſer für ſie, es gereicht ihr ſogar zum zeitlichen Heile. Laßt uns das Verbrechen nicht beneiden, die Tugend hat andere Arten von Segnungen; es hat den Frieden der Seele, dem Laſter ganz unbekannt; es hat auch den guten Ruf, deſſen das Laſter nur ſehr uneigentlich genießt. Gott hat jenen Menſchen Alles gegeben, ſagt Seneka, die er vor dem Frevel bewahrt oder davon ſie befreyt hat.

Die Verkehrtheit aller Verkehrtheiten iſt es übrigens, noch genauer beſehen, ſich über die Verfolgungen und Trübſale der Unſchuld zu beklagen, da die Unſchuld nirgends vorhanden iſt. Wo iſt der Gerechte? Wer darf ſich ſelber ſo heißen? Steigen wir in uns ſelber hinab, und beſchauen das Uebel in uns. Unzählig iſt die Menge unſerer Vergehungen, und wie oft wir uns, unbefugt, in die Wege der Vorſehung geworfen, ahnen wir nimmer. Eine furchtbare Kette der Verbrechen umſchlingt das Menſchengeſchlecht; die Fehler ſtehen nicht einzeln, ſie entwinden ſich

einer dem andern; wo ſind die Gränzen unſerer Verantwortlichkeit? Wenn einerſeits die Maſſe der Sünden ins Ungeheure ſich aufthürmt, wie ſchwach, ſchwankend, wie wenig vor einer ſchärferen Prüfung beſtehend ſind unſere Tugenden! Unſere Vorurtheile ſpielen eine größere Rolle bey Aufzähluug der Tugenden, als Betrachtungen allgemeiner auf Gottes Willen erbauter Ordnungen. Nicht ſowohl, weil eine Handlung *bös*, als weil ſie *beſchimpfend* iſt, empört ſie uns. Was thun wir in unſerm Leben? *Was uns gefällt.* Wir fürchten nicht das Laſter, aber die Schande. Es gibt keine Tugend ohne Selbſtüberwindung. Laßt uns von unſern elenden Tugenden hinwegnehmen, was wir dem Temperament, der Ehre, der Meinung, dem Stolze, dem Unvermögen, den Umſtänden ſchuldig ſind, was bleibt? Große Diebe läßt man laufen, kleine aber hängt man; trotz deſſen iſt Dieb Dieb, und der geringere iſt nicht ſchuldlos; des großen Pein, obwohl anderer Natur, iſt um nichts geringer. Es gibt keinen Gerechten auf der Erde, ſagt *Salomo*; die am tugendhafteſten ſind, beſchweren ſich aber am wenigſten ihrer Leiden. Nur das Laſter beſchwert ſich, durch ſonderbaren Kontraſt, über die Leiden der Tugend; letztere klagt um ſo weniger, je reiner und erhabner ſie iſt.

Die vierte Unterhaltung beginnt mit Betrachtungen über die Kraft des Gebetes. Der Verfaſſer knüpft an, was er in der zweyten Unterredung abgebrochen. Da jedes Uebel, wie oben geſagt worden, eine Strafe iſt, ſo kann kein Uebel als nothwendig angeſehen werden, da man ihm hätte vorbeugen können In dieſen wie andern Stücken iſt die zeitliche Ordnung das Abbild einer höheren. Die Strafen ſind nur Folge der Laſter, jedes Vergehen iſt freywillig; die Strafe könnte alſo verhindert werden, wenn man nicht frevelte. Ja, nach begangenem Verbrechen ſogar, kann auf gedoppelte Weiſe der Strafe vorgebeugt werden; zuvörderſt kann das Verdienſt des Schuldigen oder können die Verdienſte ſeiner Vordern zum Gleichgewichte ſeiner Sünden abgewogen werden; dann auch können ſeine dringenden Bitten oder *die ſeiner Freunde* die Gnade vom Fürſten erlangen. Wir ſollen uns hüten, ſagen die Philoſophen, Gott uns gleich machen zu wollen; das iſt wahr, aber wir ſollen uns Gott ähnlich machen. Die göttliche Gerechtigkeit kann in der menſchlichen mehr betrachtet und ermeſſen werden, als wir uns oft vorſtellen. Nach Gottes Bild ſind wir geſchaffen, und uns iſt anbefohlen, zu ſtreben ihm ähnlich zu werden. Der Verfaſſer widerlegt die modernen Kläglichkeiten, welche den Menſchen gänzlich herabſtimmen möchten, indem ſie immer von ſeinem Nichts zum Kontraſt des All der Gottheit reden. Jeſus hat die Menſchen Freunde,

Kinder, ja Brüder genannt; Gott iſt der Freund unſerer Seelen, wie er ſelber ſagt. Die Intelligenzen können nur von einander in Hinſicht der Vollkommenheit unterſchieden ſeyn, wie ähnliche Figuren nur durch den Umfang. Die göttliche Inveſtitur iſt von vorne an den Menſchen gegeben: »Laßt uns den Menſchen uns ähnlich machen, und daß er herrſche über Alles, was athmet;« es herrſcht alſo der Menſch über die Erde, bloß weil er Gott ähnlich iſt. Man kann alſo zu Gott bitten, wie man einen Fürſten bittet, und mit Erfolge. Die Bitten in weltlicher und göttlicher Ordnung eilen den Strafen öfter zuvor.

Der Chevalier wendet ein, daß eine ſo unwandelbare Ordnung in der Natur herrſcht, daß er nicht begreift, wie Gebet dieſen Lauf ändern kann, wie z. B. durch religiöſes Fürbitten Regengüſſe oder Dürre abzuwenden ſind. Der Phyſiker lacht darüber. Trotz aller Fürbitten ſind faſt immer die größeren Bataillone im Kriege die Sieger. Wie oft ſingt nicht der ungerechte Eroberer ein Te Deum? Hier citirt der Chevalier Verſe von Voltaire, und der Graf erwiedert ihm mit einem Gemälde dieſes Schriftſtellers, worin er deſſen Hochverrath an der Menſchheit mit den energiſcheſten Zügen ausmalt. Auch der Verſtand, ſagt der Graf, hat ſeinen Zorn, und dieſer Zorn bewaffne ſeine Geißel gegen den Sophiſten. Der heilige Geiſt ſelber hat die Gerechtigkeit dieſes in edlem und tiefem Unwillen auflodernden Zornes gebilligt.

Eine der größten und gefährlichſten Verſuchungen, welche dem menſchlichen Geiſte ſich darbieten kann, iſt, an der Idee unwandelbarer Naturgeſetze zu haften. Dieſes Syſtem reizet, führt aber dazu, das Gebet zu vernachläßigen, des geiſtigen Lebens verluſtig zu gehen. St. Martin nannte das Gebet den Hauch der Seele; wer nicht mehr betet, lebt nicht mehr. Keine Religion ohne Gebet, ſagt ſogar Voltaire; daraus ergibt ſich, daß, wo kein Gebet, auch keine Religion iſt. Daran ſind wir jetzt in unſerm deiſtiſchen Zeitalter, denn der unvermögende Deismus iſt keine Religion; auch ſuchen die Weiſen nach irdiſchen Geſetzen, ohne ihres Urſprunges zu gedenken. In dieſem moraliſchen Stumpfſinne finden mehrere unſerer Phyſiker einen ſcheußlichen Reiz, der die furchtbarſte aller Strafen iſt, wenn man ihn genau betrachtet; auch fehlt ihnen die Macht, ſich aus ihrer Tiefe zu erſchwingen; die Flügel ſind im Schlamme gebrochen. So iſt der Menſch, der aufgehört hat, zu beten, und gäbe es keinen öffentlichen Kult (einer der vielen Zeichen ſeiner Nothwendigkeit), der dieſer Maſſe von Geſunkenheit durch einige Gegenwirkung widerſtände, die Menſchen würden wahrhaft verwildern. Auch haſſen ſolche Phyſiker den Kult und ſeine Diener. In der Kirche fühlen ſie ſich er-

drückt, wie in Stickluft, da hingegen reine Seelen in derſelben gleichſam die Flügel ausbreiten und in reiner Atmoſphäre athmen. Ueberall, zu allen Zeiten, in allen, auch den am meiſten verunreinigten Religionen haben die Menſchen gebetet. Sie haben ſchlecht beten, Unverſtändiges erflehen können, aber das Univerſalprincip iſt aus dem Schiffbruch der früheſten Zeiten gerettet worden. Das Syſtem unwandelbarer Geſetze würde uns zu einem abſtrakten Fatalismus verleiten, und uns wahrhaft verſteinern.

Nicht der Vernunft will der Verfaſſer widerſagen, ſo oft man auch heute ſie mißbraucht, nur wo ſie dem geſunden Menſchenverſtande (sens commun) entgegen ſteht, ihrer Anſprüche Tyranney von ſich abweiſen. Die Vernunft ſagt: »nichts geſchieht als was geſchehen ſoll;« der geſunde Verſtand erwiedert: »betet ihr, ſo wird dieſes oder jenes, welches geſchehen ſollte, nicht eintreffen.« Uebrigens wenn einmal die Wahrheit erkannt iſt, was bedeuten da noch ſubtile Einwürfe? Nichts gegen die Wahrheit, nur daß wir nicht jedes Mal erleuchtet genug ſind, den Einwürfen zu begegnen. Man hat gegen den Moſes Geſchichte, Chronologie, Aſtronomie, Geologie empor gerufen, das wahre Wiſſen hat die Einwürfe geſchlagen, aber jene waren hochweiſe, welche, ohne ſich bey ihnen aufzuhalten, die Schwierigkeiten als null und nichtig verwarfen. Sogar der mathematiſche Einwurf ſoll verachtet werden; denn man gibt ihn zwar als eine erwieſene Wahrheit, aber niemals wird man beweiſen können, daß er die früher erwieſene Wahrheit widerleget. Thatſachen ſind und bleiben unumſtößlich, und über kurz oder lang vergehen alle Hinderniſſe, mit denen man ſie verwerfen will, wie Schatten. Jedes Mal, wenn eine Aufgabe bewieſen wird durch die ihr eigenthümliche Prüfung, ſoll man nicht mehr auch auf den unauflöslichſten Einwurf achten. Aus dieſer Unauflöslichkeit erfolgt nur, daß die beyden für wahr gehaltenen Theſen durchaus nicht im eigentlichen Widerſpruche mit einander ſtehen.

Keine Autorität hat Recht zu behaupten, um ein Beyſpiel anzuführen, daß Drey nur eins ſind; denn eins und drey ſind bekannt; und ſagen, daß ſie zugleich dasſelbe und nicht dasſelbe ſind, wäre abſurd. Aber wenn man ſich erklärt, daß drey Perſonen nur eine einzige Natur bilden, da die Offenbarung, ſogar hierin übereins mit der tiefern Pſychologie und mit den wenn auch noch ſo dunkeln Traditionen aller Völker dafür zeuget, ſo bin ich bereit zu glauben; und frage nichts darnach, daß dreye nicht eins ſind, denn davon handelt es ſich nicht, ſondern nur zu wiſſen, ob drey Perſonen nicht eine einzige Natur ſeyn können, was ganz anders klingt.

Wo gibt es denn in der Natur dieſe unwandelbaren Regeln,

dieſe ſtarre Kette der Begebenheiten, von denen ſo oft geſprochen wird? Man gewahrt nur in derſelben eine ſchmiegſame Triebfeder, ſo wie ſie ſeyn muß, um ſich, ſo viel als möglich, der Handlung freyer Weſen zu fügen, die ſo oft hienieden mit materiellen Naturgeſetzen ſich verflicht. Wie mannigfach und bis zu welchem Grade iſt es nicht, daß wir auf Fortpflanzung der Thiere und Gewächſe einfließen! Um ein ſchlechtes Räſonnement einiger Meteorologiſten für den Augenblick anzunehmen: ſie ſagen, daß jährlich in jedem Lande, in einem allgemeinen Durchſchnitte der Regen ſich in ſolch oder ſolcher Maſſe ergießet; laßt uns dieſes, obwohl rein unerwieſen, als durchgängiges und feſtſtehendes Geſetz annehmen; ſo wird doch die Vertheilung dieſes Waſſers den flexibeln Theil desſelben Geſetzes bilden. Trotz der unwandelbaren Geſetze erfolgen Ueberſchwemmungen und Dürre; allgemeine Regengüſſe für Jedermann, und Ausnahmsregengüſſe für die, welche ſie zu erflehen verſtanden haben. Wir werden nicht bitten Oelbäume in Sibirien und ſibiriſche Produkte in der Provence blühen zu laſſen; aber wir werden bitten, daß die heimiſchen Früchte überall gedeihen. Manche Philoſophen des Jahrhunderts reden nur von unwandelbaren Geſetzen, um in Zorn auflodern zu können gegen Prediger und Moraliſten, welche da ſagen, daß die materiellen Plagen, wie Erdbeben u. ſ. w. von Gott geſandte Strafen ſind. Sie behaupten, daß es nothwendig war, daß Liſſabon an dem Tage und in dem Jahr durch die Erſchütterung, welche es verſchlang, untergehen mußte; eine ſchöne Theorie zur moraliſchen Veredlung des Menſchengeſchlechtes! Die Stadt iſt beſtraft worden ob ihrer Verbrechen, und ohne dieſe Verbrechen wäre ſie nicht beſtraft. Unſchuldige ſind zugleich mit untergegangen, aber alle Menſchen ſind dem Tode unterworfen, und Tod bleibt immer Tod, er möge nun erfolgen, wie er wolle. Jede Plage des Himmels iſt eine Strafe, alle Geſellſchaften, alte und neue, wilde und gebildete haben dieſe Ueberzeugung gehabt; ſie ruht im Buſen des Menſchengeſchlechtes. Dieſen Plagen konnte man alſo vorbeugen, entweder durch ein reineres Leben, oder auch durch inniges Gebet. Gewiß iſt es, daß die Erde inflammable Subſtanzen enthält; aber iſt es gewiß, daß um dieſe oder dieſe Zeit ſie Liſſabon zerrütten ſollten? Zuverläßig gibt es Tiger; iſt es auch eben ſo zuverläßig, daß dieſer oder jener Tiger in ein Haus einbricht und deſſen Bewohner erwürgt? Der regelmäßige Gang der Geſtirne iſt ein Gut, daher in der Natur der Dinge; aber die Plagen ſind ein Uebel, und worin liegt die blinde Nothwendigkeit ihrer Exiſtenz?

Die fünfte Unterredung beginnt mit einer Betrachtung des Senators, welcher anmerkt, daß die Naturſcenen wahrſchein-

lich das für uns ſind, was die menſchlichen Handlungen für die Thiere, welche ſie betrachten. Kein lebendes Weſen kann andere Kenntniſſe haben, als die, ſo ſein Weſen ſelber bilden und ſo lediglich Bezug haben auf die Stelle, welche es in der Welt einnimmt; eine der vielfachen Proben eingeborner Ideen, ſonſt könnte jedes Weſen aus ſeiner Stelle treten und die öffentliche Ordnung trüben. Die Thiere werden Eins, Zwey, Drey gewahren, aber niemals Einheit, Dualismus, Dreyheit. Der Hund ſieht alles wie der Menſch, aber begreift davon nur, was er als Hund begreifen ſoll. Wer ſagt, ob ein Erdbeben z. B., um das alte Gleichniß fortzuſetzen, nicht für uns, was Anſchauungen menſchlicher Handlungen für das Thier. Doch gibt es einen Unterſchied, der Hund weiß nicht, daß er nicht weiß, der Menſch aber. Die Thiere ſind umringt und von allen Seiten angeſprochen durch alle Zeichen der Intelligenz, können ſich aber niemals zu der geringſten von ihren Handlungen erheben. Eben ſo iſt es möglich, daß wir durch Tauſende von Zeichen der höchſten Intelligenz umringt ſind, ohne ſich zu ihr erſchwingen zu können. Die Alten ſahen überall *Geiſter*, wir nennen ſie abgeſchmackt; die Modernen ſehen überall phyſiſche Urſachen: was ſind phyſiſche Urſachen? Etwas *Materielles*, alſo etwas, was nicht Urſache iſt, denn Materie und Urſache ſchließen ſich wechſelſeitig aus. Die Materie handelt nur durch den Antrieb, jede Bewegung iſt eine Wirkung, alſo iſt phyſiſche Urſache ein Unding. Die Materie kann nichts durch und für ſich, ſie iſt nur ein Beweis des Geiſtes. Das Princip aller Bewegung liegt außerhalb des Körperlichen, in uns ſelber tragen wir den Beweis, daß der Wille der Beweger iſt. Feſthalten muß man, daß die Ideen von Materie und Urſache ſich einander ausſchließen.

Baco iſt auf eine Chimäre verfallen, indem er einen Stammbaum von Wirkungen annimmt, die von Urſachen zu Urſachen bis zu unmittelbaren hinaufreichen. Wie kann man aber Urſachen in der Natur ſuchen, da die Natur ſelber eine Wirkung iſt? Man entdeckt nur in der Körperwelt unbekannte Thatſachen, aber keine Urſachen. Das behauptet auch *Newton*, obwohl ſeine mißverſtehenden Jünger auf tolle Art ſo genannte mechaniſche Geſetze annahmen. Uebrigens wiederholt der Verfaſſer, der Menſch weiß, daß er nicht weiß, ein Titel für ſeine Größe, ein Hinderniß für ſeinen Hochmuth. Alles iſt Leichnam, nichts hält ſich aufrecht, *wenn nicht etwas darin iſt*. Die Welt iſt die Hülle der Ideale. Nichts iſt wahr, was ſeinem Anſcheine nach iſt, doch iſt alles wahr dem Weſen nach. Wenn man dieſes einſieht, begreift man auch, wie das Gebet nicht nur das phyſiſche Uebel abwenden kann, aber auch deſſen Heilmittel iſt, wie das Holz,

ſo uns Südamerika ſendet, das Fieber abwehrt. Holz iſt Holz, aber die verborgene Kraft in der Chinawurzel iſt weder das allgemeine noch das ſpecielle Holz, ſie iſt nicht materiell, todt, unlebendig, ſie iſt geiſtig und lebhaft ihrer eigenſten Natur nach, ſie iſt unerklärlich. Um auf das Gebet zurück zu kommen, es iſt eine untergeordnete Urſache, wie z. B. ein Gewitterableiter gegen den Blitz. Kein Mittleres gibt es zwiſchen dem öden abſoluten Fatalismus und dem allgemeinen Glauben der Menſchheit über Wirkſamkeit des Gebetes. Moderner Hochmuth verwechſelt allein die Entdeckung oder Hervorbringung einer Wirkung mit der Offenbarung einer Urſache. Je mehr die Menſchen entdecken, deſto mehr vergrößern ſie den Kreis des Wundervollen, was wiſſen ſie aber deßhalb über das Weſen der Dinge? Nichts! die moderne Chymie analyſirt die Gewitter, nichts iſt ſimpler ihr zufolge, ſie ſind uns ſo nahe, daß Gott nichts damit zu ſchaffen haben kann. Alſo unſere Furcht und Bitten ſind eitel! Die Alten, die uns geiſtesüberlegen in Allem waren, hatten eine religiöſe Scheu vor dem phyſiſchen Wiſſen; nur den Chriſten ward dieſes geſtattet, weil in dem Chriſtenthume, trotz des wiſſenſchaftlichen Giftes mechaniſcher Phyſik, deren tiefſte Heilwurzel liegt. Der Verfaſſer zeigt in Baco ſchon die Anlagen der modernen materiellen Geſinnungen, obgleich ſie unbewußt in ihm liegen und ſeiner großen Geiſtesgaben unbeſchadet. Unſer Zeitalter hat den Baco vergöttert, nicht ſeiner großartigen Wahrheiten wegen, ſondern weil er das Princip der Materie in der Materie ſuchte und das geiſtige Wiſſen in der Theologie verſchloß, und dieſe in die Kirche gefangen wiſſen wollte. Ein Buch wäre zu verfaſſen, ſagt Graf Maiſtre, über den Schaden, der den Produkten des Genius angethan, und wie ſelber der Charakter ihrer Urheber geſchwächt worden, durch die Irrthümer, ſo ſie während der drey letzten Jahrhunderte bekannt haben. Große Geiſter, wo ſie grob irren, ſinken in den Schlamm der gemeinſten hinab. Heute iſt es Zeit die Götzen zu entthronen, nicht aus Partey- und Sektengeiſt, ſondern aus Achtung für die Wahrheit.

Kann man, ſagt unſer Verfaſſer, in ſeinen Gedankenweg zurücklenkend, die mindeſte Schwierigkeit in der Idee finden, daß das Gebet eine ſekundäre Urſache iſt? alle Einwürfe, die man dagegen hat, kann man ſie nicht auch z. B. der Arzneykunde machen? »Dieſer Kranke, ſagt man, ſoll ſterben oder nicht ſterben, alſo iſt es unnütz für ihn zu beten; Graf de Maiſtre fügt hinzu, alſo iſt es unnütz, ihm Heilmittel zu reichen, alſo gibt es keine Arzneykunde.« Die ſekundären Urſachen verflechten ſich mit der höheren Handlung. Dieſer Kranke wird ſterben oder geneſen,

zuverläßig, er wird ſterben, wenn er nicht Arzney nimmt; er wird geneſen, empfängt er ſie; dieſe Bedingung iſt, ſo zu ſagen, ein Theil des Dekretes von Ewigkeit. Gott iſt der allgemeine Beweger, aber jedes Weſen wird bewegt der Natur zu Folge, die es von der Gottheit empfangen. Gott regt Engel, Menſchen, Thiere, Materie, alle Weſen, aber jedes nach den Bedingungen ihrer Natur; der Menſch, frey geſchaffen, wird frey auch bewegt. Das iſt das ewige Geſetz. Gott ſelber hat übrigens erklärt (Lukas XIII, 24) daß er Dinge gewollt hat, die nicht eingetreten, weil der Menſch nicht gewollt hat. Die wahre geiſtige Kraft des Menſchen iſt im Gebet, denn dann will er mit Gott, ins Unendliche. Seine körperlichen Kräfte ſind groß, er kann ſie durch mechaniſche Kombinationen vermehren; aber in Allem ſind ihm weiſe Schranken geſetzt, auf daß ſeine Ueberlegenheit nicht alleszerſtörend werde. Das Gebet iſt der geiſtigen Kraft des Menſchen das, was mechaniſche Hülfsmittel ſeinem körperlichen Vermögen.

Die Schriftſteller des letzten Jahrhunderts, fährt der Graf fort, haben die Gottesſcheu gehabt. Man ſagte nicht: es gibt keinen Gott, aber man ſagte: Gott iſt nicht dort. Er iſt nicht in Euern Ideen, ſie ſind eine Geburt der Sinne; er iſt nicht in Euern Gedanken, ſie ſind verwandelte ſinnliche Empfindungen; er iſt nicht in den Plagen, die euch rühren, es ſind phyſiſche leicht erklärbare Phänomene. Er denkt nicht an euch, er hat nichts für euch inſonderheit gethan, die Welt iſt da für das Inſekt wie für den Menſchen; er rächt ſich nicht an euch, ihr ſeyd zu gering u. ſ. w. Keine phyſiſche Begebenheit kann von höherer Urſache in Bezug auf den Menſchen herrühren, ſagt die Philoſophie des verwichenen Jahrhunderts. Nirgends zeigt ſich die Gottesſcheu ſtärker als in Hinſicht des Dogma von der Sündflut. Die modernen Phyſiker wurden gezwungen ein allgemeines Kataklysma anzunehmen, aber von Gottes Gericht dabey ſagten ſie kein Wort. Den Menſchen von Gott zu trennen, iſt die ganze Aufgabe moderner Weisheit.

Nichts iſt nothwendig als Gott, und nichts iſt es weniger, als das Uebel. Jedes Uebel iſt eine Strafe; der Verbrecher wird gezüchtigt, das iſt der Akt der Gerechtigkeit; man nimmt ſich vor, ihn zu beſſern, das iſt das Werk der Liebe; jede Strafe iſt alſo ein Zeugniß der Gerechtigkeit ſowohl als der Liebe; nur die letzte aller Strafen, der geiſtige Tod, wie der weltliche für den zum Beile verdammten, iſt ein Werk der Gerechtigkeit allein, und ihr kann nicht abgeholfen werden. Wenn der Menſch gänzlich verdirbt, wie dieſem an das Rad gehefteten Ixion helfen?

Die ſechste Unterhaltung führt die Betrachtungen über die Natur des Gebetes fort. Man ſagt oft, der Krieg iſt verloren,

ſo gerecht er war, und doch haben wir gebetet. Erſtens iſt es die große Frage zu wiſſen, ob der Krieg gerecht war, und dann glaubt man gebetet zu haben mit Glockenläuten und Aufwand; der Grund des Gebetes iſt die Sehnſucht, und wo dieſe nicht vorhanden iſt, gibt es kein Gebet, ſagt Nicolle. Unſer Verfaſſer widerlegt dieſe Anſicht aber; nicht immer hat man die Empfindung und kindliche Stimmung zum Beten, die Hauptſache iſt, daß man es ernſthaft meint, und den aufrichtigen Willen hat. Es iſt eine niederſchlagende und erdrückende Meinung der Janſeniſten, wie Nicolle, welche Alles von Gnade und Sehnſucht abhangen laſſen. Die Sehnſucht iſt nicht der Wille, ſondern vielmehr eine Leidenſchaft des Willens; ſie iſt frey im Menſchen und kann ſich wie magnetiſch anziehen laſſen, aber befehlen und auftragen kann man ſie nicht. Das Gebet iſt eine Erhebung des Willens durch die Einſicht, es iſt kein ſehnſüchtiger Wunſch an und für ſich ſelber, obwohl es dahin gelangen kann. Kann man, fragt der Senator, nach der Sehnſucht ſich ſehnen? Das iſt nicht hinlänglich wahr genug, erwiedert der Graf. Der Grund des Gebetes iſt der Glaube. Dieſe Wahrheit erblickt man auch in der zeitlichen Ordnung. Kein Fürſt wird die mit Gnaden überſchütten, ſo an ſeiner Souveränität zweifeln. Wenn kein Gebet möglich iſt ohne Glauben, ſo kann auch kein wirkſam Gebet Statt finden ohne Reinheit; dieſe Reinheit nicht in dem ſtrengſten Sinne genommen, und ſo wie ſie, verhältnißmäßig, mit der menſchlichen Schwäche zuſammen ſtimmt. Nichts iſt ſo ſchwer als in Wirklichkeit beten. Die Furcht ſchon allein, nicht gut zu bitten, kann am Gebet verhindern; wie viele können nicht beten, erinnern ſich nie gebetet zu haben, glauben nicht an den Erfolg des Gebetes! Ein geſchriebenes Gebet iſt zuweilen das allerſchwierigſte.

Alle Völker haben gebetet, aber immer kraft einer wirklichen oder erdichteten Offenbarung, das iſt kraft alter Ueberlieferungen. Wie der Menſch ſich lediglich auf ſeine Vernunft ſtützt, hört er auf zu beten; ſo bekennt er ſtillſchweigend von ſelber, daß er nicht weiß, was er fordern, noch wie bitten ſoll, noch an wen er ſich denn eigentlich zu wenden habe! Plato ſagt, daß der Menſch auf ſich ſelber beſchränkt, unvermögend iſt, zu beten. Alle Religionen ſind reich an Gebeten, die Wahrheit der echten erkennt ſich aber alsbald an den ihren. Gott ſelber flößt ſeinen Geiſt in das Herz deſſen ein, der in Wahrheit betet, ohne dieſen Geiſt und Beyſtand Gottes, wie könnte der Menſch bitten? Die Feder iſt unmächtig, Gebete aufzuſchreiben, wo der Unſichtbare ſie nicht ſelber eingegeben hat; kein Talent iſt an und für ſich geſchickt dazu. Da nichts ſchwerer iſt als zu beten, ſo iſt ein Gipfel der Verkehrtheit zu ſagen, daß man gebetet hat, und

Digitized by Google

nicht erhört worden. Nationen beten für das Nationalwohl. Welche Bedingungen ſind aber erforderlich, auf daß ein Volk wahrhaft bete? Wer hat ein Recht für dasſelbe zu beten, und woran erkennt man dieſes? Nie hat aber eine Nation in Wahrheit gebetet, ohne erhört worden zu ſeyn. Ausnahmen ſagen nichts, auch wenn ſie wirklich dargethan werden, und ſie ſelber ſcheitern gegen die allgemeine Regel, daß keiner wiſſen kann, ſelbſt wenn er auf das vollkommenſte betet, ob er nicht etwas, das ihm oder der allgemeinen Ordnung zuwider iſt, verlanget. Uebrigens ſind auch die nicht erhörten Gebete nützlich, denn ſie ſetzen den Menſchen in einen Bezug von Unterwürfigkeit, Zutrauen und Liebe zur Gottheit. Im Gebet an und für ſich ſelbſt betrachtet iſt eine reinigende Kraft, deren Wirkung uns oft heilſamer iſt als Erhörung des Gebetes, um welche, in unſerm Unverſtande, wir oft flehen. Jedes legitime auch nicht erhörte Gebet ſteigt zu Gott empor, und thaut ſegnend auf uns herab. Nur wenn wir Gott bitten, daß ſein Wille geſchehe, das iſt, daß das Uebel verſchwinde, ſind wir durchaus verſichert, erhört zu werden. Der Menſch ſollte beben ungeiſtig zu bitten, dadurch könnte das Gebet in Verbrechen gewandelt werden, und ein Anathema auf ihn herabziehen.

Der Verfaſſer beleuchtet dann des Locke Syſtem durch, und deckt, in ſeinem Humor, eine Fülle der Gemeinheiten und Trivialitäten auf, wodurch ſich dieſer Schriftſteller in Ausdruck und Gedanken auszeichnet. Er gibt die erluſtigendſten Beyſpiele von Lockes Schalheit in den Definitionen. In ſeinem geiſtigen Porträte des Voltaire hatte Graf Maiſtre ſich früher bis zu hochberedtem Unwillen in ſeinem edeln rationellen Zorne hinreißen laſſen, über den Locke läßt er ſich mit der feinſten, lebendigſten und treffendſten Ironie aus. Er überführt ihn der gröbſten Fehler, ſelbſt in den Fächern der Logik, der Phyſik und Gelehrſamkeit, und wie ſehr ihm ein ganz geiſtlos aufgefaßter Proteſtantismus, zu Beſchränkung ſeiner natürlichen Einſicht hinzugefügt, den Kopf abgeflacht hatte. In ſeinem naiven Witze bildet er ſich ein, daß die Katholiken Dummköpfe ſind; glaubt er, ſagt Maiſtre, wir hätten nicht eben ſo viel Verſtand als er? Alle Abgeſchmacktheiten des Locke ſind ſeinem Genius zu verzeihen, wie aber ihm die Ausführung der Anſicht verzeihen, daß der Gedanke der Materie eigen ſeyn kann? Locke hat ein Denker geheißen, weil er viele Dinge angeſehen hat; aber nirgends hat er ſie geſehen, und bey höherem Anblick vergeht ihm ganz und gar das Geſicht. Auch hat ihm Newton einige leichte Ohrfeigen auf die gelehrte Wange gegeben, die erſchallt haben; nichts deſto weniger proklamirten die franzöſiſchen Philoſophen des

letzten Jahrhunderts Locke als das tiefſte ſpekulative Genie; es war ihnen nur um den Materialismus zu thun. Darauf ſtellt unſer Verfaſſer ihn mit ſeinem Schüler Condillac zuſammen, der noch der Maſſe liberaler Franzoſen, ob ſeiner klaren Seichtigkeit, das Muſter menſchlichen Verſtandes iſt. Dem Locke fehlte es an Kopf, ſagt de Maiſtre, dem Condillac an Stirn; der Eine iſt redlich, engherzig und beſchränkt; der Andere iſt frech, verwegen und erröthet nicht.

Hume wird von dem Verfaſſer für einen Sophiſt erklärt, der mit dem größten Talente am überlegteſten viel Uebles gethan, und daher am ſchuldigſten befunden werden möchte. Er ſagt, daß die Wahrheit allen Dingen voranſchreite, vor dem Glauben und allen Empfindungen, und wo dieſe nicht mit der Wahrheit übereinſtimmen, man ſie aufopfern müſſe. Aber kein Irrthum kann nützlich ſeyn, keine Wahrheit kann ſchaden, erwiedert Graf de Maiſtre auf dieſes Sophisma. Man verwechſelt nur den Irrthum mit irgend einem wahren Elemente, das ihm geſellt iſt, und die verkündete, oft unzeitige Wahrheit, mit der empfangenen und anerkannten. Der Irrthum ſchadet, weil man ihn aufnimmt; die Wahrheit da wo man ſie zurückſtößt. Alles was an ſich ſchädlich iſt, iſt falſch; alles was an ſich nützlich iſt, iſt wahr.

Der Verfaſſer bekämpft darauf die Anſichten des Locke über die Geburt der Ideen, und zeigt in wie ſteten Widerſprüchen er, durch ſein Gewiſſen verwickelt, mit ſich ſelber befangen iſt. Jede rationelle Doktrin iſt auf eine frühere Kunde begründet, denn der Menſch kann nichts lernen, als durch das was er weiß. Ehe wir zu einer beſondern Gattung von Wahrheit gelangen, kennen wir ſie ſchon zum Theil, weil wir vom Bekannten ausgehen. Man zeigt Jemanden einen wirklichen Triangel, den er nie geſehen, er kannte ihn nicht, aber wohl den abſtrakten Triangel, oder die Triangulität. So kann man derſelben Sache, unter verſchiedenen Augenpunkten, kundig und nicht kundig zugleich ſeyn. Wenn man dieſes läugnet, ſo iſt man gezwungen, des Plato Dilemma anzunehmen: entweder daß der Menſch nichts zu lernen im Stande iſt, oder daß Alles was er lernt nur aus Reminiscenzen beſteht. Verweigert man dieſe erſten Ideen gelten zu laſſen; ſo iſt keine Beweisführung mehr möglich, weil es keine Grundſätze mehr gibt, von welcher ſie abgeleitet werden kann. Das Weſen der Grundſätze iſt, daß ſie von vorne an, evident nicht abgeleitet ſeyn, daß man ſie nicht beweiſen kann, und daß ſie Urſachen ſind in Bezug auf die Schlußfolge, ſonſt bedürften ſie ſelber demonſtrirt zu werden, ſie würden aufhören Principien zu ſeyn, und man müßte, nach den Worten der Schule, den Fortſchritt ins Unendliche annehmen, was unmöglich iſt. Dieſe

Grundſätze, welche die Beweisführungen bilden helfen, müſſen nicht nur natürlich bekannt ſeyn, ſondern auch bekannter als die Wahrheiten ſeyn, ſo durch ihr Mittel entdeckt werden. Denn Alles, was eine Sache mittheilt, begreift ſie natürlicher Weiſe in ſich, und iſt vollſtändiger als das Subjekt, welchem es ſie einflößt; jede Wahrheit, die wir erwerben, iſt uns daher weniger klar, als das Princip, welches ſie zu Tage gefördert. Man muß nicht nur an die Wiſſenſchaft, ſondern auch an das Princip der Wiſſenſchaft zu glauben verſtehen; alle Wiſſenſchaften hangen durch ein Univerſelles zuſammen, welches die Erfahrung mir gibt, welche nur das Einzelne bis ins Unendliche hinein mittheilt. Locke mit ſeiner Erfahrungstheorie, was die erſten Grundſätze betrifft, iſt erbärmlich.

Jede Idee iſt alſo eingeboren in Bezug auf das Univerſelle, von welchem ſie die Form empfängt, und iſt ganz den Sinnen entfremdet, vermittelſt des intellektuellen Aktes, der da behauptet; denn der Gedanke oder das Wort (was dasſelbe iſt) iſt der Geiſt ſelber, und kein Unterſchied darf in dieſer Hinſicht gemacht werden zwiſchen den verſchiedenen Ordnungen der Ideen. Wie der Menſch ſagt: das iſt, redet er nothwendiger Weiſe Kraft einer inneren oder vorderen Kunde, denn die Sinne haben nichts gemein mit der Wahrheit, welche die Faſſungsgabe allein erreichen kann. Da was den Sinnen entfremdet iſt, nicht der Materie gehört, ſo ergibt ſich, daß im Menſchen ein immaterielles Princip vorhanden, in dem das Wiſſen inwohnt. Die Sinne können nur Eindrücke dem Geiſte geben, ſo iſt nicht nur die Urtheilsgabe nicht von dieſen Eindrücken geleitet, ſondern wird auch oft durch ſie geſtört und verwirrt. Der Menſch kann nicht einmal das Wörtchen und ſagen, ohne den Locke dadurch zu widerlegen, denn wie iſt das und uns z. B. durch die Sinne gekommen?

Der Verfaſſer zeigt, daß die Philoſophie und Politik des Locke die wahren Vorhallen der modernen geſellſchaftlichen Revolutionen waren, Materialismus in den Ideen und im Staate haben ſie gründlich durchführen helfen. Die franzöſiſchen Philoſophen des letzten Jahrhunderts bedurften eines ehrlichen Mannes, der ſtreng und gerecht lebte, und der die Wahrheit zu zwingen ſchien, in einen materiellen Ideengang hineinzudringen. Aber keiner von den großen Lobrednern des Locke, weder Voltaire noch D'Alembert und nicht einmal Condillac haben ihn wirklich geleſen, es war ihnen nur, da ſie Nebenabſichten beſaßen, um ſeinen Ruf zu thun. Auf das Lächerlichſte ſpricht Voltaire die Namen Newton und Locke in einem Athem-

zuge aus, und Meiſter Arouet und Laharpe, um zu zeigen, wie ſie ihn kennen, loben an ihm gerade ſeine Schwächen.

Die ſiebente Unterredung beginnt den zweyten Theil des vorliegenden Werkes. Es dreht ſich um Betrachtungen über den Krieg. Mit dem Verſtande, den Gefühlen und Zuneigungen der Menſchen iſt der Krieg, menſchlich genommen, nicht zu verſtehen, ſagt der Senator. Je toller der Krieg an und für ſich, deſto unbegreiflicher. Die Könige befehlen, erwiedert der Chevalier, man muß gehorchen. Die Souveräne, entgegnet der Senator, befehlen nur wirkſam und dauernd innerhalb jenes Kreiſes der Dinge, den die öffentliche Meinung verkündet, und ſie ſind es nicht, welche dieſen Kreis ziehen. Es gibt ſehr unbedeutende Dinge, welche die Autorität doch nicht anzutaſten wagt, wie ſollte ſie mit dem Kriege ſpielen dürfen? Indeſſen iſt nichts wahrer, der König kann oft die leichteſten Sachen nicht zu Stande bringen. Peter der Große ſah ſein Reich in Aufruhr, weil er das Koſtüme änderte, kaum aber ordnete er Krieg, ſo reihte ſich Alles willig unter ſeinen Fahnen und man gehorchte blindlings. Trotz der Entartung des Menſchen führt ihn doch Liebe zu ſeines Gleichen; woher ſeine Wuth im Kriege? Man kann noch einen Nationalkampf begreifen, aber wie wenige Kriege tragen dieſen Charakter! Man ſagt, der Ruhm gibt hier die gewünſchte Erklärung; aber der Ruhm iſt nur für die Häupter, und woher dieſer dem Kriege anhaftende Ruhm? Soldat und Henker tödten geſetzlich; der Eine ehrliche Leute und iſt geachtet, der Andere Böſewichter und man flieht ihn; der Eine iſt das Edelſte, der Andere das Gemeinſte in der geſelligen Ordnung. Für den Soldaten muß es auch gewiſſer Maßen privilegirte Strafen geben, damit ſein edler Beruf aufrecht erhalten werde. Obwohl der Soldat eine Gefahr iſt für Wohlſeyn und Freyheiten eines Volkes, ſo haben doch immer auch die freyeſten Völker dem Kriegsſtande den Vorrang zuerkannt. Das Problem iſt, wie es möglich, daß der angeſehenſte Beruf gerade der ſey, unſchuldig unſchuldiges Blut zu vergießen?

Ein anderes Phänomen verdient ebenfalls Aufmerkſamkeit. Das Handwerk des Krieges ſollte, allem Anſchein nach, grauſam machen, aber das zeigt ſich keineswegs allgemein; es mildert oft ſogar die Herzen und flößt den Seelen ein hohes Mitleid ein. Die Lizenz der Feldlager mag groß ſeyn, aber ein Volk lernt dorten nicht erſt ausſchweifen, es trägt ſeine Laſter hin; ein moraliſch gebildetes Volk verdirbt keineswegs in den Lagern. Ein Heer, das für Gott ſtritte, wäre unüberwindlich, ſelber Voltaire geſteht es. Der religiöſe Geiſt kann ſich auf das vollkommenſte mit dem kriegeriſchen zuſammen finden. Legionen von Atheiſten kön-

nen ihres gleichen gegenüber ſiegen, aber nicht gegen Legionen unerſchütterlicher Chriſten. Der ſanfteſte Menſch iſt oft der edelſte Held, voll Enthuſiasmus der Schlachten. Nie befleckt der Soldat, wenn er rein iſt, im Blutkampf ſeinen Charakter; er iſt, ſagt der Verfaſſer, inmitten der Metzeley menſchlich, wie die Gattin keuſch iſt in den Entzückungen der Liebe. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. hat mitunter Beyſpiele einer ſchönen Menſchlichkeit und Zartheit mitten unter den Kriegsbewegungen gegeben; wie ſehr auch die Schlachtenfurie ſchnob, Mäßigung und ritterliches Feſthalten blieben doch in ihrer Begleitung. Die heilige Schrift redet von dem Gott der Schlachten ſehr tiefbewußt.

Das ſo ſchreckliche Geſetz des Krieges iſt nur ein Theil des entſetzlichen Geſetzes, welches auf dem Weltall laſtet. In der ganzen lebendigen Welt herrſcht eine furchtbare Raſerey, ein allgemeines Verſchlingen und ewiges Zerſtören. Schon die Pflanzen werden von den Pflanzen erdrücket, die Thiere wälzen ſich mit Wuth über die Thiere, Raubthiere aller Arten gibt es, von den Inſekten zu beginnen. Ueber alle dieſe zerſtörenden Weſen thront der Menſch, deſſen Hand Alles vernichtet. Er mordet um zu eſſen, um ſich zu kleiden, ſich zu ſchmücken, anzugreifen, zu vertheidigen, ſich zu belehren, zu erluſtigen, er tödtet um zu tödten. Welches Weſen wird den vernichten, zufolge des allgemeinen Geſetzes, der Alle vernichtet? Er ſelber. Wie aber wird er, voll Mitleid, er, dem geſagt worden, man würde von ihm bis auf den letzten Tropfen ungerecht vergoſſenes Blut abfordern, das allgemeine Geſetz auszuführen im Stande ſeyn? Der Krieg wird den Beſchluß zu Stande bringen. Die Erde ſchreyt und lechzt nach Blut; ſie trinkt der Thiere Blut, der Schuldigen Blut, ſie iſt noch nicht geſättigt. Krieg wäre nicht, wenn alle Schuldigen fielen; aber ſie fallen nicht, und der Erde Schlund iſt offen. Krieg bricht los und ſie wird ſattſam getränket. Eine mehr als menſchliche Wuth ergreift den Menſchen, ohne Neid und Haß; er füllt der Erde Maß. Was iſt das für ein Räthſel? Nichts iſt ſeiner Natur mehr zuwider, nichts doch vollzieht er leichter. Niemals verſagt auf dem Schlachtfelde der Soldat den Gehorſam, folgt dem Tyrannen wie dem Gerechten. So wird das große allgemeine Geſetz heftiger Zerſtörung der lebenden Weſen vollzogen, bis das Uebel endet, bis der Tod ſelber zu Tode geſchlagen werden wird. Aber das Anathema iſt am ſichtbarſten über den Menſchen, der Würgengel umkreist die Erde, als einen wahren Altar, wo die Geopferten bluten. Bald ſpornt er Nationen gegen Nationen, bald, wo das Maß der Frevel von gewiſſer Natur überfüllt iſt, ſetzt er Alles in Brand. — Es iſt wunderbar, aber wahr,

daß nach manchen, auch den mörderiſcheſten Kriegen eine Vollzahl der Bevölkerung zum Erſtaunen anwächſt, und oft zeigt uns die Geſchichte blühende Völker, an Reichthum ſich mehrend, mitten unter furchtbaren Stürmen des Krieges. Andere Kämpfe ſind ein Fluch, die hart auf den Nacken des frechen Siegers zurückfallen, ſo daß nichts ihm gedeiht, das Volk zuſammenſinkt und erſtirbt. Graf Maiſtre widerlegt die Meinung der Nichtdenkenden, daß der Triumph für die Mehrzahl iſt, er iſt es faſt in allen Dingen für die Geiſtesüberlegenheit und höhern Einſichten. Uebrigens bricht der Krieg in den meiſten Fällen nur zwiſchen Mächten aus, die ſich die Wage halten; eine Alles fortreißende Rieſengewalt zerſchmettert ſich immer ſelber in ihrem Gange. Die moraliſche Kraft iſt nirgends ſichtbarer als im Kriege. Die Meinung gewinnt und verliert die Schlachten. Die Furcht, nicht die weibiſche, aber ein Entſetzen furchtbarer Natur ſteigt oft in das männlichſte Herz hinab, macht es ſtarren und flößt ihm den Glauben ein, es ſey beſiegt. Dieſe ſchreckliche Plage ſpreitet immer ihre Flügel über die Heere aus. Man fragte einen General: was iſt denn eine verlorne Schlacht? Ich weiß nicht, erwiederte er, und bald darauf: es iſt eine Schlacht, die man glaubt verloren zu haben. Siegen iſt vorandringen, ſagte der alte Friedrich; wer vorandringt, iſt der, deſſen Auftritt und Zuverſicht den Andern zurückweichen macht. Die Heere dringen vor, wie wunderbar getrieben, in das Schlachtenherz hinein. Ein General durchbricht zwey Korps, iſt aber zugleich zwiſchen zwey Feuern; wer von den Angreifenden oder Angegriffenen wird ſiegen? Der, welcher ſich zuerſt von der kalten Göttin ergreifen laſſen wird; die Macht der Vorſtellung verliert die Schlachten. Sie werden weder auf phyſiſche Weiſe gewonnen noch verloren; übrigens verſteht ſich, daß man dieſe Sätze auf die lebendigſte und ſchmiegſamſte Weiſe, das iſt mit allen möglichen Einſchränkungen nehmen muß. (Auch führen ſie auf keine praktiſche Geſetze des chriſtlichen Handelns.)

Das Tedeum iſt oft ſehr ſchlecht geſungen worden, oft haben die Unwürdigſten es angehoben; doch iſt es eine heilige und löbliche Sitte, vor und nach den Kämpfen ſich zu dem Gott der Schlachten betend und dankend zu erſchwingen. Aus den Gebeten bricht der Charakter chriſtlicher Völker zum Unterſchiede jüdiſcher und heidniſcher hervor. Alle Völker, hieß es oben, haben gebetet; nur die Chriſten allein nennen Gott im Gebete Vater. Die Heiden haben niemals auch die Reue im Gebete auszudrücken gewußt, und doch peinigte ihr Gewiſſen ſie wie andere; überall ſuchten ſie Expiationen, aber das reuige Herz zeigt ſich nirgends; ſie flehen nie um Verzeihung in ihren Gebeten. Durch

die Offenbarung allein wiſſen wir, daß wir Gott *beleidigen* können, die Alten wußten nur, daß man ihn *reizen* konnte. Die Worte *Verbrechen* und *Verbrecher* ſind allen Sprachen eigen; die Worte *Sünde* und *Sünder* gehören nur den Chriſten. Gott konnten die Menſchen wohl von jeher *Vater* nennen, ob ſeiner Schöpferkraft und Macht, aber niemals (auch nicht das moſaiſche Geſetz) *mein Vater*; denn das iſt ein Bezug der Liebe, der nur dem Gekreuzigten verdankt wird. Die Gebete der Hebräer überſtrömen an Kraft, Fülle und Hoheit, der göttliche Flug iſt beſonders im *David* merkbar. Der Verfaſſer gibt eine herrliche Schilderung des Geiſtes, der erhabnen und liebenden Größe der Pſalmen. Er geht zu Betrachtungen über die Nacht über, welche eine wahre Dithyrambe, mit tiefſinniger Metaphyſik uud Phyſik durchwoben, bilden.

Die achte Unterhaltung beginnt wieder mit einer kurzen Widerlegung der Klagen gegen Gottes Gerechtigkeit. Es gibt keinen Gerechten, im ſtrengen Sinne; jeder Menſch hat etwas auszuſühnen. Wenn der verhältnißmäßig Gerechte die Leiden, ſo ihm als Menſch gebühren, geduldig aufnimmt, und wenn die göttliche Gerechtigkeit dieſes ſein Dulden annimmt, ſo kann es nichts Glücklicheres und nichts Gerechteres für ihn geben. Wenn übrigens der Menſch hienieden ganz ohne Unglück leben könnte, ſo würde er durchaus gemein, flach, ſinnlich werden, und Gott endlich ſelber vergeſſen. Es kann keinen unglücklichern Menſchen geben, als der, ſo niemals ein Unglück empfunden; nie kann ein Solcher ſeiner gewiß ſeyn, noch wiſſen, was er werth iſt. Duldungen ſind für den Tugendhaften, was Schlachten für den Krieger: *Prüfungen*. Die ſelbſtaufgelegten beweiſen des Menſchen Muth und Höhe, und religiöſe-Strenge bezeichnet einen hochſinnigen Charakter. Gott ſtraft hienieden, um weniger in einer andern Welt ſtrafen zu dürfen. Der niemals hienieden geduldet, müßte an ſeiner Zukunft verzweifeln. Auch in einer andern Welt gibt es zeitliche Strafen, Büßungen und Reinigungen.

Hume läugnet die Gottheit, indem, um ſie anzunehmen, er ihr alle Ungerechtigkeiten zuſchreiben müſſe; dieſer Atheiſt, wie alle ſeine Geiſtesbrüder, iſt gezwungen, um die Idee der Gottheit zu widerlegen, ſie vorauszuſetzen. Graf *Maiſtre* ſagt: ich nehme proviſoriſch den abgeſchmackten Gedanken eines hypothetiſchen Gottes an, ich will auch annehmen, daß die Geſetze der Weltordnung ungerecht und grauſam gegen uns ſind, was will das gegen das Daſeyn der Gottheit beweiſen? Nichts. Die Intelligenz offenbart ſich nur der Intelligenz durch die *Zahl*; die Zahl führt auf *Ordnung* und *Symmetrie*, denn die Ordnung iſt nur die geordnete Zahl, und die Symmetrie iſt nur die begriffene und verglichene Ordnung. *Nero*, der die Chriſten

wie Lichter in einer allgemeinen Illumination ſeiner Gärten brennen ließ, offenbarte alſo den Zuſchauern das Daſeyn einer ordnenden Intelligenz, ſo gut als wir in unſern friedlichen und unſchuldigen Erleuchtungen. Brächte uns der Julius ſtets die Peſt, ſo wäre dieſer ſchwarze Cyklus eben ſo regelmäßig als die Ernte. Eine Hauptſache iſt, zu erfahren, ob die Zahl in der Welt vorhanden; eine ganz andere Frage iſt zu wiſſen, ob und weßhalb der Menſch auf dieſer Erde übel behandelt wird. Die Zahl iſt die auffallende Schranke zwiſchen uns und dem Thiere. Gott hat uns die Zahl gegeben, offenbart ſich uns durch die Zahl, wie der Menſch ſich auch Seinesgleichen durch die Zahl bekannt macht. Ohne die Zahl verſchwinden Kunſt, Wiſſen, Sprache, Intelligenz; mit der Zahl erſcheinen Harmonie und Schönheit, die Himmelstöchter; der Schrey wird Sang, der Lärm Rhythmus, der Sprung Tanz, die Kraft Dynamik, die Spuren Figuren. In den meiſten Sprachen drücken dieſelben Worte die Zahl und den Gedanken aus; man ſagt: er *rechnet* darauf ſie zu ſehen, und er *zählt* ſein Geld u. ſ. w. Ueberall tritt in der Rede die Zahl zum Vorſchein als gleichbedeutend mit dem Gedanken oder ſeinen Verfahrungsarten. Der Spiegel der Intelligenz iſt die Zahl, deßhalb unſer Sinn für Symmetrie, das Zeichen jedes intelligenten Weſens iſt die Ordnung, wir lieben in allen Dingen ihre Rückkehr, weil das Denkvermögen in derſelben das Denkvermögen gewahrt. Wie der Redende oder Schreibende dem Hörenden oder Leſenden ſich offenbaret, ſo auch beweiſen alle Weſen durch ihren *Syntax* gleichſam das Daſeyn eines höchſten Schreibers, der durch Zeichen zu uns redet. Alle Weſen ſind Buchſtaben, deren Vereinigung eine Rede bildet, ſo uns die Gottheit offenbart, das iſt die Intelligenz, welche ſie ausſpricht. Es gibt keine Rede ohne redende Seele, keine Schrift ohne Schriftſteller. Eine Zahlenordnung durchzieht auf das Wunderbarſte und mit der kunſtreichſten und regelmäßigſten Verwicklung die ganze Natur. Die Philoſophen des Tages, durch dieſe Planmäßigkeit eingeenget, ſind auf den Gedanken gekommen zu ſagen, es ſey unmöglich die *Abſicht* einer ſo wunderbaren Weltordnung einzuſehen, weil man nicht das *Objekt der Abſicht* kennt, und man ſolle ſich hüten, die *Wirkung* mit der *Abſicht* zu verwechſeln. Dieſe Philoſophen verſchanzen ſich ganz beſonders in der Geologie, weil da weniger als in der Thier- und Menſchenwelt die Abſicht zum Vorſchein kommt. Um ihre Atomiſtik nicht aufzugeben, begeben ſie ſich in eine Art vornehmer Ignoranz, welche hinlänglich ihren böſen Willen kund gibt. Wie kann es aber eine Symmetrie ohne Zweck geben, da die Symmetrie an ſich ſelber ein *Zweck* des *Symme-*

triſten iſt? Welcher Zweck geht uns nicht an, aber der Zweck iſt vorhanden, und der Ordner kennt ihn.

Sie reden von Unordnung in der Natur; was aber iſt Unordnung? Ein Abweichen von der Ordnung; alſo ſetzt ſie die Ordnung voraus. Die Ordnung iſt in der Natur überall ſo ſichtbar als die Unordnung, ſie ſpringt ſogar aus jedem Bruche der letztern hervor. Ein aufmerkſames Auge gewahrt auch eine Art von Wiederherſtellung, die Analogien ſuchen ſich, nähern ſich einander und drängen ſich zuſammen. Der wie Hume alſo die Unordnung zum Einwurf gegen Gottes Daſeyn erhebt, ſetzt dieſes voraus, um es läugnen zu können.

Die neunte Unterhaltung dreht ſich um die Idee, daß der Gerechte, freywillig leidend, nicht allein für ſich ſelber genug thut, ſondern auch für den Schuldigen, der von ſich ſelber nicht genug thun könnte. Es iſt ein uraltes Dogma, ſo alt wie die Welt, daß die Schmerzen der Unſchuld den Strafwürdigen zum Heile gereichen. Von dieſem Dogma leiteten die Alten die Opfer ab, ſo ſie überall anſtellten, und die den Lebenden wie den Todten zum Heile gereichen ſollten. Die ſo berühmten Aufopferungen des Alterthumes beruhten auf demſelben Dogma. Das ganze Chriſtenthum hat, in dem allgemeinſten und erhabenſten Sinne, zur Grundlage, daß die Unſchuld die Schuld des Vergehens bezahlt. Die Menſchen haben auch immer geglaubt, daß das Blut eine ſühnende Kraft in ſich begreift; ſo daß das Leben, welches Blut iſt, ein anderes Leben erkaufen könnte. Hätte Gott nicht dieſen Glauben eingeflößt, wie hätte er beginnen können? Die großen Worte Aberglaube, Vorurtheil heißen hier ſo viel wie nichts, denn es hat niemals einen beſtändigen und Univerſalirrthum gegeben. Der Gedanke des Frevels und der Buße des Frevels zeigt ſich zu allen Epochen in einander verwachſen. Mit dieſer Theorie der Opfer verbunden ſehen wir bey außerordentlich vielen Völkern des Erdtheils die der Beſchneidung, das iſt eine ſchmerzliche blutige Operation an den Zeugungsorganen; Anathema über der Menſchen Geſchlechter und Heil durch das Blut. Seit dem Sturze dachte ſo die Menſchheit, bis in Chriſti Opfer Alles vollbracht war. Die Andeutungen aller Zeiten waren der prophetiſche Schrey der Menſchheit, Heil im Blute, was das Chriſtenthum verwirklichte.

Gott ſtraft ſeine Lieben, wie ein zärtlicher Vater die Kinder, an denen er Unarten merkt, die Strafe ſoll ſie vervollkommnen, und iſt ein Werk ſeiner Liebe. Indem er den Gerechten dem Unglück gegenüber ſtellt, reinigt er ihn von alten Schulden, und reift ihn für das Himmelreich. Der Gerechte opfert noch außerdem durch ſeine Leiden, für andere Menſchen; eine Wonne

muß er alſo finden in ſeiner Pein, ſie dient ihm und andern. Gott, indem er uns in anſcheinender Unſchuld mit Plage heimſucht, verhindert oft den Ausbruch eines moraliſchen Giftes, das in uns ſchlummerte. Den entſchiedenen Verbrecher trifft er nicht immer, weil der Schlag unnütz wäre; aber den geheimeren Frevel ſucht er heim, weil dieſe Heimſuchung einen Menſchen zu retten fähig iſt. Des Wundarztes Juſtrumente ſind in ſeinen Händen zur Ausrottung des phyſiſchen Uebels, was die Plagen in den Händen Gottes, zur Vertilgung des moraliſchen. In der körperlichen wie in der geiſtigen Ordnung iſt der Schmerz das Heilmittel der Unordnung.

Der Verfaſſer beendigt dieſe Unterhaltung mit einer Diſſertation über den Seneka, in welchem, wie im Plutarch, er Spuren der Bekanntſchaft mit dem Chriſtenthum vorzeigt, und ſie aus der allgemeinen Bekanntſchaft mit dem Judenthume und der ſchnellen Verbreitung chriſtlicher Doktrinen ableitet.

Je genauer man das Univerſum betrachtet, heißt es in der zehnten Unterhaltung, deſto mehr iſt man geneigt zu glauben, daß das Uebel von einer gewiſſen unerklärlichen Spaltung herrührt, und daß die Rückkehr zum Guten von einer entgegengeſetzten Kraft herrührt, die uns ſtets zu einer gewiſſen eben ſo unerklärlichen Einheit hinleitet. Der Menſch iſt ein zerriſſener, in den Gegenſtänden vertheilter Titane, bis Gott ihn ſammelt, ſagt der heilige Auguſtin. Die zuvor erwähnte Gemeinſchaft der Verdienſte und Reverſibilität der Büßungen der Reinen auf den Laſterhaften, können nur von dieſer unbegreiflichen Einheit herrühren. Ueberall einen die Menſchen Völker, Städte, Korporationen, Familien und begreifen ſie als Individuen. Daher das überall verbreitete geſellſchaftliche Dogma irgend einer Art von Adel, der Identität eines Mannes mit ſeinen Vorfahren. Die Vernunft verſtrickt ſich in dieſer Betrachtung, die Sache an und für ſich ſelber iſt aber einer innern Wahrheit gemäß. Ruhm wie Schande ſind erblich in den Familien, trotz allen Sträubens analyſirender Vernunft. Wer von der erblichen Unehre zu leiden hat, glaubt vielleicht nicht daran, die öffentliche Meinung aber denkt anders. Von den Meiſten, ſo gegen Vorurtheile der Geburt reden, welche dem Zufall angehören, würden die Wenigſten ſich durch Ehen mit einer in ihren Vorgängern beſchimpften Familie vereinigen wollen. Nichts empört auf den erſten Anblick mehr, als ein erblicher Fluch; man muß ihn aber annehmen, wie man über einen erblichen Segen übereinkommt, nur in geringerem Maße. Dieſe Ideen gehören Heiden, Juden und Chriſten an. Die Vernunft redet vergebens, daß die Familien aus getrennten Individuen beſtehen, die öffentliche Ueberzeu-

gung proklamirt überall ihre Einheit. Auch der König währt ſo lange als das Königthum; wird er ſchuldig, ſo behandelt die Vorſehung ihn nach der Form Rechtens; oft wird er, in dem Gange der Jahrhunderte gewarnt, bedroht, ſuspendirt, gefangen, gerichtet, geopfert.

In der *Sprache* des Menſchen herrſcht dieſelbe unerklärliche Spaltung und derſelbe Trieb zur unerklärlichen Einheit, von welcher eben gehandelt worden. Die beyden größten Epochen der geiſtigen Welt ſind gewiß die von *Babel*, wo die Sprachen ſich ſpalteten, und die der *Pfingſten* wo eine wunderbare Einwirkung geſchah, ſie zu vereinigen. Das Wort *Einigung* bedeutet *Zärtlichkeit*, und *Zärtlichkeit* iſt ein Trieb zur Einigung. Alle Zeichen der *Anhänglichkeit* ſind materielle Einigungen. Die Religion trägt tiefweiſe zum Altar den *Kuß des Friedens*. Woher die Bedeutung des Kuſſes, die Einung der Seelen, ſowohl bey den Frevlern als den Guten? Unſre wechſelsweiſe Einheit rührt von unſrer *Einigung in Gott* her. Der Pantheismus der Stoiker und des *Spinoſa* iſt nur eine Verunſtaltung dieſer großen Idee. *Mallebranche* ſagt ſtrahlend: Gott iſt der Aufenthalt der Geiſter, wie der Raum der Aufenthalt der Körper iſt. Die Geiſter aber, ehe ſie wunderbar in der Gottheit ſich einen, ohne ſich ſelber zu verlieren, mußten ſich zuvor unter einander eben ſo wunderbar einen, wie Wellen großer Ströme, die in einen Ozean zuſammen fließen. Wie der Dualismus des innern Kampfes aufhört, wird der Menſch *eins* ſeyn; es iſt als ob in ſeiner Urreinheit *ein Menſch* wieder auferſtehen ſollte der Perſönlichkeit aber unbeſchadet und uns unbegreiflich. St. *Paul* hat das Wort *erbauen* erfunden, das in alle chriſtlichen Zungen übergegangen iſt. Das Laſter reißt ein, die Tugend erbaut; wir alle ſind das Gebäude Gottes, und dieſes Gebäude, welches wir aufrichten ſollen, iſt der Körper des Heilandes (1. Kor. III. 9). Das Wiſſen ſchwillt auf, ſagt derſelbe Apoſtel, die Erbarmung allein erbaut. Das ſich ſelbſt überlaſſene Wiſſen trennt mörderiſch, die Tugend aber erbauet in Wahrheit. *Ein Menſch* hat uns durch eine *einzige Handlung* verloren, wie wäre alſo nicht in uns eine gewiſſe Einheit? Das *Heil* iſt auch nur durch *Einen* gekommen. (Röm. V. 17. u. ſ. w.)

Betrachten wir die Konvivien aller Religionen und Nationen; keine Traktate, Zuſammenſtimmungen, Feſte, Cerimonien aller Arten, ſogar die düſtern und traurigen nicht, ſind ohne Schmauſe, und alle Einladungen dieſer Art haben ihre vollkommene Etikette. Die Menſchen haben kein ausdrücklicheres Zeichen der Einigung gefunden, als ihre Nahrung in Gemeinſchaft zu genießen. Dieſes Symbol hat die Vereinigung bis

zur Einheit zu erhöhen geſchienen. Die Religion hat aus dieſem allgemeinen Gefühle die Grundlage ihres größten Myſteriums gemacht, und da Jedes Gaſtmal, nach dem Univerſalinſtinkt, eine Kommunion aus demſelben Becher iſt, ſo hat ſie gewollt, daß ihre Kommunion ein Gaſtmal ſey. Das geiſtige wie das körperliche Leben bedarf der Nahrung. Durch die göttliche Koſt werden alle Menſchen im geiſtigen Sinne eines, indem ſie einer Nahrung genießen ſo eins iſt und die ganz in Allen iſt. Wenn man alle dieſe Beyſpiele der Einheit durchdringet, kann man ſich nicht eine Vorſtellung ſchaffen von der Solidarität unter den Menſchen, von welcher die Reverſibilität der Verdienſte eine Folge iſt? Wir leben mitten unter einem Syſteme unſichtbarer Dinge, ſo ſichtbar offenbart worden, und dieſes Syſtem iſt die Welt. Jede Erklärung der Dinge durch die Materie wird niemals guten Geiſtern genügen. Deßhalb iſt die moderne Phyſik, troß ihrer ſchäßbaren Entdeckungen, im Kerne flach und ungenießbar. Jedes Wiſſen muß einen religiöſen oder höheren Bezug in ſeinen Principien haben.

In der Wiſſenſchaft, wenn ſie nicht ganz den höheren Dogmen unterworfen iſt, iſt etwas Verborgenes, das den Menſchen herabzuwürdigen trachtet, und ihn leicht zum unnützen, oder gefährlichen Bürger macht. Indeſſen muß man ſich hüten zu tief in die Theoſophie ſich hinein zu verſenken, die Zukunft zu ſehr zu ergrübeln. Einfachheit und Gehorſam wird uns beſonders durch das Chriſtenthum anbefohlen. Was uns unbekannt zu bleiben beſtimmt iſt, iſt uns eben ſo wichtig, als das, was uns zu wiſſen erlaubt. Es wäre gefährlich, gewiſſe Dinge zu betrachten, die deßhalb den Augen unſers Geiſtes entrückt zu ſeyn ſcheinen. Daß die Religion und Frömmigkeit uns in den Wiſſensgraden leiten muß, iſt keiner Frage unterworfen; iſt es uns aber in eben dem Verhältniß erlaubt, die Myſterien der Religion zu durchdringen? Saint Martin ſelber ſagt, mit großem Tiefſinne, daß der unvorſichtige Chymiker Gefahr läuft, ſein eigenes Werk zu vergöttern, und Mallebranche drückt ſich dahin aus, daß ein falſcher Glaube an die Wirkſamkeit untergeordneter Urſachen in gerader Linie zur Abgötterey verführen könne. Je mehr die Intelligenz ahnet und weiß, deſto größer kann ſie ſich vergehen. Das tiefe Wiſſen der Heiden ſtieß ſie in den Abgrund hinein, in welchem ſie jammerten. Man muß ſich alſo gewiſſer Maßen jeder neugierigen Forſchung der Dinge entſchlagen, die über die zeitliche Sphäre des Menſchen hinaus ſich erſtrecken. Man ſollte oft Gott mehr noch für ſeine Unwiſſenheit als für ſeine Kunde Dank wiſſen. Doch gibt es eine Vermittlung zwiſchen dem dogmatiſchen Myſticismus und einem allzuſcheuen und zu furchtſamen

Glauben, der ſich in die großen Fragen gar nicht hinauswagt. Es gibt eine Regel, welche die gerechte Wage hält zwiſchen Illuminismus (in dem angedeuteten Sinne) und Skepſis.

Die eilfte Unterhaltung dreht ſich ganz um Spekulationen der Theoſophie, deren Gefahren für das Heil der Graf behauptet und die der Senator vertheidigt. Wie iſt es möglich im craſſen Wortſinne, ſagt der Senator, das erſte Buch der Geneſis, die Apokalypſe und das hohe Lied aufzufaſſen? Wenn es in der Geneſis heißt, daß, als unſere Vorältern ihre Nacktheit bemerkten, Gott ihnen ein Gewand aus Häuten verfertigte, kann man das wörtlich nehmen? Der Thurm Babels, konnte er bis zum Himmel reichen, und die Geſtirne, ſind ſie wirklich auf die Erde gefallen? Tauſend andre Stellen der heiligen Schriften bilden dieſelben Schwierigkeiten, weßhalb nicht ihren Sinn durchforſchen? Die Zeiten ſind gekommen, ſo ſcheint es, wie ſie zu des Heilandes Erſcheinung kamen, und wie damals, ſo auch itzt durchweht ein prophetiſcher Geiſt das Erdreich. Seit den heidniſchen Tagen war die ewige Krankheit des Menſchen, mit ſeinem Blicke in die Zukunft hineindringen zu wollen, und wie alles Allgemeine zeigt auch dieſes, daß in ihm die Möglichkeit liegt zur Erforſchung der Zukunft. In dieſem Geiſte lebten die Orakel des Alterthums, deren Inſpirationen keinesweges überall Selbſttäuſchungen ſind. Des Propheten Worte ſind nicht wie des Menſchen im gewöhnlichen Zuſtande den Zeitgeſetzen unterworfen, daher ihr dithyrambiſcher Flug. Ewig wird der prophetiſche Geiſt, dem Menſchen eingeboren, im freyen Schwunge die Welt bewegen. Der Menſch begehrt in die Zukunft zu dringen, und zeigt dadurch, daß er nicht für die Zeit beſtimmt iſt, welche etwas Gezwungenes iſt, das ſich zu enden drängt. Nie haben wir die Idee der Zeit in den Träumen, weil ſie ungebunden ſind. Alle großen Begebenheiten ſind in der Welt prophezeyet worden, ſogar Machiavel geſteht dieſes ein; wie viele haben nicht die franzöſiſche Revolution prophezeyet! Die Zeit wird kommen, wo tiefe Naturkundige Newton und Pythagoras vereinigen und behaupten werden, daß die himmliſchen Körper wie der Menſch durch Intelligenzen bewegt werden. Die Materialiſten, Trotz ihrer Chymie, fühlen ſchon voraus, daß die Geiſtigen, Wiſſenden, Illuminirten ihre Kunde zu entthronen beſtimmt ſind; die allgemeine Schwäche und Verflachung deutet auf eine große Reſtauration.

Der Graf entgegnet dem Senator und greift die Theoſophen, und beſonders den St. Martin an, weil ſie in der katholiſchen Geiſtlichkeit nicht die wahre Prieſterſchaft in ihrem Sinne erbli-

cken. Sie fodern Wunder von den Männern der Kirche und verwerfen ſie, weil dieſe Wunder nicht erfolgen. Das Außerordentliche wollen ſie in den alltäglichen Zuſtand der Dinge umändern. Die wahren Wunder ſind edle Handlungen, Trotz unſers Charakters und unſerer Leidenſchaften unternommen. Wer ſich ſelber überwinden lernt, iſt ein größerer Thaumaturg, als ſelber Moſes, und welcher Prieſter iſt es denn, der nicht dieſe Gattung Wunder anbefiehlt? Die Schrift ſagt: »ſähen ſie dieſe Wunder, ſie würden nicht glauben,« und nichts iſt wahrer. - Gewiſſe Perſonen, fänden ſie was ſie ſuchten, würden ihre Weisheit eher zu Freveln hinneigen, als daß ſie dieſelbe benutzten, um ſich zu vervollkommnen. Was fehlt uns denn, da wir die Macht haben, gut zu handeln? was mangelt den Prieſtern, da ſie beauftragt ſind, uns das Geſetz zu verkünden, und unſre Schulden uns zu verzeihen?

Die eilfte Unterredung iſt unvollendet, weil der Tod ſie ſelber abgebrochen, um den Lebensfaden des edeln Verfaſſers an ein höheres Daſeyn anzuknüpfen. Wir haben nur einen ſehr gedrängten Auszug dieſer überaus lebendigen, an Geiſt und Inhalt reichen, an Phantaſie warmen, an Ideen überſchwenglichen Abendſtunden geben können. Auch die Noten liefern Materie zur Betrachtung, und beurkunden den tiefſinnigen eigenthümlichen Forſcher, den Denker hohen Sinnes. Eine beſchränkende Kunſt iſt nicht eigentlich in dieſen Geſprächen, es herrſcht ein gewiſſer Luxus des Geiſtes in denſelben, der über das Ziel der Kunſt und ihre Proportionen hinausgeht; dafür iſt aber Alles auch frey, aus dem Leben gegriffen, und die Charaktere, trotz einiger Nebenlinien, geiſtreich gehalten; Theoſoph, Katholik und Ritter ſtehen in den geiſtreichſten Beziehungen zu einander.

Die Urtheile des Verfaſſers über Perſonen und Schriftſteller müſſen wir nicht zu ſtreng nehmen; den Locke opfern wir ihm gern, Descartes preist er faſt zu ſehr, ſein Unwille über Voltaire iſt gerecht, die Geringſchätzung des Rouſſeau als Selbſtdenkers mag hart ſcheinen, hat aber ebenfalls große Wahrheit. Das Lob des Seneka übertreibt er vielleicht. Gegen die Deutſchen iſt er aber, aus mangelhafter Kenntniß, unbillig. In Herder kehrt er nur den traurigen Pantheismus ſeiner letzten Schriften heraus, über Kant redet er in zu harter Weiſe in vielen andern Stücken kann man ſagen, daß er die Deutſchen nicht eigentlich kennt, und daher nicht zu würdigen verſteht.

Ein Traktat über die Opfer iſt dem Werke des Verfaſſers angehängt. Schon aus Obigem ergibt ſich, aus welcher Fundamentalidee er die Opfer, auch bey den Heiden herleitet. Alle Ahnungen der Wahrheit, als in den urälteſten Myſterien

und Traditionen der Menſchheit gegeben, lagen im Heidenthume, nur wurde Alles in demſelben entſtellt und verwildert: dieſe reichhaltige und tiefe, obwohl keinesweges neue Idee, benutzt der Graf de Maiſtre wie eine wahre Fundgrube, aus welcher er lautres Gold emporfördert. Folgendes iſt ſein Ideengang.

Er verwirft den gemeinen Gedanken, daß die Furcht Ideen der Gottheit einflößte; vielmehr waren ſie, ſeit den früheſten Zeiten, mit Liebe gepaart. Alle Künſte dienten den religiöſen Ceremonien und der Jubel ſchmiegte ſich an die Feſte. Die Idee Gottes hat nie für die Menſchen begonnen, ſie iſt ſo alt für ſie als der Menſch. Doch erkannte der Menſch von je, daß er unter der Hand einer aufgereizten höhern Macht ſein Leben zog, und daß dieſe durch Opfer beſchwichtigt werden konnte. Die Götter ſind gut und gerecht, ſagten die Alten, aber wir ſind ſchuldbefleckt, wir müſſen unſere Verbrechen ſühnen, und zwar durch Opfer. Alle Einrichtungen der Urzeit beruhen auf dem Gedanken eines Menſchengeſchlechtes, das ſich ſelber ſchuldig erkennt. Die Wurzel dieſer Entwürdigung erſtreckte ſich in des Menſchen Leben oder Seele, die mit ſeinem Geiſte oder ſeiner Intelligenz nicht zu verwechſeln. Das Thier hat Seele, wie Seele und Geiſt. Seele war den Alten ein Band zwiſchen Materie und Geiſt, die ſonſt durchaus getrennt gedacht waren. Wäre der Menſch Eins geworden oder ein reiner Geiſt, ſagt Hippokrates, nie wäre er krank; aber es iſt in uns ein Kampf zwiſchen Seele und Intelligenz. Der Menſch iſt doppelt, nicht daß er das Werk zweyer Intelligenzen ſey, einer guten und böſen, nach perſiſch-manichäiſcher Anſicht; trotz deſſen iſt er Geiſt und Seele, Intelligenz und Leben, beyde rein immateriell und nur in den Körper eingehüllet und der Geiſt in der Seele enthalten, wie, nach einem Bilde, der Augapfel im Auge. Auf die animaliſche Gewalt (das Leben oder die Seele) fällt allein der Fluch vor Alters zurück. Was in Blut und Fleiſch geboren, iſt an und für ſich ungöttlich. Der Menſch iſt ſchuldig in ſeinem Gefühlsprincip, in ſeinem Fleiſch, in ſeinem Leben; das über ihn ausgeſprochene Anathema fällt alſo auf ſein Blut zurück, denn das Blut iſt das Leben, nach den älteſten orientaliſchen durch die tiefſte Phyſik beſtätigten Denkarten. Ein Dogma, ſo alt als die Welt verkündete, daß, da der Himmel empört gegen Fleiſch und Blut, nur das Blut ihn beſchwichtigen könne. In dem vergoſſenen Blute ſchaute man von jeher eine ſühnende Kraft. Dieſes Dogma beruhte auf der Theorie der Buße zum Heil der Menſchheit. Der allgemeine Glaube war, daß die Unſchuld für die Schuld zur Sühne dienen konnte. Da das Leben ſchuldig war, ſo dachte man ſich, daß ein weniger köſtlich Leben als Sinnbild für ein wertheres dargeboten werden könne, daher

die Thieropfer. Von den zu opfernden Thieren wählte man ſtets die den Menſchen nützlichſten. Stets wurde das Opfer theilweiſe oder ganz verbrannt, anzudeuten, daß das Feuer die natürliche Strafe der Sünde ſey. Stier- und Widderopfer dienten im Mithraskult zu Reinigungen, und das Thierblut regnete auf den Büßenden herab. Das moſaiſche Geſetz, in allem Andern ſo ſcharf geſchieden von den Ceremonien des heidniſchen Kultus, iſt ſtreng ihnen ähnlich in Betreff der Thier-Opfer.

Die Menſchenopfer, die bey ſo manchen heidniſchen Völkern im Gange waren, gehen auf das Genaueſte aus dem erwähnten Glauben hervor. Die erſten geopferten Menſchen, ſcheint es, waren verurtheilte Verbrecher; die Druiden behaupteten, daß die Hinrichtung der Schuldigen den Göttern angenehm ſey. Die Alten glaubten, daß jedes Hauptverbrechen auf die Nation gewiſſer Maßen zurückfiel, und daß der Schuldige heilig oder den Göttern geweiht ſey, bis durch Vergießen ſeines Blutes er ſich ſelber und die mit ihm gebundene Nation gewiſſer Maßen entbunden. Bald opferte man ſtatt der Verbrecher auch Kriegsgefangene, ſogar die Fremden, ſo als Feinde betrachtet wurden. Auch für die Ruhe der Todten konnte man ihren Manen Opfer, und die blutigſten, darbringen. Aeltern endlich opferten ihre eigenen Kinder, und der Kannibalismus ging aus der gräßlichſten Verzerrung dieſer Denkarten hervor. Nur durch Chriſti Opfer iſt der Fall des Menſchen und das materielle Verderben aller Kreaturen gebüßet worden. Die Alten verſtrickten ſich in ein Labyrinth von Wahrheiten, die zu den ſcheußlichſten Irrgängen wurden, weil ihnen der Faden der Offenbarung fehlte. v. Eckſtein.

Art. V. Discours sur les médailles d'*Auguste* et de *Tibère*, au Revers de l'autel de *Lyon*, lu en séance publique à l'Académie des Sciences, Belles-Lettres et Arts de cette ville, suivi d'un mémoire sur les recherches d'une statue équestre, faites dans le mois de Novembre 1809, vers l'emplacement de l'ancien temple d'*Auguste*; par F. *Artaud*, Chevalier de l'ordre royal de la Légion d'honneur etc. etc. à *Lyon*, 1720. 4.

Auf dem ſchönen Hügel, deſſen Fuß die Saone beſpült, bevor ſie ſich mit der Rhone vereinigt, hatten keltiſche Stämme ſchon Wohnorte, noch bevor Rom ſich dieſe Gegenden zinsbar machte. Cäſar, der ſich in Gallien den Anfang zur Weltherrſchaft erſtritten, der in dieſem Lande ſeine Legionen zu immerwährenden Siegen geführt hatte, kannte den Ort noch nicht, auf dem ſpäter die Kolonie Lugdunum geſtiftet wurde. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Wohnſitze, in die Munatius Plancus

die Kolonie führte, ſchon vorher den Namen Lugdunum hatte; denn die vielen in dunum ausgehenden Städtenamen ſind auffallend: das dunum auf die Höhen deutend. Nach Cäſars Tode und vor Errichtung des Triumvirates, im Jahre Roms 711, bekam Plancus vom Senate den Befehl, die Vienneuſer, die von den Allobrogen vertrieben worden waren, in eine Kolonie zu ſammeln, und deren Sitz am Zuſammenfluſſe der Rhone und Saone aufzuſchlagen. Als Lutetia, das itzige große Paris, noch in ungeſunden Moräſten verborgen war, und aus wenigen Hütten beſtand, erhob ſich am raſchen Rhodan ſchon mächtig Lugdunum.

Es befremdet Referenten, daß weder Millin noch Artaud den Stein anführen, der auf eine ſo merkwürdige Art den Stifter der Kolonie bezeichnet; er iſt ſchon im Gruter mitgetheilt p. 439. n. 8.

L. MVNATIVS. L. F. L. N. L. PRON.
PLANCVS. COS. IMP. ITER.
IN GALLIA COLONIAS DEDVXIT
LVGDVNVM ET RAVRICAM.

Dieſer intereſſante Tauf- und Erinnerungsſtein wird ohne Zweifel an die Spitze der Sammlungen kommen, die Hr. Artaud über ſeine Vaterſtadt herauszugeben verſpricht *).

Mit allem Rechte legt das k. k. Münz- und Antikenkabinet die Münzen des Triumvir Antonius nach Lugdunum, auf denen LVGVDVNI geſchrieben iſt; es befindet ſich auch auf ſelben ein ſchreitender Löwe und die Zahl XL oder XLI (nach Eckhel wahrſcheinlich die Jahre des Antonius). In der Feſtſtellung der Provinzen des Triumvirats fiel Gallien dem Antonius zu. Der Löwe war das Thier, welches Antonius vorzüglich liebte; er zog mit ſolchen, in Rom ein; noch heut zu Tag hat die Stadt Lyon den Löwen im Wappen.

Außerordentlich ſchnell und mit den jugendlichſten Kräften wuchs die neue Kolonie, unter günſtigen Auſpicien gegründet; Auguſt erhob ſie zur Metropolis von ſechzig galliſchen Stämmen und zum Sitz der Präfektur. Dieß geſchah, als Auguſt zum ſiebenten Mal Konſul und Imperator war, im Jahre 726—27 Roms, drey Jahre nach der Schlacht bey Actium. Auguſt ſelbſt reiſete nach Lugdunum, ließ durch ſeinen Freund Agrippa, der zum dritten Male Konſul war (bekanntlich baute Agrippa,

*) Als im Jahre 1814 Referent Hrn. Artaud in Lyon ſelbſt ſprach, zeigte er ihm ſchon bedeutende Sammlungen zur Geſchichte dieſer Stadt. Sie wird gewiß etwas Vorzügliches leiſten; und welche Vorarbeiten für den höhern Hiſtoriker, der dann aus den Sammlungen der Städte-Geſchichten ſein größeres Werk bauet! —

zum dritten Male Konſul, das unvergleichbare Pantheon, wie viel in einem Jahre!), dieſe Stadt zum Vereinigungspunkte von vier großen Straßen machen, und erwarb ſich auf alle Art die Dankbarkeit der Bewohner dieſer Stadt; hielt ſich längere Zeit auf, nahm die Theilung Galliens in drey Provinzen vor, und reiſete hernach nach Spanien.

Das Alterthum ſetzte bekanntlich den Urſprung ſeiner Königshäuſer meiſtentheils unter Götter und Halbgötter: die Stifter der Städte galten faſt allenthalben für Heroen; Apollon hatte den Beynamen des Kolonien-Führers. Geſchahen die Führungen der Kolonien der Römer ſelten in ſo entfernte Gegenden, ſelten mit ſo vieler Kühnheit wie bey den Griechen, ſo erhellet leicht daraus, daß dieſen römiſchen Kolonienführern nicht die große Verehrung zu Theil wurde, wie den griechiſchen.

Wenn aber der Kaiſer in ſeiner Größe, umgeben von ſolchen Männern, wie Agrippa, eine Stadt beſuchte, und deren Flor auf eine Weiſe hob, wie er vorher nie geſehen worden; ſo erhoben ſich dem göttlichen Weſen des Cäſars Altäre, Tempel; Feſte wurden veranſtaltet, in denen mehr als bloße Schmeicheley lag, an denen Dankbarkeit Urſache war.

So in Lugdunum für Auguſtus. Strabo erzählt lib. 4, p. 192: *Εὐανδρεῖ δὲ μάλιςα τῶν ἄλλων πλὴν Ναρβῶνος καὶ γὰρ ἐμπωρείῳ χρῶνται, καὶ τὸ νόμισμα χαράττυσιν ενταῦθα, τὸ δὲ ἀργυρῦν καὶ τὸ χρυσῦν, οἱ τῶν Ρωμαίων ἡγεμονες. Τό, τε ἱερὸν τὸ ἀναδειχθὲν ὑπὸ πάντων κοινῇ τῶν Γαλατῶν Καίσαρι τῳ Σεβαςῳ, πρὸ ταύτης ἵδρυται της πόλεως, ἐπι τῃ συμβολῇ τῶν ποταμῶν. Ἔςι δε βωμος ἀξιόλογος ἐπιγραφην ἔχων τῶν ἐθνῶν ξ τὸν ἀριθμὸν, καὶ εἰκονες τυτων ἑκαςυ μια, και ἄλλος μεγας.*

»Dieſe Stadt iſt die volkreichſte nach Narbonne; denn die Magiſtrate der Römer haben hier einen Handelsplatz und prägen daſelbſt ſilberne und goldene Münzen. Bey dieſer Stadt, am Zuſammenfluß der Ströme, ſteht der Tempel, den die galliſchen Stämme gemeinſchaftlich dem Kaiſer Auguſtus errichtet haben. Hier iſt auch der merkwürdige Altar mit der Aufſchrift der ſechzig Völker und den Bildern derſelben, und noch ein anderer großer (Altar.)«

Nach dieſer Stelle des Strabo ſcheint deutlich, daß am Zuſammenfluß der Rhone und Saone drey Monumente für den Auguſtus errichtet geweſen ſeyen; nämlich ein Tempel, ein merkwürdiger Altar von den ſechzig galliſchen Völkerſchaften und ein anderer großer Altar.

Referent theilt ganz die Anſicht des kritiſch beobachtenden Hrn. Artaud, der dafür hält, daß auf den Münzen des Auguſtus, Claudius, Tiberius und einer des Nero im k. k.

Kabinette, (*Eckh.* D. N. V. T. VI. p. 137) mit der Rückſeite ROM ET AVG. ein Altar mit Dreyfüßen oben und auf der Vorſeite nebſt Lorberbäumen und Kränzen verziert, an beyden Seiten hohe Säulen, auf denen Siegesgöttinnen ſtehen, die einen Lorberkranz vorwärts, gleichſam über den Altar, halten, dieſer letzte große Altar angedeutet ſey.

Ohne Zweifel ſtand dieſer Altar, wie ſo viele andere prächtige und große, im Freyen; er muß herrlich geweſen ſeyn, nur den Andeutungen nach auf den Münzen, und weil ihn Lugdunum, als Repräſentanten von ſich ſelbſt, auf den Münzen wählte.

Faſt zur hiſtoriſchen Sicherheit iſt die Tradition erhoben, daß die vier prächtigen Säulen von Granit, die itzt das Kirchen-Gewölbe von Ainay bey Lyon tragen, entzwey geſägt worden ſind, und ehemals die zwey Säulen waren, die die Siegesgöttinnen an beyden Seiten des Altars des Auguſtus trugen. Sie ſetzen itzt in Erſtaunen, wie viel mehr erſt als ſie noch ganz waren! —

Im Auguſtus lag ſo viel berechnende Klugheit, daß er, wohlwiſſend die Republik ſey noch nicht vergeſſen, ihren Namen oder vielmehr den der Stadt Rom mit ſeinem vereiniget ſehen wollte, und nur in ſo fern zuließ, daß ihnen beyden göttliche Ehren erwieſen wurden. So nach Svetonius im Auguſtus c. 52: Templa quamvis sciret etiam proconsulibus dicari solere, in nulla tamen provincia, nisi communi suo Romaeque nomine recepit. Einzelne haben bald auch den Altar des Auguſtus mit dem des Apollo und Jupiter vereint.

Hr. Artaud ſtellt feſt, und es ſcheint nicht, daß man ſeinen Satz beſtreiten kann: der erſte Altar des Auguſtus und der Roma war im ſiebenten Konſulat des Kaiſers, alſo J. R. 726 — 27, als er in Gallien ſich aufhielt, um dieſe Provinzen zu ordnen, errichtet; — der zweyte Altar wurde von den ſechzig galliſchen Völkerſchaften beym zweyten Aufenthalt des Auguſtus in Lyon v. J. 741 — 744 gebauet, und dann die Medaille mit der Umſchrift PONTIFEX MAXIMVS geprägt, die Rückſeite ROM. ET AVG. aber wiederholt.

Die Einweihung eines Altars wird auch von Suetonius (*Claud.* c. 2.) auf das J. R. 744 feſtgeſetzt; ein Datum, das ſich nur mit dem Altar des Auguſtus allein, alſo dem von den ſechzig galliſchen Völkerſchaften vereinigen läßt. Der Tempel ſelbſt aber wurde wahrſcheinlich erſt nach Auguſts Tode gebaut. Der Tempel zu Vienne trägt noch die Aufſchrift DIVO AVGVSTO ET DIVAE AVGVSTAE. (*Millin*, Voyage au Midi de la France, T. II. wird hier der Flüchtigkeit beſchuldiget, indem er mit einiger Aufmerkſamkeit die Schrift hätte leicht entziffern können.) Artaud ſtützt den Grund ſeiner Ausſage, daß der Tempel zu

Lugdunum erſt nach Auguſts Tode gebaut worden, auf Tacitus, der Ann. lib. 1. c. 78 ſagt: Templum ut in colonia Tarraconensi strueretur Augusto, petentibus Hispanis permissum, datumque in omnes provincias exemplum. Kein dem Referenten bekanntes Faktum widerſpricht der Ausſage des großen Hiſtorikers, und ſie liegt auch in der innern Wahrſcheinlichkeit aller Handlungen Auguſts.

Strabo überlebte Auguſt um zwölf Jahre, er redete alſo von den drey Monumenten, ohne ihre Errichtung zu fixiren, und wahrſcheinlich von den zweyen am längſten, die zuletzt am meiſten in Anſehen ſtanden.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der älteſte Altar, der der Roma und des Auguſtus, durch den ſpätern des Auguſt allein (der der Statue des Tiber mit den Bildniſſen der in Aſien verſchütteten und von ihm aufgebauten Städte gleichen Bezugs mit den ſchönen Münzen CIVITATIBVS ASIAE RESTITVTIS zum Vorbilde gedient haben mag), verdunkelt worden ſey.

Die Steinſchriften geben unwiderlegliches Zeugniß des berühmten Altars bey Lyon; ſie lauten häufig: SACERDOS AD ARAM — AD ARAM ROMAE ET AVGVSTI — AD ARAM AVGVSTI — AD ARAM CAESARIS — AD ARAM ROMAE ET AVGVSTORVM etc. etc. AD ARAM AD CONFLVENTEM ARARIS ET RHODANI — ARA LVGDVNENSIS etc. etc. und den Tempel bezeichnend: AD TEMPLVM ROMAE ET AVGVSTI u. dgl.

Auf dem Triumphbogen zu Saintes: SACERDOS AD TEMPLVM ROMAE ET AVGVSTI AD ARAM QVAE EST AD CONFLVENTEM. Subintellige: ARARIS ET RHODANI. Letzterer Inſchriftſtein beweiſet, wie ein anderer zu Lyon (Musée lapidaire de *Lyon*, n. XXXIX), daß Prieſter auch von entfernteren Oertern die Namen ihrer Würden trugen.

Nachdem Hr. Artaud die Exiſtenz dreyer Verehrungsarten zu Lyon für Auguſtus bewieſen hatte, geht er auf die vermuthliche Geſtalt des erſten Altars *Romae* et *Augusto*, S. 16 über.

Bey dieſem Altar ſcheint es, daß die Preiſe der Spiele ganz die Griechenlands nachahmend ausgetheilt worden ſeyen; dieſe Preiſe, der Dichtkunſt und Beredſamkeit ertheilt, machten den Altar von Lugdunum durch das ganze Alterthum berühmt.

Wir müßten beſorgen, dieſe Anzeige zu ſehr auszudehnen, wenn wir alle die intereſſanten Züge ſammeln wollten, die beweiſen, welche prächtige Spiele für Verſtand und Körper Lugdunum feyerte.

Am Vorgebirge Aktium erſiegte Auguſtus die ruhige

Herrſchaft der Welt, der er den Frieden gab. In Aktium hatte Apollon einen berühmten Tempel, Auguſt vergrößerte ihn, nannte die Stadt Nikopolis (Siegesſtadt), führte die Spiele zu Ehren Apolls auch in Rom alle fünf Jahre ein. (Dio lib. 51.)

In alle Provinzen gingen die Gebräuche der Hauptſtadt aus. Dieſem Jubel des allgemeinen Friedens haben die ſchönſten Werke ihren Urſprung zu verdanken. Oktavian nahm den Titel Auguſtus; Σεβαστος (der Ehrfurchtwürdige, der Unverletzliche), und die römiſche Welt wetteiferte, dem Alleinherrſcher ihre Freude und Unterwürfigkeit zu zeigen. Das k. k. Kabinett der geſchnittenen Steine beſitzt einen koſtbaren großen Onyx, der gewiß in der Zeit geſchnitten iſt. Es iſt der herrliche Stein, auf dem der Künſtler mit großartiger Verſchwendung bloß einen Adler bildete, der in einer Kralle einen Eichenkranz, in der andern einen Palmzweig hält.

Ein Verdienſt des Hrn. Artaud iſt, auf die Zeichen, die entweder nicht verſtanden worden ſind oder gar nicht beachtet wurden, wie ihnen ſelbſt der ſonſt ſo genaue Eckhel keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſeinen Blick gewendet zu haben. Dieſe kleinen Zeichen, die man auch mitunter, freylich ſehr irrig, für Fenſter-Anzeigen oder Arbeiten nach Art der gothiſchen erklärte, nennt Hr. Artaud, und niemand wird ſeine Beyſtimmung verſagen können, Dreyfüße, auf denen bald ein Apfel, bald ein Kranz liegt; Zeichen des Apollo-Dienſtes und des Pontifikats. Die Lorberbäume, die Dreyfüße, die zwey Wurfſpieße, alles dieß hat Bezug auf die Spiele, Apollo zu Ehren, bey den Altären der Roma und des Auguſtus.

Die Beſitznahme der Alleinherrſchaft feyerten alle Monumente; alle prieſen Auguſtus und die ewige Roma. So iſt wieder ein ähnlicher vollkommener Stein im k. k. Münz- und Antikenkabinette: der Chalcedon mit dem Auguſtus und der Roma. Referent kann Eckhel nicht beypflichten, wenn er ſagt, die Livia könne hier als Roma vorgeſtellt ſeyn. Wo dieſe deutlich und unverkenntlich vorkommt, iſt ſie nicht als Roma. Dem ewigen Rom und dem großen Auguſtus errichteten alle Theile der römiſchen Welt Tempel; zuerſt Smyrna der Stadt Rom allein; hernach

Tarraco. S. die Münzen bey *Florez.* t. II. p. 580 tab. XLIV.

Narbo. S. unten.

Lugdunum.

Neapolis. Eine *Basilica*... IN CVRIA BASILICAE AVG.. Nap. A. e. M. t. I. p. 92.

Roma. DIVO. AVG. S. C. Die Münzen des Caligula mit dem herrlichen Tempel, in dem geopfert wird. (Dio Lib. LIX. c. 7.)

Puteoli. L. CALPVRNIVS L. F. TEMPLVM AVGVSTO CVM ORNAMENTIS D. D. Antichità di *Pozzuoli* p. 55.

Pola. ROMAE ET AVGVSTO CAESARI DIVI F. PATR. PATR. TRIB. POT. ☉. *Cassas* Voyage pitt. de l'Ist. et de la Dalm. p. 67. tab. N. 24. 25.

Mylasa. *Ο ΔΗΜΟΣ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΙ ΚΑΙΣΑΡΙ ΘΕΟΥ ΥΙΩΙ ΣΕΒΑΣΤΩ ΑΡΧΙΕΡΕΙ ΜΕΓΙΣΤΩ ΚΑΙ ΘΕΑΙ ΡΩΜΗΙ.* Chishull Antiquitat. Asiat. Lond. 1728, p. 207.

Pergamus. Divus *Augustus*, ſagt Tiberius vor dem Senat, sibi atque urbi Romae templum apud Pergamum sisti non prohibuit. *Tacitus* Ann. 4. c. 37. ROM. ET AVGVST. Auf dem Tempel: COM ASIAE. (Auf den Silber-Münzen.)

Cyme (*Aeolidis*). Am Tempel des Auguſtus und der Roma wird Polemo (wahrſcheinlich der König des Pontus) *ΙΕΡΕΥΣ ΤΑΣ ΡΩΜΑΣ ΚΑΙ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ ΚΑΙΣΑΡΟΣ* etc. genannt *Caylus* Ant. T. II. p. 189. etc. Ancyra (Chishull. l. c. p. 170.)

Sardes, iſt ſchon durch die Gemeinſchaft mit *Pergamus* höchſt wahrſcheinlich. *Ekh.* D. N. T. III. p. 117.

Ephesus. Auf Münzen. AVGVSTVS. Ein Altar mit Hirſchen geziert.

Nicaea. *ΡΩΜΗΝ. ΜΕΤΡΟΠΟΛΙΝ* etc. *Eckhel* D. N. V. T. II. p. 431.

Caesarea. Herodes der Gr. habe errichtet ἀγάλματα τὸ μὲν Ῥώμης, τὸ δὲ Καίσαρος. *Joseph. Flav.* L. XV. c. 10.

Athenae. Spon Voyage. Tom. II. p. 183. *Lyon.* 1678. ..*ΚΑΙ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ ΘΕΟΥ ΥΙΟΥ. ΣΕΒΑΣΤΟΥ* etc.

Dieß der Katalog der Städte, von denen aus Autoren oder Monumenten dem Referenten Tempel oder Altäre der Roma und des Auguſtus bekannt ſind.

Referenten dünkt ſehr leſenswerth, was Hr. Artaud über jedes der kleinſten Details der Münzen vorbringt. Doch wir übergehen ſie, indem wir hinzufügen, daß dieſer Discours uns ſehr merkwürdig ſcheint; daß die Unterſuchungen über einen im Alterthum ſo merkwürdigen Gegenſtand, wie der Altar in Lyon, wohl jedermann anziehen dürften; nicht nur in dem ſchönen Lande, in dem er einſt geſtanden hat, ſondern allenthalben, wo die Größe der römiſchen Herrſchaft, wo ihre Werke (ein Altar in dieſer Geſtalt gehört gewiß zu den beſten Formen), noch Intereſſe erwecken. Für uns Oeſterreicher hat dieſe Diſſertation noch den beſondern Vorzug, weil ſie beziehungsweiſe uns abermal aufmerkſam macht auf den großen Schatz römiſcher Monumente, die das weite Gebiet dieſer ſchönen Monarchie, beſonders in Iſtrien und Dalmatien zeigt. Pola und der Auguſtus-Tempel daſelbſt gehören zu

den merkwürdigern Monumenten der römiſchen Welt. In der Nähe der itzigen Kaiſerſtadt, in Carnuntum, wo ſo viele Reiſende noch das Thor an die Bedeutenheit einer Stadt erinnert, die gänzlich verſchwunden, wohnten mit Unterbrechungen durch 350 Jahre römiſche Kaiſer, von denen, welche zu den beſten der menſchlichen Gattung gehörten. Leider iſt die Zerſtörung dergeſtalt darüber hergegangen, daß zu fürchten ſteht, die ſchöneren Werke ſeyen alle vertilgt.

Lebte gleich in unſern Gegenden nicht der Glanz des Auguſteiſchen Zeitalters; ſo ſchrieb hier Marc Aurel; unter dem auch noch Schönes geleiſtet wurde.

Lugdunum war freylich in beſſerer römiſcher Zeit gebaut, wie Carnuntum; in erſterem ſind viele der preiswürdigſten Ueberbleibſel. Die beyden Säulen von Granit in der Kirche St. Ainay; ein Fuß einer Statue zu Pferd, auf die wir noch zurückkommen werden; die berühmte Rede des Kaiſers Claudius im Senate, um den Galliern das Bürgerrecht zu verſchaffen; ſie wurde auf drey Tafeln geſchrieben; in Lyon ſind nur mehr zwey, die 1528 gefunden wurden. Dieſe Rede iſt außerordentlich merkwürdig, weil ſie uns ungefähr zeigt, wie ein geiſtvoller, in den großen Geſchäften bewanderter, den Menſchen kennender Mann, wie Tacitus, in ſeiner kräftigen Kürze eine Rede als Dokument benutzt, und wie er ſie bearbeitete. Sie mag uns den Standpunkt zeigen, auf dem die Geſchichtſchreibung ſtand, als der noch unerreichte Tacitus lebte.

Die Tafeln der Rede des Claudius und Tacitus im XI. Buche c. 24 ſeiner Annalen ſollen mit irgend einem Dokumente und einem der beſten Schriftſteller der mittlern oder neuern Zeit verglichen werden, und es wird erhellen, wann die hiſtoriſche Kunſt höher ſtand.

Außerdem ſind in Lyon noch die höchſt intereſſanten Waſſerleitungen, die auch die Menſchen beſchäftigen können, die überall nur auf das Nützliche ſehen. Sie ſind ein Beweis des großen Aufwandes, den die Römer faſt überall machten, um dieß zu den erſten Bedürfniſſen gehörige ſich in größter Güte zu verſchaffen. Die Waſſerleitungen des Pila ſind durch dreyzehn Lieues im Zikzak, und acht gerade geführt.

Ein großer vortrefflicher Moſaikboden wurde hier den 18. Februar 1806 im Garten des Hrn. Macors, nahe bey der Kirche St. Ainay, unweit des alten Zuſammenfluſſes der Rhone und Saone entdeckt.

Hr. Artaud hat mit der Thätigkeit, die ſo vielen Franzoſen eigen iſt, ſogleich im Jahre 1806 den Muſivboden ſelbſt gezeichnet, in Kupfer geſtochen, mit einer vortrefflichen Erklärung beglei-

tet, herausgegeben. Ref. überzeugte ſich an Ort und Stelle ſelbſt von der Genauigkeit der Zeichnung und der Farben.

Der Wichtigkeit des inneren Gegenſtandes, des Cirkus mit dem Wettrennen, kommt die Eleganz der äußeren Einfaſſung, der Arabesken gleich. Deutlich ſind die vier Farben der Parteyen: die grüne, die rothe, die weiße und die blaue, zu unterſcheiden, eine Eigenthümlichkeit, die vor Domitian Statt hatte, welcher Kaiſer sechs einführte.

Dieſes Werk des Hrn. Artaud (Description d'une Mosaïque représentant des jeux du Cirque, découverte à *Lyon* le 18 Février 1806. *Lyon*, 1806. gr. fol.) kommt freylich dem ſchönſten Werke dieſer Art, *Alex.* de *Laborde* Description d'un Pavé en mosaïque découvert dans la ville d'*Italica*. *Paris* 1802. in gr. fol. nicht gleich, iſt jedoch voll der beſten Anſichten, ohne zu große Vorliebe für den Gegenſtand oder die Arbeit der Alten, die, nach den vorhandenen Werken zu urtheilen, in dieſem Fache von den Neueren weit übertroffen werden.

Die Moſaikböden, die in Salzburg aufgegraben wurden, mit der Geſchichte des Theſeus, von denen wir noch keine gute Beſchreibung haben, und die Se. Majeſtät durch den Director des k. k. Münz- und Antiken-Kabinettes ausheben und nach Wien bringen ließen, gehören gleichſam dazu, um eine Trilogie der Moſaiken zu bilden. Die Moſaik von Italica hat ein beſonderes Intereſſe durch die Bilder der Muſen, denen die Namen beygeſchrieben ſind; ſie gab Veranlaſſung zu dem prächtigen Werke, das noch durch Münzen, die bloß auf Italica Bezug haben, ausgeſtattet werden konnte.

Der Moſaikboden in Lyon iſt ausgezeichnet durch den Gegenſtand der Circenſiſchen Spiele, denen durch dieſen Boden eine Aufklärung zu Theil geworden iſt, die ohne die Auffindung desſelben nicht ſo leicht hätte gemacht werden können. Auch ſteht in Lyon eine Inſchrift eines Ligurius, die im engen Zuſammenhange mit der Moſaik zu ſeyn ſcheint. Der Ort der Auffindung iſt dieſer klaſſiſche Theil in Lyon, in deſſen Nähe der Altar der Roma und des Auguſtus ſtand, bey dem die Spiele gehalten wurden. Die Auffindung dieſes Bodens ergänzt gleichſam nur die Kenntniſſe von Lugdunum.

Die Muſivarbeiten von Salzburg ſind in ſo fern noch merkwürdiger, weil ſie erſt den Anfang bilden zur Alterthumskenntniß von Salzburg, und dieſem Orte eine Wichtigkeit verleihen, die er ohne ſie in antiquariſcher Hinſicht nicht gehabt hätte. Salzburg fehlen aber ganz die chronologiſchen Wegweiſer der Geſchichte, die Münzen, die der Stadt allein angehörten, die da geprägt worden wären.

Die Geſchichte des Theseus dürfte in eine Zeit verweiſen, in der der Kultus des Herkules und Theseus, alſo zur Zeit des Commodus, im Römerreich ſehr an der Tagesordnung war.

Den Beſchluß dieſer intereſſanten Abhandlung, die ohne Zweifel die Ausſage eines Klaſſikers, Strabo's, beſtätiget, die Goſſelin, Thyrwitt angefochten, die die Alterthumskunde in einem merkwürdigen Punkte aufhellt, die in Herrn Artaud's Lande die Vaterlandsliebe befördern muß; denn es freuet den verſtändigen Mann, in den Geſchichten ſeines Vaterlandes klar zu ſehen, und ſelbe an rühmliche Thaten zu binden und durch Monumente zu verherrlichen — macht eine Denkſchrift über einen Verſuch im Jahre 1809 eine Statue zu Pferd auszugraben.

Schon ſeit Jahrhunderten hatten die Schiffer der Saone, rückwärts dem Kloſter der heil. Klara, in dem Fluſſe einen fremden Körper entdeckt, den ſie den Teufelshaken nannten. Als ſich endlich die Taue mehrerer Schiffe daran verwickelten, zerbrachen die Pferde mit Gewalt den Haken, und ſiehe, es war ein herrlicher Vorderfuß eines Pferdes in Bronze zum Auslaufen bereitet.

Im Winter des Jahres 1766, als die Saone ſehr nieder ſtand, brachte man den Fuß heraus.

Nach vier Jahren wurden neue Nachforſchungen gemacht, aber umſonſt.

Als Millin in Lyon war, machte er mit Recht darauf aufmerkſam, daß man alles verſuchen müſſe, um der Statue, zu der der Fuß gehört, auf die Spur zu kommen.

Die Lyoner ließen ſich das nicht umſonſt geſagt ſeyn; viele machten eine Subſcription, um Nachſuchungen anzuſtellen, die im Oktober 1809 anfingen. Man fand viel, doch nicht das Geſuchte. Die Waſſer der bald darauf hoch gehenden Rhone vereitelten alle Verſuche. Millin meint mit Adamoli, einem älteren Bürger Lyons, der der Bibliothek ſeiner Vaterſtadt eine prächtige Bücherſammlung vermacht hatte, die Inſchrift des Antiſtius (Gruter CCCLV. 6.), die uns ſagt, daß ihm als General-Zolleinnehmer wegen ſeiner Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit von den drey galliſchen Provinzen eine Statue zu Pferd ſey errichtet worden, beziehe ſich gewiß auf die Statue, von der der Fuß ſey gefunden worden. Artaud meint dieß nicht, und er darf Recht haben; denn der Styl der Inſchrift ſcheint ſpäterer Zeit, und der Fuß des Pferdes zeigt einen vorzüglichen Meiſter.

Am nämlichen Orte, an dem die Tafeln des Claudius gefunden wurden, wurde auch ein bronzener vergoldeter Vorderfuß eines Pferdes gefunden.

Stehen unſere deutſchen Länder in Vielem den franzöſiſchen an antiken römiſchen Monumenten nach; ſo haben ſie doch auch einen Vortheil; z. B. die herrliche Bronzſtatue, die wir Germanicus zu nennen geneigt wären, und die das k. k. Münz- und Antiken-Kabinett ziert, wurde 1502 auf den Trümmern von Virunum gefunden, und iſt von einer ſeltenen Erhaltung und Schönheit.

Ein Theil eines Bronze-Fußes wurde noch hier in Wien beym Canal-Bau gefunden, und leider nicht mehr; ein ähnlicher in Carnuntum, und auch nicht mehr! Vielleicht gibt je ein günſtiger Zufall uns und den Nachforſchern in Lyon das, was beyde lange ſuchen, und das, iſt's gefunden, zur Zierde ihrer Städte beytragen wird.

Wir haben in dem angezeigten Traktat viel gelobt, und halten dafür, mit Recht — doch ſtellt Einiges weniger zufrieden, z. B. manches On dit — wo Gewißheit ſeyn ſollte, und dieſes On dit nicht paßt. Den Tafeln fehlt es nicht an Genauigkeit der Zeichnung, doch an einem gewiſſen Habitus der antiken Nachahmung. Die Blätter VI. VII, aus Mercurialis hätten wir lieber ganz ausgelaſſen; öfters wird ein neuer Sammler citirt, wo durchaus nur die alte Quelle gelten kann.

Doch wo ſo viel Gutes geleiſtet worden iſt, kann wohl geſchloſſen werden: damus hanc veniam petimusque vicissim.

Mit einigem höheren Schwunge, nicht ſo entſetzlicher Anhäufung der oft überflüſſigen Citate, gibt der Verfaſſer der Geſchichte einer ſo alten Stadt, unter den Römern ſo blühend, unter Nero durch Brand verheert, Seneka ſagt: Una nox fuit inter urbem maximam et nullam. Epist. 91., die Nero wieder aufbauete, die der große Trajan in ſeinen Schutz nahm; der Sitz fürchterlicher Chriſtenverfolgungen, des Triumphes des Chriſtenthums daſelbſt, häufig der Sitz der burgundiſchen Fürſten; immer in Wiſſenſchaften berühmt, durch Handel blühend, zum Sitz des Vergnügens gemacht; ſo daß Scaliger ſingen konnte (Poemata 1574 in 8. t. I. p. 411....)

Antiquo novus orbis in orbe,
Lugdunumve vetus orbis in orbe novo;
Quod nolis, alibi quaeras; hic quaere, quod optas;
Aut hic aut nusquam vincere vota potes.

in neuern Zeiten durch die Gewalt der Revolution ſo ſehr zerſtört — Hoffnung, ein intereſſantes Werk zu liefern.

Herr Artaud hat ſchon mehrere Schriften, größten Theils antiquariſchen Inhalts, geliefert; um Lyon ſich auch verdient gemacht durch die Einrichtung des Muſeums, durch Sammlung und Aufſtellung der vielen Inſchriftſteine in den bedeckten Gängen des Muſeums zu ebener Erde, wo jeder Wißbegierige die Vorwelt der Stadt auf den Steinen leſen kann.

Obſchon die Inſchrift der Weihung des Altars zu Ehren des Auguſtus im Jahre 1566 zu Narbonne aufgefunden, und in dieſer Stadt bewahrt, ſchon öfters bekannt gemacht worden iſt, ſo iſt ſie es doch nicht in deutſcher Sprache. Um das Verhältniß der deutſchen und lateiniſchen Sprache auf Inſchriften zu zeigen, und weil im vorliegenden Werke ein fac-simile der berühmten Inſchrift gegeben iſt, wollen wir ſie hier abſchreiben, überſetzen und mit wenigen Bemerkungen begleiten.

T. STATILIO TAVR
L. CASSIO LONGINO
COS. X. K. OCTOBR
NUMINI AVGVSTI VOTVM
SVSCEPTVM A PLEBE NARBO
NENSIVM INPERPETVOM

QVOD. BONVM. FAVSTVM. FELIXQVE. SIT. IMP. CAESARI
DIVI. F. AVGVSTO F. (P.) P PONTIFICI. MAXIMO. TRIB. POTÊST
XXXIIII. CONIVGI. LIBERIS. GENTIQVE. EIVS. SENATVI
POPVLOQVE. ROMANO. ET. COLONIS. INCOLISQVE
C. I. P. N. M. QVE (I) SE NVMINI. EIVS. IN. PERPETVVM
COLENDO. OBLIGAVERVNT. PLEBS. NARBONEN
SIVM. ARAM. NARBONE. IN FORO POSVIT. AD.
QVAM. QVOTANNIS. VIIII. K. OCTOBR QVA. DIE
EVM. SECVLI. FELICITAS. ORBI. TERRARVM
RECTOREM. EDIDIT. TRES. EQVITES. ROMANI
A. PLEBE. ET. TRES. LIBERTINI. HOSTIAS. SINGV
LAS. INMOLENT. ET. COLONIS. ET. INCOLIS. AD
SVPPLICANDVM. NVMINI. EIVS. THVS. ET. VINVM
DE. SVO. EA. DIE. PRAESTENT. ET. VIII. K. OCTOB.
THVS. VINVM. COLONIS. ET. INCOLIS. ITEM. PRAE
STENT. K. QVOQVE. IANVAR. THVS. ET. VINVM
COLONIS. ET. INCOLIS. PRAESTENT. VII. QVOQ
IDVS. IANVAR. QVA. DIE. PRIMVM. IMPERIVM
ORBIS. TERRARVM. AVSPICATVS. EST. THVRE
VINO. SVPPLICENT. ET. HOSTIAS. SINGVL. IN
MOLENT. ET. COLONIS. INCOLISQVE THVS. VI
NVM. EA. DIE. PRAESTENT.
ET. PRIDIE. K. IVNIAS. QVOD. EA. DIE. T. STATILIO.
TAVRO. MV. AEMILIO. LEPIDO. COS. IVDICIA
PLEBIS. DECVRIONIBVS. CONIVNXIT. HOSTIAS
SINGVL. INMOLENT. ET. THVS. ET. VINVM. AD
SVPPLICANDVM. NVMINI. EIVS. COLONIS. ET
INCOLIS. PRAESTENT.
EXQVE IIS. TRIBVS. EQVITIBVS. ROM
LIBERTINIS VNV . . . .

Zweyte Seite:

S. NARBO
VMINIS. AVGV
CAVIT [1])

LEGIBVS. IIS. Q. I. S. S. [2])

NVMEN. CAESARIS. AVG. P. P. QVANDO. TIB
HODIE. HANC. ARAM. DABO. DEDICABO
QVE. HIS. LEGIBVS. HISQVE. REGIONI

1) Plebs Narbonensis aram numinis Augusti dedicavit.
2) Quae infra scriptae sunt.

BVS. DEDICABOQVE. QVAS. HIC
HODIE. PALAM. DIXERO. VTI INFIMVM
SOLVM. HVIVSQVE. ARAE. TITVLORVM
QVE. EST. SI. QVIS. TERGERE. ORNARE
REFICERE. VOLET. QVOD. BENEFICII
CAVSA. FIAT. IVS FASQVE. ESTO. SIVE
QVIS. HOSTIA. SACRVM. FAXIT. QVI
MAGMENTVM. NEC. PROTOLLAT. ID
CIRCO. TAMEN. PROBE. FACTVM. ESTO. SI
QVIS. HVIC. ARAE. DONVM. DARE. AV
GEREQVE VOLET. LICETO. EADEMQ
LEX. EI. DONO. ESTO. QVAE. ARAE. EST.
CETERAE LEGES. HVIC. ARAE. TITVLISQ
EAEDEM SVNTO. QVAE. SVNT. ARAE
DIANAE. IN. AVENTINO. HISCE. LEGI
BVS. HISQVE. REGIONIBVS SICVTI
DIXI. HANC. TIBI. ARAM. PRO. IMP
CAESARE. AVG. P. P. PONTIFICE. MAXI
MO. TRIBVNICIA. POTESTATE. XXXV
CONIVGE. LIBERIS. GENTEQVE. EIVS
SENATV. POPVLOQVE. R. COLONIS
INCOLISQVE. COL. IVL. PATERN. NARB
MART. QVI. SE. NVMINI. EIVS. IN. PER
PETVVM. COLENDO. OBLIGAVERVNT
DOQVE. DEDICOQVE. VTI. SIES. VOLENS

PROPITIVM.

Gelübde, unter des Titus Statilius Taurus und Lucius Caſſius Longinus Taurus Konſulate an den 10. Kalenden des Oktober (22. Sept.) der Gottheit des Auguſtus, vom Volke Narbo's auf ewig geweiht.

Segen, Heil und Glück dem Imperator Cäſar Auguſtus, dem Sohne des Vergötterten, dem Vater des Vaterlandes, Pontifex Maximus, Tribun zum vier und dreyßigſten Male, und ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern, ſeiner Familie; dem Senate und dem römiſchen Volke, den Koloniſten und Einwohnern der Kolonie, Julia — Paterna — Narbo Martialis. Verpflichtet auf immer zur Verehrung ſeiner Gottheit errichtet das Volk von Narbo auf ſeinem Forum einen Altar, daß jedes Jahr am neunten der Kalenden des Oktober (23. Sept.), dem Tage, da ihn das Glück des Jahrhunderts der Welt zum Herrſcher gab *), drey Ritter aus dem Volke gewählt, und drey Freygelaſſene Opfer darbringen, und Wein und Weihrauch aus eigenem reichen, den Koloniſten und Bewohnern zur Verehrung ſeiner Gottheit, und dasſelbe Opfer wieder am achten der Kal. des Oktober; auch an den Kalenden des Jänners (1. Jänner) und ſiebenten Idus des Jänners (7. Jänner), dem Tage, da er die Herrſchaft der Welt antrat, opfern ſie Weihrauch, Wein und

*) Auguſt war den neunten Kal. des Oktober zu Velletri geboren, im J. R. 691, v. Ch. 63.

Schlachtthiere, und ſpenden am ſelben Tage den Koloniſten und Bewohnern Weihrauch und Wein.

Und am Tage vor den Kalenden des Juny (31. May), da er unter des Titus Statilius Taurus und des Manlius Aemilius Lepidus Konſulate mit den Dekurionen Richter aus dem Volke verband [1]), ſchlachte jeder Opferthiere und reiche ihm zu Ehren Weihrauch und Wein den Koloniſten und Bewohnern.

Und einem aus dieſen dreyen Römiſchen Rittern und der Freygelaſſenen —

Auf der andern Seite des Steins iſt die Formel eingeſchrieben, die der Pontifex allein zu ſagen pflegte, ſie heißt:

Das Volk von Narbo weiht dieſen Altar der Gottheit des Auguſtus unter den gelobten Bedingungen.

Vergötterter Cäſar Auguſtus, Vater des Vaterlandes, ich weihe und eigne Dir heute dieſen Altar mit den Bedingungen und Gränzen, wie ich ſie heut zum Umfange und Eigenthum des Altars und Heiligthums beſtimmte, und ſo ihn jemand reinigen, verherrlichen und herſtellen will, ſey ihm dieſes zu ſeiner Sühne rechtlich unverwehrt; und wo er ein Opfer darbringt und es nicht überſchreitet, dem ſey wohl gethan; und wer dem Altar ein Geſchenk darbringt oder es mehret, dem ſey es vergönnt; dem Geſchenk ſey wie dem Altar daſſelbe Fug und Recht. Vorrecht und Ehrenmahle ſeyen dieſem Altar, wie jenem der Diana auf dem Aventinum. Unter dieſen ausgeſprochenen Bedingungen und Gränzen widme und weihe ich dieſen Altar, dem Imperator Cäſar Auguſtus, dem Vater des Vaterlandes, Pontifex Maximus, Tribun zum fünf und dreyßigſten Male, und ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern, ſeiner Familie; dem Senate und dem römiſchen Volke, den Koloniſten und Bewohnern der Kolonie Julia Paterna Narbo Martialis, verpflichtet auf ewig zum Dienſte ſeiner Gottheit, damit du uns hold und gewärtig ſeyeſt [2]).

Arneth.

[1]) Das heißt, mit den von den Römern beſtellten Richtern ließ er auch welche aus dem Volke ſelbſt wählen, und mit den erſteren vereinigt galt der Ausſpruch.

[2]) Es iſt im Styl ſchon leicht zu erkennen, daß dieſe Einweihungsformel älter als das Auguſteiſche Zeitalter ſey. Schon Cicero ſagt (pro domo sua), daß der Prieſter über ſein Haus nicht feyerliche und alterthümliche Worte geſprochen habe.

Art. VI. Descrizione d' alcune medaglie greche del museo del signore *Carlo Ottavio Fontana* di *Trieste*, per *Domenico Sestini. Firenze* 1822. 4.

Auf Veranlaſſung des Hrn. Fontana ſind in Einem Jahre zwey der intereſſanteſten Werke im Fache der Alterthumskunde erſchienen. Es verdient großes Lob und erinnert an die reichen Tage Venedigs, daß ein Mann, eigentlich mit den Intereſſen des Handels beſchäftiget, ſo viel Muße und Arbeit auf die Pflege der Wiſſenſchaften verwendet, wie Hr. Fontana; auch wollte es ein glücklicher Zufall, daß ſich zwey ſo ausgezeichnete Männer, wie die Herren Hofrath von Hammer und Domenico Seſtini mit der Beſchreibung ſeiner Kunſt und wiſſenſchaftlichen Gegenſtände beſchäftiget haben. Das ſchöne Werk des Erſteren (Copie figurée d'un rouleau de Papyrus trouvé en Égypte, publiée par M. *Fontana* et expliquée par M. de *Hammer* etc. *Vienne* 1822, quer Fol.) hat bey allen, die ſich für das Wiſſen und Denken dieſes ſonderbaren Volkes, des ägyptiſchen, intereſſiren, einen zu angenehmen Eindruck gemacht, und hat einen zu tiefen Blick in das ägyptiſche Alterthum geöffnet, um hier nicht erwähnt zu werden. Es kann nach des Ref. Dafürhalten nicht fehlen, daß ſich nicht die meiſten Stimmen darüber vereinigen ſollten, daß Herr Hofrath v. Hammer mehr gefunden habe, als er ſich ironiſch gegen Sickler äußerte: »nous nous estimons fort heureux si les lecteurs trouvent que nous en ayons rencontré le sens commun« (S. 5) im Gegenſatze mit dem sens mystique, daß er der wahrſcheinlichen Bedeutung auf die Spur gekommen ſey.

Hr. v. Hammer hat die Bild-Hieroglyphen dieſes Papyrus mit einer Sicherheit und Wahrſcheinlichkeit erklärt, daß dieſe Arbeit ein eigentliches Geſchenk für die Alterthumswiſſenſchaften zu nennen iſt. Aus dieſen Erklärungen erhellt auch zugleich überall, daß der gelehrte Verfaſſer jener Anſicht nicht entgegen iſt, wozu auch Refer. ſich bekennt: das ägyptiſche Alterthum iſt ein intereſſantes Problem für den Forſcher; es iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, daß die Reſultate aller Forſchungen in dieſem Fache poſitiv unſere Erkenntniß in religiöſer, politiſcher oder artiſtiſcher Betrachtung weiter fördern können. Die Wiederholung vieler Formeln erinnert auffallend an die Gebete in den Zend-Büchern. Der Verfaſſer hat öfters Gelegenheit, ſeine umfaſſende Kunde der geſammten orientaliſchen Literatur zu zeigen, und manches Erbtheil einer uralten Zeit aus derſelben zu erklären. Ref. durfte in dieſer Anzeige dieſe ſchöne Beſchreibung, die auch typographiſch ſo gut ausgeſtattet iſt, nur berüh-

ren, und muß zum zweyten Werke übergehen, welches, obwohl etwas Ganzes liefernd, doch nicht ſo Intereſſantes darbietet, weil es ſich in einem Felde bewegt, wozu der gelehrte Seſtini die dankenswertheſten Zuſätze geliefert hat, ohne eine ſchöpferiſche Umwandlung darin hervorzubringen, oder Grundſätze aufzuſtellen.

Ref. hatte ſchon öfters Gelegenheit, von dem hohen Werthe der alten Münzkunde für politiſche und artiſtiſche Geſchichte im Allgemeinen zu ſprechen; weil vorliegendes Werk aber in den Händen weniger ſeyn dürfte, ſo hat er das Vorhaben, es mehr im Einzelnen zu zergliedern.

Herr Fontana, ſagt uns Seſtini in der Vorrede, beſchäftigt ſich ſeit Langem, eine Sammlung römiſcher Münzen, ſowohl der Konſuln als Kaiſer zu machen. Doch ſeine Verbindungen mit Aſien und Afrika ſind ihm zu günſtig, um nicht auch ſeine Anfangs vernachläßigte Sammlung der griechiſchen Münzen zu bereichern. Um ſeine Sammlung zu gründen, kaufte Fontana zwey Muſeen zu Venedig, jene des Kav. Nani und Perſico, und ſo entſtand ſchnell die Sammlung, von denen Seſtini Anfangs das Inventarium gibt, und hernach die ſeltenſten Münzen beſchreibt und in Kupfer geſtochen liefert. Der geographiſche Katalog iſt genau nach Eckhels Syſtem geordnet, und enthält 43 Gold-, 1001 Silber- und Potin und 2559 Bronze-Münzen; 107 ſind auf 6 Kupfertafeln geſtochen, die ohne Eleganz, doch getreu die Gegenſtände geben. Sie ſind, wie die meiſten Seſtiniſchen Kupfer, die denen des engliſchen Katalogs, des Mionnet, des Choiſeul-Gouffier aber nachſtehen. Auch fällt der Mangel an Ordnung unangenehm auf, weil die Münzen nicht nach einander, wie ſie beſchrieben ſind, auch ſich auf den Kupfertafeln zeigen, ſondern zufällig, bloß etwa nach der Größe neben einander geſtellt ſind; eine Zuſammenſtellung nach der Symmetrie wird aber ſelten den wiſſenſchaftlichen Mann befriedigen, ſondern nur die, die ihm die Ueberſicht erleichtert.

Den Anfang der dem Ref. intereſſantern Münzen macht Perſeus:

Caput Persei modeste barbatum, sub quo
ΖΩΙΛΟΤ.

Rückſ. *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΕΡΣΕΩΣ.* Aquila fulmini insistens, in area Σ et monogr. Omnia intra quernam, extra quam infra astrum. *Mionnet.* Sc. 10 *). AR. Tab. VI. N. 3.

In der zweyten Ausgabe ſeiner geographiſchen Numismatik oder classes générales beſchrieb Seſtini ſelbſt zwey Münzen mit *ΖΩΙΛΟΤ*, ſie für Gold haltend. Jedoch nur die Allier's de Hauteroche exiſtirt in Gold, und in England ſoll noch eine

*) Iſt unrichtig; die Münze überſchreitet wenigſtens nach dem Stich nur wenig die Größe 9.

andere in Gold ſeyn; vorliegende iſt in Silber, wie die meiſten nicht ſeltenen. Ref. theilt nicht die Anſicht Seſtini's, daß das Monogramm auf der Rückſeite den Anfang des *ΖΩΙΛΟΥ* macht.

Die Goldmünze des Perſeus, die hier aus dem Muſeum des Allier de Hauteroche mitgetheilt iſt, iſt einzig (unicus) und ſehr intereſſant.

Vorſeite: der Kopf des Königs.

Rückſ. *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΕΡΣΕΩΣ.* Gryphus ad s. stans, pedem dext. anteriorem elevat AV. 3.

Die Vermuthung, daß Perſeus dieſe Münze in Abdera ſchlagen ließ, ſcheint ſehr zuläßig.

S. 28 wird eine neue Stadt in die Numismatik eingeführt. Sie heißt, nach der Münze geſchrieben, Alleta, und liegt auf dem Itinerarium Antonins, auf dem Wege zwiſchen Salona nach Durazzo (alſo in dieſem Ruinenreichen Gefilde Dalmatiens), ſie heißt:

Caput muliebre diadematum.

ΑΛΛΕΤΩΝ. Hercules nudus stans adversus d. clavae imposita, s. spolia leonis. Tab. I. N. 5.

Der Herkules Dienſt war in dieſen Gegenden häufig, wie eine Münze von Alvona? zeiget; das Gepräge weiſet auch dahin, alſo ſcheint der Verfaſſer ſeiner Münze den rechten Ort angewieſen zu haben. Von der Stadt Byllis kömmt S. 30, Tab. 1, N. 6. eine intereſſante kleine Münze vor.

Wie die zu den ſelteneren Münzen gehörigen der Stadt Apollonia mit dem feuerſpeyenden Berge, um den drey Nymphen tanzen, hat auch die Münze von Byllis den feuerſpeyenden Berg.

Die Münze iſt: Caput muliebre, Dianae, ut videtur.

Rückſ. *ΒΥΛΛΙΟΝΩΝ.* Mons ignivomus.

Byllis, Bullis lagen in der Nähe von Apollonia, beyde hatten vieles gemein; Livius nennt l. XIV. c. XXX. Bullinorum et Apolloniatium auxilia, und ſo auch eine Aehnlichkeit in den Typen der Münzen.

S. 32 werden Münzen, von denen eine ſelbſt Eckhel nach Olynthus verlegte, die meiſten andern nach Theben, nach Olympe in Illyrien geſetzt und mit vielen Gründen der Wahrſcheinlichkeit; wie auch die des k. k. Kabinets kaum an *ΟΛΥΜ* und nicht wie Eckhel D. N. V. Vol. II. p. 73 las, *ΟΛΥΝ*, zweifeln läßt.

Caput Herculis imberbe leonis exuviis tectum.

Rückſ. ΟΛ/ΥΜ. Arcus, intra quem clava jacens. AE. 3. Tab. 5. N. 9.

S. 45. Theben hat auf einer hier Tab. 6. N. 11 (nicht 5) mitgetheilten Münze AR 3).

Caput Junonis velatum.

Rückſ. . . *ΒΑΙΩΝ*. Cadmus armatus, e navi exiliens.

Ein Satz, der durch viele Beyſpiele bewieſen iſt, iſt auch der: daß die Numismatik häufig die Gottheiten zeigt, die an einem beſtimmten Orte ſind verehret worden, wie in Aegina, Jupiter und Diana. S. 49, Tab. II. Fig. 7 liefert zu dieſem auch den Beleg.

M. ΑΥΡ. ΑΝΤωΝΕΙΝΟC. Protome (Caracallae) laureata cum paludamento.

Rückſ. *ΑΙΓΕΙΝΗΤωΝ*. Mulier stolata, capite turrito ad d. stans d. sagittam, s. demissa curtam taedam; et ex adverso Jupiter nudus stans d. fulmen s. hastam.

Gleiches beſtätiget ein Medaillon der Stadt Aegium in Achaja, von der Pauſanias ſagt, daß ſie auf öffentlichem Platze einen Tempel Jupiters des Erretters hatte.

ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡ. ΑΝΤΩΝΕΙΝΟC. Cap. Antonini Pii laureat.

Rückſ. *ΖΕΥΣ*. (fortasse. *ΜΕΓΑC*.) *ΑΙΓΙΕΩΝ*. Basis quadrata oblonga, supra quam Jupiter nudus stans, d. elata fulmen vibrat, s. extenta aquilam

Die unter Korinth p. 52. Tab. I. N. 13. beſchriebene Münze wird itzt allgemein dieſer Stadt zugetheilt; doch ohne die Probabilität, die nothwendig iſt, um ſicher zu ſeyn. Der Typus dieſer Münzen, der ſich von denen unterſcheidet, die gewöhnlich nach Syrakus gelegt werden, weiſet wohl nach dem eigentlichen Griechenland hin, und dann nur nach Korinth. Auch das k. k. Münzkabinett ſetzt fünf Silbermünzen nach Korinth, mit einem dieſer Münze ſehr ähnlichen Typus; Eckhel wagte dieß noch nicht, der äußert, keine Münze in Silber ſey beſtimmt von Korinth, die auf unſere Zeit gekommen ſey; er widerlegt alle Muthmaßungen Pellerin's. (D. N. V. V. II. p. 237.)

Die Mittheilung der Münze der Agrippina, in Korinth geprägt, iſt dankenswerth, weil die Schrift dieſer ſeltenen Münze mit dem ſchönen Kopfe dieſer intereſſanten Frau an wenig Orten ſo gut zu leſen wie hier:

AGRIPPINA. GERMANICI. . . . . Caput Agrippinae.

Auf der Münze mit dem nämlichen Kopfe im k. k. Kabinett iſt der Kopf recht gut erhalten, doch nicht die Schrift.

Seſtini hält die Nymphe, die auf einem Berge ſitzt (vor ihr ein Brunnen, wie es ſcheint) für Leucothea, auf dem Felſen Moluris ſitzend, auf einer Münze des Sept. Severus. Tab. II. Fig. 3.

Pauſanias erzählt, daß bey Pſophis in Arkadien

der Berg Erymanthus ſich befinde, und nach Homer dort Herkules den Eber erlegt habe; darauf bezieht ſich die Münze Tab. I. Fig. 16.

Caput Herculis barbatum laureatum.

Rückſ. *ΨΩΦΙ*

Δ . . . Aper currens.

Auf eine ähnliche Art ließen die Tegeaten mit dem Kopfe der Julia Domna die Atalanta auf der andern Seite prägen, die den Kalydoniſchen Eber bey einem Baume mit einem Wurfſpieße erlegt.

Von der Inſel Kreta zeichnen wir zwey aus, die in Silber ſind. In dieſem Metalle ſind faſt alle Münzen des hohen Alters des heiligen Styls, um ſo zu ſagen, ausgeprägt.

Seſtini ſchreibt die Münze: Tab. III. Fig. 5.

Jupiter seminudus ad s. sedens d. extenta aquilam s. hastam.

Rückſ. *Sine epigraphe.* Dimidia Capra sylvestris cretica ad s. retrospiciens,

der Stadt Elyrus zu. Nach Pauſanias L. X. c. 16 lag dieſe Stadt im Innern der Inſel in Bergen; der Aufenthalt dieſer Art Ziegen.

Die Münze aber Tab. III. Fig. 11 theilt Seſtini der kretenſiſchen Küſten-Stadt Itanus zu:

Triton in magnam piscis caudam desinens, d. elata tridentem intorquens, s. elata piscem sustinet.

Rückſ. Astrum magnum intra quadrum et quadratum incusum.

Beyde Münzen ſind auf Kreta (Kandia) gefunden. S. 78 ſuchet daher Seſtini die von Mionnet T. II. p. 96. N. 5. Hunter p. 134. n. 6. tab. 19 und ihm ſelbſt *Lett.* VII. p. 20. nach Corcyra gelegten dieſen ähnliche Münzen Itanus zu vindiciren.

Bey der Inſel Andrus, S. 80, erinnert ſich Ref., daß er neulich eine prächtige Münze der Stadt Maronea ſah, die dem Gr. Latour-Maubourg angehört, und auf der Inſel Andrus gefunden wurde. Es iſt darauf ein ſpringendes Pferd, oder demſelben ein Stern und unten *MAP* ſehr verwiſcht.

Rückſeite: der Magiſtrat *MHTPOΔOTOΣ* und der großen Weinrebe mit Trauben.

Wieder ein Beleg, daß der Fundort wohl etwas, aber nicht viel beweiſe.

Von einem Könige, der eine ſo merkwürdige und ſo tragiſche Erſcheinung in der Weltgeſchichte war, wie Mithradates

VI. Eupator, ſcheint uns alles merkwürdig; beſonders aber Münzen, die zur Fixirung ſeiner Regierungsperiode beytragen.

Eckhel kannte keine ſo frühen Jahre wie 205 und 208 der pontiſchen Aera, Jahre, die mit den Jahren Roms 661 und 664 übereinſtimmen.

Schon früher ſah Seſtini zu Florenz bey dem durchreiſenden Herzog v. Blacas, dem bekannten Gönner der Wiſſenſchaften und Sammler von intereſſanten Alterthümern, beſonders geſchnittener Steine, auf einer Münze des Mithradates VI. die Zahl *EΣ* (205), und auf einer Münze im Muſeum Fontana lieſt er nun wie gewöhnlich:

Caput regis diadematum.

Rückſ. *ΒΑΣΙΛΕΩΣ.*

ΜΙΘΡΑΔΑΤΟΥ

ΕΥΠΑΤΟΡΟΣ. Pegasus ad sinistram pascens, ante lunula, cui imminet astrum solis, pone Annus *EΣ* (205) et $\frac{\Omega}{N}$ in uno *Δ*, omnia intra coronam hederaceam. Tab. VI. Fig. 4.

Eine ähnliche und mit *HΣ* (208) theilt Seſtini aus dem Muſeum des Königs von Baiern mit, und eine ſehr intereſſante goldene mit der Epoche *ΘΣ* (209) aus dem Muſeum des Allier de Hauteroche, die einzige in Gold, die eine Jahrzahl trägt.

S. 86 ſehen wir, wie prächtige Dinge die griechiſchen Städte noch unter Commodus hervorbrachten; der Medaillon lautet:

Α. ΑΥΡΗΛΙΟC. ΚΟΜΜΟΔΟC. ΚΑΙ. Protome Commodi, facie juvenili, capite nudo, cum paludamento et chlamyde.

Rückſ. *ΜΗΤΡΟ. ΝΕΩΚΟ.*

ΝΕΙΚΟΜΗΔ. Templum pulcherrimum 6 columnarum, in quo Ceres velata et stolata ad s. stans, d. spicas, s. elata ad taedam. In tympano templi aquila ex adverso stans alis explicatis. Tab. IV Fig. 3.

Nach Arrian war der Ceres Dienſt in Nikomedien ſehr berühmt. Es gibt noch mehrere vorzüglich ſchöne Medaillons aus der Zeit des Kommodus.

Von Tabae in Carien werden zwey noch unedirte Münzen, S. 89 Tab. I. Fig. 25 und Tab. V. Fig. 11. mitgetheilt. Die zwey Silbermünzen von Myra und Phaſelis in Lycien, Tab. I. Fig. 22 und 23, gehören zu den merkwürdigen.

Fontana beſitzt von Philadelphia in Lydien eine Münze der Etruscilla, die ſonſt nirgends vorkommt, S. 110.

Die Dariken als einfache Drachmen in Silber gehören nun nicht mehr zu den ſeltnern Münzen, deſto mehr die Tetradrachmen derſelben, wie der Tab. III. (nicht V) Fig. 5. geſtochene.

Der auf Münzen ſonſt nie geſehene Typus des Dypis Jaculus (Springer) findet ſich auf der Münze Tab. I. Fig. 29., die Seſtini nach Cyrenaica verweiſet, weil das Thier aus dieſen Gegenden kommt und als Nebenzeichen bey Cyrenaiſchen Münzen angetroffen wird.

Von Thapſum in Byzacene iſt bey Fontana eine Münze, die zu den ſeltenſten gehört; ſie heißt:

TI. CAE. DIVI. F. AVG. IMP. VIII. Cap Tib. nudum ad d.

Rückſ. THAPSVM. IVN. AVG. Mulier velata ad s. sedens. d. pateram, s. hastam, infra 4 literae punicae. Tab. III. Fig. 12.

Seſtini macht hier die Bemerkung, daß die Münzen eine gewiſſe Attraktion zu haben ſcheinen; kaum iſt eine unbekannte geleſen oder entdeckt, ſo finden ſich hie und da ähnliche. Auch dieſes beſtätiget ſich durch die neueſten Erfahrungen.

Kaum glaubt Raoul Rochette Spuren eines Leukon zu ſehen, ſo findet ſich ſchon wenigſtens ein deutlicherer als Raoul Rochettes bey Hrn. von Koeppen (S. v. Band der Jahrbücher T. 1. N. 1); kaum ſchrieb Oberſt Stempkovsky ſeine Notiz über Rhadameadis und Hr. Etatsrath Köhler gegen Stempkovsky's Rhadameadis, ihn Rhadamſes nennend, ſo finden ſich auch ſchon im ehemaligen Muſeum Theupoli Münzen, die zu beyden Belege zu geben ſcheinen. Doch iſt die Erhaltung dieſer letzteren Gattung Münzen immer von der Art, daß man ſelbſt der ſchärfſte Denker und konſequenteſte Logiker ſeyn könnte, um doch dieſe Münzen nicht immer ſo zu leſen, wie ſie vielleicht geleſen werden müſſen. Hier ſey nur die Bemerkung erlaubt, daß ſich in dieſer Streitſache nach des Ref. Dafürhalten auf den Münzen manches finde, was zu Rhadameadis und zu Rhadamſes paßt. So ſind zwey Münzen im Muſeum Theupoli, die von Stempkovsky für Eine dem Typus nach hielt, zweyerley, dem ganzen Habitus nach, ſo ſchlecht dieſer auch iſt.

1) *BACIAET . . . . ΔIC.* Caput regis. (Dieß ſcheint für Rhadameadis zu ſprechen.)

Rückſ. Caput laureatum, in area aquila advolans capiti coronam impositurus.

2) *BACIAEωC. PAΔAMC.* Caput regis. (Dieß ſpricht wahrſcheinlich für Rhadamſes. Der letzte Buchſtabe iſt gewiß eher *C* als *E*; denn ein *C* kömmt ſchon vor, das Epſilon iſt aber E geformt.

Im Anhange, S. 135, liefert Hr. Seſtini noch ein recht hübſches Silber-Münzchen von Aſpledon in Böotien:

Aquila sursum advolans rostro serpentem stringit.

Rückſ. *ΑΞΠΑΑ.* (*ΡΑΔΟΚΟ*) retrograde. Equus ad s. gradiens AR. 3.

Aus dieſen Anführungen glaubt Referent genugſam zeigen zu können, welch ein intereſſantes Muſeum das des Herrn Fontana ſey; ein Muſeum, das nach denen von Wien und Paris noch ſo viele nicht bekannte Münzen beſitzt (welche Aeußerung doch niemand für einen Vergleich mit dieſen Muſeen nehmen wird). Jeder, der in dieſem Fache bewandert iſt, wird unſere gerechte gute Meinung theilen. Es iſt ſchon die Zahl von 3600 Stücken bloß griechiſcher Münzen, von denen faſt die Hälfte in Silber iſt, und bey denen ſich, wie Hr. Fontana ſich gegen Ref. öfters äußerte, keine Doubletten und bloß gut erhaltene Stücke befinden, eine bedeutende Sache. Denn wie in manchen andern Sammlungen, ſo geht es auch häufig bey den Münzen, daß man durch einen großen numerum rotundum ſeine Eitelkeit zu befriedigen, und durch Selbſttäuſchung auch andere zu täuſchen ſucht. Wie in allen Dingen, macht auch hier nicht der Schein der Menge, ſondern der wirkliche Reichthum von ſeltenen, wohl erhaltenen, für die Hiſtorie im Allgemeinen und die der Künſte im Beſondern intereſſanten Stücke den wirklichen Reichthum einer Sammlung aus; und es könnte ſich leicht treffen, daß eine Sammlung, die an Zahl geringer iſt, oft mehr Werth hat, als eine viel größere. Der gute Sammler-Geiſt iſt eine ſeltenere Sache, als man häufig zu glauben ſcheint.

Nach des Ref. Dafürhalten beſitzt der Eigenthümer, Hr. Fontana, nach dem Katalog zu ſchließen, dieſen guten Sammler-Geiſt; und Seſtini hat zu ſeinen bedeutenden Verdienſten um die griechiſche Numismatik durch dieſes Werk einen verdienſtvollen Zuſatz geliefert.

In allen Werken, wie in dieſem, äußerte Hr. Seſtini ſeine außerordentliche Geübtheit, die Münzen zu klaſſiren und zu beſchreiben; ihm iſt das Verdienſt der Kunſtbehandlung, der Auffindung des Zuſammenhanges mit einem religiöſen oder politiſchen Ereigniſſe weniger, als das geographiſche, und dies letztere iſt auch ein weſentliches, von dem die früheren häufig abhangen.

Auf ein Muſeum und auf eine gute Beſchreibung der merkwürdigeren Stücke desſelben aufmerkſam gemacht zu haben, iſt der Wunſch des Ref. Möge bald eine ähnliche der römiſchen Münzen folgen! Männer, die ſolche Muſeen wie Hr. Fontana beſitzen, machen ſich dadurch ein weſentliches Verdienſt um ihre Vaterſtadt, weil ſie die Studien befördern, den guten Geſchmack verbreiten, und bloßer Frivolität durch ein gutes Beyſpiel den Weg verſperren. Arneth.

Art. VII. Die Krankheiten des Vorſtellungsvermögens, ſyſtematiſch bearbeitet von Dr. Karl Georg Neumann, zweytem Arzte des königl. Charité-Krankenhauſes zu Berlin. Leipzig, bey Karl Knobloch, 1822.

Mit rühmlichem Eifer wird jetzt in Deutſchland die Seelenheilkunde bearbeitet, und das vorliegende Werk kann ſich den vorzüglicheren Leiſtungen in dieſem Fache ehrenvoll an die Seite ſtellen. Ueber ſeinen Zweck ſagt der Verf. beſcheiden in der Vorrede, es habe ihm geſchienen, als wenn von allen vorhandenen Werken über pſychiſche Krankheiten keines recht zum Leitfaden für Vorleſungen geeignet ſey: dieſe Lücke habe er auszufüllen geſucht. Gewiß iſt ihm dies Beſtreben im ausgezeichneten Maße gelungen; in dem Maße, in welchem es überhaupt bey einer Wiſſenſchaft gelingen kann, die noch ſo ſehr, wie die Seelenkrankheitkunde, einer allgemein anerkannten Grundlage entbehrt, und wo es alſo in jedem Falle ſehr ſchwer fallen wird, daß ſich ein Forſcher dem andern vollkommen anſchließe, und ſich eines fremden Leitfadens zu ſeinen Vorleſungen bediene. Im Allgemeinen ſind die hier über die pſychiſchen Krankheiten mitgetheilten Beobachtungen ſo umfaſſend und vollſtändig, die Beſchreibungen ihrer Symptome und ihres Verlaufs ſo beſtimmt, die verſchiedenen Formen der Krankheiten ſo ſorgfältig und genau unterſchieden, die Anordnung und Methode ſo zweckmäßig, und zugleich der Verf. ſo frey von den Zeitvorurtheilen, welche ſonſt ſo leicht auf irgend eine Weiſe ſich Eingang in die für Vorleſungen beſtimmten Lehrbücher zu bahnen wiſſen, daß ſein Werk gewiß einer mehr als vorübergehenden Aufmerkſamkeit würdig iſt.

Rec. muß geſtehen, daß er nach einer flüchtigen Durchſicht der beyden erſten Kapitel keine ſo erfreuliche Hoffnungen in Bezug auf dasſelbe nähren zu dürfen glaubte. Nach einer kurzen Einleitung ſpricht das erſte Kapitel: »vom Bau des Nervenſyſtems überhaupt.« Der Verf. beginnt von den unvollkommenſten Thiergattungen, bey welchen (wie bey den Polypen) ohne Nerven willkürliche Bewegung ſich zeigt; und von ihnen zu den vollkommneren, mit genauer Angabe des Fortſchrittes, emporſteigend, bahnt er ſich durch eine Beſchreibung der menſchlichen Nervenbildung den Weg zum zweyten Kapitel: »Von den Thätigkeiten des Hirns und der Nerven.« Nachdem er hier einige Worte über die Geſchichte dieſer Lehre vorausgeſchickt, ſpricht er von dem Unterſchiede der Thätigkeiten des Gehirns, welche ſein Verhältniß zum Bildungsleben betreffen (ſeinen Vegetationsthätigkeiten), in Vergleich mit den ihm eigenthümlichen (dem Vorſtellen), dann von jeder dieſer beyden Gattungen insbeſondere (ihren Bedingungen und Erſchei-

nungen, ihrem Gebundenſeyn an beſondere Theile des Gehirns ꝛc.), und zuletzt von der innigen Verbindung zwiſchen dem Hirnſyſtem und dem Bildungsleben. Die Unterſuchungen dieſer beyden erſten Kapitel ſind alſo faſt durchgängig anatomiſche und phyſiologiſche, wobey ſich der Verf. freylich, in der gerechten Vorausſetzung, »daß jeder, der an das Studium der Geiſteskrankheiten geht, ſchon anatomiſche Kenntniſſe habe« (S. 19), auf dasjenige beſchränkte, was ſich unmittelbar auf den ihm vorgeſetzten Zweck bezog. Aber wie kann, ſo fragte ſich Rec., die Lehre von den Seelenkrankheiten dem Verf. auch nur einmal ſo viele Beziehungen auf die Anatomie und Phyſiologie des Gehirns darbieten, um eine Auseinanderſetzung von dieſem Umfange zu rechtfertigen? Gewiß liegt hier wieder einer der unglücklichen Verſuche vor dir, die Erſcheinungen des Denkens aus gewiſſen räumlichen Bewegungen der Gehirnfibern, oder ſonſt welcher körperlichen Organe, zu erklären und abzuleiten: ein Unternehmen, welches ſo ganz aller Begründung in ſicheren Erfahrungen entbehrt, ſo ganz alſo nur auf willkürliche Hypotheſen ſich ſtützen kann, und dabey ſeinem Weſen nach ſo augenſcheinlich auf etwas Unmögliches hinarbeitet, daß es kaum zu begreifen iſt, wie es immer wieder irrende Ritter für ſich gewinnt.

Aber Rec. fand ſich angenehm in ſeiner Erwartung getäuſcht. Der Verf. iſt ſo weit entfernt, das Vorſtellen für ein Erzeugniß irgend einer körperlichen Veränderung zu halten, daß er (S. 58) von der Thätigkeit des Hirns, welche er die organiſche Bedingung des Vorſtellens nennt, geradezu geſteht: »Wir können ſie uns nicht anders denken, denn als räumliche Bewegung im Gehirn, weil wir überhaupt jede Thätigkeit als Bewegung im Raum denken müſſen (?). Allein dieß iſt eine Folge unſerer Beſchränkung, kraft deren wir bey allem Vorſtellen an Raum und Zeit gebunden ſind, und wir haben kein Recht, zu poſtuliren, daß eine ſolche räumliche Bewegung im Gehirn jede Vorſtellung weſentlich begleite. Wir kennen nicht nur erfahrungsmäßig keine ſolche räumliche Bewegung, ſondern wir wiſſen überhaupt gar nichts davon, als daß eine Thätigkeit des Organs mit dem Vorſtellen parallel gehen muß. Dieſe Thätigkeit iſt nicht das Vorſtellen ſelbſt, ſondern deſſen organiſche Bedingung« ꝛc. Nicht alſo als Erzeugniß einer Gehirnthätigkeit betrachtet der Verf. das Vorſtellen, ſondern beyde ſind ihm nur parallele Thätigkeiten *), deren

*) Man vergleiche hierüber eine Abhandlung: »Ueber das Verhältniß von Seele und Leib,« im dritten Hefte des Jahrganges 1821 von Naſſe's Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte.

Parallelismus zu beobachten freylich in vieler Rückſicht lehrreich und förderlich ſeyn kann, aber keineswegs die ganze Aufgabe der Seelenkrankheitkunde, oder auch nur einen vorzüglichen Theil derſelben, ausmacht. Vielmehr bekennt er (S. 203) ganz offen, daß man über dieſen Parallelismus bis jetzt ſo gut als gar nichts wiſſe (»Zuweilen fand man aber das Gehirn in hohem Grade zerſtört, krank, ja durch fremde Körper verletzt, ohne daß im Leben Spuren von Störung des Vorſtellens Statt gefunden, obgleich die Veränderung lange vor dem Tode bereits vorhanden geweſen war; andere Male ſah man im Gehirn offenbar geiſteskranker Menſchen keine Veränderung«), und ſcheuet ſich nicht, dieß auch bey den beſonderen Krankheitformen zu wiederholen (vergl. z. B. S. 269, bey der Lehre von der Manie).

Die Lehre des Verfaſſers von den Vorſtellungskrankheiten hat alſo im Allgemeinen durch die anatomiſchen und phyſiologiſchen Vorbereitungen der beyden erſten Kapitel nicht gelitten; nur fragt ſich, wozu dieſe überhaupt dienen? Rec. geſteht, daß er bey weitem nicht für Alles rechtfertigende Beziehungen im Folgenden hat auffinden können. Manches, das im Folgenden ſeine volle Beziehung findet, hätte wohl ausführlicher begründet werden müſſen. So ſcheint es Rec. noch keineswegs ſo ausgemacht, wie dem Verf., daß diejenigen Thätigkeiten des Gehirns, welche dieſer vegetirende nennt, von den mit dem Vorſtellen parallelen wirklich ſo verſchieden, ja ihnen entgegen geſetzt ſind. Dieſe letzteren kennen wir, nach dem eigenen Geſtändniſſe des Verfaſſers, gar nicht; jene erſteren wenigſtens nur ſehr unvollkommen: wäre es alſo nicht möglich, daß die die Vorſtellungen begleitenden Hirnthätigkeiten, da ſie doch nicht dieſelben erzeugen, mit in das Gebiet der vegetirenden fielen? Daß das Gehirn theilweiſe zerſtört werden kann, ohne daß das Vorſtellen bedeutend geſtört wird, und umgekehrt, beweiſet doch nur, daß nicht alle für uns bemerkbaren Vegetationsthätigkeiten zugleich auch Vorſtellungsthätigkeiten ſind; und diejenigen Erſcheinungen, in welchen der Verf. einen Gegenſatz zwiſchen beyden Thätigkeitgattungen annimmt, möchten ſich wohl auch anders erklären laſſen. Ueberhaupt iſt in dieſer Parallele von Seele und Leib jeder Schritt ſo mit Dunkel umgeben, daß der Verſuch, die pſychiſchen Beſtimmungen in leibliche gleichſam zu überſetzen, faſt immer zu Irrungen führen wird. Dieß ſcheint dem Verf. z. B. bey der S. 25 ff. gegebenen Theorie der Vorſtellungsgattungen begegnet zu ſeyn. Er geht von der ſehr richtigen Bemerkung aus, daß die Vorſtellungsfähigkeit an das Geſetz des Reizes eben ſo gebunden ſey, als jeder Akt des Bildungslebens; die Senſibilität alſo nicht (wie Haller und Andere be-

haupten) eine von der Irritabilität unterſchiedene Kraft des Lebendigen, ſondern vielmehr nur eine beſondere Gattung dieſer letzteren ſey. Wenn die Verbreitungsflächen der Nerven nach auſſen durch irgend etwas gereizt werden, ſo entſteht eine Vorſtellung von dem Reizenden, als Objekt. Dieſe heißt Empfindung, und Empfindung iſt die Urthätigkeit des Gehirns, das ohne ſie gar keiner Vorſtellung fähig iſt. Doch kann dieſe auch andere Thätigkeiten erzeugen (ſich in anderen reflektiren), und zwar ſind dieſe entweder andere Thätigkeiten des Hirns (Reflexion ins Gehirn: Urſprung des Denkens), oder Thätigkeiten der zum Vegetationsleben gehörenden Organe (Reflexion ins ſympathiſche Syſtem: Gemüthsbewegung), oder endlich Thätigkeiten der Muskeln, die willkürlich bewegt werden (Reflexion in die Bewegungsnerven: Wille). Hier haben wir eine Darſtellung der vorzüglichſten Gattungen pſychiſcher Thätigkeiten nach Unterſchieden der leiblichen, nicht in der Abſicht, jene von dieſen abzuleiten, ſondern als Parallele; aber wie viele Bedenklichkeiten werden auch durch dieſe in uns geweckt! Wir übergehen die erſte der genannten Klaſſen, deren genauere Begränzung gegen die Thätigkeiten der Phantaſie ꝛc. ſich wohl nicht möchte in dieſer Parallele angeben laſſen. In Bezug auf die zweyte läßt ſich die Frage, ob überhaupt das Gehirn zu jedem Gefühle nothwendig ſey, ſehr ſchwer entſcheiden, da nach dem Verf. die vorſtellende Thätigkeit des Gehirns gar nicht in die Beobachtung fällt. Aber auf jeden Fall würde doch beym Hunger, und überhaupt bey allen ſogenannten körperlichen Schmerzen, ſo wie auch bey den körperlichen Luſtgefühlen (welche der Verf., den Ausdruck entſchuldigend, mit unter dem Gemüthe begreift) keine Reflexion der Gehirnthätigkeit in das ſympathiſche Syſtem, ſondern (ähnlich, wie bey den Sinnenthätigkeiten) eine Reflexion dieſes letzteren in das Gehirn angenommen werden müſſen (man vergl. den eignen Ausſpruch des Verf. hierüber, S. 109, 110). Eben ſo möchte ſchwerlich jede Reflexion der Vorſtellungen in die Bewegungsnerven als »Wille« gefaßt werden können. Denn um nur Eins anzuführen, ſo ſind doch die Bewegungen, mit welchen wir die lebendigere Rede begleiten (die Geſtikulationen, Mienen ꝛc.) in den meiſten Fällen gewiß unwillkürlich, und doch eben ſo gewiß Reflexionen der Vorſtellungsthätigkeiten (und zwar in völliger Beſonderheit) auf die Muskeln. Dagegen es auch Willensakte gibt, bey welchen eine ſolche Reflexion nicht Statt findet (z. B. wenn wir uns einer Sache erinnern, über eine Sache nachdenken wollen), ſondern vielmehr die Vorſtellung in eine andere Vorſtellung reflektirt wird, und die zufällig vielleicht dieſe Reflexion

begleitenden Muskelbewegungen (das Runzeln der Stirn ꝛc.) gerade von der vorher erläuterten Art, alſo unwillkürlich ſind.

Zeigen ſich nun die pſychiſchen Ergebniſſe der vorangeſchickten phyſiologiſchen Unterſuchungen manchen Zweifeln bloßgeſtellt: ſo iſt doch auch keineswegs ganz zu läugnen, daß der Verf. durch den Hinblick auf dieſe letzteren ein wenig in dem Verfolgen der wahren Methode geſtört worden iſt. Dieß zeigt ſich ſchon im dritten Kapitel (»Von dem Erkranken des Gehirns und ſeinen Quellen im Allgemeinen«). Der Verfaſſer unterſcheidet hier die vegetativen Hirnkrankheiten von den Vorſtellungskrankheiten, welche ohne organiſche Veränderung des Hirns Statt finden. Jene beſtehen in einer Veränderung ſeiner Thätigkeiten entweder nach deren quantitativem und qualitativem Verhältniſſe zugleich, oder nach dem qualitativen allein (indem jede Abweichung des Grades derſelben zugleich von einer Abweichung der Normalität der Bildung begleitet ſeyn müßte, aber nicht umgekehrt), und dazu gehören: Kongeſtion, Entzündung, Krampf, Erſudation, Eiterung, innere Blutung, Waſſerbildung, Kollapſus, Turgor u. ſ. w. Von den ohne organiſche Veränderung des Hirns eintretenden Vorſtellungskrankheiten dagegen (daß es ſolche gebe, beweiſet der Verf. S. 56 ſehr ſcharfſinnig durch viele Gründe) heißt es S. 60: »Da wir eine produktive Seite der organiſchen Bedingung des Vorſtellens vollends gar nicht begreifen können, wenn wir dieſe Bedingung ſelbſt nicht kennen, ſondern nur ihre Nothwendigkeit, ſo können wir ihr keine andere Abänderung als Urſache krankhafter Erſcheinungen beymeſſen, als allein die des Grades ihrer Wirkſamkeit; denn als Thätigkeit muß ſie einen Grad haben, folglich muß dieſer vermehrung- und verminderungfähig ſeyn. Die nächſte Urſache aller Vorſtellungskrankheit würde demnach als quantitativ begriffen werden müſſen.« — Gewiß ein für die Wiſſenſchaft wenig erfreuliches Ergebniß, wenn es ſich als richtig erweiſen ſollte: denn in dieſem Falle hätten wir überhaupt nur zwey Formen von Vorſtellungskrankheiten, die der übermäßig geſteigerten, und der übermäßig verminderten Vorſtellungskraft; und wenn auch allerdings der Verf. im Folgenden noch mehrere Unterſchiede erhält (je nachdem nämlich die geſammte Vorſtellungskraft, oder nur einzelne Aeußerungen derſelben abnorm erſcheinen): ſo kann doch die Charakteriſtik auch dieſer nur ſehr dürftig und unvollkommen ausfallen. Indeß wir kennen, wie der Verf. ſehr richtig ſagt, die organiſche Bedingung des Vorſtellens nicht, und ſo traurig alſo auch jene Behauptung ſeyn mag für das Intereſſe der Wiſſenſchaft, ſo, ſcheint es, können wir ſie doch nicht widerlegen. Aber woher weiß denn der

Verf. überhaupt nur, daß eine Krankheit geſteigerte, oder daß ſie unterdrückte Hirnthätigkeit iſt? Aus der Beobachtung der vorſtellenden Hirnthätigkeit gewiß nicht; denn dieſelbe fallt ja überhaupt nicht in die Beobachtung. Er kann es alſo nur durch Schlüſſe wiſſen aus der Beſchaffenheit der Vorſtellungen, wie ſie pſychiſch aufgefaßt werden, je nachdem nämlich dieſe als aufgeregt oder als niedergedrückt erſcheinen; und wir fragen mit Recht: wenn uns die ſomatiſche Auffaſſung der Vorſtellungskrankheiten ſo wenig Beſtimmtheit, ja im Grunde gar nichts für ihre Charakteriſtik gibt (indem ſelbſt das Wenige, was wir für ſie feſthalten können, erſt durch Schlüſſe aus einem anderen Gebiete der Beobachtung abgeleitet iſt): warum wählen wir ſie überhaupt, warum bleiben wir nicht vielmehr bey der pſychiſchen Charakteriſtik ſtehen, welche uns eine bey Weitem größere Vollkommenheit verheißt? Die durch den Reiz einer brennenden Farbe lebendig aufgeregte Geſichtsthätigkeit, die durch einen erhabnen Gegenſtand angeſpannte, die Anſtrengung des Geiſtes bey dem Auffaſſen eines ſchwierigen philoſophiſchen Satzes, das friſche Spiel der Einbildungskraft bey einer anſchaulichen Erzählung, die Beſtimmtheit derjenigen Vorſtellungen, welche wir täglich wiederholen — alle dieſe, und noch weit mehrere Seelenzuſtände bieten uns Beyſpiele geſteigerter Vorſtellungsthätigkeiten dar; und wenn wir ſie alſo ſomatiſch überſetzen (in Hirnthätigkeiten), ſo fallen, wegen der Unanſchaulichkeit des Gehirnlebens in Bezug auf das Vorſtellen, alle ſonſt noch ihnen eigenthümlichen Merkmale weg. Aber wozu überhaupt dieſe Ueberſetzung? Warum halten wir ſie nicht lieber ſo feſt, wie ſie, als Seelenthätigkeiten, unmittelbar dem Bewußtſeyn, und zwar in ſehr beſtimmt zu faſſenden Unterſcheidungen, ſich kund geben? Denn zu der Unanſchaulichkeit und Dürftigkeit der ſomatiſchen Charakteriſtik kommt noch, daß ſie doch eben nur eine Bezeichnung durch parallele Erſcheinungen iſt, während die pſychiſche Charakteriſtik uns die Erſcheinungen der Vorſtellungskrankheiten darſtellt, wie ſie an und für ſich ſelbſt ſind. Wenn daher der Verf. in der Schilderung der einzelnen Krankheitsformen immer wieder auf die Klage zurückkommt, daß ſich das eigentliche Weſen derſelben nicht darſtellen laſſe, weil uns die Anatomie keinen Aufſchluß gebe (vergl. z. B. S. 269): ſo muß die Schuld davon in den meiſten Fällen allein, oder doch überwiegend, ſeiner Methode zugeſchrieben werden. Er hätte das Seelenartige durch ſeelenartige Merkmale faſſen ſollen, und das Dunkel würde ſich ihm zu hellem Lichte erklärt haben. Der Verf. tritt dieſer Behauptung gewiſſer Maßen S. 61 entgegen, wo er darüber klagt, daß, während die Vegetationskrankheiten uns durch eine ungeheure Man-

nigfaltigkeit von Erſcheinungen ihre Erkenntniß erleichtern, von den Krankheiten des Vorſtellungsvermögens nur eine einzige Gattung, die Aeußerungen des Menſchen in Rede und That, Kunde gebe. Hier ſey überdieß Täuſchung durch abſichtlichen Betrug zu fürchten, ſo wie die Verſchiedenheit der Aeußerungen nach dem Grade der natürlichen Fähigkeit und Kultur nur ſehr unſichere Schlüſſe erlaube. Aber dieſe eine Gattung von Aeußerungen bietet in ſich doch wieder eine unendliche Mannigfaltigkeit dar, und die Unbeſtimmtheit der von ihnen ausgehenden Schlüſſe iſt vielleicht weniger in ihnen ſelbſt, als in der Kindheit unſerer Wiſſenſchaft von ihnen begründet. Man ſteigere dieſe zu höherer Anſchaulichkeit und Beſtimmtheit, und das Schwanken jener Schlüſſe wird zum ſicheren Einherſchreiten werden. Es fragt ſich nur, wie dieß möglich ſey, ſo lange dieſe Schlüſſe doch eben noch unvollkommen ſind, auf welche allein jene Wiſſenſchaft bauen kann; und wir ſcheinen uns alſo im Kreiſe zu drehen, ohne einen feſten Anfangspunkt aufweiſen zu können. Noch einen andern Quell der Wiſſenſchaft gibt es zwar für die pſychiſchen Erſcheinungen, die Beobachtungen nämlich, welche unſer eigenes Bewußtſeyn unmittelbar uns darbietet; aber der Seelenkranke iſt keiner wiſſenſchaftlichen Beobachtung fähig, und dieſer Weg iſt alſo nur auf die Zuſtände der geſunden Seele anwendbar. Aber ſind denn (und durch dieſe Bemerkung wird die Löſung des Räthſels herbeygeführt) der geſunde Seelenzuſtand und der kranke ſo ſtreng von einander geſchieden? Sind wir jemals vollkommen geſund? Und wenn es eine unzählige Menge von Unpäßlichkeiten gibt, welche uns der Fähigkeit zur wiſſenſchaftlichen Beobachtung nicht berauben, und wenn von dieſen Unpäßlichkeiten aus ſich ein Weg auffinden ließe, der uns, in einer ununterbrochenen Reihe allmälicher Steigerungen, zu den Erſcheinungen der eigentlichen pſychiſchen Krankheiten hinüberführte: ſo würden wir auf dieſem Wege dennoch zu einer klaren Anſchauung von dieſen letzteren durch die Beobachtungen des unmittelbaren Bewußtſeyns, wenn auch erſt durch Schlüſſe aus denſelben, gelangen. Dazu kommt (was durch die Erfahrung aller Wiſſenſchaften beſtätigt wird), daß die wichtigſten Naturgeſetze nicht aus der Beobachtung ungewöhnlicher und ſeltener Phänomene, ſondern aus der der alltäglich wiederkehrenden hervorgehen (welche, eben wegen ihrer vielfachen Wiederkehr, eine genauere und vollſtändigere Betrachtung, ſo wie eine ſichere Verbeſſerung des etwa irrig Beobachteten verſtatten, und überdieß in einem weit größeren Umfange des Seyns ſich vorfinden), und daß alſo die relativ geſunden Seelenzuſtände ſelbſt für den Fall, daß wir zu den Kranken offenen Zutritt hätten, eine vollkommenere Erkenntniß gewähren

würden. Auf dieſem Wege alſo, welchen der Verf. in dem vorliegenden Werke faſt ganz unverſucht gelaſſen hat, ſind noch große Schätze zu erwerben, und wenn er erſt der betretenſte iſt, wird die pſychiſche Heilkunde eine ganz neue Geſtalt gewinnen. Denn nicht nur, daß nun erſt die Natur der Vorſtellungskrankheiten ihrem eigentlichem Weſen nach (wie ſie an und für ſich ſind) hervortreten wird: ſo iſt auch für die Kenntniß und Heilung der mit den pſychiſchen in Verbindung ſtehenden ſomatiſchen Uebel eine neue Epoche mit großer Wahrſcheinlichkeit vorauszuſehen. Denn wenn die Seele ſo weit reicht, als das Bewußtſeyn, und es doch keine einzige der ſogenannten ſomatiſchen Thätigkeiten des Menſchen gibt, welche nicht unter gewiſſen Umſtänden (z. B. durch einen höhern Reiz bewußt werden könnte, ſo möchte ſich wohl jene Parallele zwiſchen pſychiſchen und ſomatiſchen Veränderungen, wie ſie der Verf. in Bezug auf die Vorſtellungen und die ſie begleitenden Hirnthätigkeiten aufgeſtellt hat, über das ganze Gebiet des menſchlichen Lebens erſtrecken, alſo, wie der Verf. die im engeren Sinne pſychiſchen Thätigkeiten durch die parallele ſomatiſche gefaßt hat, eben ſo auch alle ſomatiſchen ſich durch parallele pſychiſche faſſen laſſen. Sollte aber das gelingen, ſo eröffnete ſich uns dadurch ein neuer Standpunkt für die Bearbeitung der Seelenkrankheitkunde, von welchem ſich die reichſten Früchte erwarten ließen. Wir könnten nun alle Erſcheinungen der Seelenkrankheiten in Einer durch und durch gleichartigen Reihe von Erſcheinungen auffaſſen, während alle früheren Behandlungsweiſen uns zwey ganz verſchiedenartige Reihen (ſomatiſcher und pſychiſcher Phänomene) und zwar ſo aufgeführt haben, das bey der ſteten Unterbrechung der einen durch die andere keine beſtimmte Theorie derſelben möglich war. Und ſollte ſich dann noch zeigen (was ſich durch Verſuche müßte erproben laſſen), daß die Entwickelung der ſogenannten ſomatiſchen Thätigkeiten dieſelben Geſetze befolgte, welche uns die höhere Klarheit der pſychiſchen Thätigkeiten, als für ſie gültig, mit großer Beſtimmtheit erkennen läßt, ſo würde dann die Lehre von den Seelenkrankheiten zu einer ſo großen wiſſenſchaftlichen Vollkommenheit geſteigert werden können, wie ſich kaum die Wiſſenſchaft von der äußern Natur ihrer erfreut.

Im vierten Kapitel (»von der krankhaften Vorſtellung überhaupt) gibt der Verf. zuerſt die Eintheilung der Vorſtellungskrankheiten an, nach welcher ſie im Folgenden behandelt werden. Er theilt ſie in drey Klaſſen: a) in ſolche, bey welchen offenbar die Vorſtellung bloß durch körperliche Krankheiten gehindert, aber an ſich geſund iſt (ſymptomatiſche), b) ſolche, wo wahrhafte Krankheit der Vorſtel-

lung durch Körperveränderung entſteht (ſympathetiſche), und c) ſolche, bey welchen der Körper geſund erſcheint, höchſtens erſt allmälich in Folge der Vorſtellungskrankheit ſich verändert (idiopathiſche). Eine ſehr zweckmäßige Eintheilung, die zur Grundeintheilung für die pſychiſchen Krankheiten gewählt zu haben, dem Scharfſinne des Verfaſſers Ehre macht. Denn nicht nur, daß ſie für die Heilkunde unſchätzbare Vortheile darbietet, da ja, bey der großen Verſchiedenheit pſychiſcher und ſomatiſcher Heilmittel, nirgend mehr, als gerade bey dieſen Krankheiten, auf eine genaue Kenntniß ihres Urſprungs ankommt: auch die Erſcheinungen der Krankheit ſelbſt werden ſich nach demſelben mannigfach verändern. Nur Schade, daß der Verf. in Bezug auf die meiſten Krankheitformen dieſe treffliche Eintheilung ſelbſt nicht gehalten hat. Schon bey einer der erſten ſymptomatiſchen Krankheitformen, dem Schwindel, werden S. 87 pſychiſche Urſachen angeführt (wo dann alſo doch unſtreitig das Krankſeyn im Gebiete des Pſychiſchen beginnt); und das Eigenthümliche der unter den ſympathiſchen Krankheiten aufgeführten Raſerey der Kindbetterinnen (im Gegenſatze mit dem Kindbetterinfieber) wird nach S. 155 darin geſetzt, daß ſie aus Leidenſchaften, lebhaften Gefühlen, großer Unruhe oder Schreck hervorgehe, wenigſtens ihre gelegentliche Urſache alſo (wenn auch nicht die disponirende) eine ſeelenartige iſt. Vollends aber läßt der Verfaſſer bey den idiopathiſchen Krankheiten alle Schranken fallen. So werden S. 27 ſehr viele Gelegenheitsurſachen der Manie angeführt, welche ſomatiſcher Art ſind, während doch die Manie (im Gegenſatze mit dem Delirium) als idiopathiſche Krankheit bezeichnet ward, ſo S. 270 für dieſelbe Krankheit körperliche disponirende Urſachen, und S. 271 gar behauptet, vier Fünftel dieſer Krankheiten ſeyen daraus hervorgegangen, daß die geſetzmäßige Befriedigung des Geſchlechtstriebes (ſomatiſche Thätigkeiten) gehindert, worden (vergl. außerdem S. 309, 334, 349 u. a. O). Rec. gibt gern zu, daß eine vollkommen konſequente Beobachtung jener Eintheilung ſehr großen Schwierigkeiten ausgeſetzt iſt, da ſie in den gewöhnlichen Darſtellungen nicht beobachtet worden, welche uns doch zugleich mit den Namen, auch die Begriffe der Krankheitsformen überliefern. Aber hier galt es, wenn der Verf. einmal die Vortheile dieſer neuen Begriffbildung eingeſehn, ſich lieber der alten Namen ganz zu entſchlagen.

Wir müſſen noch, um ſicher zu ſeyn, daß der Verf. das ganze Gebiet der pſychiſchen Krankheiten in ſeine Wiſſenſchaft aufgenommen, den Begriff näher beleuchten, welchen er davon im Allgemeinen aufſtellt. Krankheit (ſagt er S. 49) iſt diejenige Abweichung von der Normalität des Lebens, welche ſo

groß iſt, daß das Verhältniß aller Thätigkeiten zum gemeinſchaftlichen Lebenszweck dadurch verletzt iſt, und der Zweck des Geſammtlebens des Individuums nicht mehr erreicht werden kann.« Hiernach entſteht dem Menſchen (im Vergleich mit den übrigen Erdengeſchöpfen) eine beſondere Gattung von Krankheiten, indem ſich der Zweck ſeines Lebens nicht auf das Sinnliche beſchränkt, ſondern ſein Vorſtellen einen innern Zweck hat, die Erreichung der Ideen. »Seine Anerkennung des Höchſten, ſeine Verwandtſchaft mit Gott, die ihn zum freyen Geſchöpf erhebt, und ſein Herrſcherrecht über die Erde begründet, iſt ſein höchſtes und edelſtes Gut. (Der Verf. nennt es an andern Orten ſeine Freyheit). Er kann es verlieren, oder in deſſen Gebrauch gehemmt werden, wodurch er mit den niedern Thieren auf Eine Linie tritt.« — Wie er es verlieren, und wie er es wieder gewinnen kann, ſollen nun dieſe Blätter darſtellen (S. 50). Aber ganz anders erklärt er ſich darüber in dem vierten Kapitel. Hier gibt er nicht nur zu, daß unzählige geſunde Vorſtellungen nicht nach dem Geſetz des Höchſten reflektirt werden, ſondern auch, daß es offenbar krankhafte Vorſtellungen gebe, welche ihm gemäß reflektirt werden, »wie wir das bey unzähligen Wahnſinnigen ſehen, deren Ideen oft leicht ſublim und transcendental ſind.« — Eine an ſich vollkommen richtige Bemerkung, und vorzüglich richtig im Gegenſatze mit der neuerlich erſt mit ſo vielem Scharfſinne von Hrn. Prof. Heinroth hervorgehobenen falſchen Behauptung, daß jede Seelenkrankheit in Unſittlichkeit ihren Grund habe. Aber mit ihr fällt auch die Erklärung des Verfaſſers, daß die Vorſtellungskrankheit in dem Verluſte der transſcendentalen Freyheit beſtehe, ſo wie auf der andern Seite durch den angeführten richtigen Satz, daß nicht jede Seelenkrankheit den Verluſt dieſer Freyheit vorausſetze, noch keineswegs die Anforderung zurückgewieſen iſt, dieſen Verluſt als eine beſondere Gattung von Seelenkrankheiten zu behandeln, wofür Rec. ſich mit vollkommener Ueberzeugung entſcheidet. Der Verf. will ſeine Erklärung retten durch eine neue Beſtimmung des Begriffes von Freyheit. Jede Vorſtellung, ſagt er, hat eine gegebene, eine unfreye Seite, welche wir, eben weil ſie nicht Produkt der Vorſtellung, ſondern durch den Gegenſtand gegeben iſt, die objektive nennen. Dieſe Unfreyheit alſo klebt allen Vorſtellungen an; aber wir ſind doch gewiſſermaßen über ſie erhaben, ſo lange wir noch die Fähigkeit und Abſicht beſitzen, ſie zu berichtigen. »Wenn aber die Qualitätswahrnehmungen eines Menſchen nicht übereinſtimmen mit denen der andern, und die Reflexionen der Empfindung bey ihm anders ſind, als bey Andern, ohne daß er fähig der Abſicht

iſt, ſie zu berichtigen, ſo iſt ſein Vorſtellen krankhaft, und wir ſprechen ihm die Freyheit ab, nämlich wir erkennen an ihm eine ſolche Gewalt der qualitativen Seite ſeiner Vorſtellung, daß er unfähig iſt, ihre Richtigkeit zu prüfen, und einem höhern Vorſtellungsgeſetz unterzuordnen.« — Eine Begriffbeſtimmung, der man es nicht wenig anmerkt, daß ſie, mehr oder weniger bewußt, für einen beſonderen Zweck gebildet worden iſt. Denn man ſieht durchaus nicht ein, weßhalb, wenn doch die Unfreyheit der Vorſtellung in dem Gegebenſeyn ihres Stoffes durch das Objekt beſteht, die richtige Vorſtellung freyer ſeyn ſoll, als die falſche; vielmehr iſt die höchſte Wahrſcheinlichkeit dafür, daß die falſche Vorſtellung vielmehr aus einem unrichtigen Uebergewichte des Subjektiven (alſo aus einer zu großen Freyheit, in dieſer Bedeutung des Wortes) hervorgehe, da ja doch das Objektive dem Kranken mit den Geſunden gemeinſchaftlich iſt, und von dieſen richtig aufgefaßt wird, in dieſem alſo das Krankhafte nicht begründet ſeyn kann. Daher denn auch der S. 71 ff. vom Verf. mit großem Scharfſinne geführte Beweis, daß der letzte Grund der Vorſtellungskrankheiten in dem Objektiven des Vorſtellens liege, und die Vernunft ſelbſt nicht erkranken könne, auf keine Weiſe haltbar iſt. Er ſtützt ſich im Allgemeinen auf die Vorausſetzung, daß die Vernunft eine transſcendentale, keines Wachsthums und keiner Abnahme, und überhaupt keiner Veränderung fähige Kraft ſey, und kann hieraus freylich leicht geführt werden; aber wo jemals iſt eine ſolche Vernunft dem menſchlichen Blicke kund geworden? Die göttliche Vernunft iſt weit erhaben über die Erkenntniß unſers blöden Verſtandes; die menſchliche aber ſtellt ſich uns überall als eine durch die Aufnahme des Objektiven zum Leben angeregte, bald wachſende, bald abnehmende dar, und muß in einer auf Erfahrung ſich ſtützenden Wiſſenſchaft unbezweifelt als eine ſolche gefaßt werden.

Mit dem fünften Kapitel (»von den ſymptomatiſchen Krankheiten des Vorſtellens überhaupt«) treten wir nun in das mehr Beſondere der Krankheitsformen ein, und hier liegt die eigentliche Stärke des Verfaſſers. — Die Vegetationskrankheiten, ſagt er, welche ſich durch das Symptom krankhaft veränderten Vorſtellens auszeichnen, ſind entweder Formänderungen oder dynamiſche Abweichungen. In welche Unterabtheilungen aber auch beyde Klaſſen ſich noch mögen theilen laſſen, als Vorſtellungskrankheiten bieten ſie (nach der früheren Bemerkung, daß ſie nur quantitativ beſtimmt werden können) nur zwey Formen dar, nämlich die der krankhaft erhöhten und der krankhaft verminderten Vorſtellungs-

kraft. Für die krankhaft erhöhte hat die Noſologie nur Einen Namen: Delirium, für die krankhaft verminderte drey: Schwindel, Betäubung und Schlaffucht. Das ſechste Kapitel handelt nun zunächſt vom Delirium. Sehr richtig ward bemerkt, daß es in Bezug auf das krankhafte Vorſtellen ſich meiſt nicht weſentlich von idiopathiſcher Vorſtellungskrankheit unterſcheide, ſondern nur durch das zugleich Vorhandenſeyn oder Nichtvorhandenſeyn krankhafter Vegetationsthätigkeiten, und ſein Verhältniß zu dieſen. Dann werden die verſchiedenen Entſtehungsarten des Deliriums (durch das Blut und die Nerven) angegeben, ſo wie die Krankheiten, bey welchen es weſentliches Symptom iſt. In Bezug auf ſeine Heilart verweiſet der Verf. hier, wie überall im Folgenden, auf die Wiſſenſchaft von den ſomatiſchen Krankheiten.— Das folgende Kapitel (»vom Schwindel«) gibt uns zu mehreren Bemerkungen Anlaß. Rec. muß nämlich geſtehen, daß er dem Verfaſſer durchaus nicht beyſtimmen kann, wenn er den Schwindel überall als krankhaft verminderte Vorſtellungskraft faßt. Es iſt wahr, daß im Schwindel jedes deutliche und kräftige Vorſtellen aufhört; aber könnte dieß nicht auch daraus hervorgehen, daß das Vorſtellen zu heftig, und daß zu viele Vorſtellungen erregt worden, ſo daß ihre gegenſeitige Beſchränkung, Verdunkelung des Vorſtellens herbeyführt. Auf eine ſolche zu heftige, zu vielfache Erregung deuten faſt alle S. 87 vom Verf. angeführten Gelegenheitsurſachen hin. Eine ſchnelle Bewegung regte unſere Geſichtsthätigkeiten ſo vielfältig an, daß die nacheinander entſtandenen Vorſtellungen nicht einander Platz machen können, ſondern ein Nebeneinander des mehr oder minder Entgegengeſetzten erzeugt wird; bey dem Herabſehen in eine große Tiefe tritt neben die durch den großen Anblick vermittelte Lebensſteigerung die Lebensſchwächung der Furcht u. ſ. w. Damit ſtimmen auch die trefflichen Bemerkungen in dem klaſſiſchen Werke von Herz überein, der den Schwindel meiſt aus einer zu ſchnellen Folge der Vorſtellungen ableitet; ſo wie überhaupt der relative Gegenſatz zwiſchen Kraft- und Lebensſteigerung einer der wichtigſten qualitativen Unterſchiede iſt, welche die pſychiſche Theorie des Vorſtellens uns darbietet. Faſſen wir ihn recht ins Auge, und betrachten wir die Erſcheinungen des Schwindels genauer, ſo werden wir dieſem eine ganz andere Stelle anweiſen müſſen, als der Verf. Oder vielmehr ganz andere Stellen: denn Rec. will keineswegs behaupten, daß der Schwindel ſtets in einer Erhöhung des Vorſtellens ſeinen Grund habe. Wo er z. B. durch übermäßig ſtarke narkotiſche oder gaſtriſche Reize herbeygeführt wird, iſt es überwiegend wahrſcheinlich, daß er in

Verminderung der Vorſtellungskraft beſtehe, indem hier, durch die übergroße Macht ungeiſtiger Thätigkeiten die Bewußtſeynkraft der Seele ſo eingenommen wird, daß ſie keine geiſtigen Thätigkeiten neben jenen feſthalten kann. Bald alſo beſteht der Schwindel in erhöhter (und zwar lebenserhöhter), bald in verminderter Vorſtellungskraft; bald geht das Unbewußtſeyn aus zu ſchneller Erregung der Vorſtellungen, bald aus dem Nebeneinanderſeyn entgegengeſetzter hervor; bald iſt er idiopathiſche, bald ſymptomatiſche Vorſtellungskrankheit, ſo wie er endlich auch durch die öftere Wiederholung dieſer letztern in ſympathiſche übergehen kann.

Schlaſſucht und Betäubung faßt der Verf. (achtes Kapitel) als höhern Grad des Schwindels. Von der letzteren kann man dieß zugeben, und in ſo fern iſt das über den Schwindel Bemerkte auch auf ſie anwendbar. Die Schlaſſucht aber, mit ihren ſo mannigfachen, intereſſanten Erſcheinungen, hätte wohl eine ausführlichere Unterſuchung verdient, als ihr der Verf. hat zu Theil werden laſſen. Schon die Theorie der Ermüdung, welche er ihr zum Grunde legt, leidet an vielen Mängeln, die daraus hervorgehen, daß der Verf. die dürftige ſomatiſche Auffaſſung der reichern, und allein wahrhafte Anſchaulichkeit mittheilenden, pſychiſchen vorgezogen hat. Er erklärt ſie (S. 94) aus dem Gewohnheitsgeſetze, Kraft deſſen jeder Reiz im Nervenſyſtem um ſo ſchwächer percipirt wird, je öfter er ſich wiederholt. Aber wie will der Verf. bey ſeinen Vorausſetzungen dieß an ſich richtige Geſetz auf die Gedanken anwenden, in Bezug auf welche wir ja weder von der Beſchaffenheit, noch von der Stärke des Reizes einen nur einiger Maßen genügenden Begriff beſitzen? Gedanken, die uns den ganzen Tag lebhaft beſchäftigt, alſo unaufhörlich gereizt worden ſind, rauben uns den Schlaf; nach dem Verf. ſollten ſie ihn herbeyführen; und ähnlicher Beyſpiele ließen ſich noch viele anführen, aus welchen erhellt, daß wir hier mit einer ſo einfachen Theorie auf keine Weiſe ausreichen. Eine genügende können wir wieder nur aus der Pſychologie erhalten. Noch weniger iſt dem Verf. die Theorie des coma vigil gelungen. »Bey der Betäubung (ſagt er S. 97) unterliegt die Sinnlichkeit. Wenn aber beym Einwirken der Urſachen derſelben auf das Gehirn doch auch die Sinnlichkeit ſo mächtig angeregt wird, daß ſie fortfährt, ſich unter dem betäubten Schlafe zu äußern, ſo entſteht ein weſentlich von der eigentlichen Betäubung verſchiedener Zuſtand, den die lateiniſche (? griechiſche) Sprache mit dem Namen Coma bezeichnet, von welcher coma vigil, der Zuſtand, in welchem der Kranke zwar ſchläft, aber erwacht, wenn man ihn anruft und berührt, auch antwortet, wenn man ihn anredet.« ꝛc. — Aber wodurch wird

hier die Sinnlichkeit mächtig angeregt? Durch äußere Reize? Dieſe ſind ja hier nicht mächtiger, als bey Geſunden, die unter ihrer Umgebung ungeſtört ſchlafen. Eine andere Gattung der Anregung aber haben wir in der Theorie des Verfaſſers nicht gefunden. Ueberdieß ſind ja nicht alle Sinne wäch, und dagegen wachen, außer den Sinnenthätigkeiten, noch viele andere, beſonders in dem nachher vom Verf. erwähnten höheren Grade, ſo daß alſo faſt alle Erſcheinungen ſeiner Theorie widerſprechen. So möchte denn das coma vigil ſchwerlich an dieſe Stelle gehören, wie der Verf. ſelbſt kaum verkennen kann, indem er im Folgenden bemerkt, daß es ſich in ſeinen Erſcheinungen dem Delirium nähere, was doch ſeine Theorie ſchwerlich erlauben möchte. — Hievon abgeſehen, enthält dieſer Abſchnitt, ſo wie die vorigen, manche beachtenswerthe Bemerkungen, wie z. B. S. 92, daß die Ermüdung um ſo ſchneller eintrete, je reiner die Organe von bloßen Cerebralnerven verſehen werden, dagegen die mit Gangliennerven verſehenen Theile weit ſpäter ermüden, was der Verf. dann durch die verſchiedenen einzelnen Organe durchſührt.

Im neunten Kapitel: »Von den ſympathiſchen Krankheiten des Vorſtellens überhaupt,« iſt vorzüglich die neue Theorie bemerkenswerth, welche der Verf. S. 160 ff. von den Temperamenten gibt. Auch innerhalb der Gränzen der Geſundheit (ſagt er) wird der Grad der Vorſtellungäußerungen durch das Vegetationsleben beſtimmt, und zwar nicht nur in ſeinen zufälligen Aeußerungen, ſondern auch in ſeinem Grundverhältniß; man nennt das Temperament, welches ſomit erklärt werden kann, als »das Verhältniß der momentanen Lebhaftigkeit und der Ausdauer der Vorſtellungsthätigkeiten eines Menſchen zu deſſen Vegetationskraft.« Dieß nun kann nur ein dreyfaches ſeyn, entweder Uebergewicht einer der beyden Kräfte über die andern, oder Gleichgewicht beyder; es gibt alſo nur drey Temperamente, wie es auch die Erfahrung nachweiſet, und nur die ſonſt völlig vergeſſene alte Elementenlehre hat die Annahme von vieren erhalten. Dieß führt der Verf. im Folgenden weiter aus. Uebergewicht der Energie des Vorſtellungsvermögens über die Vegetationskraft bewirkt große Lebendigkeit und Regſamkeit des Individuums im Auffaſſen ꝛc. ꝛc., aber Mangel an Beharrlichkeit und Ausdauer, eine gewiſſe Flachheit des Charakters, da die Baſis der Vorſtellungskraft die vegetative iſt, und mit dieſer die Kraſt fehlt, welche die Vorſtellung nährt und trägt. Dagegen, wenn die Energie der Vegetation das Uebergewicht über die Vorſtellung behauptet, ſich dieſe in allen Richtungen träge äußert, wobey es ihr jedoch nicht an Tiefe zu mangeln braucht, wie dieß der Verf. an dem Beyſpiele unſeres deutſchen

Volkes anſchaulich zu machen verſucht. Dem glücklichen Gleichgewichte der vorſtellenden und vegetativen Kraft endlich fehlt es weder an Lebhaftigkeit, noch an Ausdauer der geiſtigen Strebungen. — Es mögen dieſer neuen Temperamentenlehre allerdings einige richtige Beobachtungen zum Grunde liegen, daß nämlich die geiſtige Thätigkeit zu ihrer wahrhaft kräftigen und lebendigen Wirkſamkeit einer gewiſſen Reizmittheilung von dem Vegetationsleben bedarf; wie dieß ja die Erfahrung jedes Tages, und mit grelleren Zügen unter andern das ſpäter erläuterte Beyſpiel der Kretineu, uns darthun kann. Aber in der hier ihr gegebenen Geſtalt möchte die angeführte Temperamentenlehre ſchwerlich gegen eine genauere Beobachtung der verſchiedenen Erſcheinungen ſich halten können. Weder Lebendigkeit noch Energie kommt den geiſtigen Kräften der menſchlichen Seele von dem Vegetationsleben; vielmehr haben jene ihre eigne Energie und Lebendigkeit, welche von denen des vegetativen Lebens in einem und demſelben Individuum nicht ſelten ſehr verſchieden ſind. Beyde Lebensſphären ſtehen ferner freylich in dem Verhältniſſe, daß ſie oft einander beſchränken und hindern; aber eben ſo oft befördern ſie auch einander, und in jedem Falle iſt die Beſchränkung des Vorſtellens durch das thieriſche Leben von dem Mangel an Lebendigkeit ſehr verſchieden, ſo wie nicht nur die Lebendigkeit, ſondern auch die Kraft des einen durch die des andern beſchränkt werden kann. Die gewöhnliche, nach der veralteten Elementarlehre gemodelte Theorie der Temperamente iſt gewiß der Verbeſſerung ſehr bedürftig; aber ſchwerlich möchte hier durch eine ſolche Vereinfachung zu helfen ſeyn, die ſich auf das Verhältniß vom geiſtigen und thieriſchen Leben gründet; vielmehr möchte wohl eine gründliche pſychologiſche Beobachtung nicht nur für dieſe beyden Lebensſphären, ſondern auch für die einzelnen Gattungen derſelben, beſondere und ihrer Beſchaffenheit nach mannigfaltigere Temperamente nachweiſen, als die gewöhnlichen, durch das Beſtreben nach einer leichten Ueberſicht unzureichenden Theorien annehmen. — Von den vielen Vegetationskrankheiten, welche in Krankheiten des Vorſtellungsvermögens übergehen, behandelt der Verf. nur diejenigen, bey welchen dieſer Uebergang beſtändig iſt, und als ſolche führt er Hypochondrie und Hyſterie, Schlagfluß und Lähmung, Epilepſie, Katalepſie und Somnambulismus, endlich den Kretinismus auf.

Die Erſcheinungen der Hypochondrie und Hyſterie (X. Kap.) ordnet der Verf. in vier Hauptgruppen, »deren eine gewöhnlich bey jedem kranken Individuum prädominirt, ohne daß die andern fehlen:« Digeſtionsfehler, Fehler des Sexualgeſchäfts, Symptome im Syſteme der Gangliennerven (zu denen er vor-

zugsweiſe die eingebildeten Gefühle rechnet) und Symptome im Syſteme der Cerebralnerven. Ihre hauptſächlichſten Aeußerungen, ſo wie ihr Verhältniß zu jeder einzelnen der beyden Krankheitsformen, werden angegeben. Weit weniger genügend iſt, nach des Rec. Anſicht, die vom Verf. S. 109 ff. gegebene allgemeine Theorie der Hypochondrie und Hyſterie. Das ſympathiſche Syſtem (ſagt er) hat außer ſeinem Einfluß auf die Organe des Bildungslebens auch eine eigenthümliche Wirkung des Gehirns, durch welches dieſes, als durch einen ſechsten Sinn, von dem Zuſtande der Organe, des Bildungslebens nach dem Geſetze unterrichtet wird, daß es gar keine Empfindung ins Gehirn reflektirt, ſo lange dieſe Organe in voller Integrität wirken, allein Störung in ihren Thätigkeiten ſogleich anzeigt. Wie aber jeder Sinn täuſchender Empfindungen, d. h. ſolcher fähig iſt, denen nichts Objektives entſpricht, ſo »kann auch dieſer ſechste innere Sinn täuſchen, und Empfindungen ins Gehirn reflektiren, welchen nichts in den Organen der Vegetation entſpricht.« Hienach ſcheint es alſo, als wollte der Verf. Hypochondrie und Hyſterie als Krankheiten des inneren Sinnes faſſen: denn wenn er im Folgenden ſagt, »ſie gehe in Vorſtellungskrankheit über, wenn die falſche Empfindung den Kranken zu unrichtigen Urtheilen nöthigt,« ſo iſt dieſe Ausdrucksweiſe zweydeutig, und eine genauere Betrachtung würde uns lehren, daß hier das Urtheilen dem von dem innern Sinne vorgeſpiegelten Subjekte vollkommen richtige Prädikate beylegt, als Urtheilen alſo nicht falſch iſt, und daher gar keine Krankheit des Vorſtellungsvermögens Statt findet, wenn nicht etwa der innere Sinn (wie es doch nach des Verfaſſers Aeußerungen nicht ſcheint) zu dieſem gerechnet werden ſoll. Darüber aber möchte ſich überhaupt ſchwer etwas ausmachen laſſen: denn der innere Sinn iſt eine Art von qualitas occulta, über welche nichts Klares ausgeſagt werden kann, wie auch das Beyſpiel des Verf. beſtätigt, indem er hinzufügt: »Natürlich ſind dabey die Organe, deren Thätigkeit durch das kranke ſympathiſche Syſtem beherrſcht wird, ebenfalls krank, und es erſcheinen Symptome reeller Leiden derſelben, deren Empfindung jedoch von dem Kranken theils überſchätzt, theils ſonſt mit den wirklichen Erſcheinungen im Widerſpruch beurtheilt wird.« Rec. ſieht die Nothwendigkeit hievon durchaus nicht ein, da ja durch die krankhafte Beſchaffenheit des Sinnes Alles erklärt wird, und auf der andern Seite, in wie weit die Organe wirklich krank ſind, der Sinn geſund percipirt, die von dem Verf. als die urſprüngliche angegebene Krankheitform alſo aufgehoben wird. Auch der Verf. nimmt an anderen Orten dieſe Nothwendigkeit nicht an, indem er z. B. S. 116 von rein

pſychiſchen Hypochondrieen ſpricht, wo dann doch die Organe nicht krank ſeyn würden. Ueberhaupt ſcheint der Verf. über die Natur dieſer Krankheiten noch nicht im Reinen zu ſeyn, und es finden ſich in ihrer Beſchreibung manche Widerſprüche, die jedoch wohl meiſtentheils daraus zu erklären ſind, daß er die vielfach verſchiedenen Arten derſelben zu ſehr auf einen gemeinſamen Charakter zurückzuführen ſtrebte. In Einzelnheiten können wir uns, bey dem Zwecke dieſer Blätter, nicht einlaſſen; im Allgemeinen aber kann wohl, wenn wir von der Hypotheſe eines inneren Sinnes und von der Organenlehre abſehen, das Weſen der Hypochondrie nicht verkannt werden. Schon der gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet dieſelbe als eingebildete Krankheit; und ſelbſt, wo ihr ein wirkliches Uebel zum Grunde liegt, geht ſie daraus hervor, daß der Kranke zu viel daran denkt. Nicht eine Krankheit des produktiven Vorſtellungsvermögens iſt alſo die Hypochondrie, ſondern des reproduktiven, und muß nach den Geſetzen beurtheilt werden, welche eine gründliche Seelenlehre für daſſelbe aufführt. Eben ſo entſteht die Hyſterie aus zu häufig wiederholten Einbildungen; aber während die Einbildungen der Hypochondrie Unluſteinbildungen, ſind die der Hyſterie in ihren meiſten Formen Luſteinbildungen, welche freylich durch übermäßige Reize Schwächung, und daher eben ſo mit der Zeit dauernde Unluſt herbeyführen, aber doch, durch die in den Ueberreizungen begründete, überwiegende Reizbarkeit, der Hyſterie einen von dem der Hypochondrie in nicht wenigen weſentlichen Punkten verſchiedenen Charakter geben. Aus einer genaueren Betrachtung beyder Entſtehungsweiſen würden ſich leicht die beſonderen Unterſchiede beyder Krankheiten ableiten laſſen, was uns jedoch hier zu weit führen würde. — Weit mehr, als die Theorie dieſer Krankheiten genügt dasjenige, was der Verf. S. 117 ff. über die gegen ſie anzuwendenden Heilmittel ſagt, und dieſer Abſchnitt zeichnet ſich beſonders durch eine genauere Würdigung der jedem der gewöhnlich angewandten Mittel eigenthümlichen Einflüſſe aus. Viel Gutes enthält z. B., was er S. 120 über die Wirkung der Seereiſen ſagt, ſo wie S. 125 die Auseinanderſetzung, daß der Verſuch, die Einbildung des Kranken durch Gründe zu widerlegen, nur dazu dienen könne, ihn darin zu beſtärken. »Vielmehr iſt es höchſt nöthig, dem Kranken Recht zu geben, ihn ausreden zu laſſen, und bey ſeinen ſeltſamen Klagen ja nicht zu lachen. Man bedenke, daß man dem Kranken nur in dem Verhältniß zu nützen vermöge, in welchem man ihm Zutrauen einflößt.« — Die großen Wirkungen, welche der Helleborismus der Alten hervorgebracht, ſetzt der Verf. in einen »beſondern Typus, nach welchem ſie Brech- und Purgiermittel ga-

ben;« nicht unwahrſcheinlich, ſo wie überhaupt nicht eher ein ſicheres Verfahren von der Heilkunde erwartet werden kann, bis man überall, außer der Beſchaffenheit der Mittel, das Typiſche in ihrer Anwendung zum Gegenſtande der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit zu machen ſich gewöhnt haben wird. Wenn die Krankheiten einen wechſelnden Verlauf haben, ſo darf derſelbe dem gegen ſie gerichteten Heilverfahren eben ſo wenig fehlen, und ſehr oft mag ein und daſſelbe Mittel in der folgenden Stunde drey Mal ſo viel Schaden bringen, als es in der vorigen genützt hat. — Sehr beſtimmt erklärt ſich der Verf. gegen den oft als Palliativmittel angewendeten Aderlaß. »Die ſchnelle Schwächung der Hauptorgane des Kreislaufes hat eine eben ſo ſchnelle Erhebung der Hirnthätigkeit, nach dem Geſetze des Antagonismus, zur Folge, und dadurch werden die unregelmäßigen Bewegungen im Nervenſyſteme augenblicklich überwältigt und aufgehoben. Allein ſie kehren um ſo ſicherer zurück, da eben durch die Schwächung des vegetativen Lebens die kranke Thätigkeit der Nerven immer höher getrieben wird« ꝛc. —

Das kurze elfte Kapitel (vom Schlagfluß und der Lähmung) übergehend, wenden wir uns ſogleich zum zwölften: »Von dem Einfluſſe der Epilepſie, der Katalepſie und des Somnambulismus auf das Vorſtellungsvermögen.« Daß die Epilepſie (S. 132) »ihrem Weſen nach allein im Gehirn begründet ſey,« möchten wir bezweifeln; ſchon die, nach des Verf. eigenem Geſtändniſſe (S. 133) meiſt langſame Umänderung der Kräfte des Gehirns hätten ihn zu Zweifeln daran führen können. Sonſt iſt die Beſchreibung der verſchiedenen Gattungen der Epilepſie, ſo wie ihres allmählichen Ueberganges in Blödſinn, ſehr genau, und ſo weit Rec. es beurtheilen kann, umfaſſend. Als Palliativmittel, vorzüglich um den Uebergang in Blödſinn zu verhüten, rühmt der Verf. S. 139 das Opium, und beſtätigt die von Andern darüber gemachten Erfahrungen durch eigene. Eben ſo lehrreich iſt die Beſchreibung der kataleptiſchen Anfälle, vorzüglich da er auch hier intereſſante eigne Beobachtungen in Bezug auf das Sprechen mit den Kranken durch die Fingerſpitzen beyzubringen hat. Wenn er indeß daraus, daß das von dem Kranken in dieſem Zuſtande Geſagte »beſonnen, klar, ja viel klarer iſt, als dies Individuum im geſunden Zuſtande zu ſprechen pflegt,« ſchließen will, daß »es zwey ganz verſchiedene Organe der Vorſtellung geben müßte,« von welchen in dieſem Zuſtande nur das niedere krank, das höhere dagegen geſund und ausgezeichnet thätig ſey: ſo möchte dieſer Schluß wohl ein wenig zu raſch gezogen ſeyn. Allerdings gibt es nicht nur zwey verſchiedene

Organe oder Vermögen der Vorſtellung, ſondern ſo viele, als es überhaupt Vorſtellungen gibt (von denen ja in jedem Augenblicke unzählige relativ todt ſind, während andere höchſt lebendig wirken); aber daß (wie in der Behauptung des Verf. liegt) eine und dieſelbe Vorſtellung durch zwey ganz verſchiedene Organe möglich ſey, möchte ſich ſchwerlich erweiſen laſſen, und der Unterſchied der Klarheit (welcher ſich ja auch im geſunden Bewußtſeyn in den mannigfaltigſten Abſtufungen findet) läßt ſich vollkommen aus der großeren Ungeſtörtheit erklären, mit welcher in dem Kataleptiſchen gewiſſe einzelne Vorſtellungen wirken, und welche ihnen eine höhere Bewußtſeynkraft in Anſpruch zu nehmen verſtattet. Uebrigens geben die Erſcheinungen der Katalepſis und des Somnambulismus dem Verf. Gelegenheit, ſich im Folgenden über den thieriſchen Magnetismus zu äußern, was er mit einer erfreulichen Unparteylichkeit und Vorurtheilfreyheit thut. Nur hätten wohl die intereſſanten Erſcheinungen des Somnambulismus verdient, daß er ſie mehr im Einzelnen betrachtet, und tiefer in ihr Weſen einzudringen verſucht hätte.

Dies Letztere gilt auch vom Kretinismus (XIII. Kap.), deſſen Phänomene vorzüglich dadurch wichtig werden, daß die Kretinen nicht, wie Büffon meinte, eine beſondere Menſchenraſſe ſind (S. 149), ſondern ihre Ausartung allein von den Einflüſſen der Witerung, der Nahrung ꝛc. abzuleiten iſt. Mehr als irgend eine andere Naturerſcheinung, rücken ſie uns die Aufgabe näher, den innigen Zuſammenhang zwiſchen der geiſtigen und thieriſchen Natur in uns nach ſeinen Geſetzen zu erkennen; und dem Unternehmen, dieſe Aufgabe zu löſen, könnte es, bey dem Reichthum der Beobachtungen über die Kretinen an einem glücklichen Erfolge nicht fehlen. Man müßte nur auch hier der ſomatiſchen Methode größtentheils ſich entſchlagen, welche, bey der Dunkelheit der Theorie des Hirns, als Organes der Vorſtellung, ſchwerlich Aufſchluß gewähren möchte; und, nach den vorher gegebenen Vorſchriften, von den mancherley geiſtigen Unpäßlichkeiten beginnend, welche in der relativ geſunden Seele durch Kälte, durch ſchlechte Nahrung, durch das Einathmen dumpfer Luft ꝛc. hervorgebracht werden, durch die Steigerung derſelben ſich der Kretinbildung zu nähern ſuchen.

Ganz vorzüglich ſcheint dem Verf. das Kapitel »Von der Raſerey der Kindbetterinnen« gelungen zu ſeyn. Wir haben ſchon oben bemerkt, wie dieſe Krankheitform nur einen zweifelhaften Platz unter den ſympathiſchen behauptet, indem zwar die disponirende Urſache eine körperliche, aber die gelegentliche eine geiſtige, und ſomit der Anfang der Krankheit eigentlich

im Gebiete des Geiſtigen iſt. Aber ſehr lobenswerth iſt die Sorgfalt, mit welcher der Verf. dieſe Krankheitform ſowohl von den Delirien, welche das Kindbetterinfieber begleiten, als von den Manien unterſcheidet, in welche Wöchnerinnen, wie alle übrigen Menſchen, und noch leichter wegen ihres beſonderen Körperzuſtandes, verfallen können. Als charakteriſtiſches Merkmal hebt er vorzüglich das Ausbleiben des Schweißes hervor, welches er jedoch nicht als Urſache, ſondern als Folge der Krankheit anſieht; und hiegegen iſt denn auch das von ihm vorgeſchlagene Heilverfahren vorzüglich gerichtet, das er einſichtsvoll nach den verſchiedenen Perioden und Entwickelungen des Uebels modificirt. Ueberhaupt merkt man es dieſer Abhandlung an, daß hier mehr, als in irgend einem andern Kapitel, der Verf. aus eigener Beobachtung ſpricht, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Vorſteher von Irrenanſtalten, ſo wie andere Aerzte, welche Seelenkranke zu beobachten Gelegenheit haben, ihren Fleiß vorzüglich auf ſolche genauere Beobachtungen einzelner Krankheitformen richteten, wie wir mehrere in der neueren Zeit (z. B. die von Sutton über das delirium tremens) erhalten haben. Nur aus ihnen kann, vorzüglich für die Heilkunde, wahre Wiſſenſchaftlichkeit hervorgehen; und im Ganzen hat dieſer gewiß nichts mehr Schaden gebracht, als der zu ſehr nur auf das Allgemeine gerichtete, und dadurch oberflächliche Charakter der meiſten bisherigen Angaben.

Das Kapitel: »Von den idiopathiſchen Vorſtellungskrankheiten überhaupt,« oder »denjenigen Störungen der vorſtellenden Kräfte, welche ſich durch Reden und Thun des befallenen Individuums offenbaren, ohne gleichzeitige oder vorausgegangene Störungen des Vegetationslebens, die deren Urſache ſeyn könnten,« leitet (S. 176—89) eine kurze, zweckmäßige Geſchichte ihrer Wiſſenſchaft ein, wobey auch ihre hauptſächlichſte Literatur gegeben wird. Schon früher hatte der Verf. die Behauptung aufgeſtellt, daß ſich die Krankheiten der Vorſtellung nur als quantitative Abweichungen vom Normalen auffaſſen ließen, und ſeine Haupteintheilung der idiopathiſchen iſt daher die in ſolche, »bey denen die organiſche Bedingung des Vorſtellens in höherem Grade thätig iſt, als ſie ſeyn ſollte,« und ſolche, »in denen ihre Thätigkeit gehindert iſt, und ſich ſchwächer äußert, als ſie ſeyn ſollte.« Aber mehr als je dringt ſich hier, wo wir gleichſam dem Heiligthum der vorliegenden Wiſſenſchaft ganz nahe treten, das Bedürfniß nach einer genaueren Begriffbeſtimmung des eigentlich Krankhaften in dem Vorſtellungsvermögen auf. Wie kann überhaupt, fragen wir, eine höhere Thätigkeit des Vorſtellens Krankheit ſeyn? Wir verehren die geſteigerte Energie des Vorſtellens in mannigfachen Ge-

ſtalten als Genie; wie unterſcheidet ſich nun von dieſer Steigerung die krankhafte? Iſt ſie der Art nach von ihr verſchieden, oder nur dem Grade nach, wo denn der Weg zur Krankheit durch das Genie hindurchgehen würde? Und wenn Mangel an Energie des Vorſtellens gewohnlich als Mangel an Talent, oder, wo ſie nicht angeboren iſt, als Erſchlaffung des Geiſtes gefaßt wird: ſo gehen uns auch die Gränzen für das krankhaft verminderte Vorſtellen verloren. Der Verf. erläutert ſeine Erklärung §. 239, indem er ſagt: »Da die Normalität des ſinnlichen Vorſtellungsvermögens überall die Bedingung iſt, unter welcher das allgemeine und nothwendige Geſetz nach ſeinen Ideen in dasſelbe gebietend eingreift, ſo würde mit Vorigem gleich bedeuten, wenn man ſagte, das ſinnliche Vorſtellen ſey entweder im Einzelnen oder im Ganzen zu thätig oder zu unthätig, als daß es das Geſetz der Vernunft anerkenne, und demſelben gemäß ſich geſtalten könne.« Aber Rec. muß geſtehen, daß dieſe Erklärung für ihn weit mehr Verdunkelndes, als Aufhellendes hat. Daß das Uebergewicht oder Nichtübergewicht der Vernunft, in ſo fern ſie durch die Ideen gebildet wird, nicht den Unterſchied zwiſchen Geſundheit und Krankheit des Vorſtellens ausmache, hat der Verf. ſelbſt S. 65 ſchon geſtanden; und faſſen wir den Begriff der Vernunft allgemeiner, ſo ſehen wir nicht ein, wie überhaupt das menſchliche Vorſtellen von dem thieriſchen, als vernünftiges verſchieden ſeyn ſolle, wenn die Vernunft nicht etwas an ihm, ſondern etwas außer ihm, und nur (indem ſie das Vorſtellen beherrſcht, ſich gemäß geſtaltet ꝛc.) äußerlich mit ihm Verbundenes iſt. Noch weniger begreifen wir, wie der Verf. die Wurzel der Krankheit in das ſinnliche Vorſtellen ſetzen könne, da doch dieſes in den meiſten der folgenden Krankheitformen gar nicht in Betracht kommt; und wir können alſo dieſe Begriffbeſtimmung keineswegs als genügend gelten laſſen, ſo wie überhaupt in dieſem Lehrbuche, ſo ſchätzenswerth auch die Charakteriſtik der meiſten einzelnen Krankheitformen iſt, doch die allgemeine pſychiſche Beſtimmung der Klaſſenbegriffe an vielen Mängeln leidet. — Die weitere Eintheilung der idiopathiſchen Vorſtellungskrankheiten iſt ſchon angedeutet worden. Die krankhafte Erhöhung oder Geſunkenheit trifft entweder das ganze Vorſtellen: Manie und Blödſinn; oder nur einzelne vorſtellende Kräfte: Krankheitformen, welche der Verf. ſpäterhin als »Wahnſinn oder Verrückung« zuſammenfaßt. Auch dieſe Eintheilung können wir nicht als richtig zugeſtehen. Weder Manie noch Blödſinn braucht ſich über das ganze Vorſtellungsvermögen zu erſtrecken. Von der Manie ſagt der Verf. S. 257 ſelbſt: »auch der Tolle ſpricht und handelt zuweilen halb, zuwei-

len ganz verſtändig,« und in noch weiterer Ausdehnung gibt er es vom Blödſinn zu, S. 303: »zuweilen ſind die klügſten Köpfe für manche Objekte ſo gut als imbecill,« und »dem Blödſinn fehlen freylich alle Talente, doch pflegt wohl, beym erlangten beſonders, irgend eins einiger Ausbildung fähig zu ſeyn.« Die Erfahrung zeigt uns Beyſpiele, wodurch nicht nur dieſe Sätze beſtätigt werden, ſondern aus welchen auch deutlich erhellt, daß es für beyde Krankheiten, nicht allein in Hinſicht auf ihre Stärke, ſondern auch in Hinſicht auf ihre größere und geringere Ausdehnung unendliche Unterſchiede gibt, und nur eine qualitative Begriffbeſtimmung alſo kann uns ihr Weſen wahrhaft kennen lehren. Dasſelbe zeigt ſich auch im Folgenden, wo der Verf. die krankhaften Symptome in einer vollſtändigen Ueberſicht zu geben verſucht. Die erſte Klaſſe bildet die »Erfahrung und der Mangel der Perceptivität«. »Da dieſe (ſagt der Verſ.) ſelbſt auf den Sinnen beruht, ſo pflegen wir alle hieher gehörenden Erſcheinungen als ungewöhnliche Empfindlichkeit oder Stumpfheit der Sinne zu bezeichnen.« Aber warum bilden gerade dieſe Erhöhung und Verminderung Krankheitsformen, warum nicht auch andere, wie die Erhöhung der Perception bey angeſtrengten Beobachtungen, welche doch auch nicht ſelten zu dem Grade ſteigt, daß der Beobachtende nicht nur für alle übrigen Perceptionen, ſelbſt die ſtärkſten, ſondern ſogar für alle übrigen Gedanken unfähig wird? — Eine genauere Kritik der im Folgenden vom Verf. aufgeſtellten weiteren Eintheilungen würde uns zu weit führen, und wir bemerken daher nur noch, daß er die Auffaſſung der Melancholie, als eine beſondere Krankheitform, verwirſt. »Es ſey nicht recht (S. 201), die Wahnvorſtellungen nach ihrem objektiven Inhalt zu klaſſificiren, und einen Wahn, der traurig oder ängſtlich macht, Melancholie, einen andern, der es nicht thut, Narrheit zu nennen. Wie, wenn nun derſelbe Wahn den Kranken bald ängſtlich und traurig, bald ſehr luſtig mache?« — Wir geben die Möglichkeit dieſes Letzteren gern zu; aber daraus würde nur die Annahme einer dritten Krankheitform folgen, während es doch ohne Zweifel auch Wahnvorſtellungen gibt, welche nur niederſchlagen, und in ſo fern ganz eigenthümliche Phänomene darbieten, und ganz eigenthümlicher Heilmittel, alſo einer beſondern Darſtellung bedürftig ſind. — Der Klage des Verf. im Folgenden: »noch fehle für die Klaſſifikation der Vorſtellungskrankheiten eins ihrer Hauptfundamente, und es ſey zu fürchten, daß es immer fehlen, das Gebäude daher ewig ſchwankend bleiben werde; denn noch gebe es kein Mittel, die Krankheiten des Vorſtellungsvermögens anders, als nach dem Maße zu meſſen, welches die Kenntniß vom normalen Vorſtellungsver-

mögen gewähre,« haben wir ſchon früher begegnet. Das normale Vorſtellen iſt faſt in keinem Augenblicke *völlig* normal; es leidet unaufhörlich an unzähligen kleinen Abweichungen, welche wir als ſolche auffaſſen, und *in Gedanken zu größeren ſteigern können.* Daß es uns ſo gelinge, die pſychiſchen Krankheiten in ihrem eigenthümlichen Sinne vollkommen zu faſſen, iſt freylich unmöglich: denn pſychiſche Zuſtände und Beſchaffenheiten können wir nur vorſtellen, indem wir ſie in uns *nachbilden*, und dafür liegen die meiſten Seelenkrankheiten zu weit von dem Leben der geſunden Seele ab. Aber es gibt nur wenige wiſſenſchaftlich wichtige Fragen, zu deren Beantwortung nicht ſchon die *Annäherungen* hinreichten, welche wir durch unſere Nachbildungsfähigkeit auch im geſunden Bewußtſeyn zu vollziehen vermögen.

Die nun folgende Sammlung von Beobachtungen iſt mit ausgezeichneter Umſicht und Vorurtheilfreyheit ausgeführt. Den Reſultaten der anatomiſchen Unterſuchungen iſt der Verf. (wie wir ſchon früher erwähnt) weit entfernt, einen zu hohen Werth beylegen zu wollen: »Keine von allen krankhaften Erſcheinungen der vegetativen Sphäre iſt bisher als *beſtimmte* und *die mangelnde* Begleiterin der Vorſtellungskrankheiten beobachtet worden« Eben ſo einſichtsvoll iſt die Bemerkung: »Die disponirenden Urſachen der Vorſtellungskrankheiten *im Allgemeinen* zu benennen, iſt eine eben ſo mißliche Unternehmung, als die Forſchung nach deren nächſten Urſache. Jede beſondere Art von Vorſtellungskrankheit hat *ihre eigenthümlichen* disponirenden Urſachen.« Man hat durch das Streben zur Generaliſirung der Wiſſenſchaft nur geſchadet, und die Mannigfaltigkeit und Beſonderheit der Erſcheinungen iſt hier ſo groß, daß die allgemeine Angabe immer nur *Zuſammenfaſſung* des Einzelnen, nicht *Abſtraktion aus ihm* ſeyn kann, alſo nur unnöthige Wiederholungen veranlaßt. Doch dient dieß nicht etwa dem Verf. zum Vorwande, ſich der Mühe der Sammlung zu entheben, ſondern er verſucht von S. 208 an, die Krankheitformen zuſammenzuſtellen, zu welchen Irre mehr als andere Menſchen neigen. Als ganz allgemeine Merkmale führt er ihre große Anlage zur Apoplexie und zu Geſchwüren an; die übrigen beſchränkt er, wie es die Natur der Sache erfordert. Zuweilen baut er wohl ein wenig zu kühn auf individuelle Beobachtungen, wie wenn er S. 210 ſagt: »Was man jedoch von übertrieben großer Muskelſtärke der Irren zuweilen erzählen hört, beruht theils auf der Furchtſamkeit derer, die mit Irren nicht umzugehen wiſſen, theils darauf, daß Irre, wenn ſie gewaltthätig werden, jede Schonung ihres Gegners verachten. Eben ſo ungegründet iſt, was

Digitized by Google

man von der großen Unempfindlichkeit der Irren gegen Darmreize beſonders, ſo häufig ſagen hört: ich ſelbſt gebe täglich Irren ganz gewöhnliche Gaben von Brech- und Abführungsmitteln mit demſelben Erfolge, den ich bey Anderen ſehe.« Wir geben gern zu, daß manche irrige Beobachtungen uber dieſe beyden Punkte ſich mögen eingeſchlichen haben; auch gehören ſie auf keine Weiſe in die allgemeine Lehre von den Seelenkrankheiten, da ſich in vielen Gattungen derſelben gerade das Gegentheil zeigt; aber doch möchten ſchwerlich auf dieſe Weiſe alle Berichte einſichtvoller Männer über die ausgezeichnete Stärke und Unempfindlichkeit pſychiſcher Kranken zurückgewieſen werden können.

Sehr einſichtvoll iſt auch, was der Verf. im Folgenden über die meiſtentheils viel zu weit ausgedehnten Gränzen der Unheilbarkeit und über die ſo genannte Heilkraft der Natur ſagt. »Manche Vorſtellungskrankheiten ſind allerdings offenbar unheilbar. . . . . wenn jedoch die Heilung der Irren überhaupt ſelten gelingt, ſo liegt die Schuld an der Kunſt oder dem Künſtler wenigſtens eben ſo oft, als an der Krankheit. . . Was man Heilkraft der Natur nennt, iſt oft nichts weiter, als die Wirkung des Geſetzes, daß alles nur ſeine Zeit währt, und überdieß heilt die Natur ſehr ſelten ganz.« — Nachdem er dann Einiges in Bezug auf das Verhältniß der Seelenkrankheiten zu den verſchiedenen Geſchlechtern, Bildungſtufen, zu dem Fortſchritte der Kultur ꝛc. vorerinnert, geht er zu der eigentlichen Heilkunde über. Man kann die Heilung der Irren verſuchen, »indem man unmittelbar auf ihr Vorſtellungsvermögen wirkt« (die pſychiſche Methode), oder ſo in das Vegetationsleben eingreifen, daß daraus für jenes Heilung hervorgeht (die ſomatiſche); oder endlich, man iſt, wie bey allen Krankheiten, zuweilen genöthigt, dringende Symptome zu heben, ohne Rückſicht auf die Hebung der Hauptkrankheit (die ſymptomatiſche). Für die pſychiſche Methode gibt es vier Hauptmittel: Beſchäftigung, Unterricht, Erregung des Gemüths und der Leidenſchaften, und Einwirken in die Sinnlichkeit. Nachdem er dieſe, ſo wie die beſonderen Gattungen der beyden anderen Verfahrungsarten im Allgemeinen charakteriſirt und gewürdigt, geht er zu einer ausführlicheren Kritik der »Materia Medica bey Behandlung der Irren« über. Doch ihm hier ins Einzelne zu folgen, muß ſich Rec. verſagen, ſo ſehr auch manche einſichtvolle Bemerkungen des Verfaſſers dazu einladen mögen; in Bezug auf die pſychiſche Methode, weil ihn dieß in zu weitläufige Erörterungen verwickeln würde, in Bezug auf die ſomatiſche außerdem noch, weil er hier nur als Laie mitreden konnte, und daher ihre tiefere Kritik gern andern überläßt.

Das ſechzehnte Kapitel beginnt die Darſtellung der einzelnen

Gattungen idiopathiſcher Vorſtellungskrankheiten mit der **Manie**, welche von dem Delirium nicht »den Aeußerungen des Kranken im Reden und Thun nach verſchieden iſt; allein dieſes iſt die Folge einer beſtimmten, durch deutliche Zeichen verkündigten Krankheit des vegetativen Lebens, während bey der Manie die körperlichen Funktionen erſt in Folge der Vorſtellungskrankheiten leiden.« Der Gang der Unterſuchung iſt hier im Allgemeinen ganz derſelbe, wie wir ihn früher kennen gelernt haben; und ſomit der Verpflichtung enthoben, ihm Schritt vor Schritt zu folgen, begnügen wir uns mit der Hervorhebung einzelner, uns für dieſe Lehre beſonders wichtig ſcheinenden Punkte.

Daß in der Manie nicht die **geſammte** Vorſtellungskraft afficirt zu ſeyn braucht, haben wir ſchon vorher erinnert. Daher es auch kein Wunder iſt, wenn es dem Verf. S. 257 nicht gelingen will, durch eine vollkommen ſcharfe Gränzſcheidung die Manie von der Verrücktheit der fixen Idee zu trennen. Vielmehr ſind nicht nur die Gränzen beyder Krankheiten ſchwankend, ſondern die fixe Idee iſt nicht ſelten ſelbſt die Trägerin der die Eigenthümlichkeit der Manie ausmachenden tobſüchtigen Erhitzung, ſo wie überhaupt dieſe, wo die Manie einen wahrhaft pſychiſchen Urſprung hat (der Verf., wie ſchon erwähnt, hält dieſen nicht rein), ſtets von Einer Vorſtellung, oder doch einem gewiſſen beſchränkten Kreiſe von Vorſtellungen ausgeht, und ſich von hier aus erſt, nach Geſetzen, deren Entwickelung uns hier zu weit führen würde, mehr oder minder ſchnell über die Seele verbreitet. — Die Beſchreibung der Anfälle nach ihren Graden und Verhältniſſen, ihren Verſchlimmerungen und Nachläſſen ꝛc. iſt auch hier größten Theils beſtimmt und vollſtändig; nur iſt der Verf. nicht immer ſorgfältig genug in der gehörigen Beſchränkung und Begränzung ſeiner Sätze, wie wenn er §. 335 ſagt: »Im Vegetationsleben macht dieſe große Zerrüttung der Vorſtellungen **in der Regel gar keine** Aenderung des Befindens. Der Kranke iſt ſelten wärmer, als ſonſt: ſein Puls, ſein Athmen ſind normal; er iſt mit ungeheurem Appetit, und bleibt wohl genährt« ꝛc., und kurz darauf §. 338: »Während des Verlaufes der Krankheit treten außer den ſtets vorkommenden Re- oder Intermiſſionen des pſychiſchen Leidens auch **immer mehrere Veränderungen** in der Sphäre des plaſtiſchen Lebens ein; a) der Kranke magert ab, ja er verfällt in Abendfieber und völlige Schwindſucht« ꝛc. ꝛc. Sätze, welche, wie ſie hier ſtehen, den ſchreyendſten Widerſpruch enthalten, und bey aufmerkſamer Betrachtung den Verf. hätten zu einer genaueren Unterſcheidung der verſchiedenen Gattungen der Manie führen ſollen. Auch die von ihm früher ausführlich behandelte Raſerey der Kindbetterinnen iſt ja, trotz aller ihrer Ei-

genthümlichkeiten, doch eine Manie (in ſo fern ſie von einer Erhitzung geiſtiger Thätigkeiten ausgeht); und ſolcher Unterarten mit beſonderen Merkmalen gibt es ſehr viele. Aber der Verf. will (S. 266) nur die Eintheilung nach dem Grade der Krankheit als »die einzig praktiſch brauchbare, naturgemäße« gelten laſſen, und es tritt auch hier nicht anſchaulich hervor, in wie fern denn die Erſcheinungen der von ihm angegebenen vier Formen wirklich auf Gradverſchiedenheit beruhen. Er ſetzt ſelbſt an anderen Stellen qualitative Verſchiedenheiten, in einem Umfange, wie ſie Rec. nicht zugeben möchte, wie S. 285, wo er, nach der Angabe der Heilmittel für die geringeren Krankheitſtufen, ſagt: »Wenn die Manie längere Zeit gedauert hat, genügt dies Verfahren nicht mehr; die Zerrüttung der Vorſtellungskraft ſcheint eine tiefere Wurzel bekommen zu haben, als eine bloße Störung des dynamiſchen Verhältniſſes; und wir werden dadurch darauf hingewieſen, daß die Vorſtellungen überhaupt nicht bloß eine quantitative Veränderung im Denkorgan bewirken müſſen, ſondern auch eine qualitative« ꝛc. Denn daß bey tiefer eingewurzelten Krankheiten die für leichtere brauchbaren Mittel nicht helfen, und vorzüglich, daß ſie nicht in derſelben Zeit helfen wollen, beweiſet für die qualitative Verſchiedenheit jener erſteren nichts. In den meiſten Fällen wird ja ein weiſes Heilverfahren darin beſtehen, daß es dieſelben Entwickelungen, welche die Krankheit herbeygeführt, rückgängig einleitet; und hat alſo die Krankheit lange Zeit gehabt, einzuwurzeln, ſo werden auch die Heilmittel lange Zeit zur Hebung der Krankheit bedürfen. Hiedurch alſo wird eine qualitative Verſchiedenheit der Manie nicht begründet; aber viele andere Erſcheinungen führen mit Nothwendigkeit darauf. So ſagt der Verf. ſelbſt S. 294: »Wenn ſchwächende Einflüſſe die Dispoſition zur Manie erzeugt haben, müſſen wir dieſe entweder aufheben, oder, wenn ſie nicht mehr fortwirken, ihre Folgen tilgen, namentlich indem wir die Ernährung des Hirns und die Bethätigung der ernährenden Kräfte überhaupt bewirken« ꝛc. Faſt alle früheren vom Verf. angeführten Mittel aber gehen darauf hinaus, die Thätigkeiten des Gehirns und die mit ihnen in Verbindung ſtehenden zu ſchwächen; und diejenigen Manien alſo, wo dies letztere Verfahren nöthig iſt, ſind doch unſtreitig der Art nach von jenen erſteren unterſchieden. Bald befinden ſich die betheiligten Seelenthätigkeiten im Zuſtande der Stärke, bald in dem der Schwäche; und wenn nun doch, trotz dieſes Letzteren, der Verf. die Manie im Allgemeinen als Erhöhung der Vorſtellungskräfte bezeichnet, ſo mußte er dieſen Begriff genauer beſtimmen, da ja offenbar dieſelbe Kraft hier in der einen Bezie-

hung in ihrer Wirkſamkeit erhöht, in der andern vermindert iſt. Eine andere qualitative Eintheilung ergibt ſich aus dem Umfange und der Gattung der Thätigkeiten, über welche ſich die Erhitzung der Manie und die von ihr ausgehenden krankhaften Einflüſſe erſtrecken. Bey der Raſerey der Kindbetterinnen z. B. iſt die Abſonderung des Schweißes gehemmt, die Milchabſonderung und der Lochialfluß dauern mehr oder weniger ungeſtört fort, der Magen und der Darmkanal zeigen ſich in hohem Maße unempfindlich, während bey anderen Manien, nach der Beſchaffenheit der Urſachen und Umſtände, ganz andere Gattungen von Thätigkeiten leiden, und nicht leiden. Hienach aber müſſen ſich ja natürlich auch die Heilmittel richten; und wir erhalten alſo darin einen zweyten, zweckmäßigen qualitativen Theilungsgrund dieſer Krankheiten. — Die allgemeine Regel, welche der Verf. S. 281 als die »allgemeinſte und erſte Heilanzeige bey Behandlung jeder Manie« aufführt: »Man ſuche zugleich die plaſtiſche Kraft des Hirns zu ſchwächen, und verhindere die Reizung der äußeren Sinne!« muß nach dem eben Erinnerten ſehr beſchränkt werden. In den meiſten Fällen wird gewiß neben einer beſonderen Art von Schwächung der Vorſtellungthätigkeiten auch eine beſondere Art von Stärkung derſelben nöthig ſeyn, und dieſe letztere noch nöthiger, als jene erſtere: denn die Ueberreizung, in welcher in jedem Falle die Exacerbationen der Manie beſtehen, geben nur augenblickliche Stärke, und laſſen eine Schwächung zurück, welche in jedem Falle entweder die Natur oder der Arzt heben muß, wenn nicht die Diſpoſition zur Krankheit wachſen ſoll. So möchte ſich denn auch wohl der Einwurf am beſten verſöhnen laſſen, welchen der Verf. daraus, daß ein tiefer und ruhiger Schlaf gewöhnlich in dieſer Krankheit den Uebergang zur Geneſung bildet, gegen ſeine eigne Theorie erhebt, und vergebens zu entkräften ſucht. Im Schlafe ſtellt ſich das verlorne Gleichgewicht wieder her: der zurückgebliebene Ueberreiz, indem er ſich über die Geſammtheit der menſchlichen Thätigkeiten vertheilt, hört auf, Ueberreiz zu ſeyn, und die bisher überreizten Thätigkeiten ſtärken dagegen durch die Mittheilung der übrigen ihr geſchwächtes Vermögen. Ein Verlauf, welcher freylich auch nicht immer eintritt, ſondern dazu beſondere Bedingungen bedarf, deren Auseinanderſetzung wir jedoch hier uns enthalten müſſen.

Eine beſonders rühmende Auszeichnung verdient noch, was der Verf. S. 287—93 über die zur Manie diſponirenden Unordnungen im Geſchlechtsleben ſagt. Beherzigenswerth iſt in unſerer in dieſer Hinſicht zu nachſichtigen und nachläßigen Zeit die Bemerkung: »Nur ſelten gibt es Menſchen, die durch

angeborne Diſpoſition unüberwindlich ſtarkes Zeugungsvermögen haben: es iſt viel öfter bloß aufgereizt und künſtlich erhöht, als natürlich ſtark, und ſelbſt im letzteren Falle wird es durch Mäßigkeit und körperliche Arbeit faſt gewiß in Schranken gehalten;« ſo wie das über die Entwicklung und Heilbarkeit der hieraus hervorgehenden Geiſteskrankheiten Vorgetragene.

Auch von dem Blödſinne (XVII. Kap.) haben wir ſchon oben bemerkt, daß er ſich nicht immer über das ganze Vorſtellungsvermögen erſtrecke. Wir meinen hiermit nicht diejenigen Erſcheinungen, wo die Unfähigkeit nur wenige Vorſtellungen trifft, und durch beſondere Zufälle herbeygeführt wird: denn dieſe gehören in das Gebiet der ſympathiſchen, oder auch einer gewiſſen idiopathiſch-geiſtigen Lähmung, und können nicht mit dem Namen des Blödſinns belegt werden. Aber wie (vergl. oben) jede Hauptgattung von Vorſtellungen, deren Gattungverſchiedenheit in der urſprünglichen Anlage begründet iſt, ihr beſonderes Temperament haben kann (z. B. alſo die Thätigkeiten des Geſichtſinnes ein anderes, als die des Gehörſinnes): ſo kann auch die geiſtige Kraft oder Schwäche der urſprünglich verſchiedenen Thätigkeitgattungen verſchieden ſeyn; und wenn auch eine nach beſtimmten pſychologiſchen Geſetzen erfolgende Ausgleichung für dieſelbe, ſo wie für das Temperament überhaupt, dieſe Verſchiedenheit nicht zu einem hohen Grade anwachſen läßt, ſo kann doch die Schwäche des einen Sinnes und der von ihm abgeleiteten Thätigkeiten vollkommener Blödſinn ſeyn, während wir die des anderen nur Mangel an Talent zu nennen beſtimmt werden. Nur ſelten wird die blödſinnige Schwäche in allen Seelenthätigkeiten eine gleiche Höhe erreichen. — Ein zweyter wichtiger Punkt in dieſer Lehre, in welchem die Darſtellung des Verf. einer Berichtigung bedarf, iſt die Unterſcheidung des Blödſinnes von der Dummheit. Der Verf. führt dieſe letztere als Aeußerung des Blödſinnes auf, und beſtimmt ſie als Schwäche des Kombinationsvermögens. Aber ſchon andere Bearbeiter der Seelenkrankheitkunde, und der Seelenlehre überhaupt (vergl. z. B. Hoffbauers Unterſuchungen über die Krankheiten der Seele, II. Thl., S. 81—116) haben darauf aufmerkſam gemacht, daß die Dummheit keineswegs bloß eine Eigenſchaft des Blödſinnes, oder ein geringerer Grad desſelben iſt, ſondern eine der Art nach verſchiedene Anlage vorausſetzt. Dem Dummen, ſagt Hoffbauer, fehlt es an Ausbreitung, dem Blödſinnigen an Schärfe der Aufmerkſamkeit; obgleich auch er die Schwäche des letzteren als eine dem Grade nach weit größere darſtellt. Er hat in dieſem letzteren Punkte in ſo fern Recht, als in der That der gewöhnliche Sprachgebrauch, der in

ſeinen Gränzbeſtimmungen faſt überall mehr oder weniger ſchwankt, jede höhere Geiſtesſchwäche mit dem Namen des Blödſinnes belegt. Stellen wir uns aber die Aufgabe, wahrhaft wiſſenſchaftliche Beſtimmtheit in die Unterſcheidung von Blödſinn und Dummheit zu bringen, ſo müſſen wir ſie als zwey durchaus verſchiedenartige Mängel anerkennen, welche in dieſer qualitativen Verſchiedenheit beyde jedes Grades fähig ſind. Der Mangel des Blödſinns iſt Mangel an geiſtiger Kraft, der Mangel der Dummheit Mangel an geiſtiger Lebendigkeit; und wie wir nicht ſelten Blödſinnige finden, die, für jeden ſinnlichen Eindruck und jeden nicht eben abſtrakten Gedanken empfänglich, in dem Uebergange von einem zum andern große Lebhaftigkeit beweiſen, ſo fehlt es auch nicht an Dummen, welche, bey aller geiſtigen Trägheit, das einmal Gefaßte kraftig feſthalten und bewahren. Die tiefſte Stufe der Menſchheit iſt die, wo ſich Blödſinn und Dummheit vereinigen, wo alſo Kraft und Lebendigkeit zugleich fehlen; aber beyde, wie geſagt, können auch geſondert Statt finden, und aus dem von uns angegebenen Grundcharakter werden ſich alle übrigen in ihrer Entwicklung hervortretenden Eigenthümlichkeiten ableiten laſſen. Nehmen wir hiezu endlich noch den Unterſchied der Stumpfheit und Zartheit in Bezug auf äußere Reize, und machen wir uns anſchaulich, was aus dieſem für die Entwickelung der Seele hervorgeht: ſo werden nun Licht und Ordnung in die ſo mannigfachen und zum Theil ſo räthſelhaften Erſcheinungen der Seelenſchwäche kommen, und auch die vom Verf. S. 310 ff. angeführten Gelegenheiturſachen leichter erklärt werden können. — In dem Kapitel von der Heilung (S. 312 ff.) iſt hier vorzüglich dasjenige lehrreich, was der Verf. über die Fälle erinnert, wo die Manie in Blödſinn übergeht. Er ſchärft zuerſt ein, daß man mit Sorgfalt auf ſeine erſten Symptome achte, wo ſich in den Remiſſionen ſtumpfe Gleichgültigkeit, eine nichtsſagende, leere Miene ꝛc. äußert. »Dann iſt nichts wichtiger, als daß ſofort die Heilart verändert werde: alle ſchwächende Heilmittel ſind ſodann ſchädlich, auch die kalten Bäder, die Sturzbäder; es kommt jetzt darauf an, die Ernährung des Gehirns zu begünſtigen,« ſelbſt in den Fällen, wo die Manie in heftigen Exacerbationen fortdauern ſollte. Er ſchlägt dazu die Schwindel erregenden Mittel vor, namentlich die Coxeſche Schaukel, und das Opium in dem Grade, in welchem es Durſt und Schläfrigkeit, doch nicht völlige Berauſchung erregt; ſo wie endlich eine Beſchäftigung, welche dem Kranken Intereſſe abgewinnt. Rec. ſtimmt dem Verf. im Allgemeinen durchaus bey; nur daß er den von ihm angegebenen Zeitpunkt für das Eintreten der ſtärkenden Heilmethode für viel zu ſpät hält. Wenn ſchon die ſtumpfe Gleich-

gültigkeit des Blödſinnes in den Remiſſionen eintritt, wird ſchwerlich eine weitreichende Heilung mehr möglich ſeyn. Wir haben oben ſchon den Satz aufgeſtellt, daß alle Anfälle der Manie, inwiefern ſie in einem Ueberreize beſtehen, eine Schwächung des Vermögens zurücklaſſen, und will man es alſo verhüten, daß dieſelbe zu einem hohen Grade anwachſe; ſo muß man durch ſtärkende Reize (natürlich mit weiſer Sorgfalt, damit man nicht neue Ueberreize erzeuge) bald mittelbar, bald unmittelbar in den meiſten Remiſſionen der Manie wirken, auch wo an den Eintritt des Blödſinnes noch gar nicht zu denken iſt. Ein Verfahren, deſſen Zweckmäßigkeit um ſo mehr hervorleuchtet, wenn man bedenkt, daß ja auch die Stärke der Thätigkeiten in den Exacerbationen der Manie keine wahre Stärke, ſondern nur eine ſcheinbare, allein durch die Größe des Reizes hervorgebrachte iſt, während meiſtentheils, und bey dem Fortgange der Krankheit überall, auch in dieſen Zuſtänden das Vermögen, an und für ſich betrachtet, an Schwäche leidet. Je ſchwächer aber das Vermögen einer Thätigkeit iſt, um deſto leichter wirkt auf daſſelbe ein Reiz als Ueberreiz, und gelingt es alſo, durch zweckmäßige Mittel in den Remiſſionen das Vermögen zu ſtärken; ſo wird man hiedurch auch den ferneren Ueberreizen vorbauen, alſo die Manie ſelbſt heben oder doch verringern, während bey ununterbrochener Anwendung der ſchwächenden Methode, die Krankheit durch die Kunſt eben ſowohl als durch die Natur immer höher getrieben wird. Man ſieht ſehr leicht, daß auch hier das Gelingen größten Theils von einem gewiſſen Typus in dem Gebrauche der Heilmittel abhängt, ſo wie durch dieſen allein vielleicht eine Hebung des ſchlimmſten Uebels unter allen des angebornen Blödſinnes, möglich ſeyn möchte.

Wir gehen nun (achtzehntes Kapitel) zu dem Wahnſinne über, oder derjenigen idiopathiſchen Krankheit des Vorſtellungsvermögens, bey welcher nur ein Theil deſſelben ſich krankhaft äußert, welchen der Verf. auch Verrücktheit nennt, »da hierdurch das ganze Syſtem der Vorſtellungen des Individuums verſchoben und verrückt iſt.« Hier zieht zuerſt die Behauptung des Verfaſſers unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, daß niemals der Wahnſinn in ſolchem Grade partiell ſeyn könne, daß nur ein einziges Urtheil über ein beſtimmtes Objekt, nur eine einzige Erinnerung, nur eine einzige Perception krank erfolge, alle anderen aber normal; ſondern daß in jedem Falle die Krankheit »eine erhöhte Wirkung der ganzen Kraft ſey.« Wir müſſen in Bezug auf das Letztere dem Verf. widerſprechen, und die S. 327 f. f. von ihm angeführten Gründe haben uns

nicht überzeugt. Daß »ſich die Krankheit in den allermeiſten Fällen univerſell zeige, möchten wir bezweifeln, und es würde überdieß nur für die allermeiſten Fälle einen Beweis abgeben. Daß »bey jedem Wahnſinnigen allgemeine Verkehrtheit wahrgenommen werde, ſobald man nur den Wahn anregt,« ſpricht eher gegen, als für den Verf., indem es ja offenbar zeigt, daß hier nicht die ganze Kraft erhöht iſt, ſondern nur die Vorſtellung jenes Wahns, und dieſer Behauptung daraus kein Nachtheil erwächſt, daß von dieſer aus ſich die Verrückung weiter verbreiten kann auf die mit ihr verbundenen Vorſtellungen. Der Urſprung und das Weſentliche der krankhaften Erſcheinungen bleibt doch immer in jener begründet, ſollte es auch vielleicht keine Vorſtellung geben, welche nicht mit irgend einer andern in Verbindung ſtünde, und auf ſie ihren Einfluß ausübte. Hierauf kommen auch die unter c (S. 328) angeführten Beobachtungen hinaus; und die Analogien des Bildungslebens und der krankhaften Reflexion ins Gemüth müſſen wir wiederum, theils der Unzulänglichkeit ihrer beweiſenden Kraft, theils ihrer eigenen Zweifelhaftigkeit wegen, zurückweiſen. Die vom Verfaſſer gegebenen Eintheilungen dieſer Krankheitsformen treffen dieſelben Ausſtellungen, welche wir bey dem Kapitel von den idiopathiſchen Vorſtellungskrankheiten überhaupt erwähnt haben, und wir können alſo zur Betrachtung der einzelnen Gattungen übergehn.

Die erſte derſelben, die krankhafte Perception, faßt der Verf. richtig als »ein waches Träumen, bey welchem der Kranke entweder Geſichter ſieht, oder Stimmen hört, die für ihn allerley Bedeutung haben.« Doch iſt dieß keinesweges ſo rein auf Gehör und Geſicht beſchränkt, wie es der Verf. annimmt, und eingebildete Perceptionen aller Sinne ſind als bedeutende Symptome nicht weniger Krankheiten bemerkenswerth. Auch verdiente wohl ihre Aetiologie noch genauere Unterſuchungen, als ihr der Verf. hat zu Theil werden laſſen; er gibt mehr Veranlaſſungen, als Urſachen an, und ſo fehlt uns die wiſſenſchaftliche Anſchaulichkeit von dem Weſen und der Nothwendigkeit dieſer Krankheit. Dasſelbe gilt in manchen Beziehungen auch von der folgenden Krankheitform, der kranken Erinnerungskraft oder der fixen und vagen Idee, z. B. wenn er S. 338 ſagt: »Es ſcheint ein bloßer Zufall, ob Manie oder dieſe Art des Wahnſinns bey einem Kranken zum Ausbruch kommen werde.« In dem Seyn der Dinge iſt nichts Zufall, ſondern alles nothwendig: die Behauptung des Zufalls iſt nur das Geſtändniß unſerer Unwiſſenheit, wie der Verf. ſelbſt fühlt, indem er hinzuſetzt: »Gleichwohl iſt der Unterſchied zwiſchen beyden Krankheiten ſo weſentlich, daß

durchaus in der organiſchen Bedingung des Vorſtellens ein Grund Statt finden muß« ꝛc. Auch hier aber möchte auf dieſem Wege ſchwerlich, ſondern nur durch die ſchon öfter erwähnte, von den geiſtigen Unpäßlichkeiten ausgehende pſychiſche Methode zu helfen ſeyn. Was der Verf. ſonſt über die Urſachen dieſer Krankheit ſagt, iſt vortrefflich, beſonders die Bemerkung, daß ſie ſich am meiſten bey einem gewiſſen Grade der Bildung finde, »der das Mittel hält zwiſchen Rohheit und vollſtändiger Uebung der vorſtellenden Kräfte.« Die Kranken ſind »meiſtens in ihrer Ausbildung entweder weiter vorgeſchritten, als für ihr äußeres Verhältniß paßt, oder nicht weit genug, um es recht auszufüllen. Jene erſetzen die Genüſſe, welche ihnen ihre Lage verſagt, nach denen ſie aber dennoch lüſtern ſind, durch Phantaſieſpiele; dieſe füllen die Lücken und Blößen, deren ſie ſich bewußt ſind, mit ähnlichen aus.« In Bezug auf ihre pſychiſche Heilung, ſagt er einſichtsvoll, ihr Weſen beruhe darauf, daß man den Kranken dahin bringe, ſeinen Wahn zu vergeſſen: »es ließe ſich allenfalls durch Approximation ausmitteln, wie viel Zeit dazu gehöre, daß jede, auch die tiefſte Vorſtellung völlig vergeſſen werde, wenn ihr Andenken nicht erneuert wird.« Eine genauere Betrachtung der Erfahrungen, auf denen dieſer Satz beruht, und ihre Vergleichung mit denjenigen, welche einen entgegengeſetzten Erfolg hervorbringen, hätte den Verf. zur Einſicht in das Weſen dieſer Krankheit führen können. Auf jenen Satz geſtützt, verwirft er mit Recht alle Streitigkeiten mit dem Kranken über ſeinen Wahn als zweckwidrig; vielmehr gedenke man desſelben nie, vermeide Alles, was darauf Bezug hat, laſſe ihn zwar ausreden, wenn er ſelbſt davon zu ſprechen anfängt ohne zu ſchelten, ~~aber~~ ſuche ihn ſobald als möglich auf einen andern Gegenſtand zu bringen, ſo wie überhaupt ſtets anderweitig zu beſchäftigen. Einer Berichtigung möchte es jedoch bedürfen, wenn der Verf. die für die Heilung des Wahnſinnes im Ganzen ungünſtige Prognoſe daraus ableiten will, »daß alle Krankheiten leichter heilbar ſind, die eine heftige Reaktion des Lebendigen darſtellen, als ſolche, bey welchen die Abweichung von der Normalität gering iſt.« »Das Oscillationsgeſetz nöthigt eine ſtarke und ſchnelle Aufhebung des Gleichgewichts der Kräfte auch zu ſchneller Rückkehr zur Normalität, aber es wirkt ſchwächer bey geringer Störung.« — Der Verf. iſt hier nicht ſcharf genug in ſeinen Gegenſätzen, und beachtet wieder nur rein quantitative Unterſchiede, wo er qualitative in Betracht ziehen ſollte. Dem Heftigen ſteht nicht das Geringere überhaupt, ſondern nur das in geringerem Grade Heftige entgegen. Minder heftig iſt der Wahnſinn allerdings

in den meiſten Fällen, als die Manie (wo er nämlich nicht ſelbſt Manie iſt; vergl. oben), denn Heftigkeit gehört überhaupt nicht zu ſeinem Charakter; aber dennoch iſt er nicht ſelten eine weit tiefer gewurzelte Krankheit, und in dieſem höheren Grade der bey ihm Statt findenden Störung, nicht aber in dem erwähnten geringeren iſt die Schwierigkeit, ihn zu heilen, begründet. — Zuletzt müſſen wir noch bemerken, daß der Name »krankhafte Erinnerungskraft« wohl nicht ganz paſſend für dieſe Klaſſe von Seelenkrankheiten iſt. Nicht immer brauchen die Einbildungen des fixen oder vagen Wahns gerade Erinnerungen zu ſeyn, vielmehr ſind ſie weit mehr auf Gegenwart und Zukunft, als auf die Vergangenheit gerichtet, und ſtehen nicht ſelten in gar keiner Beziehung mit dieſer letzteren.

Zu intereſſanten Unterſuchungen veranlaßt die Darſtellung der dritten Gattung »der allgemein erhöhten Empfindlichkeit.« »Sie beruht auf krankhaft erhöhter Fähigkeit zur Reflexion der Vorſtellungen ins ſympathiſche Syſtem überhaupt, und iſt Symptom der Epilepſie, der Hyſterie und Hypochondrie, oft der bloßen übeln Laune. In dieſem Zuſtande findet der Menſch beleidigend, was keinem andern ſo ſcheint, oder unerträglichen Schmerz, unmäßige Freude ꝛc. erregend, was ſonſt ihn kaum aus dem Gleichgewicht bringen würde; dabey äußert er ſeine Leidenſchaft auf ganz ungemeſſene Weiſe.« Es fragt ſich nun, ob die in ſolchen Fällen verübten heftigen Handlungen ihm zugerechnet werden können, oder nicht; der Verf. entſcheidet ſich für dieſes letztere: »Er iſt ein Kranker und ſeine Handlungen ſind ihm nicht zuzurechnen.« — Ein Thema, worüber noch immer Abhandlungen von ungeheurem Umfange geſchrieben werden. Recn. ſcheint die Sache höchſt einfach. Ob überhaupt in heftigen Anfällen der angeführten Art verübte gewaltſame Handlungen zugerechnet werden ſollen, oder nicht, davon kann vernünftiger Weiſe gar nicht die Rede ſeyn: ſie werden zugerechnet in jedem Falle, indem man ſie dem Thäter als That beylegt. Es iſt nur die Frage, als was ſie zugerechnet, oder ihm als Prädikat beygelegt werden ſollen, und darauf iſt die Antwort wieder ſehr einfach und klar: als dasjenige, was ſie ſind. Wenn mich ein Freund in einem Anfalle von böſer Laune beſchimpft, ſo rechne ich ihm nicht die böſe Meinung zu, die er von mir geäußert: denn daran würde ich nicht bloß moraliſch, ſondern auch logiſch unrecht thun, da ſie nie eigentlich ſeine Meinung war oder doch nur augenblicklich, und jetzt alſo nicht mehr zu ſeinem Seyn gehört, es mithin logiſch falſch wäre, wenn ich ſie ihm, oder ſeinem Seyn, als Prädikat beylegen wollte. Aber wohl rechne ich ihm ſeine böſe Laune

zu, die, wenn ſie auch jetzt dem äußern Scheine nach verſchwunden, doch als erregungsfähig noch in ihm iſt, alſo allerdings zu ſeinem Seyn gehört. Eben ſo in dem vorliegenden Falle. Was den Gemüthskranken zum Mörder gemacht hat, iſt gewiß eine für ihn zurechnungsfähige Abnormität, und muß als ſolche gehoben werden; beydes, Zurechnung und Sorge für die Wegſchaffung des Abnormen, gehört ſeiner Beſchaffenheit nach in dieſem Falle nicht für den Richter, ſondern für den Arzt. Wie weit der Umfang des Begriffes von Krankheit gehe, worüber man hier gewöhnlich ſo viel ſtreitet, darauf kommt wenig an, und die Entſcheidung beruht nur auf der Willkür des Sprachgebrauchs; wollte Gott, wir verſtänden erſt Unſittlichkeit als Krankheit zu behandeln, und unſere Richter wären lauter Seelenärzte.

Die noch übrigen Krankheitsgattungen geben uns, der größeren Einfachheit ihrer Natur wegen, weniger zu Bemerkungen Veranlaſſung. — Unter den Heilmitteln der vierten (Vorherrſchen des Geſchlechtstriebes: Satyriaſis und Nymphomanie) führt der Verf. einſichtvoll die Erregung von Leidenſchaften auf, neben welchen die Geſchlechtluſt ſchweigt, als Furcht, Angſt ꝛc.: »das wirkſamſte aller Mittel, wenn es nur eben ſo leicht anzuwenden als vorzuſchlagen wäre.« — Die fünfte Klaſſe bilden Melancholie, Lebensüberdruß und Heimweh. Nicht ganz richtig möchte es wohl ſeyn, wenn der Verf. S. 359 bey der Grenzbeſtimmung zwiſchen Melancholie auf der einen, und Hypochondrie und Hyſterie auf der andern Seite ſagt: »Die ganze Melancholie iſt nichts mehr als ein höherer Grad dieſer Krankheiten, die Grenzlinie dieſes Grades aber nicht ſcharf zu ziehen.« Der Ort, welchen er beyden Krankheitsgattungen in ſeinem Schematismus angewieſen hat, beſtimmt ihnen ihre Grenze richtiger, und ſie läßt ſich ganz genau angeben, indem die das Weſen der Hypochondrie ausmachende Einbildung kranker Körpergefühle in der Melancholie nicht vorhanden zu ſeyn braucht, oder doch, wo ſie ſich findet, erſt durch Seelenkummer, in welchem ſtets ihre eigentliche Urſache liegt, herbeygeführt iſt. — Das Heimweh beſchränkt der Verf. zu ſehr, wenn er S. 358 behauptet, es »finde ſich nie bey Bewohnern der Ebenen;« nicht nur als Unpäßlichkeit (wie es vielleicht jeder einmal gefühlt hat), ſondern auch als wirkliche Krankheit iſt es bey dieſen bemerkt worden. Richtig faßt er es als eine Untergattung der Melancholie, »bloß durch die Art des Objekts der traurigen Leidenſchaft unterſchieden.« — Der kurze Abſchnitt: »Vom religiöſen, verliebten und hochmüthigen Wahn iſt faſt nur ein Verſuch, die Behauptung des Verfaſſers, daß die Vernunft nicht erkranken könne, zu rechtfertigen. Als die letzte Krankheitgattung end-

lich führt er »Wuth und Willenloſigkeit auf, von welchen dieſe als Symptom des Blödſinns angegeben, die erſte von der Manie dadurch weſentlich unterſchieden wird, daß in ihr »das intuitive Vermögen ganz geſund, und bloß der Wille krank iſt.« »Wir ſehen Menſchen (ſo beſchreibt ſie der Verf.), die in ſeltenen unregelmäßig, auch wohl ohne alle äußere Veranlaſſung wiederkehrenden Paroxysmen alles um ſich her zertrümmern, wüthen, ſchreyen, und die gewaltſamſten Handlungen begehen. Ehe ſie alſo ausbrechen, warnen ſie die Umſtehenden, und bitten ſie, ſich zu entfernen, oder ſie unſchädlich zu machen. Der Anfall dieſer Wuth iſt kurz und weder vorher noch nachher das Geringſte von fehlerhafter Aeußerung der vorſtellenden Kräfte bemerkbar.« — Rec. will, nach den zahlreichen darüber vorhandenen Erfahrungen, das Vorkommen ſolcher Krankheiten keinesweges bezweifeln. Nur gehören ſie, wenn doch weder vorher noch nachher das Geringſte von fehlerhafter Aeußerung der vorſtellenden Kräfte bemerkbar iſt, gewiß nicht zu den idiopathiſchen, ſondern zu den ſymptomatiſchen Vorſtellungskrankheiten. Nur auf eine kurze Zeit iſt ja, und nur durch den Andrang der krankhaft geſteigerten thieriſchen Thätigkeiten das Vorſtellungsvermögen gehemmt. —

Das XIXte Kapitel handelt von den Irrenanſtalten, für welche der Verf. mit edler Wärme ſpricht, und die ihnen gemachten Vorwürfe zurückweiſet. Sehr wahr ſagt er S. 375 ff.: »Wenn die Irrenanſtalten bis jetzt noch nicht ſo viel genützt haben, als man erwartet, ſo beweiſt das nicht, daß ſie nicht weit mehr nützen könnten. Wir müſſen erwägen, daß vor wenig mehr als zwanzig Jahren, Irrenanſtalten kaum exiſtirten, und die wenigen vorhandenen wohl Aufenthaltsorte und Gefängniſſe, aber nicht Heilanſtalten für Irre waren.« »Noch immer, klagt er im Folgenden, iſt dieſe Anſicht faſt allgemein verbreitet, indem man die Koſten einer wahren Heilanſtalt für ihren Nutzen weit überwiegend hält; aber beyde Zwecke ſind innig verbunden,« und der Verf. will daher beweiſen, »daß gerade die beſten und das erfreulichſte Reſultat für die Irren verſprechenden Heilanſtalten auch die zweckmäßigſten Aufbewahrungsorte für die Unheilbaren ſeyn, und bedeutend wohlfeiler zu ſtehen kommen müſſen, als dieſe.« Sein Grundprincip iſt: »daß die Bedürfniſſe der Irren ſo viel als möglich durch die Hände der Irren ſelbſt beſchafft werden müſſen,« und er eifert mit Recht gegen das Vorurtheil, als könne die Arbeit der Irren doch keinen weiteren Erfolg haben, als Verderbniß des Materials; ein Vorurtheil, welches den Irren, wenn er die objektive Nutzloſigkeit der ihm aufgetragenen Arbeiten bemerke, nicht nur übel-

launig und unwillig machen, ſondern auch zu dem gefährlichen Glauben verleiten müſſe, daß er klüger als der Aufſeher ſey. — In das Specielle ſeiner Einrichtungen können wir dem Verf. hier nicht folgen, und wünſchen nur, daß ſeine Wünſche und Vorſchläge recht mannigfach beherzigt werden mögen.

Das letzte Kap. ſpricht noch über das Recht der Irren. Nach einer kurzen Auseinanderſetzung desſelben behandelt es vorzüglich die Schwierigkeiten bey der Abfaſſung gerichtlicher Gutachten. Beachtungswerth ſcheint uns vorzüglich die Bemerkung S. 399: »Allein aus den Akten, und durchaus nicht aus dem Zuſtand des Individuums während der Unterſuchungs-Termine kann hervorgehen, ob irgend eine gewaltſame That vor längerer oder kürzerer Zeit von einem dermalen geſunden Menſchen in Wuth, Wahnſinn oder Tollheit, bewußtlos oder mit Abſicht begangen worden ſey.«

F. E. Beneke.

Art. VIII. Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, von Carl Friedrich Eichhorn, Profeſſor der Rechte zu Göttingen. 4 Bde. Gött. 1808 — 1823.

Das vorliegende Werk verdient nicht nur um ſeiner ſelbſt willen, ſondern auch deßhalb eine beſondere Aufmerkſamkeit, weil dieſe Geſchichte des deutſchen Rechts und der deutſchen Verfaſſung als einleitend und vorbereitend für alle ſonſtige literariſche und akademiſche Wirkſamkeit des in Norddeutſchland mit Recht ſehr geſchätzten Verfaſſers betrachtet werden kann. Der Wirkungskreis des Hrn. Eichhorn beſchränkt ſich zwar größten Theils auf die Vorträge, welche er ſeit einer Reihe von Jahren auf preußiſchen Univerſitäten und ſeit einiger Zeit in Göttingen über deutſches Staats- und Privat-Recht, ſo wie über Kirchen- und Lehenrecht gehalten; aber gerade der große Beyfall, mit welchem dieſe Vorträge gehört werden, verbunden mit der perſönlichen Autorität, deren Eichhorn bey denen, die ſeine Zuhörer ſind oder waren, genießt, berechtigen zu der Behauptung, daß (allenfalls mit Ausnahme des ſüdweſtlichen Deutſchlands) in der proteſtantiſchen Hälfte unſers Vaterlandes mindeſtens ein bedeutender doktrineller Einfluß auf die politiſch-juriſtiſchen Verhältniſſe von dem Verfaſſer ausgeübt werde. Der Inhalt dieſes Buches beſteht der größeren Maſſe nach in der Geſchichte des Privat-Rechts; aber dieſer verſchiedenartige Inhalt ſelbſt ſcheint es zu rechtfertigen, wenn wir uns nur die Betrachtung einer einzelnen Seite des Werkes zur Aufgabe machen. Wenn es auch unſere Abſicht nicht ſeyn kann, auf die einzelnen Unter-

ſuchungen über die Entſtehung und Fortbildung der verſchiedenen Rechts-Inſtitute einzugehen, ſo wird wenigſtens durch die Zuſammenſtellung der publiciſtiſch-politiſchen Principien des Verf. zugleich der Geſichtspunkt angedeutet werden, von dem aus der geſammte Inhalt beurtheilt werden muß.

Der Verf. iſt proteſtantiſcher Konfeſſion, und bey der Beurtheilung der einzelnen Aeußerungen desſelben dürfen wir dieſes nicht vergeſſen. Doch würde man ihm ſehr Unrecht thun, wenn man ihn mit vielen andern in Eine Klaſſe ſtellen wollte, welche, vielleicht akademiſche Lehrer der Gottesgelahrtheit (wie ſie ſagen) auf dem einmal vorgezeichneten Wege des Proteſtantismus fortgegangen ſind, ſehr bald die Gränzen aller poſitiven Religion überſchritten, und das vorgeſteckte Ziel des reinen Deismus erreicht haben, und nun ſtatt des Chriſtenthums allenfalls Spott über die Myſterien der Religion ihren Zuhörern als die Reſultate einer aufgeklärten Theologie vortragen. Der Verf. zeichnet ſich im Gegentheile durch religiöſe Geſinnung aus, und tritt überall als entſchiedener Gegner aller atheiſtiſchen oder deiſtiſchen Tendenzen auf. Indem er als Proteſtant die Rechtmäßigkeit der Reformation in Schutz nimmt, läßt er ſich dennoch nie dadurch zu einer ungerechten und in Thatſachen parteyiſchen Darſtellung derſelben verleiten. Daß der Verfaſſer aber nicht verblendet genug iſt, nach dem Beyſpiele ſo vieler proteſtantiſcher Politiker und Theologen, auch ſelbſt da, wo das Gegentheil evident iſt, einen Mann oder ein Beſtreben bloß deßhalb zu verurtheilen, weil es von Rom oder von dem kaiſerlichen Hofe ausging —, dieß zu beweiſen, wird es nicht nothwendig ſeyn, über viele einzelne Fragen der deutſchen Kirchengeſchichte die Anſicht des Verf. mitzutheilen. Einige wenige mögen hinreichen, zu bezeugen, in welchem Sinne Eichhorn ſeine Meinung im Ganzen ausſpricht, und aus welchen Quellen er dabey zu ſchöpfen pflegt. Es iſt erfreulich zu ſehen, wie er Gregor VII., der ſonſt gewöhnlich ſo gern von minder gründlichen Hiſtorikern gemißhandelt wird, beurtheilt. Er ſagt von ihm (§. 227): »Als »ein Mann, der mit der innigſten religiöſen Ueberzeugung von »der Nothwendigkeit der Unabhängigkeit des Papſtes und der »Kirche von aller weltlichen Gewalt, und der Befugniß des Stell»vertreters Chriſti, dem Uebermuth und der Ungerechtigkeit der »Fürſten zu ſteuern, die beſonnenſte Klugheit und den unerſchüt»terlichſten Muth verband, wählte er auf das Glücklichſte die »Mittel, jenen großen Zweck zu erreichen, und verband ſie mit »der Ausführung der Kirchenreform, an welcher bisher gearbei»tet worden war.« Faſt möchte es ſchwer ſcheinen, mit der Geſinnung, welche ſich hierin auszuſprechen ſcheint, Alles zu vereini-

gen, was der Verf. in der Geſchichte der lutheriſchen Reformation äußert; doch ſieht man deutlich, daß er nicht gerade überall dem Verfahren Luthers vollkommen beyſtimmt, wenn dieß gleich manches Mal etwas unbeſtimmt ausgedrückt iſt. Er ſagt unter andern (B. IV. p. 25): »Hierdurch wurde Luther von »ſelbſt auf die Folgerung geleitet, daß der Kirche nicht anders, »als durch die weltliche Gewalt geholfen werden könne, welche »berechtigt ſey, die Verbeſſerung der erſtern zu bewirken, wenn »die Kirchenobern ihre Mitwirkung verſagten. Dieſen Grundſatz, »welcher das leitende Princip der Reformation wurde, ſprach er »in der berühmten Schrift: an den chriſtlichen Adel deutſcher Na»tion, aus Welches dabey das eigentliche Verhältniß des »Staats und der Kirche ſeyn ſollte, war dem kühnen Manne »ſchwerlich ſchon klar geworden; er hielt ſich zunächſt an den Aus»ſpruch des Evangelii, daß die Kirche nur eine geiſtige Gewalt »habe, daß die Kirchenobern nur durch ihr Amt von den Laien »unterſchieden ſeyen, daß die weltliche Obrigkeit alſo eben ſo gut »Macht über ſie habe, als über die Laien, und Koncilien berufen »könne. Daß die weltliche Gewalt, ſelbſt ohne das Zuthun der »Kirchenobern, an einzelnen kirchlichen Einrichtungen etwas än»dern könne, wurde aber zugleich ebenfalls behauptet, und da »ſie ſich hierzu nicht anders berechtigt halten konnte, als Kraft »eigener Erkenntniß des Inhalts des Evangelii, welches auszu»legen jeder Chriſt Macht haben ſollte, ſo lag darin, zumal wenn »man Luthers Grundſätze von dem Verhältniſſe des geiſtlichen »und Laienſtandes hinzu nimmt, auch ſchon deutlich genug die »Vorausſetzung, daß die Kirche ihre Ueberzeugung nicht gerade »durch ein Koncilium auszuſprechen brauche, ſondern auch das, »was als evangeliſche Wahrheit aus Gründen erkannt werde, »unter dem Schutze der weltlichen Obrigkeit in Wirkſamkeit treten »könne.« Ganz deutlich tritt die Meinung des Verf. über dieſe Frage auch dann nicht hervor, wenn er (p. 47) bloß anführt, »wie das Volk durch neue Schriften von Luther erfuhr, daß »die chriſtlichen Gemeinden ſelbſt das Recht hätten, über die »Lehre zu urtheilen, Lehrer zu berufen und abzuſetzen, und daß »die weltliche Gewalt gar kein Befugniß habe, dieß zu verbieten.« Mehr der katholiſchen Anſicht geneigt ſcheint eine Aeußerung über viel ſpätere Verfügungen, welche mit einem Theile des kirchlichen Vermögens gemacht wurden, indem er (p. 718) ſagt: »es erregte Beſtürzung, daß die Beſtimmung des Kirchengutes, »vermöge der Art, wie die Reform ausgeführt wurde, lediglich »der Willkür der weltlichen Macht überlaſſen ſeyn ſollte, und die »Kirche mußte ſich in ihrer Verfaſſung gefährdet glauben.« Ueber dieſes Verhältniß der geiſtlichen und weltlichen Macht kann allen-

falls noch als erläuternd betrachtet werden, was der Verf. bey Gelegenheit der Trennung der zwey kirchlichen Partheyen, der Lutheraner und Reformirten ſagt (p. 206): »Der weltlichen Obrig»keit, über deren Stellung gegen die Kirche ſich bey den Refor»matoren noch keine feſte Grundſätze entwickelt, ſondern als de»ren Beruf jene nur betrachtet hatten, das, was die aus Geiſt»lichen und Laien beſtehende Kirche als reine Lehre anerkannte, »zu ſchützen, fiel durch die Uneinigkeit der Geiſtlichkeit eine geſetz»gebende Gewalt über die kirchliche Lehre zu, auf welche dieſe »ſelbſt provocirten, ſie aber dann nicht anerkennen wollten, wenn »ſie ſich zu Gunſten einer Gegenpartey entſchied.« Je ſeltener unter proteſtantiſchen Schriftſtellern, um deſto ehrenwerther iſt der würdige Ton, in welchem der Verf. auch von dem Orden der Jeſuiten ſpricht (Bd. IV. p. 178—188).

Die Wahrheitsliebe des Verf. zeigt ſich ebenfalls ſehr deutlich darin, daß er nicht, wie viele andere Hiſtoriker, den direkten Zuſammenhang zwiſchen der kirchlichen Reformation und den damaligen, in einem großen Theil von Deutſchland verbreiteten, politiſchen Unruhen, dem ſogenannten Bauernkriege, läugnet. Er ſagt darüber (B. IV. p. 55): »Zu derſelben Zeit ſchien die »Bewegung, welche das Volk ergriffen hatte, auch einen politi»ſchen Charakter anzunehmen. Die Bauern in Schwaben und »Franken fanden, daß ihnen nicht bloß die chriſtliche Frey»heit verweigert werde, ihre Geiſtlichen zu beſtellen, und ſich »zu ſichern, daß ihnen das Evangelium lauter und klar gepredi»get werde, wozu doch eine chriſtliche Gemeinde das Recht habe, »ſondern daß ſie auch in gar manchen bürgerlichen Verhältniſſen »von ihren Obrigkeiten nicht ſo gehalten würden, wie ſie nach »dem Evangelio zu fordern berechtigt ſeyen, und beſchloſſen, das »heilige Evangelium zu handhaben, und den gött»lichen Rechten einen Beyſtand zu thun.« —— »Sie »durchzogen das Land, brandſchatzten und verbrannten Klöſter »und Burgen, und nöthigten, ſo weit ihre Gewalt reichte, Her»ren, Ritter und Städte, die Grundlage der weltlichen Re»formation anzunehmen, die ſie in zwölf Artikeln aufgeſetzt »hatten. Die Thüringer gedachten noch weiter zu gehen, und »das weltliche Reich Chriſti mit Aufhebung aller Obrigkeit und »Ungleichheit der Rechte und Güter ſofort einzuführen.« ——— »Daß die Principien, von welchen die Reformation der Kirche »ausging, die nächſte Veranlaſſung zu dem Bauernaufſtande wa»ren, läßt ſich ſchwerlich in Zweifel ziehen, wenn gleich den Re»formatoren die Anwendung, welche davon gemacht wurde, völ»lig fremd war. Da die beſtehenden kirchlichen Verhältniſſe mit »Verwerfung der Autorität des Hergebrachten bloß nach dem

»Evangelio beurtheilt werden ſollten, und die eigene Erkenntniß »eines Jeden zum Richter über deſſen richtige Erklärung gemacht »wurde, untergrub man nothwendig auch die Ach- »tung vor dem Hergebrachten überhaupt, und es »war ſchon darum ſehr natürlich, daß ſich das Volk, ſofern es »ſich durch dieſes in ſeinem bürgerlichen Verhältniß gedrückt fühlte, »eben ſo nach einem höhern Erkenntnißgrunde für deſſen Recht- »mäßigkeit umſah.« Wie wenig damals unter den Proteſtanten die hier von Eichhorn angenommene Meinung Beyfall fand, führt er (p. 62) mit den Worten an: »Die Reformatoren »ſelbſt hatten ſich ſo unumwunden gegen die Bauern erklärt, daß »die Gegner der evangeliſchen Lehre, indem ſie dieſe als eigent- »liche Urſache des Aufſtandes anklagten, weder bey dem Adel »noch bey den Fürſten Gehör fanden, wozu freylich die ſchnelle »Beendigung des Bauernkrieges das Ihrige beytrug. Die evan- »geliſch geſinnten Fürſten erklärten jetzt ihrerſeits die Unterdrü- »ckung der evangeliſchen Wahrheit für den wahren Grund des »Anfruhrs.«

Die politiſchen Principien des Verf. treten bey vielen einzelnen Unterſuchungen über die Geſchichte der deutſchen Verfaſſung ſehr beſtimmt hervor, und ſind durchaus des Lehrers in einem deutſchen Staate würdig, der ſich, bis auf die allerneueſte Zeit, durch ſeine Behandlung alter und neuer monarchiſch-ariſtokratiſcher Verhältniſſe, und durch die Vertheidigung und den Schutz des alten Rechtszuſtandes überhaupt vor vielen andern ausgezeichnet hat. Aber er gehört nicht nur der Univerſität Göttingen und dadurch dem Königreiche Hannover an, ſondern er iſt auch durch mancherley Verhältniſſe an Preußen geknüpft, und zwar fällt ſeine Verbindung mit dieſem Staate in eine Zeit, welche glorreich und traurig zugleich für die Geſchichte desſelben genannt werden muß. Die Auflöſung der preußiſchen Verfaſſung, für welche das Jahr 1810 eine bedeutende Epoche bildet, und deren Wiederherſtellung und feſtere Begründung erſt ſeit kurzer Zeit ernſtlich gehofft werden kann, ein echt revolutionäres Beſtreben in der innern Verwaltung, fällt auf eine merkwürdige Weiſe in denſelben Zeitraum, in welchem ſich Preußen für Deutſchlands Befreyung von dem Joche des Helden der franzöſiſchen Revolution ſo große Verdienſte erworben hat; und es iſt allerdings eine traurige Erfahrung geweſen, daß manche Bemühungen, welche damals gegen fremde Tyranney gerichtet waren, ſich ſpäter, nachdem ſie dieſes Ziel erreicht hatten, in eine Neigung zum Ungehorſam gegen jede Herrſchaft und jede Autorität verwandelten. Wie ſehr weit der Verf. von dieſer Richtung immer entfernt war, ſieht man daraus, daß

er (p. 686 u. 688) unter andern ſagt, indem er von Bonaparte ſpricht: »was die Agenten der franzöſiſchen Polizey über den Zu»ſtand des Volkes berichteten, wie es aufgereitzt werde von unru»higen Köpfen und Ideologen und auf Arges ſinne, beunruhigte »den erſten Feldherrn ſeiner Zeit nicht.« — — — »Auch waren »es nicht jene Bewegungen, welche auf die Maſſe des Volkes »wenig wirkten, und nicht das Verdienſt Einzelner, wie hoch es »immer angeſchlagen werden mag, wodurch Preußen frey »wurde; es war die Vereinigung zwiſchen Regierung »und Unterthanen in der Stunde der Entſcheidung, in »welcher ſich kund that, daß der Beherrſcher des preußiſchen »Staates einem Volke gebiete, und die Begeiſterung für die »Sache der Ehre und Freyheit, die den Edleren der Nation eine »Seele gab, und auch die Schwachen mit ſich fortriß.« Aber auch zu denjenigen gehört der Verf. nicht, welche, nachdem die fremde Herrſchaft vernichtet war, nun ihr Beſtreben gegen die vaterländiſche Regierung und gegen die alte Verfaſſung richteten. Er ſelbſt, bewaffneter Theilnehmer an dem Befreyungskriege, iſt ein erfreuliches Zeichen und ein lebendiges Beyſpiel, daß auch in jener Zeit bey den vorzüglichſten Menſchen keineswegs ein ſich ins Revolutionäre verlierender Sinn das herrſchende Princip der Bewegung war, ſondern nur durch das ſpätere Verfahren der weniger Ausgezeichneten dieſe Anſicht leider veranlaßt worden iſt.

Wenn der Verf. (p. 727) von den, ſeit dem Jahre 1808 in Preußen gemachten neuen Einrichtungen behauptet, daß ihnen die ſüddeutſchen Staaten nicht zum Muſter gedient hätten, ſo wollen wir dieß gerade nicht beſtreiten; aber dagegen dürfte es wohl nicht zweifelhaft ſeyn, daß die Admiſtration des Königreichs Weſtphalen in der Hinſicht einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Verwaltung des preußiſchen Staates geäußert hat. Man war ſeit dieſer Zeit mehr als je vorher zur Centraliſation und zur ganz unbedingten und rückſichtsloſen Ausdehnung der miniſteriellen und überhaupt der Beamtengewalt geneigt. Der Verf. ſagt hierüber, jedoch nicht bloß in Beziehung auf Preußen (p. 724): »Allgemein »ſuchte man auf jedem Wege vollſtändige Gleichförmigkeit der Ver»faſſung und Verwaltung zu erreichen, und bey der letzteren die »Wirkſamkeit der oberſten Verwaltungsbehörde (Miniſterium) bis »in das Einzelne der Geſchäfte auszudehnen; die Selbſtſtändigkeit »der Landesbehörden, welche man, meiſtens ſelbſt in der früheren »kollegialiſchen Form, beybehielt, wurde dadurch vermindert, nicht »aber die Anzahl der Beamten, die vielmehr in den untern Be»hörden durch die Ausdehnung des Wirkungskreiſes der landes»herrlichen Polizey, und in den obern durch den erweiterten Ge»ſchäftskreis der Central-Behörde außerordentlich vermehrt

»wurde. Das Sinken der Thätigkeit der Landſtände ſeit der »zweyten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte die Bedeu»tung des Beamtenſtandes ſchon früher außerordentlich gehoben, »ſie erreichte jetzt ihre höchſte Stufe.« Auch iſt hier eine ſehr richtige Bemerkung über das Verhältniß der landſtändiſchen und der Repräſentativ-Verfaſſung in Deutſchland anzuführen (p. 683): »Außerhalb Sachſen und Mecklenburg (nämlich nach dem »Abſchluſſe des Rheinbundes) wurden die Landſtände als eine »Feudal-Einrichtung oder als unverträglich mit der Souverainität »aufgehoben; ein neues Inſtitut dieſer Art, den franzöſiſch-weſt»phäliſchen Reichsſtänden nachgebildet, wurde zwar hier und da »verheißen, gewährte aber nach der Erfahrung, die man vor ſich »ſah, wenig Troſt, wenn auch Zeit gefunden worden wäre, es »einzuführen, da dieſe modernen Volks-Repräſentationen nur »dazu eingerichtet waren, unter geſetzlichen Formen willkürlich zu »verfahren.«

Herr Eichhorn zeigt ſich ebenfalls der Tendenz vieler neuern Einrichtungen in der Juſtiz-Verwaltung nicht günſtig: Er ſagt z. B. (p. 725): »Bey den verſchiedenen Zweigen der Verwal»tung wurde die Trennung der Juſtiz von den übrigen Regie»rungsgeſchäften abweichend von den älteren Einrichtungen für »einen großen Vortheil gehalten, aber doch meiſtens nur bey den »höhern Behörden durchgeführt;« und (p. 750): »Auch die fran»zöſiſche Gerichtsverfaſſung und das Verfahren, welches jene »ganz nach den Regeln des alten franzöſiſchen Prozeſſes beybe»halten hatte, ſollte jetzt für ein Muſter gelten, dem man ſich »nicht vollſtändig und ſchnell genug nähern könne, und beſonders »die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit dieſer Juſtiz »wurde als eine Einrichtung von der höchſten Vortrefflichkeit ge»prieſen, in deren Gegenſatz das deutſche Verfahren als ein ſchlep»pendes, willkürliches und heimliches der bitterſte Tadel traf.« Wie ſehr Eichhorn der Einführung fremder Geſetze in Deutſchland entgegen iſt, ſieht man aus dem öfter wiederholten ſtrengen Urtheil über die Bemühungen, welche dahin gerichtet waren; wovon hier nur zwey der beſtimmteſten Aeußerungen angeführt werden mögen. Er ſagt (p. 613): »Zur Verbeſſerung des bürger»lichen Rechts und des Verfahrens erhielten einzelne Länder die »neuen franzöſiſchen Geſetze, welche weder die verſtanden, die ſie »empfahlen und einführten, noch die, welche ſich darnach richten, »noch die, welche ſie anwenden ſollten, die aber doch ſofort eine »bedeutende deutſche Literatur aufzuweiſen hatten;« und (p. 745): »in den übrigen Ländern verſchwand die franzöſiſche Geſetzgebung »wieder und blieb nur in dem an Deutſchland zurückgegebenen »linken Rheinufer ein Hinderniß ſeiner engern Verbindung mit

»den Staaten, welchen dieſes zugefallen war.« Eben ſo ſpricht er ſich überhaupt gegen eine alles gleichförmig umfaſſende und allgemein derogatoriſche Civil-Geſetzgebung aus, wenn er (p. 745) fortfährt: »Der Grundſatz der franzöſiſchen Civil-Geſetzgebung, »daß ſie für die Inſtitute, welche ſie berühre, das allein geltende »Geſetz ſey, fand bey den herrſchenden Anſichten über die beſte »Einrichtung der Geſetzgebung beſondern Beyfall.« Und (p. 743): »eine allgemeine Geſetzgebung für Deutſchland war in der zwey»ten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vermöge der damali»gen Verhältniſſe des Reichs ſchon nicht mehr ausführbar; die »Landesgeſetzgebung aber konnte auch überdieß um ſo nützlicher »werden, je genauer ſie ſich zugleich an die Eigenthümlichkeiten »des partikularen Rechts anſchließen mochte, und in größeren »Staaten, die aus ſelbſtſtändigen Ländern nach und nach zuſam»mengebracht waren, mithin auch ihr beſonderes Landrecht be»ſaßen, die Verſchiedenheit des Rechts, ſo weit es Bedürfniß »ſchien, auszugleichen im Stande war. Von den Vortheilen, »welche auf dieſem Wege zu erreichen ſtanden, ging aber in der »Reform des bürgerlichen Rechts, die in Preußen und Oeſter»reich unternommen wurde, vieles verloren, weil man Geſetz»bücher im Sinn der gangbaren Theorien der Geſetzgebung ver»faſſen zu müſſen glaubte, welche mit Aufhebung der Gültigkeit »der bisherigen Rechtsquellen, alles geltende Recht ausſchließ»lich in ſich faſſen ſollten.« Aber wie im öffentlichen, ſo war auch in dem bürgerlichen Recht nicht allein die Nachahmung des fremden, ſondern die Herrſchaft der Theorien ein verderbliches Element in der Fortbildung deſſelben, worüber der Verfaſſer (p. 739) äußert: »Die veränderte Richtung, welche die »Geſetzgebung ſeit der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhun»derts erhielt, ging auch hier, wie bey dem öffentlichen Recht, »weit mehr von der Theorie, als von dem praktiſchen Bedürfniß »aus, und in dem Inhalt der neuern Geſetze wurde daher weit »weniger auf das letztere Rückſicht genommen, als auf die Form, »die man dem bürgerlichen Recht geben wollte.«

Mit großem Recht ſagt der Verfaſſer, indem er von der Einrichtung des Rheinbundes ſpricht (p. 721): »Sie bildete eine »höchſt wichtige Epoche in der Geſchichte des deutſchen Staats»rechts und gab den Staatsmännern die vollkommenſte Freiheit, »die Theorie der Politik, welche man in mancherley Sy»ſtemen ausgebildet hatte, an die Stelle des Rechts zu er»heben — ſchon bey der Einrichtung der Verwaltung der Ent»ſchädigungslande, in welchen den Landesherrn doch nur in der »Verbeſſerung der Civil- und Militär-Adminiſtration freye Hand »gelaſſen ſeyn ſollte, gab man ſich in den meiſten Ländern keine

»Mühe, die beſtehenden Verhältniſſe den Bedürfniſſen gemäß umzu»bilden, ſondern ſchritt lieber zu einer ſogenannten Organiſation »des Landes, bey welcher alles neu gemacht wurde, und durch die »ſich die neuen Unterthanen meiſtens beſchwert glaubten, ſelbſt »wenn ihnen beſſere Einrichtungen gegeben wurden, als ihre bis»herigen; weil man den Uebergang zu dieſen nicht vorbereitet hatte, »und auch die bisherigen Verhältniſſe zu wenig kannte, um ihre »Eigenthümlichkeit hinreichend zu berückſichtigen. Nach der Errich»tung des Rheinbundes, mit welcher alle Reichsgeſetze für unver»bindlich erklärt worden waren, fehlte es nicht an Publiciſten, »welche die Rheinbundsakte und vermöge der erlangten Souverai»nität den zu erklärenden Willen des Souverains für das einzige »hielten, was bey Beurtheilung der Rechte der Regierung und der »Unterthanen berückſichtigt werden könne, und wenn dieſer Grund»ſatz gleich nicht ohne Widerſpruch blieb, ſo wurde er doch in den »ſüddeutſchen Staaten des Bundes ziemlich der, welchem die »Praxis folgte; man unterwarf ſelbſt die Rechte der Mediatiſir»ten, das einzige ſtaatsrechtliche Verhältniß im Innern der »Bundesſtaaten, welches die Rheinbundsakte berührte, in vie»len Ländern, beſonders in Würtemberg, den beſchränkenden »Verfügungen der Regierung.«

Das größte Lob verdient Eichhorn über die Art und Weiſe, wie er die beyden nächſten Urſachen der Verwirrungen in Deutſchland beurtheilt, die politiſchen Theorien, welche auf einer ſich für ſouverain achtenden Vernunft beruhten, und die franzöſiſche Revolution. Er ſagt: (p. 709) »Die Ein»richtung des geſellſchaftlichen Zuſtandes überhaupt und mithin »auch das Daſeyn eines poſitiven Rechts betrachtete man lediglich »als ein Produkt der Willkür der höchſten Gewalt, ohne zu be»denken, daß ein Staat ohne ein hiſtoriſch gegebenes und folglich »von jener Willkür unabhängiges Recht, alſo in Beziehung auf »das öffentliche Recht ohne eine hiſtoriſch gegebene Verfaſſung »überhaupt nicht gedacht werden kann. Eben darum wurde auch »die Nothwendigkeit einer Veränderung des beſtehenden weit we»niger auf unmittelbar empfundenes, durch Veränderung der in»dividuellen Verhältniſſe des Staats herbeygeführtes Bedürfniß »gegründet, als darauf, daß durch die Vernunft ſelbſt Regeln »gegeben ſeyen, nach welchen jede bürgerliche Geſellſchaft einge»richtet werden müſſe, weil ihr Zuſtand ſonſt nicht vernunftge»mäß ſey. Dieſe Regeln aber ſollten ſich nicht auf die Beſchaf»fenheit der vorhandenen individuellen Verhältniſſe gründen, »durch welche in jedem denkbaren Staat ſchon poſitive Inſtitute »vorhanden ſind, ſondern ganz allgemein für jede bürgerliche »Geſellſchaft die nämlichen ſeyn, indem die Bildner »dieſer Theorien immer vergeſſen, daß ſie ſelbſt

»*bey der Begründung ihrer Regeln von einem gegebenen Zuſtand ausgegangen waren*, den ſie aber »darum für einen allgemeinen Typus der bürgerlichen Geſellſchaft »hielten, weil ſie ihn nicht von einer in der Erfahrung ſchon »wirklich vorgekommenen Individualität abſtrahirten, oder daß »dieß demohngeachtet theilweiſe der Fall geweſen ſey, ſich wenig»ſtens nicht bewußt waren. — — (P. 711) »Die, welche für die »Vertheidiger liberaler Grundſätze gelten wollten, verkannten das »Weſen der oberſten Gewalt ſo ſehr, daß ſie ſich eine Theilung »derſelben nach den verſchiedenen Formen ihrer Thätigkeit als »möglich dachten, und in einer monarchiſchen Verfaſſung die »Geſetzgebung von der vollziehenden Gewalt abgeſondert, dieſe »aber allein als eine Prärogative des Regenten betrachtet wiſſen »wollten. Das höchſte Ziel aller Vervollkommnung der Staats»einrichtungen, wurde jedoch immer eine möglichſt vereinfachte »Verfaſſung und Verwaltung, bey welcher die Verwaltung der »öffentlichen Geſchäfte ganz allein in den Händen der Regierung »und ihrer Beamten wäre, die durch keine bey ihren Beſchlüſſen »oder deren Ausführung mitwirkende Thätigkeit beſonderer Cor»porationen gehemmt werde. Verſchiedenartige Verfaſſung ein»zelner Theile des Staats, und alle Unterſcheidung der verſchie»denen Klaſſen des Volkes durch eigenthümliche Rechtsverhält»niſſe und Rechte erſchienen daher als Gebrechen, und in dem voll»kommenſten Staat mußten eigentlich die Unterthanen nur der »*Zahl* nach in Betracht kommen, und niemals nach *Individu»alitäten*. Einerley Geſetze für einen Staat, lediglich durch »den ausgeſprochenen Willen der höchſten Gewalt entſtanden, »bey deren Inhalt die Beybehaltung des Beſtehenden als einer »dem Volke ſelbſt angehörenden Individualität, die letzte Rück»ſicht ſeyn mußte, die von dem Geſetzgeber genommen zu »werden brauchte, galten als die erſte Bedingung eines erträgli»chen Rechtszuſtandes. Allem Hergebrachten, Nationellen und »Individuellen ohne Unterſchied wurde dadurch der Krieg ange»kündigt; man brandmarkte vorläufig alles, was aus frühern »Zeiten herſtammte, mit dem Namen des *Feudalſyſtems*, »weil dieſes, ohngeachtet es ſchon lange nicht mehr exiſtirte, »doch das bildende Princip der Verfaſſung geweſen war, und »freylich *den Fehler hatte, die mannigfaltigſten* »*Individualitäten hervorgebracht zu haben*. Das »Auffallendſte ſcheint zu ſeyn, daß dieſe Anſichten, beſonders ſeit»dem ſie durch die franzöſiſche Revolution in der ſtrengſten Con»ſequenz und ohne alle Schonung angewendet wurden, ſo viele An»hänger bekam, daß ihnen zu Anfang des neunzehnten Jahr»hunderts beynahe allgemein gehuldigt wurde.« — — Und an einem andern Orte (p. 717), wo der Verfaſſer von dem Einfluß

leerer politiſcher Theorien auf das Mißlingen vieler wohlgemeinten Verſuche des Kaiſers **Joſeph**, als eines Fürſten von großen perſönlichen Eigenſchaften und reinem Willen für das Wohl ſeiner Unterthanen ſpricht, leſen wir folgende, alle Aufmerkſamkeit verdienende Bemerkung: »**Nicht den Principien**, von »welchen **Joſephs** Reformen ausgingen, ſondern ſeinem **wohl-** »**wollenden und gerechten Sinn verdankte die Mo-** »**narchie einige wirkliche Verbeſſerungen ihrer** »**Einrichtungen, welche auch dauernd blieben, weil** »**ſie nicht aus theoretiſchen Spekulationen, ſon-** »**dern in der That aus dem unmittelbaren Bedürf-** »**niß hervorgegangen waren.**« —— Und wiederum: »Die »gewaltſame Aufhebung ſo vieler wohlerworbener Rechte, zu »welchen eine Geſetzgebung nie ſchreiten ſollte, als wo es keinen »andern Ausweg gibt, hat die Sicherheit und Heiligkeit des »Rechts überhaupt erſchüttert; der häufige Wechſel der Geſetzge- »bungen hat einen ſchwankenden Zuſtand der Verhältniſſe hervor- »gebracht, und einen unruhigen und leichtſinnigen Geiſt der »Neuerung erzeugt, der ſich, auf leere Theorien geſtützt, in dem »Schein eines Strebens nach Vervollkommnung gefällt, und »darüber vergißt, das Weſen der beſtehenden Einrichtungen zu »ergründen und ſie dieſem gemäß zu reformiren.« —— (P. 726): »Dem Bauernſtande verſchaffte man allerdings einige Erleichte- »rung ſeiner Laſten, aber auf einem Wege, der die Sicherheit des »Eigenthums erſchütterte, und die ihm doch wegen der erhöhten »Steuern weniger zu Gute kam.« —— (P. 684) »Allerdings »gewann er durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft, die nach »und nach in den meiſten Ländern ſtatt fand, doch konnte, was »dem Bauernſtand an gutsherrlichen Abgaben erlaſſen wurde, »gegen die erhöhten Steuern nicht in Anſchlag kommen.« —— (P. 716) »Wer die Geſchichte unſerer deutſchen Geſetzgebung »über die Kolonatverhältniſſe des Bauernſtandes und ihrer Wir- »kungen, mit Aufmerkſamkeit beobachtet, wird nicht bezweifeln, »daß gerade der nämliche Zweck, welchen man durch die gezwun- »gene Ablöſung der Dienſte und anderer Laſten zu erreichen ge- »ſucht hat, mit völliger Sicherheit, und wenn man erwägt, wie »wenig in einer Reihe von Jahren durch jene bewirkt worden iſt, »wahrſcheinlich in kürzerer Zeit, bloß durch eine Geſetzgebung über »die Natur der von beyden Theilen freywillig eingegangenen »Verträge über die Aufhebung dieſer Art von Reallaſten, zu er- »reichen geweſen wäre. Wohlerworbene Rechte brauchten durch »eine Geſetzgebung dieſer Art gar nicht aufgehoben zu werden; »höchſtens konnte es darauf ankommen, die Irrthümer einzelner »moderner Schriftſteller über das Lehnrecht zu berichtigen, welche »vielleicht ein Geſetz, das dergleichen Verträge für eine die Er-

»ben des Kontrahenten und konſentirender Agnaten bindende Ver-
»fügung erklärt hätte, für eine Verletzung wohlerworbener Rechte
»der letztern ausgegeben hätten. — — Oder ſollten, wenn
»man von Maßregeln dieſer Art keinen Erfolg erwartete,
»die Vortheile jener Ablöſungen, unter allen Verhält-
»niſſen wirklich ſo vortheilhaft für beyde Theile
»ſeyn, als unſere Staatswirthe behaupten?« Dieß
letztere ſpricht der Verfaſſer noch beſtimmter aus, wenn er
(p. 684) ſagt: »Die grundherrlichen Abgaben nahm man ihm
»(dem Bauer) nicht unentgeldlich ab, ſo wenig als die gemeſſe-
»nen Dienſte, und ſie mit einem Kapital ablöſen zu
»dürfen, was in vielen Ländern nachgelaſſen wurde, ſchien
»den Begünſtigten kein ſo großer Vortheil, als
»den politiſchen Oekonomen, welche dieſe Verbeſ-
»ſerungen anprieſen.«

Ganz von derſelben vortrefflichen Geſinnung des Verfaſ-
ſers zeugt, was er über den franzöſiſchen Revolutions-Krieg
und über die Grundſätze ausſpricht, auf welcheu dieſe Revolution
ſelbſt beruht. Er ſagt (p. 655): »Es gewann die neue revolu-
»tionäre Regierung Zeit, Kräfte in Bewegung zu ſetzen, welchen
»die Gegner keine gleiche Anſtrengung entgegen ſetzen konnten,
»weil ſie in den Wirkungen der Revolution ſelbſt lagen;
»ſie hatte überdieß den Vortheil, daß ſich Frankreich zum
»Repräſentanten von Grundſätzen machte, welche ſchon längſt
»allenthalben ihre Anhänger hatten, wodurch ſich die Anſichten
»über die Bedeutung der Revolution und des Krieges gegen
»Frankreich verwirrten.« — — »Wenige ſahen ein, wie weit
»das Zerſtören führen werde, bey welchem man in der
»That gar kein beſtimmtes praktiſches Ziel, als
»die Auflöſung des Vorhandenen hatte. Dieſes Ziel
»zu erreichen war wenigſtens das Princip der franzöſiſchen Revo-
»lution, und wurde von den Führern ſo offen eingeſtanden, daß
»nichts ſeltſamer ſeyn kann als die Meinung, jene habe in ih-
»rem Urſprung eine überaus löbliche Richtung gehabt, und die
»Gräuel, die ſie hervorgebracht hat, dürften gar nicht als eine
»nothwendige Folge ihrer Grundſätze ſelbſt betrachtet werden.
»Eine Stelle, welche Burke aus einer Rede Rabauds de St.
»Etienne anführt, iſt ſo charakteriſtiſch, daß ſie hier, wo zu-
»nächſt von dem Einfluſſe der franzöſiſchen Revolution auf
»Deutſchland die Rede iſt, als eine Belegeſtelle abgedruckt
»zu werden verdient. Tous les établissemens en France con-
»ronnent le malheur du peuple: pour le rendre heureux il
»faut le renouveller; changer ses idées; changer ses loix;
»changer ses moeurs; — changer les hommes; changer les

»choses; changer les mots — tout détruire; oui tout dé»truire, puisque tout est à récréer. Man mag es in Deutſch»land den Anhängern der Theorien, welche die Einrichtung der »Staatsverfaſſung als einen Gegenſtand der willkürlichen Be»ſtimmungen der oberſten Gewalt betrachten, gern zutrauen, »daß ſie ſo wenig als die Staatsmänner, die ſie wenigſtens theil»weiſe auszuführen geſucht haben, eine ſolche Zerſtörung »für wünſchenswerth gehalten haben; Deutſchland hat denn »aber deſto mehr durch die traurige Wahrheit gelitten, daß »man nie weiter geht, als wenn man nicht weiß »wohin man geht.« —— (P. 713) »Allerdings haben jene »Theorien in Deutſchland zu keiner Zeit vollſtändige Anwen»dung gefunden, aber ſie blieben doch nicht ohne Einfluß auf »die Maßregeln der Regierungen, weil die Rathgeber von ihnen »beherrſcht wurden, als die Ereigniſſe der Zeit forderten, vieles »umzugeſtalten, neue Einrichtungen zu gründen und der erlang»ten Selbſtſtändigkeit alle öffentlichen Verhältniſſe anzupaſſen; »ſie zeigten auf der entgegengeſetzten Seite eine beunruhigende »Wirkung, als, nachdem die Stürme der Revolution vorüber »gegangen, bey wiederkehrender feſter Ordnung der Dinge, eben »die, welche vorhin den Grundſätzen des franzöſiſchen Regierungs»despotismus gehuldigt hatten, den Irrwahn von der Theilung »der Gewalten und jenen ganzen Apparat der Sophismen der er»ſten franzöſiſchen National-Verſammlung hervorſuchten, um die »Wünſche der Völker irre zu leiten und die klarſten Begriffe des »Rechts zu verwirren.

Da es die Abſicht des Recenſenten nicht war, dem Verfaſſer in das Detail ſeiner hiſtoriſchen Unterſuchungen zu folgen, ſondern er allein den Zweck hatte, den politiſchen Geſichtspunkt anzugeben, von welchem aus Eichhorns Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte und damit zugleich die Tendenz ſeiner ganzen Thätigkeit beurtheilt werden muß, ſo werden die hier gegebenen Auszüge für hinreichend gehalten werden dürfen, um die Anerkennung ſeiner politiſchen Principien zu begründen. In der That muß die ſich auf den proteſtantiſchen Univerſitäten, und namentlich in Göttingen ſtets feſter begründende Herrſchaft der hiſtoriſchen Jurisprudenz, zu deren Koryphäen Eichhorn gehört, als eines der erfreulichſten Ereigniſſe in der neueſten Geſchichte der deutſchen Gelehrſamkeit betrachtet werden. Daß aber wirklich gründliche hiſtoriſche Studien zur Entwickelung von Grundſätzen führen, die entweder den anerkannt beſſeren Principien der europäiſchen Politik vollkommen gemäß oder ſehr nahe verwandt ſind, davon mag das vorliegende Werk ſelbſt den Beweis führen. J. G. H.

Art. IX. Holberg's Luſtſpiele. Ueberſetzt von Oehlenſchläger. Erſter Theil XXXII und 446 S. Zweyter Theil 374 S. Dritter Theil 420 S. Vierter Theil XX und 474 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1822.

Der Ueberſetzer eines dramatiſchen und beſonders komiſchen Dichters, muß ſich vor allem beſtreben, die Eigenthümlichkeiten ſeines Originals, ſelbſt bis in die kleinſten Details, getreu wiederzugeben, und ſo in den Geiſt ſeines Dichters eindringen, daß er denſelben in ſeiner Arbeit gleichſam zu reproduciren ſuchen muß.

Bey der Ueberſetzung der alten römiſchen und beſonders griechiſchen Komödie, iſt dieſe Forderung um ſo ſchwerer zu erfüllen, da außer der Verſchiedenheit der Sprache die unendlichen Anſpielungen auf Sitten und Gebräuche, Statsverfaſſungen und öffentliches Leben, örtliche Verhältniſſe und Zeitereigniſſe, die ſo ganz von unſern gewöhnlichen Vorſtellungen abweichen und zu den Eigenthümlichkeiten der antiken Komödie gehören, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen. Wir beſitzen daher noch keine, allen Forderungen entſprechende Ueberſetzung jener alten Dichter, wohl aber manche höchſt lobenswerthe Verſuche, die aber insgeſammt keinem, dem die Originale unzugänglich ſind, einen vollſtändigen Begriff von der ganzen Weſenheit jener Dichter beyzubringen im Stande ſeyn dürften. Anders verhält es ſich mit den modernen Dichtern, bey welchen treue Auffaſſung ihrer ganzen Weſenheit eine unerläßliche Bedingung und weniger ſchwierig iſt, da ihre Geiſtesprodukte, wenn auch einer entferntern Zeit angehörend, uns doch in jeder Beziehung näher ſtehen und uns minder fremdartig erſcheinen.

Während wir von den Werken eines Calderon, Shakſpeare und von denen des Moliere vortreffliche Ueberſetzungen aufzuweiſen haben, die faſt die Bekanntſchaft mit den Originalen entbehrlich machen, fehlte es uns doch bisher an einer, den jetzigen Geſchmack befriedigenden, Ueberſetzung von Holberg's Luſtſpielen, da die alten Ueberſetzungen keineswegs geeignet ſind, uns eine richtige Vorſtellung von der Kunſt dieſes in ſeiner Weiſe ebenfalls großen Meiſters zu geben. Holberg ſelbſt beklagt ſich in ſeinen Epiſteln, daß mehrere ſeiner Stücke in der deutſchen Ueberſetzung ganz verdorben worden ſind. Es war alſo ein verdienſtliches Unternehmen, uns eine neue Ueberſetzung der Luſtſpiele dieſes Dichters zu liefern, und Hr. Profeſſor Oehlenſchläger hat dieſes Unternehmen ſo glücklich ausgeführt, daß ihm der Dank der Leſewelt mit vollem Rechte gebührt. Nach der ſorgfältigſten Vergleichung ſeiner Ueberſetzung mit dem Original können wir die Verſicherung geben, daß ſie in jeder Hinſicht muſterhaft genannt zu werden verdient. Nur bey einem

Stücke, haben wir uns genöthigt geſehen, uns gegen die Verfahrungsart des Ueberſetzers zu erklären, aber auch nicht ermangelt, unſern Tadel mit den gehörigen Gründen zu unterſtützen. Wir werden im Verfolg dieſer Beurtheilung Gelegenheit haben, mehrere Stellen aus der vorliegenden Ueberſetzung anzuführen, und, um die Leſer in den Stand zu ſetzen, ſelbſt über den Werth derſelben urtheilen zu können, werden wir am Schluſſe eine Scene im Original, nebſt der alten und neuen Ueberſetzung mittheilen.

Doch bevor wir zu der Anzeige der in dieſer neuen Ueberſetzung befindlichen Stücke ſchreiten, dürfte es zweckmäßig ſeyn, eine kurze Lebensſchilderung Holberg's voran zu ſchicken, wobey wir die bewährteſten Quellen zu Rathe ziehen, und Holberg's eigene Biographie, in ſo weit er ſie in ſeinen Epistolis ad virum perillustrem fortgeführt hat, zum Grunde legen werden. Dieſes ſchien um ſo angemeſſener, da der Ueberſetzer es unterlaſſen hat, uns eine ſolche Lebensſchilderung zugleich mit ſeiner Ueberſetzung mitzutheilen, welches nicht hätte unterbleiben ſollen, da das Leben eines ausgezeichneten Mannes faſt immer geeignet iſt, ein großes Licht über ſeinen Charakter und ſeine Schriften zu verbreiten. Man wird über die Thätigkeit ſtaunen, womit Holberg raſtlos ſich beſtrebte, den Geſchmack ſeiner Landsleute durch ſeine Schriften zu bilden und zu veredeln, Trotz des Widerſtandes, mit dem er ſein ganzes Leben hindurch zu kämpfen hatte.

Ludwig Holberg wurde im Jahre 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Noch als Säugling an der Bruſt ſeiner Mutter verlor er ſeinen Vater, welcher Obriſt in däniſchen Dienſten war, und der ein anſehnliches Vermögen hinterließ, das aber die Familie bey einer unglücklichen Feuersbrunſt gänzlich einbüßte. Nach dem Tode ſeiner Mutter trat Holberg, im zehnten Jahre ſeines Alters, in Kriegsdienſte, und wurde mit der Verpflichtung als Korporal aufgenommen, ſich in der Kriegskunſt unterrichten zu laſſen. Sein Vormund ſandte ihn zu dieſem Zwecke nach Upland, aber die militäriſchen Wiſſenſchaften hatten für ihn ſo wenig Reiz, daß er ſeiner Neigung folgte, und ſich den ſchönen Wiſſenſchaften widmete.

Im Jahre 1702 machte er ſeine erſte Reiſe nach Kopenhagen, um ſich an der dortigen Univerſität prüfen zu laſſen. Nach überſtandener Prüfung kehrte er wieder in ſeine Heimat zurück, da er nicht Mittel genug hatte, ſich in jener Hauptſtadt länger aufzuhalten. Bey der Rückkunft in ſeine Vaterſtadt übertrug ihm der Probſt zu Vos den Unterricht ſeiner Kinder, und zugleich das Amt, an ſeiner Stelle im Verhinderungsfalle zu predigen. In dieſem Lehramte brachte Holberg, wie er ſelbſt

ſagt, ein ganzes Jahr damit zu, »die Knaben zu prügeln und die Bauern zu bekehren;« aber da er weder Neigung noch Geduld zum Unterrichte der Kinder hatte, ſo gab er ſeine Lehrerſtelle wieder auf, und zugleich ſein Predigeramt, worin er ſich durch ſeine Beredſamkeit die Gunſt des Landvolks erworben hatte.

Er reiſte nun abermals nach Kopenhagen, um ſich daſelbſt zu der höhern Prüfung in der Theologie vorzubereiten, die er auch nach Verlauf eines Jahres mit Auszeichnung beſtand. Mit leerem Beutel eilte er abermals nach ſeiner Vaterſtadt zurück, wo ihn die Noth zwang, eine Hofmeiſterſtelle bey dem Magiſter Nikolaus Schmidt, damaligen Vicebiſchof in Bergen, zu übernehmen, die er aber nicht lange behielt. Bey der Durchleſung der Tagebücher des Vicebiſchofs, der in jüngern Jahren faſt ganz Europa durchreiſt hatte, wurde die Luſt zum Reiſen bey Holberg ſo lebhaft angeregt, daß er, ungeachtet der dringendſten Gegenvorſtellungen ſeiner Freunde und Anverwandten, den Entſchluß faßte, ins Ausland zu reiſen. Er verkaufte alles, was er beſaß, und brachte doch nicht mehr als ſechzig Thaler zuſammen. Mit dieſem kleinen Vermögen reiſte er nach Holland, und da er ziemliche Kenntniſſe in der italieniſchen und franzöſiſchen Sprache beſaß, hoffte er durch Unterricht in dieſen Sprachen ſo viel zu verdienen, um im Nothfalle davon leben zu können.

In Amſterdam brachte er vierzehn Tage ſehr angenehm in Beſchauung der Merkwürdigkeiten dieſer Stadt zu; aber ſein kleines Vermögen fing ſehr zu ſchwinden an. Auch fand er ſich in der Hoffnung getäuſcht, durch Sprachunterricht etwas zu verdienen, denn er wurde bald inne, daß die Holländer einen Schiffer weit höher als einen Gelehrten achteten. Er ſtand nun wie Herkules am Scheidewege, und wußte nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Auf der einen Seite fürchtete er den Spott ſeiner Landsleute über ſeine ſo ſchnelle Zurückkunft, auf der andern Seite ſah er die Unmöglichkeit ein, länger in Amſterdam zu verbleiben. Als aber ſein Arzt ihm rieth, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen die warmen Bäder in Aachen zu gebrauchen, erwachte plötzlich wieder ſeine alte Reiſeluſt, und er ging wirklich nach Aachen, wo er bey ſeiner Ankunft nur noch ſechs Thaler von ſeinem Vermögen übrig hatte.

Drey Wochen lebte er in Aachen mit der größten Sparſamkeit, und da er keine Möglichkeit ſah, ſeinen Wirth zu befriedigen, faßte er den Entſchluß, ſich heimlich zu entfernen. Der Wirth aber, ein mißtrauiſcher und wachſamer Mann, holte ihn auf ſeiner Flucht wieder ein, und er mußte ihm ſeine Rechnung

bis auf den letzten Heller bezahlen. Dadurch gerieth er in ſo dürftige Umſtände, daß er die Rückreiſe nach Amſterdam, von allem Gelde entblößt, zu Fuße antreten mußte. Seine Geſundheit hatte ſich aber ſehr gebeſſert, und er ertrug daher alles Ungemach mit der größten Standhaftigkeit und heiterſten Laune. In Amſterdam gelang es ihm, einen kleinen Vorſchuß von einem Geldwechsler zu erhalten, wodurch er ſich in den Stand geſetzt ſah, die Heimreiſe antreten zu können. Nach ſeiner Vaterſtadt wollte er nicht zurückkehren; er entſchloß ſich daher, nach Chriſtianſand zu reiſen. Bey ſeiner Ankunft daſelbſt machte er Bekanntſchaft mit einem Studenten aus Drontheim, Namens Chriſtian Brix, der ihm Unterricht und Zutritt in den Häuſern der angeſehenſten Bürgersleute verſchaffte. Seine Kenntniſſe in vier lebenden Sprachen hatten ihm in Chriſtianſand ein ſolches Anſehn erworben, daß er täglich neue Schüler bekam, worunter auch mehrere Perſonen von Range ſich befanden. Er konnte nun alle ſeine Schulden bezahlen, und behielt doch noch einen kleinen Ueberſchuß. Aber dieſe ſeine Erwerbsquelle wurde nicht wenig durch die Ankunft eines holländiſchen Kaufmanns geſchmälert, der Schulden halber ſein Vaterland verlaſſen mußte, und ſich nach Norwegen flüchtete. Dieſer erbot ſich, Unterricht in der franzöſiſchen Sprache für einen weit billigeren Preis zu ertheilen. Beyde Sprachmeiſter geriethen dadurch in eine offene Fehde, und beſchloſſen, in Gegenwart ihrer Schüler ſich in einen förmlichen Sprachkampf einzulaſſen. Holberg ſelbſt geſteht in ſeinen lateiniſchen Briefen, daß ſie beyde keinen andern Vortheil von dieſem Streite hatten, als nur ihre eigene Unwiſſenheit aufzudecken, worauf ſie Frieden ſchloſſen und gute Freunde wurden. Holberg ſuchte um ſo mehr dieſen Frieden aufrecht zu erhalten, da er den Vorſatz gefaßt hatte, eine Reiſe nach England zu machen, wozu er ſich einiges Geld ſammeln wollte.

Dieſe Reiſe trat er auch wirklich in Geſellſchaft ſeines Freundes Chriſtian Brix an. Beyde Reiſende ſchifften ſich in Arendahl ein: und nach viertägiger Schiffahrt langten ſie in Graveſand an, von wo ſie zu Fuße nach London marſchirten. Sie hielten ſich aber nicht lange in London auf, ſondern begaben ſich ſogleich nach Oxford, um die Bibliothek daſelbſt zu benutzen. In Oxford mußten ſie ſehr eingeſchränkt leben, und ihre Nahrung beſtand größten Theils nur aus trockener Koſt. Holberg befand ſich ſehr wohl bey dieſer mäßigen Lebensart, ſein Reiſegefährte aber zehrte merkbar ab. Nach einigen Monaten trennte dieſer ſich von ihm, und Holberg war nun ſeinem eignen Schickſale ganz allein überlaſſen. Zum

Glück für ihn hatten die Studenten in Oxford eine hohe Meinung von ſeinen Sprachkenntniſſen und ſeinem Muſiktalente gefaßt, wodurch es ihm leicht wurde, Unterrichtsſtunden zu erhalten. Die Studenten, die ihm ſtets ſehr gewogen blieben, luden ihn oft zu Tiſche ein, und als Holberg ihnen ſeinen Entſchluß bekannt machte, in die Heimat wieder zurückkehren zu wollen, boten ſie ihm ein anſehnliches Reiſegeld an, das er jedoch mit vieler Dankbarkeit ausſchlug, da er ſich ſelbſt ſo viel erworben hatte, um die Koſten der Rückreiſe beſtreiten zu können.

Nachdem Holberg ſich zwey Jahre in Oxford aufgehalten und die dortige Bibliothek, beſonders im geſchichtlichen Fache, fleißig benützt hatte, kehrte er nach London zurück, wo er ſich aber nur kurze Zeit aufhielt, um die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt zu beſehen. Er begab ſich hiernach auf ein ſchwediſches Schiff, mit welchem er nach Helſingöer ſegelte, wo er ans Land ſtieg, und die Reiſe nach Kopenhagen zu Fuße fortſetzte.

In Kopenhagen war er nun zweifelhaft, was er anfangen ſollte, um auch nur kümmerlich ſich zu ernähren. Mit Unterricht wollte er ſich durchaus nicht beſchäftigen, und er gerieth daher auf den Einfall, Vorleſungen über die gelehrten Schätze zu halten, die er vom Auslande mitgebracht hatte, und wozu er durch Bekanntmachungen in lateiniſcher Sprache einlud. Es gelang ihm, eine Menge Zuhörer zu erhalten, die alles, was er ihnen diktirte, fleißig nachſchrieben, aber, als es zum Bezahlen kam, ſich ſämmtlich aus dem Staube machten. Er hatte alſo für ſeine Mühe, wie er ſelbſt ſagt, keinen andern Vortheil, als daß ihn ſeine Schüler, wenn ſie ihm auf der Straße begegneten, ſehr höflich und freundlich grüßten.

Holberg, der ſich in ſeinen Hoffnungen ſo arg getäuſcht ſah, nahm nun mit Freuden den Antrag des Staatsraths Paul Winding an, deſſen Sohn nach Dresden zu begleiten, der in dem Hauſe des Baron Löwendahl dort eine Zeitlang verbleiben ſollte. Holberg vollführte dieſes Geſchäft, und kehrte über Leipzig und Hamburg nach Kopenhagen wieder zurück, wo er im Winter 1709 eintraf. Der Geheimerath und Admiral Friedrich Giedde übertrug ihm gleich nach ſeiner Rückkunft die Hofmeiſterſtelle bey ſeinen Söhnen, die Holberg zwar annahm, aber nach Verlauf eines Jahres wieder aufgab. Holberg konnte ſich nie ganz dem Unterrichte widmen, den er als eine gehäſſige Sklaverey betrachtete. Seine Seele war mit ganz andern Dingen beſchäftigt, wozu vollkommene Freyheit eine unbedingte Nothwendigkeit war. Er ſtudierte ſehr fleißig, und da er von je her an eine mäßige Lebensart gewohnt war, konnte er jede Entbehrung um ſo leichter ertragen.

Der Zeitpunkt rückt nun heran, wo Holberg anfing, ſich in ſeinem Vaterlande als wirkſamer Schriftſteller zu zeigen. Im Jahre 1711 gab er ſein erſtes Werk heraus: Einleitung in die Geſchichte der europäiſchen Reiche, nach der Methode Puffendorfs, welches mehrere Auflagen erlebte. Nach Vollendung dieſes Werkes gab er ein zweytes heraus: Anhang zur Geſchichte der europäiſchen Staaten, das aus fünf Theilen beſtehen ſollte, wovon aber nur der erſte Theil erſchien. Da er nun einmal angefangen hatte, ſich der Geſchichte zu widmen, ſo war ſein Augenmerk vorzüglich auf die däniſche Geſchichte gerichtet. Er arbeitete demnach ein großes Werk in Folio aus, das die rühmlichen Thaten der Könige Chriſtian des Vierten und Friedrich des Dritten enthält, und das er dem damals regierenden Könige Friedrich dem Vierten zueignete. Der König nahm dieſes Werk ſehr günſtig auf, und Holberg wurde zum außerordentlichen Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Kopenhagen ernannt.

Kurz vor dieſer Ernennung erhielt Holberg, durch die Gunſt des Geheimenraths Roſenkranz, das ſogenannte roſenkranziſche Stipendium von hundert Thalern auf vier Jahre, mit der Verpflichtung, ausländiſche Univerſitäten zu beſuchen. Da ſeine Reiſeluſt noch keineswegs geſchwächt war und ſein Amt als Profeſſor ihm keine beſtimmte Verpflichtungen auferlegte, weil er noch keine Beſoldung erhielt, ſo trat er ſeine vierte ausländiſche Reiſe im Jahre 1714 an, und nahm ſeinen Weg über Amſterdam, Rotterdam, Antwerpen und Brüſſel nach Paris.

Da er dieſe Reiſe größten Theils zu Fuße machte, ſo kam er, von Müdigkeit ganz erſchöpft, in Paris an, wo er lange herumgehen mußte, bevor er ein Quartier ausfindig machen konnte. Seine Ausſprache des Wortes »Logis« das den Pariſern wie Lucie klang, verurſachte, daß ſie glaubten er ſuche ein Frauenzimmer dieſes Namens, und er erhielt daher überall zur Antwort: je ne la connois pas, Monsieur! Auch mußte er, wie er ſelbſt erzählt, mit großem Aergerniß anhören, wie ihn eine Magd wegen ſeiner ſchlechten Ausſprache verſpottete, welches ihm um ſo empfindlicher war, da er ſich für einen großen Meiſter in der franzöſiſchen Sprache hielt, und Unterricht in dieſer Sprache ertheilt hatte. Endlich gelang es ihm, ein Zimmer in der Vorſtadt St. Germain zu erhalten. Er richtete ſich nun ein, ſo gut er konnte, widmete ſich ganz dem Studium und dem Beſuch der öffentlichen Bibliotheken, verſäumte aber auch nicht, die übrigen Merkwürdigkeiten dieſer Stadt zu beſehen.

Beynahe anderthalb Jahre hielt er ſich in Paris auf, wo er, oft mit Mangel kämpfend, keiner dauerhaften Geſundheit genoß, und mit der größten Sparſamkeit leben mußte. Er hatte nun einen Theil von Frankreich, Deutſchland, England und faſt ganz Holland geſehen, aber ſeine Begierde zu reiſen war noch nicht befriedigt, und als man ihm die Koſten einer Reiſe von Paris nach Rom ſehr gering anſchlug, entſchloß er ſich ſogleich eine Reiſe nach Rom zu unternehmen.

Anfangs Auguſt 1715 ging er mit einem Fahrzeuge nach Auxerre, und von dieſem Orte bald zu Schiffe, bald zu Fuße bis nach Marſeille. In Marſeille blieb er acht Tage, und ſegelte alsdann mit einem Schiffe nach Genua. In Genua mußte er ſich einige Zeit ſeiner Krankheit wegen aufhalten, wo es ihm ſehr ſchlecht erging, da er, mit Armuth kämpfend, faſt aller menſchlichen Hülfe beraubt war. Als er ſich wieder erholt hatte, ſetzte er ſeine Reiſe nach Rom zu Schiffe fort. Bey der Ankunft in Rom machte der Anblick des Vatikans und der St. Peterskirche einen unbeſchreiblich wunderbaren Eindruck auf ihn, und er vergaß ſogleich alles Ungemach und alle Widerwärtigkeiten, die er ausgeſtanden. Die Beſchreibungen ſeiner Reiſen, machen in ſeiner Selbſtbiographie den intereſſanteſten Theil aus, denn es iſt anziehend zu leſen, wie viele ſeltſame Abenteuer er beſtehen mußte, und mit wie vielen Unglücksfällen, Entbehrungen, Widerwärtigkeiten und Gefahren er zu kämpfen hatte. Wir bedauern, daß uns der Raum nicht erlaubt, dieſe intereſſanten Schilderungen hier mitzutheilen, da wir uns bloß darauf beſchränken müſſen die Hauptzüge ſeines Lebens in gedrängter Kürze darzuſtellen.—Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Holberg, im Februar 1716, dieſe weltberühmte Hauptſtadt, und reiſte zu Fuß nach Florenz. Dieſe Art zu reiſen ſchien ſeiner Geſundheit am zuträglichſten, auch mußte er ſie wählen, weil ſie am wenigſten koſtſpielig war; denn Geldmangel war faſt beſtändig ſein hartes Loos. Von Florenz ging er nach Parma, von Parma nach Piacenza und dann nach Turin. Von Turin über die Alpen nach Savoyen und durch einen Theil von Frankreich wiederum nach Paris. Von Paris reiſte er über Amſterdam nach Kopenhagen zurück, wo er nach vielen ausgeſtandenen Mühſeligkeiten geſund an Körper und Geiſt wieder anlangte.

Seine vierte ausländiſche Reiſe war nun vollbracht, und er beſchloß nunmehr, ſich gänzlich der Theologie zu widmen und zugleich auch ferner als Schriftſteller ſich ſeinen Landsleuten nützlich zu machen. Im Jahre 1716 gab er ſein Werk heraus: Beytrag zur Kenntniß des Natur- und Völker-

rechts, das Anfangs keinen großen Abſatz fand, aber nach Verlauf einiger Jahre mehrere Male neu aufgelegt, und ins Deutſche überſetzt wurde.

Aber ungeachtet ſeines anhaltenden Fleißes befand er ſich doch noch immer in ſehr dürftigen Umſtänden, und zwey Jahre verfloſſen, ehe er ein feſtes Einkommen erhielt. Im Anfange des Jahres 1718 wurde ihm die durch den Tod des Profeſſors Wandalin erledigte Stelle eines ordentlichen Profeſſors der Metaphyſik übertragen. Dieſe Stelle ſtimmte aber ſo wenig mit ſeiner Neigung überein, daß alle, die ihn kannten, der Metaphyſik ihren Untergang weisſagten, da er ſich bisher wenig mit dieſer Wiſſenſchaft beſchäftigt hatte. Im Jahre 1720 wurde er dieſer Bürde entledigt, und er erhielt dagegen die Profeſſur der Beredſamkeit. Faſt zu gleicher Zeit wurde er zum Aſſeſſor des akademiſchen Konſiſtoriums, und ſpäter zum Sekretär der Univerſität ernannt. Dieſes Jahr war alſo für ſeine Beförderung von großer Wichtigkeit, aber noch mehr durch ſeine ſatyriſchen und poetiſchen Arbeiten, die er in dieſem Jahre herausgab.

Sein ſatyriſch-komiſches Heldengedicht: Peder Paars, erſchien nach und nach im Jahre 1720, und erregte nicht nur allgemeines Aufſehen, ſondern ein gewaltiger Lärm erhob ſich dagegen, da einige Individuen ſich unter verdeckten Namen darin angegriffen glaubten. Man zog nun heimlich und offen gegen den Dichter zu Felde, und alle Leidenſchaften ſchienen gegen ihn entfeſſelt zu ſeyn. Die Wuth ſeiner Gegner ging ſo weit, daß ſie das Gedicht auf dem Scheiterhaufen verbrannt haben wollten. Zwey Männer, Gram und Roſtgaard, die entſchiedenſten Gegner Holberg's, boten alles auf, was in ihren Kräften ſtand, um dieſes Gedicht zu vernichten, das ihnen ein Dorn im Auge war. Roſtgaard reichte ſogar eine förmliche Klage bey der Regierung ein, worin er dieſes Gedicht eine Schandſchrift nannte. In ſeiner Anklage beſchuldigt er unter andern den Verfaſſer, daß er das kleine Land Anholt (wohin der Dichter die Scene ſeines Gedichtes verlegte) auf eine ſpöttiſche Weiſe entehrt und die Einwohner ein Räubervolk genannt habe. Er legte ferner ſeiner Anklage Auszüge aus dieſem Gedichte bey, worin er Stellen auszeichnete, die auf die Univerſität, den Rektor, den Biſchof, wie auch auf Anholts Einwohner, ihren Prieſter und Küſter gemünzt ſeyn ſollten, und trug, geſtützt auf dieſe Gründe, darauf an, das Gedicht zu konfisciren. Dieſe lächerliche Verleumdung wurde jedoch zu Boden geſchlagen, und Roſtgaard mit ſeiner Anklage abgewieſen. Der königliche Staatsrath entſchied, daß das Gedicht nur erdichteten Scherz enthalte, und der Verfaſſer weder Bezüchtigung, noch ſonſtige Strafe verdiene.

Holberg war auch weit entfernt, durch die Wuth ſeiner Gegner, die dennoch forttobte, ſich abſchrecken zu laſſen, ſeine einmal angefangene Laufbahn zu verfolgen, er gab vielmehr ſpäter noch fünf andere Satyren heraus, in deren erſten er über die Thorheiten des menſchlichen Geſchlechts ſpottet, und in der dritten eine Kritik des Heldengedichtes Peter Paars liefert.

In dieſe Epoche fällt ſeine Wirkſamkeit als dramatiſcher Schriftſteller, eine Laufbahn, die er mit ſo vielem Ruhme zurückgelegt, und auf der er ſich unſterblich gemacht hat. Unter Friedrich des Vierten Regierung wurden auf dem königlichen Schloſſe franzöſiſche Komödien, und auf einem Privat-Theater deutſche Schauſpiele aufgeführt. Im Jahre 1722 wurde der Anfang gemacht, däniſche Komödien darzuſtellen. Der thätigſte Beförderer des däniſchen Schauſpiels war der berühmte General Arnold, der dazu ein eigenes Haus bauen ließ. Ein franzöſiſcher Schauſpieler, Namens Montaigu, erhielt den Auftrag, die däniſchen Schauſpieler in ihrer Kunſt zu unterrichten. Dieſer Montaigu war ein Mann von hoher Geburt und wahrſcheinlich ein Abkömmling des noch in England blühenden Geſchlechts dieſes Namens, der bey Friedrich dem Vierten in großer Gunſt ſtand, und auch ein Mann von feiner Erziehung und Bildung war. Friedrich der Vierte ſoll ihm die Direktion der franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft übertragen haben, die von dem Könige beſoldet wurde. Nach dem Frieden 1720 wurde aber dieſe Geſellſchaft wieder aufgelöſt. Ein gewiſſer Etienne Capion, der nämliche, der in Holberg's Maskerade als Maskerade-Entrepreneür genannt wird, beſaß ein Schauſpiel-Privilegium, das am 12. May 1721 noch auf funfzehn Jahre verlängert worden war. Von ihm ſoll dieſes Privilegium an den oben genannten General Arnold verpfändet worden ſeyn, der die erſte däniſche Schaubühne errichtete. Die Schauſpieler, die von Montaigu gebildet wurden, waren, außer ſeiner Frau, einer Dänin, und ſeiner Tochter, Ulſöe, der in Rollen alter Männer ſehr verdienſtlich geweſen ſeyn ſoll, Gram, Hendrik Wegner, Pilloi, Schow, der Pedanten ſpielte, Ramel, der alte Männer und Bedienten gab, Hald, Hörberg, Schumacher und Hammer. Madame Coffre ſpielte alte Weiber, Madame Lerke und Mademoiſelle Hiort Rollen der Liebhaberinnen.

Da man auf dieſe Weiſe angefangen hatte, nach dem Beyſpiel fremder Nationen Schauſpiele in däniſcher Sprache einzuführen, fiel natürlich der Gedanke auf Holberg, aus deſſen früheren komiſchen und ſatyriſchen Schriften man wohl vermuthen konnte, daß er auch im Stande ſeyn würde, Schauſpiele zu ſchrei-

ben. Er ließ ſich zwar lange dazu nöthigen, doch endlich gab er den Bitten ſeiner Freunde nach. Anfangs las er ſeine Stücke bloß ſeinen Freunden vor, ließ ſich aber doch endlich überreden, ſie den Schauſpielern zur Aufführung mitzutheilen. Sein erſtes Stück: der politiſche Kannengießer, wurde im Jahre 1722 zum erſten Mal mit außerordentlichem Beyfall aufgeführt. Dieſem Stücke folgten: die Wankelmüthige, Jean de France, Jeppe vom Berge, Geert Weſtphaler oder der geſchwätzige Barbier, der eilfte Junius, die Wochenſtube, das arabiſche Pulver, die Weihnachtsſtube, die Maskerade, Jakob von Tybo, Ulyſſes von Ithacia, die Reiſe nach der Quelle, Melampe, ein tragi-komiſches Schauſpiel, und endlich das Luſtſpiel ohne Kopf und Rumpf.

Dieſe funfzehn Luſtſpiele gab er, nachdem ſie ſämmtlich die Feuerprobe bey der Darſtellung rühmlichſt beſtanden hatten, in den Jahren 1723—25 in drey Theilen zuſammen heraus. Dieſe erſte Ausgabe erſchien unter dem Titel: Hans Michelſens Komödien, mit Juſt Juſteſens Gutachten und Vertheidigung über Komödien. Holberg gab die meiſten ſeiner ſatyriſchen Schriften unter dem Namen Hans Michelſen heraus und Juſt Juſteſen iſt gleichfalls ein erdichteter Name, den er ſeinem Kommentator beylegte. Wie wenig aber ſeine Zeitgenoſſen im Allgemeinen reif waren, den großen Werth dieſer ausgezeichneten komiſchen Produkte zu begreifen, und gegen welche ungünſtige Anſichten und Vorurtheile Holberg zu kämpfen hatte, um ſeinen Schauſpielen Eingang zu verſchaffen, geht am deutlichſten aus Juſt Juſteſens Schutzſchrift für Komödien hervor, worin er unter andern den Autor gegen die Beſchuldigung vertheidigt, daß das Komödienſchreiben nur Sache eines Müßiggängers ſey, und einem ehrlichen Manne gar nicht anſtehe; und ferner, daß die Schauſpieler, die ſich zu theatraliſchen Darſtellungen gebrauchen laſſen, ein unehrliches Handwerk treiben. Im Jahre 1731 kamen dieſe Stücke, mit noch zehn neuen Stücken vermehrt, in fünf Theilen unter dem veränderten Titel heraus: die däniſche Schaubühne. Später, im Jahre 1753—54 kamen noch zwey Theile hinzu, die acht neue Stücke enthielten. Einzeln gedruckt erſchien ein kleines Stück: das Leichenbegängniß der däniſchen Komödie, das 1727 geſchrieben wurde, aber erſt 1746 zum Vorſchein kam. Die Veranlaſſung zu dieſem Stücke, ſo wie die Darſtellung desſelben iſt höchſt merkwürdig, und wir müſſen uns hier eine kleine Abſchweifung erlauben, um die Geſchichte dieſes ſeltſamen Stücks in möglichſter Kürze zu erzählen. Die däniſchen Schauſpieler al-

ternirten mit den franzöſiſchen, ſo daß bald däniſche, bald franzöſiſche Schauſpiele gegeben wurden. Auch ein gewiſſer Herr v. Quoten hatte eine Art von deutſchem Theater errichtet, worauf theils mit Marionetten, theils von Menſchen allerhand Haupt- und Staatsaktionen aufgeführt wurden, die ſich nur durch den größten Unſinn auszeichneten*). Holberg hat die Geſchmackloſigkeit dieſer Stücke in ſeiner meiſterhaften Parodie: Ulyſſes von Ithacia, oder eine deutſche Komödie, von der wir weiter unten ſprechen werden, treffend bezeichnet. Das däniſche Theater hatte den Reiz der Neuheit verloren, und die Sucht für alles Ausländiſche, die wieder von Neuem anfing, ſich einzuſchleichen und Oberhand zu gewinnen, beſchleunigte natürlich den gänzlichen Verfall deſſelben. Die däniſche Bühne mußte endlich aus Mangel an Beſuch und Unterſtützung geſchloſſen werden. Bey dieſer Gelegenheit ſchrieb Holberg das vorher erwähnte Stück: das Leichenbegängniß der däniſchen Komödie, welches die däniſchen Schauſpieler wirklich am 25. Februar 1727 aufführten, und worin die däniſche Komödie auch förmlich zu Grabe getragen wurde. Die Proceſſion war folgendermaßen angeordnet. Den Zug eröffneten die Kinder des

*) Um eine anſchauliche Idee von der Geſchmackloſigkeit dieſer Farcen zu geben, wollen wir hier eine Ankündigung dieſer Poſſenſpiele mittheilen, wie ſie uns Riegels, in ſeiner Geſchichte Friedrich IV. aufbewahrt hat. Sie lautet folgendermaßen:

»Mit gnädigſter Conſens hoher Obrigkeit.«

»Allen Herrn Cavaliers, Damen und der Curioſität Liebhabern, wird hiermit angedeutet, daß allhier angekommen ein vortrefflicher Maitre, der da vorſtellet mit großen Figuren die ſchönſten Komödien, Tragödien, Hiſtorien und allerley ſchöne Begebenheiten auf einem koſtbaren, zierlich und oft veränderlichen Theatro, worauf auch ſoll präſentirt werden, ſchöne Opern, Maſchinen, Baletten, Jägereien mit vielen wilden Thieren, worunter auch ein chineſiſcher Elephant in Lebensgröße, und alle dieſe Thiere präſentiren ſich als lebendig, und andere dergleichen Sachen mehr, und wird angefangen mit Tito Androniko, und der hoffärtigen Kaiſerin, und dem Mohr Aran.«

Von dieſem zwey Bogen ſtarken Marionettſtück wollen wir den Schluß der Skizze desſelben zur Probe hierher ſetzen.

»Titus richtet eine Paſtete zu, worinnen das Fleiſch von der Kaiſerin ihres Sohnes Haupte eingebacken. Titus machet Friede, bittet den Kaiſer und die Kaiſerin zur Malzeit. Die Kaiſerin eſſet mit großem Appetit von der Paſtete. Die Kaiſerin will wiſſen, was das ſey, das ihr ſo wohl ſchmeckt.«

Nach Beendigung dieſer Farce kam ein Akteur herein und ſagte: »Ein luſtiges Nachſpiel ſoll ſchließen, Wenceslaus, König von Pohlen, Tragödie von Monſieur Roſtran (Rotrou), welche die mit königl. Erlaubniß ſpielende Comedianten heute Freytag den 17. oder 19. ſpielen werden.«

Hrn. Montaigu und der Madame Coffre, worauf die Akteurs, nach ihrer Anciennität, folgten. Nach ihnen kam ein Trommelſchläger, deſſen Trommel ſchwarz überzogen war, und alsdann zwey Individuen mit Marſchallsſtäben, an denen lange Trauerflore befeſtigt waren. Nun kam auf einem Schubkarren die Leiche, die von einem Akteur vorgeſtellt wurde. Nachdem das Gefolge drey Mal um die Bühne herum marſchirt war, wurde die Leiche in eine Verſenkung hinabgelaſſen. Nach der Leiche folgte ein lediger Schubkarren, und dann die Aktricen, vor deren Augen Heinrich (der Bediente in Holberg's Komödien) aus Gram, und weil er die däniſche Komödie nicht überleben wollte, ſich in das offene Grab ſtürzte. Den Zug ſchloß Thalia, die allein auf der Bühne zurückblieb und eine Anrede an das Publikum hielt.

»Du wunderſt dich — ſchrieb Holberg zu dieſer Zeit an einen Freund — in deinem letzten Briefe, daß unſere Schauſpiele ſchon aufgehört haben; mich wundert es vielmehr, daß ſie ſo lange haben beſtehen können. Du trauerſt über den Verluſt, den das Publikum dadurch erlitten, du trauerſt auch um mich. Daß dir der Untergang der däniſchen Schaubühne, des Publikums wegen, ſehr nahe geht, befremdet mich nicht, da du dein Vaterland liebſt, und es allen gleichgeſinnten Patrioten zu Herzen gegangen iſt, die dieſe Schauſpiele für eben ſo rühmlich als nützlich gehalten; rühmlich, weil alle civiliſirte Nationen ſelbe als ſolche betrachten; nützlich, weil ſie Abbildungen von Tugenden und Laſtern darſtellen, die unſerm Volke neu waren, das ſich bisher nur an den Poſſenſpielen der Marktſchreyer ergötzt hatte, und weil, ſo lange das däniſche Schauſpiel noch fortdauerte, die fremden Horden von unſerer Gränze abgehalten wurden, die uns jährlich um unſer Geld zu prellen pflegten, und bey deren Schauſpielen man nicht allein die ſchöne Zeit, ſondern auch alle guten Sitten verlor. Ich erinnere mich, wie du vor einigen Jahren, als du bey uns wareſt, mit großem Wohlgefallen ein Dienſtmädchen ganz vernünftig über Schauſpiele ſprechen hörteſt, und wie du damals mit Entzücken ausriefſt: »Glücklich iſt die Stadt, wo Dienſtmädchen philoſophiren!« Ich will nicht von andern Vortheilen ſprechen, die dieſe Schauſpiele hätten haben können, nämlich unſere Sprache mehr auszubilden, die durch die Nachläßigkeit der Schriftſteller ganz in Verfall gerathen iſt. Es wundert mich daher nicht, daß du dich über jenen Verluſt, des Publikums wegen, betrübſt. Daß du aber auch mich bedauerſt, davon ſehe ich den Grund nicht ein, da ich doch nun von allen Unruhen, von allem Neid, von aller mühſeligen Arbeit befreyt bin, der ich mich, ſo lange die Bühne beſtand, mit Aufopferung meiner Geſundheit und meiner Kräfte beſtändig hingeben mußte. Dieſen Lohn haben

mir meine Arbeiten eingebracht, während in England oder Frankreich ein Schriftſteller bloß mit einem einzigen Stücke, das mit Beyfall aufgeführt wird, zwey bis drey tauſend Thaler gewinnen kann. Du müßteſt mir alſo vielmehr Glück wünſchen, daß dieſe für mich eben ſo beſchwerliche als mühſelige Arbeiten nun doch, Gott Lob! ein Ende erreicht haben.«

Solche Klagen konnten dem großen Dänenkönige Friedrich dem Vierten nicht unbekannt bleiben. Der König nahm ſich des däniſchen Schauſpiels thätig an, verlieh den däniſchen Schauſpielern eine Zulage aus ſeiner Kaſſe, räumte ihnen eine Schaubühne auf ſeinem Schloſſe ein, und ſo wurde das neue Theater am 16. April 1728 wieder eröffnet. Aber Holberg war nicht mehr dazu zu bewegen, für die neueröffnete Schaubühne zu ſchreiben, er legte nur Hand an einige bereits fertige Schauſpiele, die am meiſten der Feile bedurften, und die er den Schauſpielern ſchenkte. Aber die Freude mit dem neuen Theater dauerte nur kurz, denn in demſelben Jahre wurde Kopenhagen von einer großen Feuersbrunſt heimgeſucht, und bevor noch dieſes Unglück verſchmerzt werden konnte, verlor Dänemark ſeinen Friedrich den Vierten, und unter der ſechzehnjährigen Regierung ſeines Nachfolgers Chriſtian VI. trat eine Epoche für Dänemark ein, die dem Aufſchwunge der Wiſſenſchaften eben nicht ſehr günſtig war.

Wir müſſen nun wieder zu der Lebensbeſchreibung Holbergs zurückkehren, von der wir etwas abzuweichen uns genöthigt fanden. So ſehr auch ſeine Luſtſpiele im Allgemeinen gefielen, ſo wurde doch ſeine ökonomiſche Lage dadurch nicht verbeſſert, ja ſie zogen ihm vielmehr nur Haß und Feindſchaft zu. So wie in ſeinen übrigen ſatyriſchen Schriften, glaubte man auch in ſeinen Komödien Schilderungen noch lebender Perſonen zu entdecken, wodurch die Wuth ſeiner Gegner nur noch mehr angefacht wurde.

Durch ſo manche angeſtrengte Arbeiten waren ſeine Kräfte ſo ſehr erſchöpft, daß er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit ſich zu einer Reiſe nach Aachen entſchließen mußte, woſelbſt er die warmen Bäder gebrauchen wollte. Anfangs Juny 1725 reiſte er nach Hamburg ab, wo er ſich nur wenige Tage aufhielt, und alsdann nach Amſterdam ging. In Amſterdam widerriethen ihm ſeine Freunde, die ſeine Konſtitution kannten, den Gebrauch der Bäder in Aachen, er änderte daher ſeinen Reiſeplan, und reiſte über Brüſſel nach Paris, wo er ſich den Winter über aufzuhalten gedachte. In Paris machte er ſich ſeinen Aufenthalt diesmal viel angenehmer, nahm auch fleißiger Theil an den öffentlichen Unterhaltungen, beſuchte oft das Theater, wo

ihm Molieres Komödien beſonders gefielen. Die Bekanntſchaft mit Montfaucon, Tournemine, dem Biſchof Huet, dem Pater Caſtel und Fontenelle, trug vieles zur Erheiterung ſeines Geiſtes bey. Auch überſetzte er ſeinen politiſchen Kannegießer ins Franzöſiſche, deſſen Aufführung jedoch aus unbekannten Urſachen nicht zu Stande kam. Im Februar 1726 verließ er wiederum Paris, und reiſte über Amſterdam nach Kopenhagen zurück.

Dieſe Reiſe hatte ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte ſo ſehr geſtärkt, daß er gleich nach ſeiner Zurückkunft die letzte Hand an ein Werk legen konnte, das unter dem Titel: Verwandlungen erſchien, und wobey er ſich den Ovid zum Muſter genommen hatte. Gegen dieſes Gedicht kamen im Jahre 1726 mehrere ungeſchlachte, grobe und heftige Satyren, oder vielmehr Pasquille, heraus, die aber Holberg durch ſein Stillſchweigen der Verachtung Preis gab, die ſie verdienten. Im Jahre 1727 ließ er in das Journal littéraire de l'Europe, unter dem Namen, Holgerus Danus, eine lateiniſche Epiſtel gegen den bekannten Burmann einrücken, der in einer gewiſſen Schrift die Dänen ſehr hart angegriffen hatte. In demſelben Jahre erſchien ſeine erſte Epistola ad virum perillustrem, worin er, wie bekannt, ſein eignes Leben ſchildert. 1729 kam ſein Werk: Beſchreibung der Königreiche Dänemark und Norwegen, heraus, das ſehr gut aufgenommen und auch ins Deutſche überſetzt wurde.

Es kann als eine merkwürdige Erſcheinung angeſehen werden, daß Holberg's literariſche Thätigkeit immer mit den Jahren zunahm, und obgleich ſeine Geſundheit ſehr zerrüttet war, er ſich Monate lang aller anſtrengenden Kopfarbeiten enthalten mußte, und außerdem noch als Profeſſor, Rektor und Quäſtor der Univerſität mit Geſchäften überhäuft war, er dennoch ſo viele wichtige Werke hat zu Stande bringen können. In den Jahren 1732—35 erſchien ſeine Geſchichte des däniſchen Reichs, in drey Quartbänden, die allein hinlänglich geweſen wäre, ſeinen Ruhm für immer zu begründen. Die Vorzüge dieſes geſchichtlichen Werkes wurden allgemein anerkannt, und es wird noch jetzt für eines der ſchätzbareſten Nationalwerke gehalten. Die zweyte verbeſſerte Ausgabe desſelben erſchien in den Jahren 1743—44 gleichfalls in drey Bänden. Die deutſche Ueberſetzung dieſes Werkes iſt von Profeſſor Reichard, die Detharding nach der neueſten Ausgabe verbeſſert, in den Jahren 1757—59 neu herausgab. Im Jahre 1733 ſchrieb Holberg eine Synopsis historiae universalis und ein Compendium geographicum zum Gebrauch der ſtudierenden Jugend.

Schon in Oxford und Paris hatte Holberg ſich zu einem wichtigen hiſtoriſchen Werke vorbereitet, das 1738 unter dem Titel erſchien: Allgemeine Kirchengeſchichte bis auf die Zeit der Reformation, deren erſte Auflage in einem Jahre vergriffen wurde. Früher erſchienen ſeine beyden letzten Epistolae ad virum perillustrem, nebſt V. Libris Epigrammatum. Die deutſche Ueberſetzung ſeiner Kirchengeſchichte iſt von Detharding, und kam 1749 heraus. Im Jahre 1739 erſchien Holberg's vergleichende Geſchichte berühmter Männer und Helden, nach Art des Plutarch, von der eine deutſche Ueberſetzung 1741 herauskam.

Bey ſo mannigfaltigen gelehrten und mühſeligen Arbeiten war es kaum zu erwarten, daß Holberg wieder die Bahn der Satyre betreten würde; aber ſein munterer ſatyriſcher Genius war bey weitem noch nicht eingeſchlummert. Im Jahre 1741 erſchien ſein berühmtes ſatyriſches Werk: Nicolai Klimii iter subterraneum (Nikolaus Klim's unterirdiſche Reiſe), das faſt in alle lebenden Sprachen überſetzt wurde. Da er in ſeinem hohen Alter etwas furchtſamer geworden war, ſo kam das Werk ohne den Namen des Verfaſſers in Leipzig heraus, wo es gedruckt wurde. Das Geheimniß wurde aber bald verrathen, und Holberg hatte ſich in ſeiner Erwartung nicht getäuſcht. Das Werk erregte einen gewaltigen Lärm, und ſo wie früher gegen das komiſche Heldengedicht Peder Paars, erhoben ſich auch gegen dieſes Werk zwey Männer, Blume und Pontopidan, die es als eine anſtößige und beleidigende Satyre durchaus konfiscirt haben wollten. Dieſer Anſchlag gelang ihnen jedoch nicht, und ſie mußten unverrichteter Sache mit ihrer Denunciation abziehen.

Gleich nach dieſem ſcherzhaften Werke gab Holberg ſeine Jüdiſche Geſchichte von Erſchaffung der Welt bis auf die gegenwärtigen Zeiten, in zwey Bänden, 1742 heraus, wovon eine Ueberſetzung von Detharding 1747 erſchien.

Im Jahre 1744 kamen ſeine: Moraliſche Gedanken, in zwey Bänden heraus, die zweymal ins Deutſche überſetzt wurden. Da ſein früheres Werk, die vergleichende Geſchichte berühmter Helden, eine ſo überaus gute Aufnahme gefunden hatte, entſchloß er ſich, eine vergleichende Geſchichte berühmter Heldinnen und Damen zu ſchreiben, und dieſes Werk erſchien auch wirklich im Jahre 1745 in zwey Theilen, und deutſch von Detharding in demſelben Jahre. Der erſte Theil enthält: Margarethe, Königin von Dänemark, und Eliſabeth, Königin von England, Agrip-

pina, die jüngere, Katharina von Medicis, Kleopatra, Anna Boleyn, Sigbrit und Chioſſa, Mademoiſelle de Montpenſier und Madame de Mazarino. Der zweyte Theil: Johanna Gray, Eleonora Chriſtine, Corfitz Uhlfeldts Gemahlin, Maria die Erſte und Maria die zweyte von England, Maria Stuart, Chriſtine von Schweden, Marianne, Agrippina die ältere, Berenice, Margarethe von Valois, Johanna d'Arc und Antoinette de Bourignon. Im Jahre 1746 lieferte Holberg eine Ueberſetzung von Herodians römiſcher Geſchichte, vor welcher er eine Abhandlung ſchrieb, worin er die Urſachen der erlangten Größe der alten Römer entwickelte.

Es konnte nicht fehlen, daß Holberg bey ſo raſtloſer Thätigkeit und durch den guten Abgang, den ſeine Werke fanden, von denen die meiſten mehrere Auflagen erlebten, ſich ein großes Vermögen ſammelte, zumal, da er wegen ſeiner ſchwächlichen Geſundheit immer ſehr einfach lebte, und auch nie verheirathet war. Aber ehrenvoll, wie er ſein großes Vermögen erworben, machte er auch Gebrauch davon, und dieſe Anwendung ſeines Vermögens würde allein hinlänglich geweſen ſeyn, ihm den Dank und die Achtung ſeiner Landsleute zu erwerben. Er beſaß ſehr anſehnliche Landgüter, und hatte ſchon mehrmals die Geſinnung geäußert, ſeinen Reichthum, den er durch das Publikum erworben, zu nützlichen Stiftungen verwenden zu wollen. Dieſe Gelegenheit bot ſich bald dar, und Holberg zeigte nun in der That, daß ſeine Aeußerungen keine leeren Worte geweſen waren. Die Ritterakademie zu Soröe war in Verfall gerathen, und man war darauf bedacht, ihr wieder aufzuhelfen. Holberg, der ſich dieſer Sache ſehr thätig annahm, und dieſe Akademie wieder in erneuertem Flor zu ſehen wünſchte, ſchenkte ſeine ſämmtlichen, ſehr anſehnlichen Landgüter dieſer Akademie zum ewigen Eigenthum, wodurch ſie ſich bald wieder blühend aus ihrem Verfall emporhob.

Solche ausgezeichnete Verdienſte um die Wiſſenſchaften, ſolche edelmüthige Aufopferungen für das Wohl ſeiner Mitbürger konnten der Aufmerkſamkeit eines Königs nicht entgehen, unter deſſen Scepter die Wiſſenſchaften wieder aufzublühen anfingen, als deren eifrigſten Beſchützer er ſich zeigte. Friedrich der Fünfte war zum Throne gelangt, und Dänemark fühlte das Glück, einen Regenten zu beſitzen, der in jeder Hinſicht verdiente, Vater ſeines Volkes genannt zu werden. Seine Regierung wurde auch noch durch zwey Männer verherrlicht, die ihm als Rathgeber zur Seite ſtanden, und die, von dem Werthe der

Wiſſenſchaften ſelbſt innigſt durchdrungen, dieſelben immer dem mächtigen Schutze ihres königlichen Gönners anempfahlen. Die Namen Bernſtorff und Adam Moltke ſind in Europa zu ehrenvoll bekannt, als daß wir nöthig hätten, ihr Andenken hier zu erneuern.

Holberg wurde mittelſt eines Diploms vom 6. März 1747 in den Freyherrnſtand erhoben. Dieſe Standeserhöhung war für ihn um ſo rühmlicher, weil ſie in Dänemark ſelten und ſie ihm aus freyer Gnade ſeines Königs ertheilt worden war. Holberg blieb wie zuvor Profeſſor der Geſchichte, Aſſeſſor des Konſiſtoriums, Rentmeiſter der Univerſität und Oberaufſeher von Borch's-Kollegium, einer Stiftung, worin ausgezeichnete Studenten freye Wohnung und andere Emolumente genießen. Obgleich ſeine Geſundheit ſehr zerrüttet war, verwaltete er doch ſeine Aemter mit der größten Genauigkeit und treueſten Sorgfalt. Arbeit war ihm zum Bedürfniſſe geworden; aber er wählte nunmehr nur ſolche Arbeiten, die weniger Anſtrengung, und einen geringern Aufwand von geiſtiger Kraft erforderten.

In dieſem Zeitpunkt kamen ſeine Briefe, hiſtoriſchen, politiſchen und philoſophiſchen Inhalts, heraus. Dieſe Briefe verbreiten ſich über die verſchiedenſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens, und ſind in einer ſehr angenehmen Schreibart abgefaßt. Außerdem beſchäftigte er ſich noch mit der Durchſicht ſeiner früheren Werke, von welchen nach der Hand neue Ausgaben erſchienen.

Im Jahre 1751 kamen ſeine moraliſchen Fabeln mit beygefügten Erklärungen zum Vorſchein. Da zur ſelben Zeit das däniſche Theater wieder neu errichtet worden war, erwachte abermals ſeine alte Liebe für dasſelbe, und er fing an neue Luſtſpiele zu ſchreiben. Dieſe Luſtſpiele waren: Plutus, oder der Prozeß zwiſchen Armuth und Reichthum, Sganarells Reiſe in das Land der Philoſophen, der Philoſoph in eigner Einbildung, die Republik, oder das gemeine Beſte, der verwandelte Bräutigam, und endlich beſchloß er ſeine dramatiſche Laufbahn mit einer heroiſchen Komödie, Artaxerxes, wozu er den Stoff aus einer Oper des Metaſtaſio entlehnte.

Außer dieſen dramatiſchen Arbeiten erſchienen von ihm 1752 in franzöſiſcher Sprache: Conjectures sur les causes de la grandeur des Romains, eine Ueberſetzung der vorher erwähnten Abhandlung vor Herodians römiſcher Geſchichte, und Remarques sur quelques positions qui se trouvent dans l'Esprit des loix de *Montesquieu*. Zur ſelben Zeit wurde er in einen Streit mit Herrn von Archenholz verwickelt, der die Begebenheiten und den Charakter der Königin Chriſtine von

Schweden beſchrieben hatte. Holberg's Vertheidigung erſchien in franzöſiſcher Sprache unter dem Titel: Lettre sur les Mémoires de Mr. d'*Archenholz* de la Reine *Christine*. In den zwey letzten Jahren ſeines Lebens beſorgte er noch eine neue Ausgabe ſeiner däniſchen Reichsgeſchichte. Er war alſo bis ans Ende ſeines Lebens ein eben ſo unermüdeter als fleißiger Schriftſteller.

Ueber die letzten Augenblicke ſeines Lebens wollen wir einen ſeiner Zeitgenoſſen, den königl. däniſchen Kapellmeiſter, Johann Adolph Scheibe, ſprechen laſſen, der Holberg perſönlich kannte und mehrere ſeiner Schriften ins Deutſche überſetzt hat.

»Holberg's letzte Krankheit — ſagt Herr Scheibe in der Vorrede zu ſeiner deutſchen Ueberſetzung des komiſchen Heldengedichts Peder Paars, — fing ſchon im Auguſt 1753 an, als er von ſeinem Hofe vom Lande in die Stadt kam. Er war zwar nur ſelten bettlägerig, doch ſo entkräftet, krank und ausgezehrt, daß er nicht aus ſeinem Zimmer kommen konnte. Dieſe Schwachheit rührte vornehmlich von ſeinem hohen Alter her, dazu kam eine Bruſtkrankheit, weil er ſchon längſt mit heftiſchen Zufällen behaftet geweſen war, und ihn die Schwindſucht ſchon ſeit vielen Jahren ſehr mitgenommen hatte. Der Arzt, deſſen er ſich bediente, kündigte ihm auch, nach ernſtlicher Befragung, wie es mit ihm ſtünde? den herannahenden Tod an. Er antwortete darauf mit einem geſetzten Weſen: Es iſt mir genug, daß ich in meiner ganzen Lebenszeit mich beſtrebt habe, meinem Vaterlande ein nützlicher Bürger zu ſeyn; und ich will daher gerne ſterben, zumal da ich merke, daß meine Gemüthskräfte mir nicht länger beyſtehen wollen. Ungefähr einen Monat vor ſeinem Tode verlangte er einen Prediger, der ihm das heilige Abendmal reichen mußte. Dieſer andächtigen Handlung wohnten, auf des Barons Verlangen, zwey oder drey ſeiner Bekannten, die Glieder der Univerſität waren, bey. Uebrigens war ſeine Krankheit freylich mit vielen Merkmalen der Ungeduld, welches doch bey heftiſchen Patienten etwas nicht Ungewöhnliches iſt, verbunden; er ließ aber auch für ſich ſelbſt Merkmale der Andacht und der Gottſeligkeit blicken, ob er ſchon ſich mit niemand in beſondere Geſpräche über dahin zielende Materien einlaſſen wollte. Als ihm endlich die Krankheit ſehr heftig zuſetzte, und ihm inſonderheit die Bruſt durch empfindliche und gewaltſame Bewegung ſehr in die Höhe getrieben ward, mußte ſie ihm ein Bedienter gar oft mit Gewalt niederdrücken, und bey ſolchen ſchmerzlichen Empfindungen war es nicht zu verwundern, wenn er ſeine Ungeduld

ſehr deutlich zu erkennen gab. Er hielt ſich aber gleichwohl noch größten Theils außerhalb des Bettes, bis etwa einen oder zwey Tage vor ſeinem Tode, da er endlich gezwungen ward, ſich das letzte Mal ins Bette zu legen, worauf er in der Nacht zwiſchen dem 27. und 28. Jänner 1754 verſchied. Sein entſeelter Körper ward darauf nach einigen Tagen, nämlich am 5. Februar, mit anſtändigen Ceremonien in der Frauenkirche bis zu weiterer Veranſtaltung beygeſetzt. Als darauf nach ſeinem Tode, durch dazu verordnete Perſonen, ſeine Verlaſſenſchaft gehörig nachgeſehen ward, ſoll ſich noch ein Kapital von 12000 Reichsthalern gefunden haben, worüber der Selige weder im Teſtamente, noch im Kodicill, noch in der Diſpoſition einige Beſtimmung verordnet hatte; die denn vermuthlich ſeinen armen und von ihm ausgeſchloſſenen Anverwandten zu gute gekommen ſeyn werden. Weil ſein Körper in der akademiſchen Kirche in Soröe hinter dem Altare neben dem Grabe des berühmten Biſchof Abſalons begraben werden ſollte, und dazu verſchiedene Anſtalten zu machen nöthig waren, ſo verzog ſich die Abführung des erblaßten Körpers aus Kopenhagen bis auf den 22. December ſelbigen Jahres. Des folgenden Tages, als am 23. December, kam die Leiche in Soröe und zwar des Abends an, wo ſie um zehn Uhr von der Ritterakademie angenommen, und in der Stille in das dazu verfertigte Begräbniß beygeſetzt ward. Die Kirche war bey dieſer Handlung ſehr prächtig erleuchtet. Am 27. December ward auf rühmliche Veranſtaltung des damaligen Oberhofmeiſters der Ritterakademie, Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths Juel, von dem Herrn Profeſſor Lysholm ein im Lapidarſtyl wohlgeſchriebenes Programm ausgetheilt, worin die Verdienſte um die Wiſſenſchaften, um das Vaterland und um die Ritterakademie des ſeligen Barons, des zweyten Stifters dieſer hohen Schule, ſo wahr als edel erzählt, und alle akademiſche Bürger und Verehrer des Holbergiſchen Namens auf den folgenden Tag zur Anhörung einer Trauerrede in den großen Hörſaal der Akademie feyerlich eingeladen wurden. Den 28. hielt darauf des Vormittags, um eilf Uhr, vor der zahlreichen Verſammlung gedachter Herr Lysholm, damaliger Profeſſor der Beredſamkeit und der Geſchichte, eine wohlausgearbeitete Lobrede in lateiniſcher Sprache, worin er mit einer römiſchen Beredſamkeit den Baron Holberg, als den zweyten Stifter dieſer Akademie, mit dem erſten Stifter derſelben, dem unſterblichen Biſchof Abſalon, vergleichet, und den Charakter und die Verdienſte beyder großen Männer um ihr Vaterland ohne Schminke, nach der Wahrheit und mit den edelſten Zügen ſchildert. Dieſe feyerliche Rede verdient den größten Beyfall, weil ſie dem Andenken zweyer großen Männer gewidmet iſt,

und nichts anders von ihnen erzählet, als was ſie der Nachwelt auf immer in dem Herzen des Patrioten heilig machen muß.«

Aber kaum ſollte man es glauben, daß der Verluſt dieſes ausgezeichneten Mannes von ſeinen Zeitgenoſſen nicht nach Verdienſt empfunden wurde. Als ein merkwürdiges Beyſpiel, wie ſehr auch die glänzendſten Verdienſte eine Zeit lang unbeachtet bleiben konnten, wollen wir in Bezug auf Holberg eine Stelle aus Tyge Rothe's Gedanken von der Liebe zum Vaterlande (Tanker om Kierlighed til Fädrelandet) hier mittheilen, einem Werke, das im Jahre 1759 erſchien, und zu den vorzüglichſten Erſcheinungen der däniſchen Literatur gehört.

»Ich bin erfreut — ſagt dieſer große Denker und treffliche Schriftſteller — Gelegenheit zu haben, dieſem edelgeſinnten Bürger (Holberg) ein Ehrendenkmal zu errichten; möchte ich nur im Stande ſeyn, ihm ein ſo ſchönes, ein ſo unvergängliches zu errichten, wie es ihm ſeine Landsleute ſchuldig ſind!«

»Für wen arbeitete unſer Holberg? Zu weſſen Nutzen opferte er ſeine ſo mühſam erworbenen Kenntniſſe auf? Weſſen Ehre lag ihm am meiſten am Herzen? Wer ward zuletzt ſein Erbe? Ich darf nicht auf dieſe Fragen antworten.«

»Laſſet uns mit billigen Augen ſeine Schriften leſen! und wir werden den Bürger auf jedem Blatte reden hören. Laſſet uns auf die Zeit Achtung geben, in der er lebte, auf die Abſichten ſeiner Arbeiten, auf die Klugheit, die er gebrauchen mußte, um ſeinen Zweck zu erreichen! — dann werden wir ihm unſere Hochachtung und unſere Erkenntlichkeit nicht verſagen können. Er war der Erſte, der den Schleyer von den Augen ſeiner Landsleute hob. Hätte er ihnen ein klares und glänzendes Licht gezeigt, ſie würden es nicht ertragen haben, es anzuſchauen; ſie würden ſich weggewendet haben, und wären im Dunkeln geblieben. Er fand ein Volk, deſſen Geſchmack ganz verdorben war, und er entſchloß ſich, die Fackel der Wahrheit anzuzünden. Er mußte ſeine Leſer gewinnen, er mußte zu gefallen ſuchen, um gehört zu werden, um Glauben zu verdienen, wenn er ihnen ſagte, worin die wahre Schönheit beſtehe.«

»Ich ſage nicht, daß er in allen Stücken den Schriftſtellern unſerer Zeit ein Muſter ſeyn kann; ich weiß, daß er oft aufgeklärten Fremden mißfallen muß, ja ſelbſt aufgeklärten Dänen, aber er arbeitete nicht für jene, und dieſe ſind durch ihn in Stand geſetzt worden, über ſeine Fehler und über die Fehler Anderer urtheilen zu können.«

»Er ſuchte nichts anders, als das Beſte ſeiner Landsleute, er fand ſie ſchlummernd und er weckte ſie auf. Laſſet uns nicht

thörichter Weiſe darüber erröthen, daß wir in einem Zuſtande uns befanden, worin auch die aufgeklärteſten Völker einſt geraſthen waren. Die Morgenröthe des Geſchmacks fing an mit unſerm Holberg zu glänzen; der Däne möge erröthen, der nicht ſein Andenken ehrt. Wäre er in dem Tempel der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des Geſchmacks geboren und auferzogen worden, er wäre vielleicht größer geworden; aber er wäre nicht der Unſrige geblieben.«

»Er kann gefehlt haben, und von wem kann man dieſes nicht ſagen? aber er machte ſich um ſein Vaterland verdient. Sollten wir ſeine Fehler aufrechnen, und dadurch in das Laſter der Undankbarkeit verfallen, Andere dadurch abſchrecken, da anzufangen, wo er aufgehört? — O nein! laſſet uns lieber unſerm Holberg ein Ehrendenkmal errichten, und darauf die Worte ſetzen: dem patriotiſchen Gelehrten!«

»Ein weiſer Regent erkannte und belohnte ſeine Verdienſte, und da erwachte der Neid; aber mögen alle, die ſich darüber erzürnten, daß er geehrt wurde, ſolche Bürger ſeyn, wie er.«

»Holberg ſtarb, und — ſeine Landsleute ſchwiegen; keiner ſagte es den Fremden, welchen großen Verluſt wir erlitten: man könnte denken, daß wir auch dieſen Verluſt nicht erkannten. Ich erröthe es zu ſagen: die Dänen nennen ſchon ſeinen Namen mit Gleichgültigkeit.«

Holberg's ganzes Leben war, wie wir vorher gezeigt haben, beynahe ein immerwährender Kampf gegen Vorurtheil, Mißgunſt und Neid, die ihn raſtlos und unausgeſetzt verfolgten. Jetzt, da die Leidenſchaften ausgetobt haben und die Stimme des Neids verſchollen iſt, erkennt man erſt die wahre Größe dieſes Mannes, der mit ſeinen trefflichen Werken ſein Vaterland und ſein Jahrhundert zierte. So ſehr auch ſeine Zeitgenoſſen ſeine ausgezeichneten Verdienſte verkannten, ſo iſt dieſes in Dänemark doch jetzt nicht mehr der Fall, wo ſeine Werke noch im größten Anſehn ſtehn, und alles, was auf dieſen ausgezeichneten Mann Bezug hat, als eine Nationalangelegenheit betrachtet wird. Wenn auch manche ſeiner gelehrten Werke durch die Fortſchritte, die die Wiſſenſchaften und die tiefern Forſchungen auf ihrem Gebiete gemacht, jetzt nicht mehr den Einfluß ausüben können, als es bey ihrer erſten Erſcheinung der Fall war, ſo gebührt doch Holberg das Verdienſt, daß er der Erſte war, der in ſeinem Vaterlande die Bahn brach, auf welcher ſeine Nachfolger, mit mehr oder weniger Glück, ſpäter fortwandern konnten, und daß er dem Geiſte ſeiner Nation eine Richtung gab, die von heilſamen Folgen für das Erwachen des beſſern Geſchmacks war, und die höhere Ausbildung derſelben vorbereitete und mög-

lich machte. Es liegt uns hier nicht ob, ſeine wiſſenſchaftlichen Werke, deren Exiſtenz wir weiter oben kurz angedeutet haben, eine kritiſche Muſterung paſſiren zu laſſen; es iſt hier nur unſere Pflicht, unſere Bemerkungen auf ſeine Schauſpiele zu beſchränken, von denen wir hier eine neue Ueberſetzung ankündigen.

Als Luſtſpieldichter gebührt Holberg eine der erſten Stellen, und ſeine Schauſpiele werden, durch ihren innern Werth, noch manche Generationen erfreuen.

Man hat Holberg häufig den Vorwurf gemacht, daß er ſeine Charaktere bloß aus der ſogenannten untern Volksklaſſe genommen, und die Behandlung von Charakteren aus den höheren Ständen faſt gänzlich verſchmäht habe. Allein man hat dabey nicht bedacht, daß ſein vorzügliches Augenmerk war, in ſeinen Komödien Thorheiten und Mißbräuche zu geißeln, die unter dem Volke zu ſeiner Zeit im Schwange waren, um demſelben gleichſam einen Spiegel vorzuhalten, worin es ſich mit allen ſeinen Lächerlichkeiten beſchauen konnte, um ſich zu beſſern. Seine Komödien hatten immer einen moraliſchen Zweck, und auf dieſe moraliſche Tendenz ſeiner Stücke hat er ſich wiederholt in ſeinen Schriften berufen und auch zuweilen ſelbe flüchtig in einem kurzen Epilog ſeiner Stücke angedeutet. So ſagt zum Beyſpiel der politiſche Kannengießer am Schluſſe des Stücks gleiches Namens:

Man ſchwatzt davon, was man geſehn!
Doch kann man oft nicht denken.
Eins iſt: die Karte zu verſtehn
Ein andres: Schiffe lenken.
Aus einem Buche lernt man zwar
Mitunter raiſonniren,
Mehr aber braucht man offenbar,
Um Länder zu regieren.
Aus meinem Schickſal lernet heut:
Leicht zwar in vielen Sachen
Man meiſtert ſeine Obrigkeit,
Schwer iſt es ſelbſt zu machen.
Denn wenn ein Kannengießer wagt
Sich thöricht dran, wie dieſer,
Iſt es, als wenn ein Staatsmann ſagt:
Jetzt bin ich Kannengießer!

Holberg, der eine ungemeine Gabe beſaß, das Lächerliche einer jeden Sache aufzufaſſen und darzuſtellen, fand in der charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit des Volkscharakters und in den eben ſo eigenthümlichen Sitten des Volks die wahren Elemente zu ſeinen Komödien, die er in den höhern Ständen vergebens geſucht haben würde. Er war ein Menſchenmaler, und um die ſprechendſte Aehnlichkeit in ſeinen Gemälden hervorzubringen, mußte er die Natur da belauſchen, wo ſie ſich ihm am offenſten und

unverſchleyert darſtellte. Innigſt vertraut mit dem Volkscharakter in allen deſſen Abſtufungen, gelang es ihm, ſeinen Schauſpielen neben dem Nationalgepräge auch eine hiſtoriſche Wichtigkeit zu geben, welches nicht der Fall geweſen ſeyn würde, wenn er bloß die Thorheiten und Lächerlichkeiten der großen Welt geſchildert hätte, die eben ſo wandelbar und flüchtig als ihre Launen und Moden ſind. Uebrigens hat er auch in manchen ſeiner Stücke, als z. B. in ſeinem Don Ranudo, in ſeinem tragi-komiſchen Schauſpiele Melampe, und in ſeiner Parodie: Ulyſſes von Ithacia, Charaktere höherer Art meiſterhaft darzuſtellen gewußt. Jene Beſchuldigung iſt alſo eben ſo falſch als ungerecht, und das Schickſal mancher neuern Luſtſpieldichter, die ausſchließend ihre Charaktere aus der gebildeten Welt wählen, kann zum Beweiſe dienen, wie bald Stücke dieſer Art ihre Wirkung verlieren, ſobald die Urſachen aufhören, denen ſie ihr Daſeyn verdanken. Holberg greift die Thorheiten ſeines Zeitalters in Maſſe an und nicht in einzelnen Erſcheinungen, die nur eine Geburt des Augenblicks ſind und mit dieſem wieder verſchwinden. Man hat daher mit Recht von Holberg geſagt, daß wenn Dänemark verginge und man ſeine Komödien übrig behielte, man ſich einen vollkommenen Begriff von dem Charakter des däniſchen Volkes würde machen können.

Als dramatiſcher Dichter ſteht Holberg Molieren unläugbar am nächſten. Beyde Dichter waren Geiſtesverwandte, aber jeder bewegte ſich auf ſeiner eignen Bahn und mit eigenthümlichem Geiſte. Moliere fand ein gebildetes Zeitalter vor ſich, denn der große tragiſche Dichter Corneille hatte ſchon die Mittagshöhe ſeines Ruhmes erlangt, als Moliere noch kaum daran denken konnte, ſeine dramatiſche Laufbahn zu betreten. Die Nation war alſo auf ſeine Erſcheinung genugſam vorbereitet. Auch erfreute er ſich der Gunſt ſeines Monarchen, der ihn zur Verfertigung mancher ſeiner Komödien aufmunterte, eine Ermunterung, die allerdings wohlthätig auf ihn einwirken und ſeinem Geiſte neue Spannkraft geben mußte. Dieß war aber nicht der Fall bey Holberg. Seine Nation war noch zu keiner feſten Bildung gelangt, und noch in Vorurtheilen befangen, die den Aufflug eines kühnen Geiſtes ſehr erſchweren mußten. So wie Moliere das komiſche Theater aus dem Zuſtande der Rohheit hervorziehen mußte, worin es durch die grotesken italieniſchen Farcen verſunken war, deren ganze komiſche Kunſt in Uebertreibung beſtand, ſo mußte auch Holberg den Poſſenſpielen der ausländiſchen Theaterbanden, die in Dänemark feſten Fuß gefaßt hatten, und auf den Geſchmack

des Volkes einen großen Einfluß ausübten, entgegen zu arbeiten ſuchen. So wie Moliere ſich manche Ideen früherer Romanendichter, Satyrenſchreiber, Novelliſten und dramatiſchen Schriftſteller aneignete und auf eine eigenthümliche Art verarbeitete, wie dieſes z. B. in ſeinem trefflichen Stück: Die Männerſchule, der Fall iſt, deſſen Handlung aus einer Novelle des Boccaccio, die Charaktere der beyden Brüder aus den Adelphis des Terenz und mehrere Scenen aus dem Lope de Vega entlehnt ſind — ſo wußte auch Holberg, welches wir ſpäter zeigen werden, vieles Fremde geſchickt zu benutzen, welches aber beyden Dichtern nicht zum Vorwurf gereichen kann, da ſie das Entlehnte mit großer Originalität zweckmäßig zu verwenden wußten. In der Wahl komiſcher Mittel, findet auch eine große Uebereinſtimmung zwiſchen beyden Dichtern Statt. Moliere bringt oft durch die glücklichſten Kontraſte den höchſten komiſchen Effekt hervor, wie in ſeinem George Dandin, wo der Hochmuth und der Adelſtolz des Herrn de Sotenville und ſeiner Gemahlin dem Vicomte und der Angelique gegenüber, die ihre Würde ohne Hochmuth zeigen, erſt recht beluſtigend wird. So auch in den gelehrten Weibern, wo die Pedanterey der drey Philoſophinnen durch den Gegenſatz der ruhigen Beſonnenheit, die ſich in dem Charakter der Henriette, des Ariſt und Chriſal's ausſpricht, erſt recht anſchaulich gemacht wird. Moliere iſt, wie Holberg, ſehr mannigfaltig in der Charakterzeichnung und auch in der Schilderung einzelner Leidenſchaften. Man ſehe nur wie Moliere die Eiferſucht in dem Charakter des Don Garcie, des Miſanthropen, des George Dandin in ſo höchſt verſchiedenen Abſtufungen darſtellt. Oft verwendet er aber zu viel Sorgfalt auf die Schilderung einzelner Charaktere, indeſſen er die Nebenperſonen ſehr ſtiefväterlich behandelt, die gleichſam nur als Nothhelfer zur Unterſtützung des Hauptcharakters gebraucht werden. So ſtehen z. B. der Miſanthrop, der Geizige, der Tartüff vereinzelt da, und die Handlung erregt nur erſt Intereſſe beym Erſcheinen der Hauptperſon. Der Tartüff kommt ſogar in dem Stücke gleiches Namens erſt in der zweyten Scene des dritten Akts zum Vorſchein, nachdem die übrigen Perſonen ſich in den vorhergehenden Akten bald lobend bald tadelnd über ſeinen Charakter ausgeſprochen haben. Holberg hat dieſen Fehler glücklich vermieden. Seine untergeordnete Perſonen ſtehen immer in der nothwendigſten Verbindung mit den Hauptperſonen, und ſind wie dieſe ſtets mit einem guten Vorrath echt komiſcher Laune ausgeſtattet. Die Handlung ſeiner Stücke gewinnt dadurch an Lebendigkeit und Intereſſe, und es entſtehen keine müßigen oder lang-

weiligen Scenen, die nur den beabſichtigten komiſchen Effekt ſchwächen würden. Beyde Dichter ſuchen auch oft den komiſchen Effekt durch beluſtigende Mißverſtändniſſe hervorzubringen, wie z. B. Moliere in ſeinem Geizigen und in ſeinem Médecin malgré lui, und Holberg in ſeinem Dietrich Menſchenſchreck und in ſeinem Stücke: Heinrich und Pernille. Die Liebesſcenen in den Stücken beyder Dichter ſind gewöhnlich ſehr kurz, wohl auch deßwegen, weil ſie den Klagen, Seufzern und Thränen der Verliebten keine komiſche Seite abgewinnen konnten; wenn aber dieſe Liebesſcenen komiſcher Art ſind, nämlich zwiſchen Perſonen von ungleichem Alter, Gemüthſtimmung oder Charakter, dann verweilen auch beyde Dichter mit Wohlgefallen bey der Ausmalung ſolcher Scenen, worin ſie ihre ganze komiſche Kraft zu entwickeln ſuchen. In den Stücken beyder Dichter fängt die Expoſition gewöhnlich mit einer Erzählung an, worin die Hauptcharaktere flüchtig geſchildert, oder der Plan des Stücks kurz angedeutet wird. Moliere iſt in der Anlage und Verwicklung ſeiner Stücke oft ſehr glücklich, aber nicht ſo in der Entwicklung, die zuweilen ſehr mangelhaft iſt. In der Männerſchule z. B. beharrt Sganarell zu lange auf dem unwahrſcheinlichen Irrthum, und Iſabellens Entweichung wird auf keine Weiſe begreiflich. So auch die Entwicklung in dem Miſanthropen, dem Geizigen und in dem Tartüff, wogegen in ſeinem Bourgeois gentilhomme und in ſeinem Mr. de Pourceaugnac der Knoten ſich auf eine ſehr natürliche und beluſtigende Art löst. Holberg behauptet hierin einen entſchiedenen Vorzug. Seine Entwickelungen ſind ſehr beluſtigend und ſinnreich, wie z. B. in ſeiner meiſterhaften Parodie: Ulyſſes von Ithacia, wo am Ende zwey Juden erſcheinen, die dem Helden die geliehenen und noch nicht bezahlten Kleider ausziehen und Ulyſſes alsdann mit den Worten ſchließt: »Ach, Himmel, hätte ich mir vorgenommen alle Juden auszurotten, ſtatt nach Troja zu gehn, ſo hätte meine Herrſchaft nicht ein ſo ſchmähliches Ende genommen.« Ein ſolcher epigrammatiſcher Schluß findet ſich faſt in allen Komödien Holberg's. Wenn es auch nicht zu läugnen iſt, daß Holberg ſeinen Vorgänger oft in ſeinen Stücken zum Vorbilde genommen hat, beſonders in der Behandlung ſeiner Bedienten, Advokaten und Doktoren, ſo iſt er doch weit entfernt, ſein Nachahmer geweſen zu ſeyn. Beyde Dichter waren tüchtige Männer in ihrem Fache, die Zierde ihres Zeitalters und der Nation, unter welcher ſie lebten.

Indem wir nun zu den einzelnen Luſtſpielen Holberg's übergehen, nach der Reihe, wie ſie in der vorliegenden neuen Ueberſetzung erſcheinen, glauben wir es zweckmäßiger, ſtatt uns

weitläufig über den Inhalt derſelben zu verbreiten, den wir als bekannt vorausſetzen, und daher nur kurz andeuten werden, etwas länger bey den Nachweiſungen der Quellen zu verweilen, woraus ſie geſchöpft ſind, und überhaupt uns auf ſolche literarhiſtoriſche Bemerkungen zu beſchränken, die zur Aufhellung und beſſern Verſtändniß dieſer alten Komödien etwas beytragen könnten.

Der erſte Band der neuen Ueberſetzung enthält folgende Stücke: Der politiſche Kannengießer. Jean de France. Jeppe vom Berge. Geert Weſtphaler. Der eilfte Junius. Die Wochenſtube.

Der politiſche Kannengießer war Holberg's erſtes Stück, das bey ſeiner erſten Erſcheinung ungemeines Aufſehen erregte, und mit allgemeinem Beyfall aufgenommen wurde. Es iſt viel darüber geſtritten worden, ob Holberg die Idee zu dieſer Komödie aus St. Evremonds Sir Politick Wouldbe genommen habe. Aber der Gang und die Führung der Intrigue in beyden Stücken iſt ſo höchſt verſchieden, daß Holberg unmöglich jenes Stück des St. Evremond zum Vorbilde genommen haben konnte. Bey Evremond theilt ein engliſcher Ritter und ſelbſtgemachter Politiker, Sir Politick Wouldbe, der ſich in Venedig aufhält, einem franzöſiſchen Grillenfänger, Monſieur Richeſource, verſchiedene lächerliche politiſche Projekte und Ideen mit, als z. B. daß Venedig zwey Dogen haben müßte; daß man eine diplomatiſche Taubenpoſt zwiſchen Konſtantinopel und Venedig errichten und die Feldherren, um die Armeen beſſer zu führen, hübſch zu Hauſe bleiben ſollten. Ein venetianiſcher Spion, Dominico, der beyde Politiker belauſcht hat, und dieſe Aufſchläge für ſehr gefährlich hält, denuncirt ſie bey dem Senator Agoſtino. Die Frauen beyder Grillenfänger, haben inzwiſchen ihrerſeits den Vorſatz gefaßt, den venetianiſchen Damen mehr Freyheit zu verſchaffen, und veranſtalten zu dieſem Zwecke einen Ball, wozu ſie durch allerhand Intriguen die Gemahlin des Dogen zur Theilnahme bewegen. Der Ball findet wirklich Statt; Sir Politick hält eine höchſt lächerliche Anrede an die Damen, und an die Dogareſſe insbeſondere, und nachdem er eine Pavane mit ihr getanzt hat, werden Sir Politick und Monſieur Richeſource auf Befehl des Senats von der Wache fortgeführt. Im letzten Akte ſehen wir die beyden ſelbſtgemachten Politiker vor dem Senat erſcheinen, wo ſie von Agoſtino verhört werden, der, da ſie feſt auf ihren Ideen beharren, ſie zur Strangulierung verurtheilt haben will. Ein anderer Senator iſt aber der Meinung, ſie bloß als Narren einzuſperren, und Pamphelino gibt endlich den klugen Rath, ſie nur auszulachen und zu entlaſſen. Das

letztere geſchieht und ihre Loslaſſung wird ihnen angekündigt; aber Sir Politick proteſtirt dagegen, mit der Erklärung, daß ſie beyde lieber als Meuterer gehangen werden möchten, als ihre Befreyung als Narren zu erlangen, worin aber Monſieur Richesource keinesweges einſtimmt. Auch die beyden Weiber werden herein gerufen und mit einer komiſchen Dankſagung abgefertigt, für die gute Abſicht, die ſie mit den venetianiſchen Damen gehabt haben, worauf beyde Ehepaare Venedig verlaſſen, das nicht würdig iſt, ſie zu beſitzen.

Dieſe flüchtige Skizze wird jeden überzeugen, wie wenig Holberg die Idee zu ſeiner trefflichen Komödie aus dieſem Stücke geſchöpft haben konnte. Auch würde Holberg, wenn er den Plan ſeines Stücks von einem franzöſiſchen Schriftſteller entlehnt hätte, weder ſein Stück ins Franzöſiſche überſetzt, noch geſucht haben, es auf die franzöſiſche Bühne zu bringen. Es iſt alſo unbegreiflich, wie der däniſche Hiſtoriograph Suhm, der doch ein großer Bewunderer Holberg's war, und nach ihm mehrere Kritiker, ſo hartnäckig darauf haben beſtehen können, daß Holberg den Plan zu ſeinem Stücke aus St. Evremond genommen hatte.

Aber wichtiger, und als ein Beytrag zur Geſchichte des damaligen Geſchmacks dürfte der Umſtand ſeyn, daß ein gewiſſer Kammerrath Pauli Holberg's politiſchen Kannengießer gänzlich umarbeitete und ſeine gedruckte Umarbeitung Holberg mit einem Briefe überſandte, worin er ihm unumwunden erklärt, daß ſeine Stücke, um den rechten Schwung zu erhalten, erſt von andern bearbeitet und auspolirt werden müßten. Holberg antwortete ihm darauf in einem ſehr ſcherzhaften Schreiben, daß er (Pauli) bey ſeiner Umarbeitung des Kannengießers ſo ganz die Rolle desſelben vertreten habe, daß es ſcheinen ſollte, als ſey ſeine Abſicht geweſen, in ſeiner eigenen Perſon zu zeigen, wie ſehr der Charakter des Kannengießers nicht genugſam outrirt ſey. Er geht hierauf Pauli's Bearbeitung Punkt für Punkt durch, um die Ungereimtheit derſelben klar und deutlich zu zeigen. Der Schluß dieſes Schreibens iſt zu merkwürdig und intereſſant, als daß wir ihn hier mit Stillſchweigen übergehen könnten. »Glaubet nicht — ſagt Holberg in ſeinem Schreiben an Pauli — daß ich dieſen Brief ſchreibe, um mich über Eure Beleidigungen zu rächen; nein, mein Herr, es geſchieht bloß, um Euch ſelbſt aus Eurem Irrthum zu bringen, daß Ihr Euch ſelbſt möget kennen lernen, und nicht andere verachten oder ihnen öffentlich vorwerfen, daß ſie in ſolchen Dingen keinen Gebrauch von Eurer Hülfe machen, wozu ihr keine Naturgaben beſitzt. Ihr habt mir überdieß nie Eure Komödien gezeigt, oder eine Unterredung von

mir gefordert; denn hättet Ihr das gethan, ſo würde ich Euch meine aufrichtige Meinung geſagt haben. Ihr könnt, mein Herr, in andern Sachen ein ſehr braver, vernünftiger und geſchickter Mann ſeyn, und mich hundert Dinge lehren, die ich nicht verſtehe. Uebt Eure Geiſteskräfte in ſolchen Dingen, und ich werde Euch das Lob nicht benehmen, das Ihr verdient. Niemand wird Euch tadeln, weil Ihr keine Komödien ſchreiben könnt, ſo wie man es keinem braven Manne zur Laſt legen kann, daß ſeine Beine nicht zum Tanzen recht geeignet ſind. Allein ein ſolcher Mann würde ſich alsdann dem Gelächter Preis geben, wenn er ſich hoffärtig gegen andere beträgt, deren Tanz den Leuten gefällt, und die ganze Stadt dazu einladet, ihn tanzen zu ſehn, da er doch keinen Pas zu machen verſteht. Habt Ihr Eure Umarbeitung aus Animoſität gemacht? dann gereicht es Euch zur Sünde, ich habe Euch ja nie etwas Böſes gethan? Geſchah es aus Neid? ſo habt Ihr mich ja um nichts zu beneiden. Ich habe durch mehrere Schriften über verſchiedene Materien die Stadt divertirt, aber ich habe dabey nichts anders gewonnen, als einen ſchwächlichen Körper, ſo daß wir uns ſchlechterdings um nichts zu ſtreiten haben. Ich bin der Sache ſchon lange überdrüßig, und will gerne fürder das Handwerk andern überlaſſen, wünſchend, daß ſie in allen Dingen glücklicher ſeyn möchten als ich.«

Unſtreitig gehört der politiſche Kannengießer zu den trefflichſten Stücken Holbergs, und der Charakter des Hermann von Bremen iſt mit Meiſterhand gezeichnet. Er bildet ſich ein, ein großer Politikus zu ſeyn, und glaubt ſich fähig Staatsämter zu bekleiden. In ſeinem Hauſe verſammelt ſich ein politiſcher Klubb, und es werden die lächerlichſten Vorſchläge gemacht, um den Staat zu reformiren. Einige luſtige Leute in der Stadt erfahren, was in dem Hauſe des Kannengießers vorgeht, und beſchließen, als Senatoren verkleidet, Hermann von Bremen die Nachricht zu überbringen, daß ihn der Senat zum Bürgermeiſter erwählt habe. Er nimmt dieſe Würde mit Dank an und glaubt nun, dem Staat wichtige Dienſte leiſten zu können. Seine Amtsgeſchäfte häufen ſich und es werden ihm Sachen zur Entſcheidung vorgelegt, von denen er nicht den geringſten Begriff hat. Er geräth darüber in Verzweiflung und will ſich hängen. Endlich erfährt er, daß ſeine Ernennung zum Bürgermeiſter nur ein Scherz war, er ſchöpft wieder Athem und kehrt zu ſeinem Handwerk zurück. — Dieſes Stück hat nicht bloß in Dänemark, ſondern auch in Deutſchland auf der Bühne großes Glück gemacht, und es verdient bemerkt zu werden, daß der große Eckhof und der letzte Sprößling der Leſſing'ſchen Schule,

Digitized by Google

Borchers, wenn ſie ſich in ihrem Glanze zeigen wollten, den politiſchen Kannengießer zu ihrer Darſtellung wählten.

Jean de France oder Hans Franzen, iſt ein treffliches Luſtſpiel, voll komiſcher und intereſſanter Situationen. Holbergs Abſicht war, die Thorheiten derjenigen jungen Leute in dieſem Stücke zu ſchildern, die, nachdem ſie ihr Vermögen im Auslande vergeudet und fremde Sitten angenommen haben, in ihr Vaterland zurückkehren, und ſelbes alsdann mit verächtlichen Augen betrachten. Hans Franzen, der Sohn eines bemittelten Bürgersmannes, kommt aus Paris nach Kopenhagen zurück, ſchämt ſich ſeiner Heimat, und will alles daſelbſt nach den franzöſiſchen Sitten auf eine lächerliche Weiſe ummodeln. Höchſt komiſch iſt die Scene, worin er ſeine Fertigkeit im Tanzen zeigen will, und ſeine Mutter auffordert, einen Menuet mit ihm zu tanzen, wozu der Vater ſingen muß. Nicht minder ergötzlich iſt die Scene, wo er, nachdem ihm die ſchalkhafte Madame la Fleche die neueſten Moden in Paris mitgetheilt, ſein Kleid verkehrt anzieht und durch Beyhülfe ſeines Bedienten Pierre ſeinen Schwiegervater Jeronimus mit Gewalt zwingt, ein Gleiches zu thun. Die Kritiker der damaligen Zeit haben dieſen Schwank als zu übertrieben beurtheilt, und Holberg ließ ſich dadurch bewegen, in den ſpätern Ausgaben ſeiner Luſtſpiele dieſe Scene zu verändern, und ſtatt daß Jean de France ſein Kleid verkehrt anzieht, läßt er ſich auf den Rath der Madame la Fleche einen großen Haarbeutel an ſeiner Perücke anheften, wie es die neueſte Mode in Paris ſeyn ſoll. In der neueſten däniſchen Originalausgabe von Holberg's Luſtſpielen iſt jedoch dieſe Scene, wie ſie urſprünglich war, wieder hergeſtellt, und ſo auch in der neuen Ueberſetzung beybehalten worden.

Jeppe vom Berge iſt ein Meiſterſtück komiſcher Darſtellungskunſt, und der Hauptcharakter des Stücks bis zur Anſchauung treffend individualiſirt. Jeppe iſt ein dem Trunk ergebener Bauersmann und zugleich ein geplagter Ehemann, der unter der Zuchtruthe ſeiner Frau ſteht, und von ihr nach der Stadt geſchickt wird, um Seife zu kaufen. Er muß ohne Frühſtück von Hauſe gehen. Unterwegs wandelt ihn die Luſt an, bey Jakob Schuſter einzukehren, um einen Schnapps zu trinken. Jakob will ihm nichts borgen, und Jeppe ſieht ſich genöthigt, einige Kreuzer von dem Gelde zu nehmen, das er zur Seife bekommen hat. Er verläßt die Schenke, aber er kann ſich nicht von dem Hauſe entfernen und hält nun folgenden Monolog, der eben ſo witzig als originell iſt:

»Jeppe (allein; wird luſtig und ſingt):
»Eine weiße Henn' und eine bunte Henn'
Sie wollten den Hahn bekämpfen.

Ach! dürft' ich noch für einen Kreuzer Branntwein trinken! Traun! Ich thu's! Nein, dann iſt der Teufel los. Könnt' ich nur erſt die Schenke aus den Augen bekommen, dann hätt' es keine Noth; es iſt aber, als wenn jemand mich zurückhielte. Ich muß wieder hinein. Doch, was machſt du, Jeppe! Iſt es mir doch, als ſäh' ich Nille (ſeine Frau) auf dem Wege mit Meiſter Erich (die Peitſche) in der Hand! Muß wieder umkehren. Ach, dürft' ich noch für einen Kreuzer trinken! Mein Magen ſagt: Du ſollſt! Mein Rücken ſagt: Du ſollſt nicht. Wem ſoll ich jetzt gehorchen? Iſt mein Magen nicht vornehmer als mein Rücken? Das iſt abgemacht! Soll ich anklopfen? Hei, Jakob Schuſter! heraus! Aber das verteufelte Weib ſteht mir wieder vor Augen. Wollte ſie nur ſo ſchlagen, daß der Rückgrat keinen Schaden litte, ſo fragt ich den Henker darnach; ſie ſchlägt aber wie — — Ach Gott helfe mir armen Manne, was ſoll ich thun? Zwinge deine Natur, Jeppe! iſt es nicht eine Schande, daß du dich eines elenden Glaſes Branntweines wegen ins Unglück ſtürzeſt? Nein, es ſoll diesmal nicht geſchehen, ich muß fort. — Ach, dürfte ich doch noch für einen Kreuzer trinken! Es war mein Unglück, daß ich es geſchmeckt habe, nun kann ich nicht fort. Fort, Beine! der Teufel ſoll euch holen, wenn ihr nicht geht. Nein, die Schufte wollen, ſo wahr ich lebe, nicht; ſie wollen zur Schenke wieder. Meine Glieder machen Aufruhr gegen einander: der Bauch und die Beine wollen wieder zum Kruge, der Rücken zur Stadt. — Wollt ihr fort, ihr Hunde, ihr Beſtien, ihr Schwerenöther! Nein, der Henker hole ſie, ſie wollen wieder zur Schenke. Es koſtet mir mehr Arbeit, meine Beine vom Kruge, als meine Schindmähre aus dem Stalle herauszuziehen. Ach dürft' ich nur noch für einen einzigen Kreuzer trinken! Wer weiß, ob mir nicht Jakob für einen Kreuzer oder zwey borgte; wenn ich ihn recht darum bitte. Hei, Jakob! Noch für einen Kreuzer Branntwein!« — Er vertrinkt nun ſein Geld, verläßt die Schenke, fällt um und ſchläft ein. In dieſem Zuſtande findet ihn der Baron Nilus und ſeine Leute, und von nun an geht die bekannte Verwandlung vor, wo er in ein köſtliches Bett gelegt wird, erwacht und ſich plötzlich in einen vornehmen Herrn verwandelt ſieht.

Der berühmte Kunſtrichter A. W. Schlegel erwähnt in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur bey Gelegenheit der Beurtheilung von Shakſpear's gezähmte böſe Sieben, in deſſen Vorſpiel eine ähnliche Geſchichte mit

Digitized by Google

dem betrunkenen Keſſelflicker vorkommt, auch Holberg und ſagt, »Holberg hat denſelben Stoff gründlich und mit unnachahmlicher Wahrheit bearbeitet, allein er hat ihn in fünf Aufzüge ausgeſponnen, wozu der Gehalt ſchwerlich hinreicht. Vermuthlich hat er nicht aus dem engliſchen Dramatiker geſchöpft, ſondern ebenfalls wie jener einen volksmäßigen Schwank benutzt.« Dieſe Vermuthung iſt ſehr gegründet, denn Holberg hat den Stoff zu ſeiner Komödie aus Bidermanns Utopia genommen, worin die Geſchichte mit dem betrunkenen Bauer und ſeine Verwandlung umſtändlich erzählt wird. Auch hat Holberg Shakſpeare'n gar nicht gekannt, denn zu der Zeit, als Holberg ſich in England aufhielt, war Shakſpeare beynahe in Vergeſſenheit gerathen, und erſt ſpäter, durch Garrik's Bemühungen, wurde Aufmerkſamkeit und Bewunderung dieſem Genius wieder zugewandt. Auch erwähnt Holberg nirgends Shakſpeare in ſeinen Schriften. Daß beyde Dichter in der Behandlung desſelben Stoffes ſehr von einander abweichen mußten, war ganz natürlich, denn was bey Shakſpeare Nebenſache war, und nur als Einleitung zu einem größern Schauſpiele diente, wurde bey Holberg zur Hauptſache, da er aus jenem Stoffe eine vollſtändige Komödie ſchuf. Es iſt übrigens ſehr zu bedauern, und ein wahrer Verluſt für die dramatiſche Kritik, daß Hr. A. W. Schlegel, der in ſeinem oben genannten Werke Holberg nur im Vorbeygehen erwähnt, die Luſtſpiele desſelben nicht ſchärfer ins Auge gefaßt hat.

Geert Weſtphaler, oder der geſchwätzige Barbier, iſt eines von den Charakterſtücken, worin Holberg in der Perſon des Barbiers den Fehler der Geſchwätzigkeit lächerlich macht, ein Thema, das er mehrmals, und namentlich in ſeinem komiſchen Heldengedichte: Peder Paars, mit vieler Vorliebe behandelt hat. Den beſten Aufſchluß über dieſen ſeinen Haß gegen die Geſchwätzigkeit gibt uns der Dichter ſelbſt in ſeiner erſten epistola ad virum perillustrem, woraus wir, in Bezug auf das hier erwähnte Luſtſpiel, folgende Stelle ausheben wollen: »So wie es Leute gibt, die mit einem zu reizbaren Magen geplagt ſind, ſo geht es mir mit meinem Gemüthe, ſo daß unter ſechshundert Menſchen kaum zehn ſich befinden, die nach meinem Geſchmack ſind; dieſer tödtet mich durch ſein Geſchwätz, jener durch ſeine Geberden. Ich komme deßwegen ärgerlich zurück aus den meiſten Geſellſchaften und ſuche Troſt in der Einſamkeit. Und da ich vor allem Kürze liebe, ſo ſind mir diejenigen Menſchen beſonders unerträglich, die ihr Geſchwätz mit langen Parentheſen und Digreſſionen ausſchmücken, ſo daß ich glaube, daß mir dasſelbe Schickſal bevorſteht, als Sabella einſt dem Horaz wahrſagte:

Hunc neque dira venena, nec hosticus auferet ensis
Nec laterum dolor, aut tussis, nec tarda podagra,
Garrulus hunc quando consumet cunque.

Deßwegen iſt von allen meinen Komödien, die ich geſchrieben, mir Geert Weſtphaler die liebſte.«

Nach dieſer Aeußerung iſt es wohl leicht zu begreifen, wie viel Ueberwindung es Holberg gekoſtet haben mag, dieſes Luſtſpiel, das urſprünglich in fünf Akten war, in einen Akt zuſammen zu ziehen, denn es wollte in ſeiner urſprünglichen Geſtalt den Zuſchauern nicht behagen. In den ſpätern Ausgaben ſeiner Luſtſpiele erſcheint das Stück in einem Akte. In der neueſten däniſchen Originalausgabe iſt es hingegen in ſeiner erſten Form ſowohl in fünf Aufzügen, als auch in der zweyten Bearbeitung in einem Aufzug abgedruckt worden. Jeder Kenner wird gewiß der erſten Bearbeitung den Vorzug geben, da der Hauptcharakter darin viel vollkommner, als in der zweyten, ausgeführt und entwickelt iſt.

Daß viele treffliche Scenen durch jene Abkürzung verloren gegangen ſind, iſt begreiflich. Hr. Profeſſor Oehlenſchläger verdient daher den Dank ſeiner Leſer, daß er dieſes Luſtſpiel in drey Akten bearbeitet und aus dem älteren größern Stücke die beſten Scenen mit geſchickter Hand ſehr paſſend in ſeiner Ueberſetzung einzuſchalten gewußt hat.

Das Luſtſpiel: der eilfte Junius, hat große Aehnlichkeit mit Moliere's Mr. de Pourceaugnac, aber beyde Dichter haben wahrſcheinlich den Stoff zu ihrem Stücke aus einer alten italieniſchen Komödie: Le disgrazie d'Arlecchino genommen. Holberg ſelbſt ſagt, in ſeiner oft erwähnten lateiniſchen Epiſtel, von dieſem Stücke: »Dieſes Luſtſpiel iſt ſehr ergötzlich und nach dem allgemeinen Geſchmack eingerichtet. Ich muß bisweilen meine eigene Neigung auf die Seite ſetzen und mich nach dem Geſchmack des großen Haufens richten.«

Dieſes Stück hält in jeder Hinſicht den Vergleich mit Moliere's Mr. de Pourceaugnac aus. Pourceaugnac iſt ein alberner Tropf, der ſich für ſehr weiſe hält, der aber keineswegs die harte und ganz unmotivirte Behandlung verdient, mit welcher Sbrigani und Eraſt ihn empfangen. Auf Anſtiften dieſer beyden Individuen wird er von den Aerzten für wahnſinnig erklärt, und als ſolcher behandelt. Er ſucht zu entfliehen, aber man hält ihn zurück, um ihm zum guten Anfang eine Klyſtier beyzubringen; endlich aber ergreift er die Flucht. Später wird er auch um ſeine Braut betrogen, die Eraſt heiratet. Pourceaugnac iſt demnach, da er unſchuldig leiden muß, mehr ein Gegenſtand des Mitleidens, als des Scherzes. Bey

Holberg hingegen iſt Niels Studenſtrup ein dummer Schelm, ein Wucherer, der ſich nicht entblödet die Leute mit falſcher Münze zu betriegen, und ſich dieſen Betrug ſogar zur Ehre rechnet. Er verdient alſo vollkommen die Züchtigungen, die er erdulden muß, und er, der Andere hintergehen wollte, ſteht am Ende ſelbſt als Betrogener da, und muß, von andern Schelmen bis auf das Hemd ausgezogen, faſt halb nackt die Stadt verlaſſen.

Dieſer flüchtige Vergleich zwiſchen den Hauptperſonen in beyden Stücken dürfte hinlänglich ſeyn, um zu zeigen, daß man Holberg's Luſtſpiele ſchon in der erſten Anlage einen entſchiedenen Vorzug zugeſtehen muß. Moliere's Stück kann nur als Poſſe gelten, Holberg hingegen hat uns ein intereſſantes Charaktergemälde geliefert, worin er unter der Hülle des Scherzes die moraliſche Abſicht, die er bey dieſem Stücke hatte, überall durchblicken läßt.

Die Wochenſtube iſt ganz von Holberg's eigner Erfindung, und, wie Hr. Profeſſor Oehlenſchläger in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung ſehr richtig bemerkt, »eine reiche Gallerie komiſcher Scenen, worin jedes Handwerk, jeder Stand mit ſeinen eigenthümlichen Drolligkeiten auftritt.« Holberg geißelt in dieſem Stück mit ſcharfer Satyre die ſonderbaren Gebrauche, die zu ſeiner Zeit unter dem Volke, beſonders in den Wochenſtuben üblich waren. In die Viſitenſcenen ſcheint er vorzüglich ſeine ganze komiſche Kraſt gelegt zu haben, weil er ſie wohl als Stützpunkte ſeines Sittengemäldes betrachtete. Wenn der ſtrenge Moraliſt hier und da bey manchen Worten und Redensarten Einwendungen machen könnte, die in dieſem Stücke, wie auch wohl in mehreren andern von Holberg, häufig vorkommen, und die, wenn ſie auch das ſittliche Gefühl nicht gerade zu beleidigen, doch wohl etwas zu ſtark oder im Ausdruck zu derb ſind, ſo wollen wir dieſe keineswegs in Schutz nehmen, ſondern nur zu bedenken geben, daß zu grotesk-komiſchen Schilderungen auch ſtärkere Pinſelſtriche nöthig ſind, und daß, wenn ſolche Schilderungen nur nicht die Sittlichkeit weſentlich verletzen, immer weniger gefährlich ſind, als jene leichtfertigen und verblümten Redensarten in manchen unſerer neuern beliebten Schauſpiele, wo unter den künſtlichen Blumen die Schlange ſich verbirgt, die man nicht eher gewahr wird, als bis ſie geſtochen hat. Dieſe, wie wir ſie nennen wollen, rückſichtsloſe Kühnheit des Ausdrucks, findet ſich bey allen Komikern, von Ariſtophanes bis auf Holberg, und erſterer kann ſogar als Beyſpiel dienen, wie man durch künſtleriſche Behandlung ſelbſt dem an ſich Widrigen eine komiſche Seite abgewinnen kann. Dem echten Komiker muß man eine gewiſſe kühne Freyheit zugeſtehen, oder ſie wenigſtens an ihm dulden, da

bey zu großer Einſchränkung oder enger Begränzung die Kunſt ſelbſt in eine konventionelle Manier ausarten würde.

Die Thorheiten, die in der Wochenſtube geſchildert werden, ſind zwar zum Theil verſchwunden, aber nur, wie es ſcheint, um wieder andern Platz zu machen. Hätte jedes Jahrhundert einen tüchtigen Komiker aufzuweiſen, ſie würden uns die intereſſanteſten Beyträge zur Geſchichte der Menſchheit liefern. Wir würden einen zureichenden Maßſtab zur Vergleichung erhalten, zwiſchen den Verirrungen der Menſchen in einem ungebildeten und einem gebildeten Zeitalter. Es würde ſich dann zeigen, in wie fern die ſogenannten Fortſchritte der Kultur unter der untern Volksklaſſe dieſe auch wirklich beſſer und vernünftiger gemacht hat.

Der zweyte Band enthält: das arabiſche Pulver, die Weihnachtsſtube, die Maskerade, Jakob von Tybo, Ulyſſes von Ithacia, die Reiſe zur Quelle.

Der Stoff zu dem Luſtſpiele: das arabiſche Pulver, iſt aus der von Holberg oft benutzten Quelle: Bidermanni Utopia genommen. Der Goldmacher Polidor, der faſt ſein ganzes Vermögen an die Goldmacherey geſetzt hat, wird um den Reſt deſſelben durch Oldfuchs betrogen, der für eine namhafte Summe ihm ein Pulver, unter dem Namen, das arabiſche Pulver, verkauft, woraus er durch Anwendung einiger Zauberformeln Gold machen könne. Polidor macht den Verſuch mit dieſem Pulver, das wirkliches Goldpulver iſt, wovon aber Oldfuchs verſichert hatte, daß es ein gewöhnliches, überall zu habendes Pulver ſey. Der Verſuch gelingt. Polidor iſt nun hoch erfreut, und überhäuft Oldfuchs mit Geld und Geſchenken. Als aber Polidor in einen Laden ſchickt, um mehr von dieſem arabiſchen Pulver zu erhalten, entdeckt es ſich, daß ein ſolches Pulver gar nicht exiſtirt; Oldfuchs hat indeſſen ſchon Reißaus genommen, und Polidor ſieht ſich nun betrogen. Beſonders beluſtigend ſind in dieſem Luſtſpiele die Scenen, worin die vermeintlichen Freunde des Goldmachers ihm die größte Ehrerbietung bezeigen, als ſie erfahren, daß er das Geheimniß der Goldmacherey entdeckt habe, ihn aber, als der Betrug bekannt wird, eben ſo ſehr verſpotten, als ſie ihn zuvor erhoben hatten.

Das Luſtſpiel: die Weihnachtsſtube, enthält zwar viele ergötzliche Scenen, doch dürfte der Inhalt deſſelben nicht dem moraliſchen Zwecke entſprechen, den Holberg ſonſt bey ſeinen Schauſpielen immer vor Augen gehabt hatte. Den Stoff zu dieſem Luſtſpiele ſcheint Holberg aus dem engliſchen Spectator genommen zu haben, worin ein Brief von einem gewiſſen Thimothy Doodle vorkommt, deſſen Inhalt mit dem Holbergiſchen Stücke ziemliche Uebereinſtimmung hat. Dieſes Luſtſpiel

ſchließt übrigens mit einer ſehr widerlichen Schlägerey, wobey die Nachtwächter erſcheinen und die Perſonen arretiren. Dieſen grellen Schluß hat Hr. Profeſſor Oehlenſchläger durch einige Auslaſſungen und kleine Veränderungen etwas gemildert, wodurch das Stück nichts verloren hat.

Das Luſtſpiel: die Maskerade, kann als Seitenſtück zu dem vorhergehenden betrachtet werden, jedoch iſt der Inhalt desſelben viel anſtändiger und intereſſanter. Sehr charakteriſtiſch iſt die Expoſition, wo Leander und ſein Bedienter (Heinrich), nachdem ſie nach einer Nachtſchwärmerey feſt geſchlafen haben, nun aufſtehen, auf die Uhr ſehen, und ſich darüber ſtreiten, ob es vier Uhr Morgens oder vier Uhr Nachmittags ſey. Die Scene, worin Heinrich die Vortheile einer Maskerade dem Vater ſeines Herrn begreiflich machen will, iſt ein Meiſterſtück dramatiſch-dialektiſcher Kunſt. Der Auftritt, wo die beyden Alten einander um Verzeihung bitten, iſt aus Moliere's le dépit amoureux entlehnt. Es verdient übrigens zur Geſchichte dieſes Stückes bemerkt zu werden, daß Graf Ranzau, als er Friedrich V. auf ſeinem Landgute eine Fête gab, wobey man, um dieſes Feſt zu verherrlichen, auch Schauſpiele aufführte, die Maskerade zur Darſtellung wählte, wodurch die däniſchen Schauſpieler ſich die Gunſt und den Schutz des Königs erwarben. Das Stück wurde auch öfter auf der öffentlichen Bühne vor dem König aufgeführt, deſſen Ankunft in das Schauſpielhaus damals eine ſeltene Erſcheinung war.

Jakob von Tybo, oder der großſprecheriſche Soldat, iſt wohl eines der trefflichſten Luſtſpiele Holberg's. Plautus' Miles glorioſus hat, nach ſeinem eignen Geſtändniß, ihm die Veranlaſſung zu dieſem Stücke gegeben, und dieſes Geſtändniß iſt um ſo auffallender, da doch die beyden Charaktere des Holbergiſchen Stücks: Jakob von Tybo und Jesper, mehr Aehnlichkeit mit dem Thraſo und Gnatho des Terenz in ſeinem Eunuchus, als mit dem Pyrgopolinices und Artotrogus des Plautus haben. Auch hat Holberg aus dem Eunuchus des Terenz einiges, z. B. Tybo's lächerliche Belagerung des Hauſes ſeiner Geliebten, ſeine abfertigende Antwort an Monſieur Chriſtofferſen und mehr dergleichen unverkennbar genommen, und doch erklärt er ausdrücklich in ſeiner hundert fünf und neunzigſten däniſchen Epiſtel, worin er Terenz mit Plautus vergleicht, daß er von allen Komödien des Terenz nicht eine einzige habe benutzen können; ja er erwähnt gleich darauf den Eunuchus des Terenz, als das einzige Stück, welches, obwohl nicht ohne große Veränderungen, Effekt auf der Bühne würde machen können, ohne

mit einem Worte zu berühren, was er aus dieſem Stücke entlehnt hatte. Die Scene zwiſchen Chriſtoph, Jahn und dem Wirthe, wo Jahn den Chriſtoph auf eine liſtige Art um ſeinen Geldbeutel bringt, iſt aus einer alten Geſchichte in Biedermanns Utopia genommen.

Aus dieſen ſo ganz verſchiedenen Elementen hat Holberg dieſes wahrhaft bewunderungswürdige Luſtſpiel geſchaffen, das in allen ſeinen Theilen vollendet iſt. Der Charakter des Jakob von Tybo iſt höchſt originell; denn er iſt nicht bloß ein großſprecheriſcher Soldat, der mit ſeiner Bravour prahlt, ſondern er will auch mit ſeinen Sprachtalenten, mit ſeinen witzigen Abfertigungen, mit ſeiner ſchönen Figur, ja ſogar auch als Poet glänzen. Durch dieſe Beymiſchung anderer komiſcher Anmaßungen hat Holberg glücklich die Einförmigkeit vermieden, wodurch dieſer Charakter uns ſonſt ermüdet haben würde. Um ſeinen Helden in vielfache Thätigkeit zu ſetzen, hat er eine reiche Handlung erfinden müſſen, worin dieſer Gelegenheit finden konnte, alle ſeine vermeintliche Vorzüge auf die beluſtigendſte Art zu zeigen und geltend zu machen. Ihm gegenüber ſteht die zweyte Hauptfigur des Stücks, der Magiſter Stygotius, ein ſteifer Pedant und Tybo's Nebenbuhler, deſſen ſteife Abgemeſſenheit ſehr drollig gegen Tybo's Rührigkeit kontraſtirt. Beyde Helden des Stücks werben um eine und dieſelbe Jungfrau (Lucilia), und werden abgewieſen. Beyde faſſen den Entſchluß, das Haus der Geliebten förmlich zu belagern und mit Sturm einzunehmen. Tybo kommt mit ſeinen Soldaten angerückt und Stygotius mit ſeinen Studenten. Beyde feindliche Armeen ſtehen ſich drohend gegenüber. Tybo iſt ſehr kriegeriſch geſtimmt und hält folgende kurze Anrede an ſeine Soldaten: »Meſſieurs, ihr Herren! Jetzt iſt die Zeit und Stunde da, in welcher ihr durch eure Tapferkeit euch den Weg zu einem unſterblichen Namen bahnen könnt. Dieſe Feſtung, die ihr mit Sturm nehmen ſollt, ſcheint zwar unüberwindlich; je ſtärker ſie aber iſt, deſto größer iſt die Ehre und der Sieg. Ich werde mich ſelbſt vorne an die Spitze ſtellen, um eure Tapferkeit zu ermuthigen. Allons! ſpiegelt euch an mir!« Er läuft auf die Thüre los mit ſeinem Spieße. Leonard, der rechte Geliebte der Lucilia, erſcheint am Fenſter und ſchießt eine Piſtole in die Luft; die ganze Armee fällt wie todt zur Erde und Tybo ruft aus: »das war eine grauſame Salve! die ganze Armee auf einmal ruinirt« und ergreift die Flucht.

So meiſterhaft auch die beyden Hauptcharaktere gezeichnet ſind, ſo ſind doch die Nebenperſonen mit nicht minderer Wahrheit geſchildert. Man müßte eine eigne Abhandlung ſchreiben, um die Vorzüge dieſes Stücks zu entwickeln, welches auch in ſeinen klein-

ſten Details die Hand des Meiſters verräth. Man kann mit Recht ſagen, daß er ſeine Vorbilder weit übertroffen hat, denn weder Plautus Pyrgopolinices noch Terenzens Thraſo flößen das Intereſſe ein, das Jakob von Tybo in ſo hohem Grade für ſich zu gewinnen weiß.

Ulyſſes von Ithacia oder eine deutſche Komödie, iſt eine witzige und höchſt originelle Parodie, auf die zu Holberg's Zeiten in Schwang geweſenen Haupt- und Staatsaktionen, womit der bereits oben erwähnte Herr v. Quoten das däniſche Volk regalirte. Holberg ſelbſt äußert ſich in ſeinen lateiniſchen Epiſteln folgender Maßen über dieſes Stück: »In Ulyſſes von Ithacia werden die abgeſchmackten Komödien, in denen man eine Zeit von funfzig Jahren in einem Abend vorſtellt, ſcharf durchgezogen. Solche Schauſpiele wurden ehedem von Landſtreichern hier (in Dänemark) vorgeſtellt. Dieſes Schauſpiel umfaßt eine Zeit von vierzig Jahren. Die Scene wird häufig verändert; die Großen unterſcheiden ſich durch ihre ſchwülſtigen Reden von dem geringeren Haufen. So oft ein General auf der Bühne erſcheint, wird in die Trompeten geblaſen. Die Perſonen in dieſem Stücke ſind in dieſer Stunde jung und in der andern alt und grau. Hierzu kommt noch, daß häufig Fehler in der Zeitrechnung gemacht werden; die Perſonen und Oerter erhalten unrichtige Namen, kurz es iſt nichts ausgelaſſen, was man in den Komödien der Landſtreicher häufig findet. Alle dieſe Fehler enthüllt Kilian, ein Diener des Ulyſſes, auf eine ſo beluſtigende Art, daß dieſes Schauſpiel nicht nur dem gemeinen Manne gefiel, der doch ſonſt an moraliſchen und kritiſchen Stücken kein Behagen findet, ſondern auch die Großen und Vornehmen fanden Vergnügen daran.«

Wir haben, aller Nachforſchungen ungeachtet, über dieſen Hrn. von Quoten, der zu Holberg's Zeit in der dramatiſchen Welt eine Rolle geſpielt zu haben ſcheint, keine weitere Erkundigungen einziehen können, als was wir ſchon vorher über ihn geſagt haben. So viel iſt gewiß, daß er in Kopenhagen, in der ſogenannten Broeläggerſtraße, ein ſtehendes Theater errichtet hatte, und den däniſchen Schauſpielern ein gefährlicher Rival war. Holberg hat in ſeinem Stücke: Zauberey oder blinder Lärm, dieſen Herrn von Quoten, in der fünften Scene des vierten Akts, redend eingeführt, und da dieſe Scene in einiger Verbindung mit der obengenannten Parodie ſtehet, und einiges Licht über die Wirkung, welche ſie auf Quoten und ſeine Bande hervorgebracht hatte, verbreitet, ſo wollen wir ſie hier ganz mittheilen.

Apollonia, eine Schauſpielerin. Von Quoten.

Apollonia. Dienerin, Herr von Quoten! Ihr ſchreitet ſehr heiter und frohlockend einher.

v. Quoten. Habe wohl Urſache mich über euren Fall zu erfreuen; denn erſtens, bin ich nun wieder oben auf, und zweytens werde ich an euch, die ihr mich und meine Bande ſo ſchändlich verſpottet habt, gerächt werden.

Apollonia. Euer erſtes Stück wird gewiß jetzt der Doktor Fauſtus ſeyn, weil in der Stadt ſo viel von Zauberey die Rede iſt.

v. Quoten. Nein, Madame, wir haben noch ein weit beſſeres: Die Zauberey der Armida! Das iſt ein tout à faites Stück. Alles wird in der Luft agirt.

Apollonia. Das wäre! In der Luft?

v. Quoten. Ja, Madame! Die Armida erſcheint auf einem feuerſpeyenden Drachen! Das hat was anders zu bedeuten, als eure magern Komödien.

Apollonia. Bitte um Verzeihung, wir haben auch feuerſpeyende Drachen in unſern Stücken gehabt, als zum Beyſpiel in dem Ulyſſes von Ithacia.

v. Quoten. Weiß wohl, was ihr damit meint. Jetzt wird euch aber die Brühe wegen dieſes Streiches und wegen ſo manches andern eingeſalzen.

Apollonia. Glaubt ihr, die Schuld eines Einzigen könne unſere ganze Bande vernichten?

v. Quoten. Wie ich höre, ſollen mehrere Hexenmeiſter in eurer Bande ſeyn. Alle Menſchen werden ſich über euer Unglück freuen, denn ihr habt wackere Leute in euern Komödien lächerlich gemacht, und das iſt niederträchtig.

Apollonia. Das dürfte euch ſchwer zu beweiſen ſeyn. Ihr aber bringt wackre Leute in euren Schauſpielen auf die Bühne, ja ſogar den lieben Herr Gott ſelbſt, wie in der Komödie von Adam und Eva, wodurch eine heilige Geſchichte in ein leichtfertiges Märchen verwandelt wird.

v. Quoten. So ſind die mehrſten Schauſpiele in Spanien, wo doch die Nation ſehr polirt iſt.

Apollonia. In Spanien pflegt auch das Parterre auf die Knie zu fallen, und zu beten, wenn ein Mönch mit einem Crucifix auf der Bühne erſcheint.

v. Quoten. Geht nur hin und fallt auf eure Knie und bereitet euch zum Tode, wenn ihr mitſchuldig ſeyd; ſeyd ihr's aber nicht, dann ſucht einen Advokaten, der eure Sache vertheidigen kann, wenn ihr etwa einen findet, welches ſchwer halten wird, denn ihr habt euch mit allen Menſchen überworfen.

So weit dieſe Scene. Obgleich dieſe Parodie eine ſo beſtimmte Beziehung hat, ſo iſt ſie doch auch ein ſelbſtſtändiges komiſches Werk, das vielleicht auch noch für unſere Zeiten bey der Darſtellung ſeinen Zweck nicht verfehlen dürfte. Holberg hat darin den ganzen Zauber ſeiner komiſchen Kraft entwickelt, und uns gezeigt, wie ſelbſt das ganz Verkehrte, wenn es nur einen innern Zuſammenhang hat, eine draſtiſche Wirkung hervorzubringen im Stande iſt.

Die Reiſe zur Quelle iſt ein artiges Intriguenſtück, voll heiterer Scenen. Obgleich Holberg aus Moliere's Médecin malgré lui, Malade imaginaire, l'amour médecin und aus dem Théâtre italien geſchöpft hat, ſo gehört doch die Zuſammenſtellung und Ausführung ihm ganz zu. Der Plan des Stücks gründet ſich auf den Volksglauben von der wunderthätigen Kraft einer Quelle, unweit der Hauptſtadt Dänemarks, bey welcher auch ein im Sommer ſehr beſuchter Spaziergang ſich befindet, wodurch dieſes Luſtſpiel ein lokales Intereſſe erhält. Der Liebhaber, als Doktor verkleidet, entführt ſeine Braut aus dem Hauſe ihrer Aeltern, unter dem Vorwande, mit ihr zur Quelle zu reiſen, um ihre Geſundheit wieder herzuſtellen, und erzwingt auf dieſe Art die Einwilligung der Aeltern, die er nicht auf gutem Wege hat erhalten können.

Der dritte Band liefert die Stücke: Melampe. Heinrich und Pernille. Diedrich Menſchenſchreck. Zauberey oder blinder Lärm. Der verpfändete Bauernjunge. Der glückliche Schiffbruch.

Melampe, eine Tragi-Komödie, iſt ein vollendetes Meiſterſtück. Zwey Schweſtern, Philocyne und Lucilia, beweinen den Verluſt ihres Schooßhundes Melampe, der ihnen entkommen iſt. Beyde Schweſtern fordern ihre Liebhaber auf, ihnen ihren Liebling wieder zu verſchaffen, und drohen, ihnen ſonſt ihre Hand zu entziehen. Gusman, der Bediente Leanders, des Liebhabers der Lucilia, hat den Hund Melampe für ſeinen Herrn geſtohlen; dieſes erfährt Philocyne und fordert ihren Liebhaber, Polidor, auf, den Hund aus Leanders Händen zu befreyen — Darüber entſteht ein förmlicher Krieg zwiſchen den beyden Liebhabern und ein unverſöhnlicher Streit zwiſchen den beyden Schweſtern. Pandolfus, ihr Bruder, der von einer Reiſe zurückkommt, erfährt was vorgefallen, und entſchließt ſich, den Gegenſtand des Streits, den Schooßhund Melampe, aus dem Wege zu räumen, wodurch dann auch der Streit zwiſchen den Schweſtern geſchlichtet wird, und der Krieg zwiſchen den beyden Liebhabern ein Ende hat.

Dieſe einfache Idee hat Holberg in dieſem Stücke mit Meiſterhand durchgeführt, und ſeine Abſicht war, theils die Trauerſpiele lächerlich zu machen, die bloß aus ſchwülſtigen Worten beſtehen, theils die Hundeliebhaberey gewiſſer Frauenzimmer mit eindringlichem Witze zu geißeln. Da dieſes Stück im tragiſchen Styl gehalten werden mußte, ſo hat er viel Sorgfalt auf die Form desſelben verwendet und die erhabenen Scenen in gereimten Verſen geſchrieben, wodurch es ſchon allein einen eigenthümlichen Charakter erhält. Um den Werth dieſes Stücks anſchaulicher zu machen, wollen wir einige Proben daraus mittheilen. Philocyne iſt ganz untröſtlich über den Verluſt ihres Hundes; ſie befindet ſich in einem Walde, wo ſie ihrem Schmerze Raum gibt und folgende Klage über Melampe, den ſie für todt hält, anſtimmt:

Philocyne (allein im Walde).

Was hilft es mir zu gehn in dieſem düſtern Haine?
Daß händeringend ich mir naß den Buſen weine?
Nichts lindert meinen Schmerz, nichts tilget meine Noth.
Es iſt nur gar zu wahr: Melampe, du biſt todt!

Jetzt mit Verachtung ſeh' ich hin auf meine Jugend,
Nichts hat mir ferner Werth, ja ſelbſt nicht meine Tugend,
Schlecht ſchmeckt mir Kaffee, Thee, Zwieback und Zuckerbrot,
Nur bitter iſt die Welt — ach, ſeit Melampe todt.

Was hilft mir Reichthum jetzt? Denn hat er ſeines Gleichen?
Was unerreichbar iſt, kann ich wohl das erreichen?
Kein Troſt reicht mir die Hand, ſelbſt Reichthum macht mir Noth,
Arm iſt das Leben mir, ſeitdem Melampe todt!

Auch kann Philoſophie mir keinen Troſt gewähren,
Denn ſtatt Gedanken nur vergieß ich bittre Zähren,
Bleich iſt die Wange mir, die eben roſenroth,
Mir blühn nicht Roſen mehr, ach, ſeit Melampe todt!

Die Harfe tröſtet nicht, auch haſſ' ich alle Bücher;
Naß hab' ich mir geweint ſchon alle Taſchentücher.
Statt Erbſen reicht der Troſt mir eine leere Schot':
Hohl iſt nur der Genuß, ſeitdem Melampe todt!

Oft ſag' ich freylich mir in mancher ſtillen Stunde:
Du opferſt deinen Lenz nur einem ſchnöden Hunde;
Es hilft mir alles nichts, mein Schickſal es gebot,
Daß ewig trauernd ich beweine ſeinen Tod.

Wie konnteſt du ſo hart mich doch, o Schickſal, ſtrafen?
Jetzt muß ich ganz allein in meinem Bette ſchlafen.
Umarmen will ich ihn — erwacht beym Morgenbrot —
Das Kiſſen drück' ich nur — weil der Geliebte todt!

Ihr Kammermädchen, Dorothea, tritt nun ein, und erzählt ihrer Gebieterin, daß Melampe noch lebt, Leander ihn aber für ihre Schweſter Lucilia erwiſcht habe. Darüber geräth ſie in den heftigſten Zorn, und befiehlt dem Mädchen, ihren Geliebten (Polidor) herbey zurufen, der dieſe Schmach rächen und ihr den Hund wieder verſchaffen ſoll. Das Mädchen entfernt ſich. Philocyne bricht nun in ein freudiges Wonnegefühl aus, von der Hoffnung beſeelt, bald ſich gerächt zu ſehen, und ihren Liebling Melampe wieder zu erhalten.

Phylocyne. Das Echo.

Philorype.

O heiße Rache!
Bald biſt du nah:
Nicht trotzt mir länger
Lucilia.

Echo. Ja!

Philorype.

Du ſpotteſt Echo,
Im Wolkentanz?
Doch triumphir' ich
Zufrieden ganz.

Echo. Gans!

Philocyne.

Nein, bey den Sternen!
Es ſoll nicht ſeyn.
Bald kehr' ich wieder
Zur Freude ein.

Echo. Nein!

Philorype.

Und dich Melampe
Umarm' ich gar,
Dann ſteigt der Geiſt mir
Ein Wolkenaar.

Echo. Narr!

Philocyne.

Mein Ritter holt mir
Den Schatz ſo leicht,
Er, der die Ehre
Durch Liebe zeigt.

Echo. Seicht!

Philocyne.

Mein Held wird funkeln
Zum Feindesſchreck!
Stets war er männlich
Und heldenkeck.

Echo. Geck!

Philorype.

Bald fällt Leander
Verwundet ſchwach;
Mein Freund wird rächen
Die blut'ge Schmach!

Echo. Ach!

Philocyn'e.

Es klopft das Herz mir,
Der Muth iſt wach;
Jetzt eil' ich wieder
Zum Putzgemach.

Echo. Gemach!

Nicht minder intereſſant und wahrhaft komiſch ſind die Scenen, worin Sganarel, Polidors Bedienter, den Feind zu Waſſer und zu Lande ausſpionirt, und Dorothea den wirklichen Tod Melampe's, durch die Hand des Pandolfus, erzählt. Herr Profeſſor Oehlenſchläger hat ſich bey der Ueberſetzung dieſes Stücks mehrere Freyheiten erlaubt, die man aber billigen muß, weil das Ganze dadurch gewonnen hat. Im Original hat das Stück fünf Aufzüge, und der Ueberſetzer hat es in drey zuſammengezogen, durch Abkürzung einiger Geſpräche,

wie z. B. in der ſechsten Scene des erſten Akts, das Geſpräch zwiſchen Leander und Lucilia, das im Original etwas zu ſehr gedehnt iſt. Uebrigens gehört die Idee zu dieſem Stücke Holberg ſelbſt an, und er hat diesmal aus keiner fremden Quelle geſchöpft.

Das Luſtſpiel: Heinrich und Pernille, iſt ein ſehr ergötzliches Intriguenſtück, das viele wirkſame Situationen hat. Die Idee dazu ſcheint Holberg aus einer Novelle des Cervantes: die betrügliche Heirat, oder aus Beaumont und Fletchers Luſtſpiel: to rule a wife and to have a wife genommen zu haben, wobey er jedoch wie gewöhnlich ſeinem eignen Genius freyen Lauf ließ. Ein anderes engliſches Stück: High life below stairs, worin die Mägde und Bedienten in einem adeligen Hauſe in Abweſenheit ihrer Herrſchaft, den Mägden und Bedienten aus einem andern Herrſchaftshauſe ein Gaſtmal geben, wobey ſämmtliche Gäſte die Titel und Namen ihrer Herrſchaften annehmen, hat auch große Aehnlichkeit mit dieſem Holbergiſchen Stücke, das ihm aber nicht bekannt ſeyn konnte, da es viel ſpäter geſchrieben iſt.

Diedrich Menſchenſchreck iſt gleichfalls ein luſtiges Intriguenſtück, wozu Holberg den Stoff aus Plautus's Pſeudolus und Curculio genommen hat. Man hat Holberg häufig vorgeworfen, daß er die Charaktere in ſeinen Stücken zu ſehr übertreibe, und einige Kritiker haben dieſen Vorwurf beſonders auf Diedrich Menſchenſchreck anzuwenden geſucht. Holberg ſelbſt hat ſich gegen dieſen Vorwurf im Allgemeinen vertheidigt, und ſeine Aeußerungen in dieſer Hinſicht ſind zu merkwürdig, als daß wir ſie hier übergehen könnten. In ſeiner ſechs und ſechzigſten däniſchen Epiſtel ſagt er bey Gelegenheit einiger Beſchuldigungen der Uebertreibung, die ihm von einigen ausländiſchen Kritikern gemacht worden waren: »Was dieſes betrifft, ſo geſtehe ich gerne, daß die Charaktere in gewiſſen Stücken outrirt ſind, aber ich muß dabey bemerken, daß dieſes mit reifer Ueberlegung und aus Nothwendigkeit geſchehen iſt, da ſowohl ich als Andere aus Erfahrung bemerkt haben, daß Schauſpiele, ohne outrirte Charaktere, keine Wirkung hervorbringen. Sagt man z. B. von einem Geizigen, er eſſe ſich nicht ſatt, oder mehr desgleichen, ſo wird der Charakter ganz regelmäßig, aber die Wirkung davon wird ſeyn, daß die Zuſchauer entweder gähnen, oder im Schauſpielhauſe einſchlafen werden. Was kann wohl mehr übertrieben ſeyn, als die Beſchreibung des Euclio von dem Plautus ſagt, daß wenn er ſich ſchlafen legte, er ſich einen Sack vor den Mund band, damit der Athem ihm nicht verloren gehen oder gar entfahren ſollte. Aber iſt dieſe

Digitized by Google

outrirte Beſchreibung nicht ſehr beluſtigend? In allen meinen Schauſpielen iſt wohl kein Charakter mehr outrirt, als der des Jakob von Tybo, aber nicht ſtärker als der Thraſo des Terenz und der Miles gloriosus des Plautus, und doch hält man dieſe Stücke für ihre beſten Komödien. Es läßt ſich hier anwenden, was Plinius von gewiſſen regelmäßigen Schriftſtellern ſagt: peccant, quia nihil peccant. Die nämliche Einwendung, die man jetzt gegen meine Komödien erhebt, hat man auch zu Moliere's Zeiten gemacht; aber dieſer große Komiker richtete ſich nicht darnach, denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Regeln, die man ihm zu beobachten rieth, zu nichts anderm dienen würden, als nur ſeine Komödien in Grund zu verderben. Ich ſpreche hier aus derſelben Erfahrung, da ich bey der Aufführung meiner Komödien gegenwärtig war, und daraus lernte, daß eben das, was die gelehrten Kritiker ſo ſehr tadeln, eben die wahre Seele der Komödie iſt.«

Das Luſtſpiel: Zauberey oder blinder Lärm, wozu eine Begebenheit zu Holberg's Zeit die Veranlaſſung gegeben haben mag, iſt wohl eines ſeiner ſchwächſten Stücke, und das wohl nur dadurch ein beſonderes Intereſſe erhält, indem er im vierten Akte mehrere Perſonen auftreten läßt, die ſeine Komödien gegen die Angriffe ſeiner Feinde und Neider vertheidigen.

Der verpfändete Bauerjunge iſt eine luſtige Farce, wozu Holberg den Stoff aus Bidermanni Utopia genommen hat.

Das Luſtſpiel: der glückliche Schiffbruch, gewinnt ein doppeltes Intereſſe durch die literariſchen Beziehungen, die es enthält. Unter dem Namen Philemon ſcheint Holberg ſich ſelbſt geſchildert zu haben. Magiſter Wedelſchwanzius ein feiler Skribler, der für Geld Lobgedichte auf die unwürdigſten Perſonen verfertigt, und übrigens ein gar böſer Schmeichler iſt, ſoll die Tochter des Jeronimus, eines reichen Bürgersmannes, heirathen. Sie liebt Philemon, den aber die Aeltern, als einen nichtswürdigen Satyrenſchreiber, verſchmähen, dahingegen dem Wedelſchwanzius ſehr gewogen ſind, weil er durch ſeine Lobgedichte ſich bey allen Leuten beliebt zu machen weiß. Philemon, der ſich vergebens bemüht hat, die Aeltern von der Unwürdigkeit des Wedelſchwanzius zu überzeugen, läßt ſeinen Bedienten Heinrich ſich als Matroſen verkleiden, um Jeronimus die Nachricht zu überbringen, daß ſein Schiff, welches er mit einer reichen Ladung zurückerwartete, mit Mann und Maus untergegangen ſey. Kaum hat der Magiſter dieſe traurige Nachricht erfahren, wodurch Jeronimus ſein ganzes Vermögen verliert, als er anfängt andere Saiten aufzuziehen,

und Jeronimus Tochter nun nicht heiraten will, da ſie zur Bettlerin geworden. Er ſchmeichelt jetzt nicht mehr, ſondern iſt grob und übermüthig. Als ſichs aber zeigt, daß der Schiffbruch nur eine Erdichtung war, nimmt er ſeine vorige Geſtalt wieder an, und ſucht die Gunſt der Aeltern ſich auf gleiche Art wie zuvor zu erſchleichen. Die Aeltern aber haben bey dieſer Gelegenheit ſeine wahren Geſinnungen und ſeinen Charakter kennen gelernt, und geben Philemon ihre Tochter, von dem ſie nun eine beſſere Meinung gefaßt haben. Wedelſchwanzius, um ſich an ſeinem Nebenbuhler zu rächen, ſucht mehrere Individuen zu überreden, Philemon vor Gericht zu fordern, indem er ihnen zeigt, daß dieſer ſie in ſeinen ſatyriſchen Schriften angegriffen und lächerlich gemacht habe. Philemon muß wirklich vor Gericht erſcheinen, aber da die Kläger nicht den geringſten Beweis gegen ihn beybringen können, wird er freygeſprochen, Wedelſchwanzius aber, wegen ſeiner ſchlechten Streiche, zum Pranger verurtheilt.

Das Stück hat einen ganz eigenthümlichen Charakter, und beſonders intereſſant iſt es, zu ſehen, welche verſchiedene Mittel Holberg anzuwenden ſuchte, um ſeinen Gegnern die nöthigen Wahrheiten zu ſagen, die in ſeinen Komödien unabläßig Beziehungen fanden, woran er gar nicht gedacht hatte. Beſonders ergötzlich iſt die Gerichtsſcene im fünften Akt, wo die Kläger nacheinander mit allen den Fehlern und Lächerlichkeiten auftreten, worüber ſie ſich von Philemon angegriffen zu ſeyn beſchweren.

Der vierte und letzte Band enthält: Erasmus Montanus. Pernille, als Tochter vom Hauſe. Die Unſichtbaren. Viel Geſchrey und wenig Wolle. Die honette Ambition. Der Poltergeiſt oder Abracadabra. Don Ranudo de Colibrados.

In Erasmus Montanus hat Holberg abermals den gelehrten Pedantismus lächerlich zu machen geſucht, gegen den er eben ſo eingenommen war, als gegen die Geſchwätzigkeit. So oft er auch ſolche gelehrte Thoren in ſeinen Stücken dargeſtellt hat, ſo erſcheinen ſie doch immer in einer neuen und höchſt komiſchen Geſtalt. Den Stoff zu dieſem Luſtſpiele hat Holberg aus Ariſtophanes Wolken genommen, worin, wie bekannt, unter dem Namen Sokrates die athenienſiſchen Sophiſten geſchildert und durchgehechelt werden. Man muß die Kunſt bewundern, mit welcher unſer Dichter einen ſo fremdartigen Stoff für ſeinen Zweck zu benutzen wußte, um ſo mehr, da Ariſtophanes Stücke keineswegs zur Nachahmung geeignet ſind.

Pernille, als Tochter vom Hauſe, iſt ganz von Holbergs eigner Erfindung, ein artiges Luſtſpiel, das in ſei-

nen echt komiſchen Beſtandtheilen ſeinen frühern Brüdern nichts nachgibt.

Mit dem Luſtſpiele: die Unſichtbaren, hat der Ueberſetzer einige Aenderungen vorgenommen, die wir aber auf keine Weiſe billigen können. Holberg hat bey dieſem Stücke wohl zur Abſicht gehabt, die romanhaften Schauſpiele zu parodiren, in welchen die Liebe einen ganz verfehlten romantiſchen Charakter annimmt, und nach den Perſonen ſeines Stückes zu ſchließen, hat er ſich wohl mehr beſtrebt eine Maskenkomödie in italieniſchem Geſchmack, als ein romantiſches Schauſpiel nach Art der Spanier zu ſchreiben, wenn auch der Stoff aus einer ſpaniſchen Novelle in Scarron's Roman entlehnt iſt. Das ganze Stück dreht ſich um die Idee, daß Leander ſeine Braut verläßt, und ſich in ein vermummtes Frauenzimmer verliebt, die aber keine andere als ſeine Braut iſt, die ihm dieſen Poſſen ſpielt, um ſeine Treue zu prüfen. Sie gibt ihm vermummt einen Ring, den ſie ihm aber entſchleyert wieder abzugewinnen weiß. Sie fordert nachher abermals in der Verkleidung den Ring zurück, Leander muß nun geſtehen, daß er ihn ſeiner vorigen Braut gegeben. Die Vermummte entdeckt ſich ihm, und beyde Liebende verſöhnen ſich. Harlekin, Leanders Bedienter, der an dieſer romantiſchen Liebe ſeines Herrn vielen Geſchmack findet, verläßt ſeine vorige Geliebte, Kolumbine, und will nun auch ſuchen, ſich in ein vermummtes Frauenzimmer zu verlieben. Kolumbine, um ſich an ihm zu rächen, ſucht ein altes Weib, Magdelone, zu überreden, die Unſichtbare zu ſpielen, in die ſich Harlekin auch wirklich verliebt und ſie zu heiraten verſpricht. Sie entſchleyert ſich, um ihm den erſten Kuß zu geben. Harlekin erſchrickt über die alte häßliche Geſtalt und will entfliehen. In demſelben Augenblick aber tritt Magdelones Bruder herein, der ihn mit dem Degen in der Hand zwingt, das Verſprechen an ſeiner Schweſter zu erfüllen. Harlekin muß gehorchen. Nun erſcheint Kolumbine und thut, als ob ſie von gar nichts wüßte, was hier vorgefallen. Harlekin fällt ihr zu Füßen, und bittet nun demüthigſt, ihn zu heiraten. Kolumbine iſt eine Zeitlang taub gegen ſein Flehen, endlich aber läßt ſie ſich erweichen, der Bruder des alten Weibes willigt in die Heirat ein, nachdem er Harlekin gezwungen, einige ſehr läſtige Heiratsartikel einzugehen.

In einer Anmerkung zu dieſem Luſtſpiele bemerkt Hr. Profeſſor Oehlenſchläger, daß es dieſem Stücke an dem gehörigen romantiſchen Schwung fehle, um in den Scenen zwiſchen dem vornehmen Paare den Gegenſatz darzuſtellen. Er hat daher, um dieſem vermeintlichen Mangel abzuhelfen, mehrere, wie er ſie nennt, erhabene verſificirte Scenen von ſeiner eignen Erfindung eingeſchaltet, und hierzu »kam ihm, wie er ſich ausdrückt,

der prächtige ſpaniſche Ton mit ſeinem lyriſchen Aufwande herrlich zu Statten.« Wir haben ſchon vorhin unſere Meinung geäußert, daß Holberg keineswegs zur Abſicht hatte, ein romantiſches Schauſpiel zu ſchreiben, und wir ſehen auch gar keine Nothwendigkeit ein, warum eben dieſes Stück einen romantiſchen Schwung haben müſſe. Das Stück iſt eine Burleske, worin Leanders Verliebtheit als eine vorübergehende Thorheit erſcheint, die durch Harlekins Nachahmung nur noch lächerlicher wird. Der Ueberſetzer hat daher, durch den lyriſch-ſpaniſchen Ton, den er in dieſes Stück hereingebracht, demſelben ein ganz fremdartiges Anſehen gegeben, und die Repliken, die bey Holberg wie Blitze auf einander folgen, werden durch die eingeſtreuten Verſe nur ſchlecht erſetzt, und machen die Handlung da ſchleppend, wo ſie bey Holberg ſehr lebendig iſt. Harlekin hat daher Recht, wenn er ſeinen Herrn bittet: »ihm die Geſchichte ſeiner Liebe in Proſa zu erzählen, denn in Verſen wird's etwas weitläufig.« Auch die Scene, worin Leander auf die leichtſinnigſte Weiſe ſeiner Braut den Ring gibt, den er von der Unſichtbaren erhalten hat, iſt ebenfalls von dem Ueberſetzer ganz ohne alle Nothwendigkeit abgeändert worden, und die phantaſtiſche Erzählung Leander's, wie ihm der Böſe den Ring vom Finger gezogen, iſt bey weitem nicht ſo komiſch, als das offenbare Geſtändniß, das Holberg Leandern machen läßt. Ueberhaupt hat der Ueberſetzer durch dieſe, nach unſerer Anſicht zweckloſen Abänderungen, Holberg's Eigenthümlichkeit in der Behandlung des Stoffes ganz verwiſcht, welches uns um ſo auffallender war, da er in der Vorrede zum erſten Theil ſeiner Ueberſetzung den ſehr richtigen Grundſatz aufſtellt, daß das Moderniſiren dieſen alten Komödien ſehr ſchaden würde. Da ſchwerlich irgend ein Verehrer Holberg's mit jenen Abänderungen des Ueberſetzers zufrieden ſeyn dürfte, ſo hegen wir die gerechte Hoffnung, daß er bey einer wohl zu erwartenden neuen Auflage ſeiner Ueberſetzung das Stück in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wieder herſtellen wird.

Der ſpaniſche Dichter Tirſo de Molina hat in ſeiner Komödie: La Celosa de si misma einen ähnlichen Stoff behandelt. Don Melchior, der Sohn eines armen Edelmannes aus Leon, kommt nach Madrid, um ſich mit der Tochter eines alten Freundes ſeines Vaters zu verheirathen. Bevor er ſich aber in das Haus ſeiner Braut begibt, verliebt er ſich in der Kirche in eine verſchleyerte Dame, die eben ſeine zukünftige Braut iſt. Dieſe wird nun eiferſüchtig auf ſich ſelbſt, da ſie ſich von ihrem Geliebten, D. Melchior, zugleich angebetet und verſchmäht ſieht. Sie entdeckt ſich ihm zuletzt und beyde Liebende vereinigen ſich. Holberg konnte dieſes Stück unmöglich zum Vorbilde nehmen, da Tirſo de Molina viel ſpäter gelebt hat,

und beyde Dichter auch in der Behandlung ſehr von einander abweichen.

In dem Luſtſpiele: viel Geſchrey und wenig Wolle, hat Holberg in der Perſon des Hrn. Vielgeſchrey einen höchſt originellen Charakter dargeſtellt. Dieſer Vielgeſchrey iſt ein geſchäftiger Müßiggänger, der viel ſchreyet und lärmt und doch nichts vollbringt. Höchſt beluſtigend iſt die Scene, worin Vielgeſchrey ſeinen vier Schreibern einen Brief diktirt, zugleich die Hühner aus der Küche jagt und ſeinem Buchhalter befiehlt, in dem Hauptbuche nachzuſchlagen, wie viel Eyer die kleine ſchwarze Henne in dieſem Jahr gelegt habe. Nicht minder trefflich iſt die zweyte Schreibſcene, worin Oldfuchs dem Hrn. Vielgeſchrey einen Brief diktirt, und die Interpunktion durch allerley Grimaſſen andeutet. Das Stück iſt überreich an ſolchen anziehenden und komiſchen Situationen, und hat auch in Deutſchland in älteren Zeiten auf der Bühne viel Glück gemacht, als noch Ackermann in Hamburg den Vielgeſchrey und Schröder den Oldfuchs ſpielten.

Die honette Ambition kann als ein Gegenſtück zu Moliere's Gentilhomme bourgeois betrachtet werden, da auch Holberg in ſeinem Jeronimus das Streben nach eitler Standeserhöhung lächerlich macht. Beyde Stücke können ſehr gut neben einander beſtehen, und Holberg zeigt ſich hier abermals in einem glücklichen Wettkampf mit ſeinem Vorgänger, ſowohl in der Anlage, als Ausführung des Hauptcharakters, den er trefflich durchgeführt hat.

Der Poltergeiſt, oder Abracadabra, iſt ein herrliches Luſtſpiel, voll komiſcher und witziger Einfälle. Der Stoff zu dieſem Stücke iſt aus Plautus' Moſtellaria genommen. Holberg ſcheint einen beſondern Werth darauf gelegt zu haben, daß in dieſem Luſtſpiele keine Frauenzimmer erſcheinen, und keine Liebesintrigue darin Statt findet. Heinrich, der Bediente Leanders, ſagt daher am Schluſſe des Stücks zu den Zuſchauern: »Und damit iſt die Komödie zu Ende. Geht jetzt wieder nach Hauſe, lieben Leute! Und ſollten eure Weiber oder Haushälterinnen ſchelten, weil ihr des Abends zu ſpät nach Hauſe kehrt, ſo betet nur euer Abracadabra (die Zauberformel, wodurch in dem Stücke die böſen Geiſter beſchworen werden) drey Mal nach einander; damit beſänftigt ihr ſie und alle andern Poltergeiſter. Sonſt lehrt uns dieſe Komödie, worin nur lauter Mannsperſonen geſpielt haben, daß man viele wichtige Sachen in der Welt recht gut ohne Weiber zu Stande bringen kann.«

In ſeiner vierhundert ſieben und vierzigſten däniſchen Epiſtel ſagt Holberg jedoch, daß er dieſes Stück nur ein für alle Mal

zur Probe gemacht habe, und keinem rathen will, mehrere ähnliche Stücke zu verfertigen, da die Schauſpielerinnen die ſtärkſten Magnete ſeyen, ein Publikum an zu ziehen und auch die Schaubühne aufrecht zu erhalten — ein Kompliment, wofür ſich die Schauſpielerinnen bedanken mögen.

Das letzte Stück im vierten Bande: Don Ranudo, oder Armuth und Hoffart, iſt ganz von Holberg's eigner Erfindung. Es iſt wahrſcheinlich ſchon 1733 geſchrieben, kam aber erſt im Jahre 1745 zum Vorſchein. Die Kotzebueſche Bearbeitung dieſes Luſtſpiels iſt bekannt. Vergleicht man ſie aber mit dem Original, ſo erſcheint Kotzebue's Luſtſpiel dagegen wie ein bloßes Scenarium, worin er den Hauptgang des Holbergiſchen Stücks nur flüchtig andeutet und einige Scenen dialogiſirt. Auf dieſe Art wurde es ihm möglich, die fünf Akte des Originals in vier Akte zuſammen zu ziehen; auch hat er in ſeiner beliebten Manier die alte treuherzige Komik des ehrlichen Holberg's durch allerhand Plaiſanterien zu erſetzen geſucht. Wenn man Holberg, und nicht ohne Grund, den Vorwurf gemacht hat, daß in ſeinen Stücken häufig manche Derbheiten vorkommen, ſo dürften dieſe doch weit erträglicher ſeyn, als die vornehmen Gemeinheiten des Herrn von Kotzebue, wie ſie z. B. in ſeinem Don Ranudo am Schluſſe des erſten und am Schluſſe des zweyten Akts vorkommen, oder noch auffallender in ſeinem Rehbock (der eigentlich der Sündenbock heißen ſollte), die aber die jetzige feine Welt mit eben ſo feiner Schonung, nur als ſinnreiche Aeußerungen des geſelligen Scherzes betrachtet. Wir haben es bey dem Stücke: Jeppe vom Berge, gefliſſentlich vermieden, von der Kotzebueſchen Bearbeitung desſelben zu ſprechen, da er in der Vorrede zu ſeiner Bearbeitung ſelbſt geſteht, daß er das Holbergiſche Stück ſo umgemodelt habe, daß es gar nicht nöthig geweſen wäre, die Quelle zu nennen.

Wir ſind nun am Ende unſerer Ueberſicht der Holbergiſchen Stücke, nämlich in ſo weit Hr. Profeſſor Oehlenſchläger ſie uns in ſeiner Ueberſetzung mitgetheilt hat; denn Holberg hat noch mehrere Luſtſpiele geſchrieben, die aber der Ueberſetzer weggelaſſen hat, weil man, wie er in der Vorrede zum erſten Theil bemerkt, in denſelben zu viele Wiederholungen findet, und die weniger glückliche Fabel dem Dichter nicht Anlaß gegeben habe, ſich in ſeinem wahren Glanze zu zeigen.

Dieſe aus der gegenwärtigen neuen Ueberſetzung ausgeſchloſſenen Stücke heißen: Die Wankelmüthige, der verwandelte Bräutigam, Ohne Kopf und Rumpf, Plutus oder der Prozeß zwiſchen Armuth und Reichthum, Sganarels Reiſe in das Land der Philoſophen,

der Philoſoph in eigner Einbildung, und die Republik oder das gemeine Beſte.

Holberg ſchrieb dieſe Stücke in ſeinem hohen Alter, wo ſein Geiſt, von ſo vielen Arbeiten ermüdet, nicht mehr ganz die Schwungkraft beſaß, die zur Ausarbeitung komiſcher Produkte ein ſo nothwendiges Erforderniß iſt. Wenn wir daher dem Urtheil des Uebersetzers über dieſe Stücke im Ganzen beyſtimmen müſſen, ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß einzelne Scenen in dieſen Luſtſpielen vollkommen unſers großen Meiſters würdig ſind. Die Wankelmüthige, iſt ein Charakterſtück, das Mallet in ſeinem intereſſanten Artikel über Holberg in Formey's biblioth. germanique T. XV (1754) über den politiſchen Kannengießer ſetzt. Aber dieſes Lob iſt wohl etwas übertrieben, da der Charakter der Wankelmüthigen nicht individuell genug gezeichnet iſt, um das gehörige Intereſſe zu erregen. Auch iſt dieſes Stück mehr ernſthafter als komiſcher Natur, und leidet an einer zu großen Breite in der Behandlung. Der verwandelte Bräutigam iſt ein kleines Intriguenſtück, das Holberg in der Abſicht ſchrieb, nach dem Luſtſpiele, der Poltergeiſt, oder Abracadabra, aufgeführt zu werden, da, wie in dieſem keine Frauenzimmer vorkommen, in jenem keine Männer erſcheinen. Das Stück drehet ſich um die Idee, daß eine alte heiratsluſtige Wittwe, Frau Terenzia, ſich wiederum verheiraten will und einen Geliebten ſucht. Ihr Kammermädchen, Pernille, die dieſe Thorheit ihrer Gebieterin lächerlich findet, überredet ihre Schweſter Eliſabeth, ſich als Kapitän zu verkleiden und um die Hand der Frau Terenzia anzuhalten. Dieſes geſchieht, und Terenzia verſpricht dem jungen Kapitän ihre Hand. In der Folge erfährt Terenzia, daß der junge Kapitän in ein Frauenzimmer verwandelt worden ſey, ſie hält dieſes für eine Strafe Gottes, bereuet ihre Thorheit und gibt ihre Heiratsgedanken endlich auf. — Die Luſtſpiele: Ohne Kopf und Rumpf, und: Plutus, oder der Prozeß zwiſchen Armuth und Reichthum, haben einige ſehr wirkſame Situationen. Das erſtere Stück gründet ſich auf eine Anekdote aus des Dichters eignem Leben, als er einſt auf der Reiſe einen betrunkenen Hofmeiſter, der ſich zu ihm in ſein Bette legte, für ein Geſpenſt anſah. Das zweyte Stück iſt eine Nachahmung des Plutus des Ariſtophanes. — Sganarels Reiſe in das Land der Philoſophen iſt ein höchſt ergötzliches Luſtſpiel, voll treffender Satyre, aber in der Entwickelung ſehr grell und mangelhaft. Sganarels erſte Zuſammenkunft mit dem gähnenden, dem weinenden, dem lachenden Philoſophen, und dann mit dem ſubtilen Doktor und dem Aſtrologus, iſt höchſt originell; aber der Schluß des Stücks, wo Sga-

narel und ſein Herr (Leander) die Weiber der Philoſophen entführen, paßt gar nicht zu dem glücklichen Anfange desſelben. Der Philoſoph in eigener Einbildung dürfte wohl das am wenigſten gelungene unter Holberg's Stücken ſeyn — Die Republik oder das gemeine Beſte hat manche einzelne glückliche Ideen, und erhält dadurch eine gewiſſe Merkwürdigkeit, daß der politiſche Kannengießer abermals darin, als Projektmacher, zum Vorſchein kommt, und ſich unter ſeinen Vorſtellungen an die Republik »ehemaligen Bürgermeiſter und jetzt Politikus im niederſachſiſchen Kreiſe« unterſchreibt. Das ganze Stück dient nur zum Vehikel, um jene eitlen Projektmacher zu verſpotten, die unter dem Deckmantel des Patriotismus, ihre eigennützigen Vorſchläge durchzuſetzen ſuchen.

Es ſteht nun noch zurück, die im Eingange dieſer Beurtheilung verſprochene Scene im Originale neben der alten und neuen Ueberſetzung zu liefern. Wir wählen dazu die fünfte Scene des dritten Akts aus: Jakob von Tybo oder der großſprecheriſche Soldat, wo Jakob von Tybo zum erſten Male in dem Hauſe Leonorens erſcheint, und um die Hand ihrer Tochter Lucilia anhält. Er trifft daſelbſt ſeinen Nebenbuhler, den Magiſter Stygotius, der in gleicher Abſicht ſeinen Beſuch bey Leonoren abgeſtattet hat. Tybo tritt, wie ſichs gebührt, mit großem Geräuſch auf. Für Nichtkenner der däniſchen Sprache dürfte die Bemerkung nicht überflüſſig ſeyn, daß Tybo gebrochenes Deutſch in ſeine Rede miſcht, da er mit Chriſtoph, ſeinem deutſchen Bedienten, im Anfang der Scene ſpricht. Dieſe deutſchen Brocken kommen auch in den übrigen Repliken Tybo's vor, wo er ſich an ſeine Geliebte wendet, welches er bloß thut, um ſeine Bildung und Sprachkenntniß zu zeigen, und geltend zu machen. In ſolchen kleinen und charakteriſtiſchen Zügen iſt Holberg unübertrefflich. Doch wir wollen nun den Helden ſelbſt auftreten laſſen.

Jakob von Tybo, oder der großſprecheriſche Soldat.

Dritter Akt. Fünfte Scene.

Original.

Von Tyboe (i en Portechaiſe.) Perſonerne i den forrige Scene.

(Medens han harcellerer i Gangen, ſaette de Stole tilrette.)

Tyboe. Halt hal ‒ ‒ ‒ t hal ‒ ‒ ‒ t! (Flojter i en Pibe) Peiter, Frans, Jochum, Chriſtoff, Jürgen, Niclas, Henrich. (Flöjter igjen.) Wo ſeyd ihr Carnalien? Skal jeg holde 6 til 8

Tjenere, og dog ingen Opvartning have? Man maa 5 a 6 af de Karle engang hangen laſſen, för bliver de ikke gode. (Springer ud af Portechaiſen, og flöjter igjen.) Chriſtoff!

Chriſtoff. Wohlgeborner Herr!

Tyboe. Hvor er J Hunde henne alle 8?

Chriſtoff. Der var ingen, uden jeg, ſom fulgte Herren.

Tyboe. Peste de tetebleu, Jhr verfluchte Skabhalſen! har jeg ikke ſagt hundert million tauſend mahl, daß wen ich engraſſirt bin in Compagnei mit Frauenzimmer, at J alle 8 ſkal vaere til ſtede? (Til Portenrerne, traekkende Kaarden.) Hör Porteurs! giebet Achtung: Rechts um kehrt euch. (Porteurerne vende ſig om med Portechaiſen.) Marche! (De gae bort et Stykke tilbage.) Halt da! ſo laenge til weiter Ordre. Chriſtoff!

Chriſtoff. Jhr Wohlgebohrenheit!

Tyboe. Chriſtoff!

Chriſtoff. Ja ihr Tapfferkeit!

Tyboe. Chriſtoff!

Chriſtoff. Geſtrenger Herr!

Tyboe. Chriſtoff!

Chriſtoff. Jhr Geſtrengheit!

Tyboe. Gut, Chriſtoff! ſpring flux hen til Officeren udi den Vagt, ſom vi fore vorbei, og ſig ham, at han maa möde mig i Morgen for et Par Piſtoler.

Chriſtoff. Es ſoll geſchehen, wohlgebohrner Herr!

Tyboe. Spörg ham, hvorfor der ikke blev praeſantirt Gewehr, da jeg kom forbi Vagten.

Chriſtoff. Es ſoll nachgelebet werden.

Tyboe. Hey, Chriſtoff!

Chriſtoff. Jhr Tapfferkeit!

Tyboe. Gut, Chriſtoff! Sig ham, at han maa tage hele ſit Compagnei mit ſich; thi jeg er alene Karl for deres Hat alleſammen. Chriſtoff!

Chriſtoff. Geſtrenger Herr!

Tyboe. Sig ham, at jeg har endnu den ſamme Kaarde, ſom jeg ſtak de 3 Herren Staten i Holland paa engang durch und durch med in dem Bataille von Amſterdam. Sig ham, at jeg ſkal laere ham, hvad det er at gjöre en ſolcher Officier Deſpect und Tortierung. Hey, Chriſtoff!

Chriſtoff. Jhr Wohlgebohrenheit!

Tyboe. Laß man bleiben til weiter Ordre. Wir haben uns bedacht. (Vender ſig til Fruentimmerne, ſom ſkriger, naar de ſeer den blotte Kaarde. Tyboe derfor ſtikker den i Skeden, og ſiger:) Mademoiſelle! jeg havde iſinde at apoffre en halv Snees Cavaliers i Dag. Men, ſaaſnart jeg fik Hende at ſee, ſtiltes min Vrede. Jeg er ikke den uovervindelige Helt og den

lövehjertede von Tyboe meer, ſom jeg var for et Oejeblik ſiden. Hendes Ojnes Canoner har ſkudt ſaadan Breche i mit Hjertes Faeſtning, at jeg maa ſlaae Chamade, og overgive mig paa Naade og Unaade. Her laegger jeg den Kaarde for Hendes Födder, med hvilken jeg harfört Million Menneſker til Graven. Om Kongen af Holland ſkulde ſee mig i den Poſitur, vilde han ſige: Wo iſt ſejner forrige Corraſie, ſejner alten herculianſken Bravour? wohlgeborner Hr. von Tyboe! Men jeg vilde ſvare: Hercules, ſom undertvang de 5 Parter af Verden, maatte jo lade ſig cujonere af en Dalila. Naar Venus ſiger til ſin Sön Cupidus: Stellet euer Gewehr zur Ladung! maa de ſtörſte Kjemper ſkjelve. Naar hun ſiger: öfnet die Pfanne! ſlaget an! gibt Feur! maa de ſtörſte Kjemper give ſig. Men her er ſaadan underlig Lugt inde, her lugter ſaa pedantiſk, ſaa latinſk, ſaa graeſk; om der er kun en Donat udi et Hus, ſaa ſtaaer den mig ſtrax i Naeſen. Der maa uden Tvil en ſkimlet Magiſter have ſkjult ſig en Steds herinde.

Stygotius. Hör? Domine! tal med Reſpect om laerde Folk.

Tyboe. Taenkte jeg der ikke vel. Hör, hvem er I?

Stygotius. Hvem er I?

Tyboe. Mit Navn er von Tyboe.

Stygotius. Og mit Navn er Magiſter Stygotius.

Tyboe. Det er at ſige paa andet Danſk: Jeg er Kong Salomon, og I Jörgen Hattemager.

Stygotius. Jeg er en laerd Mänd, og legitime promotus Magister.

Tyboe. Og jeg er en Mand, der kan tage den hele Magiſter-Grad paa min Samvittighed. I kjender maaſkee ikke den Herr von Tyboe?

Stygotius. I kjender maaſkee ikke Hr. Magiſter Stygotius?

Tyboe. Jeg har vundet over tyve Batallier.

Stygotius. Og jeg har diſputeret over tyve Gange absque praesidio.

Tyboe. Alle Folk veed at tale om mig udi Holland og Braband.

Stygotius. Alle Litterati vide at tale om mig udi Roſtok, Helmſtad og Wittemberg.

Tyboe. Jeg har nedlagt de ſtaerkeſte Helte med min Haand.

Stygotius. Og jeg har ſlaget de ſtaerkeſte Oponentes med min Mund.

Tyboe. Jeg kann, ikkun med en halv Secund, ſaette ſaadan en Karl, ſom I, paa Jer Rumpe.

Stygotius. Og jeg kan med en halv Syllogismus reducere en hel Armee til absurdum.

Tyboe. Madam! hold mig, eller jeg klöver den Karl med et Hug udi 4 Parter.

Leonora. Min Herre! jeg vil bede, at Han har Reſpect for Fruentimmer. Han naaer ingenlunde ſit Maal ved ſaadan Conduite. Min Datter ſkal vindes paa anden Maade.

Tyboe. Vil Madamen tage i Betaenkning, at praefere ſaadan en Mand ſom jeg for en Gloſebog?

Leonora. Min Herre! jeg har ſtor Reſpect for dem begge to. Hvo af dem, der kann vinde min Datters Hjerte, den vil jeg kalde min Svigerſön. Men I maa begge gaae Jere Sager an paa en anden Maade. Enhver af dem kan inſinuere ſig hos hende udi ſaer. Nu vil jeg og min Datter retirere os, for ikke at exponere vores Hus nogen Uheld. (De gaae ud.)

Alte Ueberſetzung.	Oehlenſchläger.
Bramarbas (in einer Sänfte).	Von Tybo (in einer Portechaiſe.) Die Vorigen. (Während er draußen auf der Flur harcellirt, werden Stühle zurecht geſetzt.)
Bram. (ſchreyt auf die Träger). Halt! halt! halt! (er pfeiſt) Peter! Hans! Friedrich! Chriſtoph! Michel! Jakob! Henrich! George! (er pfeiſt noch einmal) Wo ſeyd ihr Hunde? Soll ich ſechs bis acht Bediente halten, und doch keine rechte Aufwartung haben? Man muß einmal ein halb Dutzend ſolcher Kerle aufknüpfen laſſen, eher werden ſie nicht gut werden. (Er ſpringt aus der Sänfte, und ruft noch einmal: Peter!)	v. Tybo. Halt! hal- - - t! (Stößt in eine Pfeife.) Peter, Franz, Jochum, Chriſtoph, Görge, Niklas, Heinrich! (pfeiſt abermals.) Wo ſeyd ihr Kanaillen? Soll ich ſechs bis acht Diener halten und keine Aufwartung haben? Man muß 'mal fünf, ſechs von den Schuften häugen laſſen, eher beſſern ſie ſich nicht. (Springt aus der Portechaiſe und pfeiſt wieder.) Chriſtoph!
Peter. Gnädiger Herr!	Chriſt. Wohlgeborner Herr!
Bram. Wo ſeyd ihr Hunde alle mit einander hingekommen.	v. Tybo. Wo ſeyd ihr Hunde alle acht hingerathen?
Peter. Es iſt niemand mitgegangen als ich allein.	Chriſt. Da iſt niemand, als ich, dem Herrn gefolgt.
Bram. Peste! Tetebleue! Diantre! Coquin! Maraut! Ihr verwünſchtes Rabenvieh!	v. Tybo. Peste de tête bleu, ihr verfluchten Schwerenöther! Hab' ich nicht hundert-

Alte Ueberſetzung.	Oehlenſchläger.
Habe ich es euch nicht zehnmal hundert und neun und neunzig Millionen tauſendmal geſagt, daß ihr alle acht zugleich mitgehen ſollt, wenn ich zum Frauenzimmer gehe? (Er zieht den Degen aus, und ſagt zu den Trägern) Hört! Porteurs! gebt Acht! Rechts um kehrt euch! (Die Träger drehen ſich mit der Sänfte herum.)	millionentauſendmal geſagt, daß wenn ich engraſſirt und in Kompagnie mit Frauenzimmern bin, ſollt ihr alle acht zugegen ſeyn? (Zieht den Degen und kommandirt.) Hört, Porteurs, gebt Achtung! Rechtsum kehrt euch! (Die Porteurs drehen ſich um mit der Sänfte.) Marche! (Sie gehen ein wenig zurück.) Haltet da, bis auf weitere Ordre! — Chriſtoph!
Bram. Marche! (Die Träger gehen ein wenig zurück.) Halt da! ſo lange bis auf weitere Ordre. Peter! (er ſteht, als in Gedanken.)	
Peter. Gnädiger Herr!	Chriſt. (mit großem Knebelbarte, nach und nach immer ſtärker brüllend.) Ihro Wohlgeboren!
Bram. Peter!	v. Tybo. Chriſtoph!
Peter. Hochwohlgeborner Herr!	Chriſt. Ja, Ihro Tapferkeit!
Bram. Peter!	v. Tybo. Chriſtoph!
Peter. Ihro Gnaden!	Chriſt. Geſtrenger Herr!
Bram. Peter!	v. Tybo. Chriſtoph!
Peter. Gnädiger Herr Oberſter.	Chriſt. Ihro Geſtrengigkeit!
Bram. Gut, Peter! Gehe mir gleich zu dem Officier hin, der die Wache hat, wo ich vorbeygetragen worden bin, und ſage ihm, daß ich ihn auf ein Paar Piſtolen heraus fordern laſſe.	v. Tybo. Gut, Chriſtoph! Lauf 'mal zum Officier in die Wache, der ich vorbeygetragen ward, und ſage ihm, daß ich ihn morgen auf ein Paar Piſtolen herausfordere.
Peter. Ganz recht, gnädiger Herr.	Chriſt. Es ſoll geſchehen, wohlgeborner Herr.
Bram. Frage ihn: warum er mir das Gewehr nicht präſentiren laſſen, als ich die Wache paſſirte.	v. Tybo. Frag' ihn, warum er mir das Gewehr nicht hat präſentiren laſſen, als ich die Wache vorbeykam.

Alte Ueberſetzung.

Peter. Ganz wohl, Herr Oberſter.

Bram. Hey, Peter!

Peter. Gnädiger Herr!

Bram. Sage ihm, er könne nur ſeine ganze Kompagnie Soldaten mitbringen; denn ich wollte die Hunde alle mit einander niederhauen. (Er will gehen.) Peter!

Peter. Gnädiger Herr!

Bram. Sage ihm, daß ich noch eben denſelben Degen habe, womit ich drey von den Herren Generalſtaaten in Holland auf einmal durch und durch geſtochen; und zwar bey der Schlacht vor Amſterdam. Sage ihm, daß ich ihm zeigen wollte, was das ſey, wenn man einem ſo großen Officier Tortierung und Deſpekt erweiſet. Hey! Peter!

Peter. Herr Oberſter!

Bram. Bleib nur hier, bis auf weitere Ordre. Wir haben uns bedacht. (Er wendet ſich zum Frauenzimmer, welches über den bloßen Degen ſchreyt. Daher ſteckt ihn Bramarbas ein. Zum Frauenzimmer:) Mesdames, ich war Willens, heute ein halb Dutzend Kavaliere aufzuopfern, ſobald ich aber nur ſie geſehen, hat ſich mein Zorn gelegt. Ich bin nicht mehr der unüberwindliche Held und der Löwengleiche von Bramarbas, der ich noch vor einem Augenblicke war. Die Kanonen ihrer Augen haben eine ſolche Breſche in die Feſtung meines Herzens geſchoſſen, daß ich Chamade ſchlagen, und mich auf Gnade und Ungnade ergeben

Oehlenſchläger.

Chriſt. Es ſoll erfüllt werden.

v. Tybo. Hey, Chriſtoph!

Chriſt. Ihro Tapferkeit!

v. Tybo. Gut, Chriſtoph! Sag' ihm, er mag ſeine ganze Kompagnie mitbringen, ich werde ſie alle zu Frikaſſé kleinhauen. — Chriſtoph!

Chriſt. Geſtrenger Herr!

v. Tybo. Sage ihm, ich habe noch denſelbigen Degen, womit ich die drey Herrenſtaaten in der Bataille vor Amſterdam durch und durch geſtochen. Sage ihm, ich werde ihn lehren, was das zu bedeuten hat, einem ſolchen Officier, wie ich bin, Deſpekt und Tortirung zu erweiſen. — Hey, Chriſtoph!

Chriſt. Ihro Wohlgeboren!

v. Tybo. Laß man bleiben, bis auf weitere Ordre! Wir haben uns bedacht. (Wendet ſich zu den Frauenzimmern; wenn ſie den bloßen Degen ſehen, ſchreyen ſie laut auf. Von Tybo ſteckt ihn in die Scheide und ſagt:) Mademoiſelle! Ich war Willens, ein Dutzend Kavaliers heute aufzuopfern, wie ich aber euch erblickte, hat ſich mein Zorn gleich gelegt. Ich bin nicht der unüberwindliche Held, der löwenherzige von Tybo mehr, wie vor einigen Augenblicken. Eurer Augen Kanonen haben eine ſolche Breſche in die Feſtung meines Herzens geſchoſſen, daß ich Chamade ſchlagen und mich auf Gnade und Ungnade ergeben muß. Hier lege ich euch den Degen zu Füßen, womit ich

Alte Ueberſetzung.

muß. Hier lege ich aber den Degen zu Ihren Füßen, mit welchem ich über eine Million Menſchen ins Grab geſtürzt habe. Ach! wenn der König von Holland mich in dieſer Poſitur ſehen ſollte, ſo würde er ſagen: Wo iſt ſeine alte tygermäßige Kourage, ſeine herkulaniſche Bravade, hochwohlgeborner Herr von Bramarbas? Ich aber würde ihm antworten: Herkules, der die fünf Theile der Welt bezwungen, mußte ſich doch endlich von der Delila coujoniren laſſen. Ja, wenn Venus zu ihrem Sohne Kupidus ſpricht: Schlage an, gieb Feuer! ſo müſſen die größten Rieſen zittern. Wenn ſie ſagt: mache dich fertig! ſo muß ſich alle Welt ergeben. Aber ich weiß nicht, woher der wunderliche Geruch kommt, der hier im Zimmer iſt? Es riecht ſo pedantiſch, ſo lateiniſch, ſo griechiſch darin! Zum Henker! wenn auch nur ein Donat im Hauſe iſt, ſo kann mans überall riechen. Es muß ſich ohne Zweifel ein alter verſchimmelter Magiſter allhier verborgen aufhalten.

Stiefelius. Hören ſie, Domine! Reden Sie mit Reſpekt von einem Manne, der den ganzen Ciceronem mit Noten edirt hat.

Bram. Sagte ichs nicht? Hört, Landsmann! wer ſeyd ihr?

Stief. Und wer ſeyd ihr?

Bram. Mein Name iſt Oberſter von Bramarbas.

Stief. Und ich heiße Magiſter Stiefelius.

Oehlenſchläger.

Millionen Menſchen ins Grab gebracht. Wenn der König von Holland mich in dieſer Poſitur ſähe, würde er ſagen: Wo iſt ſeine vorige Kourage? ſeine herkulaniſche Bravour, wohlgeborner Herr v. Tybo? Ich würde aber antworten: Herkules, der die fünf Welttheile bezwang, mußte ſich doch zuletzt von einer Delila coujoniren laſſen. Wenn Venus zu ihrem Sohne Kupido ſagt: Stellet euer Gewehr zur Ladung! müſſen die größten Kämpen zittern. Wenn ſie ſpricht: Oeffnet die Pfanne, ſchlaget an, gebt Feuer! müſſen die beſten Streiter das Gewehr ſtrecken. — Hier iſt aber ein ſo wunderlicher Geruch in der Stube; es riecht mir ſo pedantiſch, ſo lateiniſch, ſo griechiſch! Wenn auch nur ein Donat in einem Hauſe ſteckt, gleich kann es meine Naſe merken. Zweifelsohne hat ſich ein verſchimmelter Magiſter hier in einem Winkel verkrochen.

Stygotius. Hört, Domine, ſprecht mit Achtung von gelehrten Leuten!

v. Tybo. Ha, Ha! Dacht' ich's nicht? Hört, wer ſeyd ihr?

Styg. Wer ſeyd ihr?

v. Tybo. Mein Name iſt von Tybo.

Styg. Und ich heiße Magiſter Stygotius.

Alte Ueberſetzung.	Oehlenſchläger.
Bram. Das iſt, ich bin ein vornehmer Kavalier, und ihr ſeyd ein elender Schulfuchſius.	v. Tybo. Das will mit andern Worten ſagen: Ich bin König Salomon, und ihr ſeyd Görge, der Hutmacher.
Stief. Ich bin ein ehrlicher Mann und legitime promotus Magiſter.	Styg. Ich bin ein gelehrter Mann und legitime promotus Magiſter.
Bram. Und ich bin ein Mann, der den ganzen Magiſtergrad auf ſein Gewiſſen nehmen kann. Ihr kennt vielleicht den Bramarbas nicht?	v. Tybo. Und ich bin ein Mann, der den ganzen Magiſtergrad auf ſein Gewiſſen nehmen kann. Ihr kennt wahrſcheinlich noch nicht den Herrn von Tybo?
Stief. Und ihr vielleicht den Magiſter Stiefelius nicht?	Styg. Und ihr kennt vermuthlich noch nicht den Herrn Magiſter Stygotius.
Bram. Ich habe über zwanzig Feldſchlachten gewonnen.	v. Tybo. Ich habe über zwanzig Feldſchlachten gewonnen.
Stief. Und ich habe über zweyhundert Schnitzer in Bentley's Terentio und in Burmanns Petronio gefunden.	Styg. Und ich habe über zwanzigmal disputirt absque praesidio.
Bram. In Holland, Brabant, Flandern und Amſterdam, weiß ein jedes Kind von mir zu reden.	v. Tybo. Alle Leute in Holland und Brabant wiſſen von mir zu reden.
Stief. Alle Kritici in Deutſchland, Holland und Italien korreſpondiren mit mir.	Styg. Alle Literati in Roſtock, Helmſtädt und Wittenberg wiſſen von mir zu reden.
Bram. Ich habe die größten Helden mit meiner eigenen Hand erlegt.	v. Tybo. Ich habe mit eigner Hand die ſtärkſten Helden erſchlagen.
Stief. Und ich habe die defekteſten Manuſkripte aus meinem eigenen Ingenio ergänzt.	Styg. Und ich habe mit eignem Munde die ſtärkſten Opponentes zum Schweigen gebracht.
Bram. Ich kann mit einer bloßen Sekunde einen ſolchen Kerl, wie ihr ſeyd, über einen Haufen ſtoßen.	v. Tybo. Ich kann mit einer halben Sekonde ſo einen Kerl, wie ihr, auf ſeinen Hintern werfen.
Stief. Und ich kann mit einer einzigen Schrift einen	Styg. Und ich kann mit einem halben Syllogismus eine

Alte Ueberſetzung.	Oehlenſchläger.
Autorem Classicum um ſeinen Kredit bringen.	ganze Armee auf's absurdum reduciren.
Bram. Halten Sie mich doch, Frau Schwiegermama; oder ich haue den Kerl mit einem Hiebe in vier Stücke.	v. Tybo. Madame, haltet mich zurück, oder ich partiere den Kerl mit einem Hiebe in vier Stücke.
Frau Hartmannin. Ey, Herr Oberſter, Sie werden doch in Gegenwart des Frauenzimmers dergleichen nicht unternehmen! Meine Tochter muß auf eine ganz andere Art gewonnen werden; damit richten Sie bey mir nichts aus.	Leonora. Mein Herr, ich bitte euch, dem Frauenzimmer Achtung zu zeigen. Ihr gelangt mit ſolcher Konduite nicht zum Ziele. Meine Tochter wird nicht auf ſolche Weiſe erobert.
Bram. Wie, Madame? Wollen Sie ſich noch bedenken, ob Sie mich einer alten Grammatik vorziehen wollen?	v. Tybo. Madame, bedenkt ihr euch, ſolchen Mann, wie ich bin, einem alten Pergamentbande vorzuziehen?
Fr. Hartm. Ich ſchätze die Herren beyderſeits hoch: aber zwingen will ich mein Kind nicht. Welcher von ihnen meiner Tochter Herz gewinnen kann, den will ich mit Vergnügen Schwiegerſohn nennen. Aber ſie müſſen ihre Sachen ganz anders anfangen. Komm, meine Tochter, wir wollen uns von hier wegbegeben, damit wir keines Unglücks Zeugen ſeyn mögen. (Sie gehen ab.)	Leonora. Mein Herr, ich ſchätze ſie beyde gar ſehr. Wer das Herz meiner Tochter gewinnen kann, den werde ich meinen Schwiegerſohn nennen. Sie müſſen aber beyde einen andern Weg einſchlagen. Es ſteht jedem frey, ſich mit meiner Tochter bekannt zu machen. Jetzt werden wir uns zurückziehen, bis ſie ſich gefaßt haben, um uns keinen Unannehmlichkeiten auszuſetzen. (Sie gehen.)

Dieſe kleine Probe möge genügen, um das Verdienſt der neuen Ueberſetzung darzuthun, die ſich auch durch muſterhafte Treue auszeichnet. Herr Profeſſor Oehlenſchläger hat ſeine Arbeit ſeinem Freunde, Deutſchlands erſtem komiſchen Dichter, Ludwig Tieck, in einer ſcherzhaften Zueignung gewidmet. Wenn es auch nicht zu hoffen iſt, daß dieſe alten Komödien wiederum auf unſern Bühnen zur Aufführung gelangen werden, da man jetzt an eine Komik ganz anderer Art gewohnt iſt, ſo werden ſie doch, bey allen Freunden des heitern Scherzes gewiß eine gute Aufnahme finden. Nicolay Fürſt.

Anzeige-Blatt
für
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Nro. XXI.

Numismatiſche Beyträge.

Ergänzende Beyträge zu dem Werke: Schau- und Denkmünzen, welche unter der glorwürdigen Regierung der Kaiſerin Königin Maria Thereſia geprägt worden ſind. Wien 1782. Fol. (auch unter dem franz. Titel: Médailles frappées sous le règne glorieux de l'Impératrice-Reine *Marie Thérèse*.

Wir liefern hier dieſe ergänzenden Beyträge aus einem älteren uns zugekommenen Manuſcripte, worin auch die im römiſch-deutſchen Reiche und überhaupt im Auslande geprägten Stücke aufgenommen ſind, welche eine nähere Beziehung auf die durchlauchtigſte Familie des öſterreichiſchen Hauſes und ſeine Geſchlechte haben, und zum Unterſchiede mit einem Sternchen bezeichnet wurden. Die den römiſchen Zahlen in den folgenden Beſchreibungen beygefügten Buchſtaben b. c. u. ſ. w. bedeuten, daß dieſe Stücke ſich unmittelbar an diejenigen anzuſchließen haben, welche unter den nämlichen Zahlen in dem oben angeführten Werke vorkommen.

* I. *a*. Vordere Seite. FRANC. STEP. PR. A. LOT. LEOP. I. ET ELIS. C. AVREL. F. II. (Name des Künſtlers S. V.) Sein Kopf unbedeckt.

Rückſeite. SPES. ALTERA. GENTIS. Im Abſchnitt. NANC. PRIM. INGR. VRB. OPT. 1714. Zwey in einander geſchlungene Bäume. Med. Duk. Größe.

* I. *aa*. Vordere Seite. ELIS. CAR. AVRELIAN. LEOP. I. CONIVX. FIDELISSIMA. AVGG. OPT. MATER. (Name des Künſtlers S. V.) Ihr Kopf.

Rückſeite. ET ADHVC. NOS. PROLE. BEABIT. AN. REGNI. 17. Im Abſchnitt. NANC. VRB. OPT. 1715. Die Herzogin in der Mitte ihrer Kinder. Med. Thal. Gr.

* II. *b*. Vordere Seite. FRANCISCVS. III. D. G. DVX. LOT. BAR. REX. IER. (Der Künſtler S. V.) Sein Kopf.

Rückſeite. ALTER ET IDEM. Im Abſchnitt. VIXIT. LEOPOLDVS FRANCISCVS REGNAT. XXVII. MARTII. MDCCXXIX. Ein Adler ſchwingt ſich aus ſeinem Felſenneſte gegen die Sonne auf. Dem Felſen gegenüber ragen Palmbäume hervor. Große Medaille.

XIX. *b*. Medaille auf die Geburt des Erzherzogs Joſeph II. welche der 1741 in Wien gegenwärtige türkiſche Botſchafter Gianibi Aly Paſcha prägen ließ. Auf einer Seite eine Lilie in einer zierlichen Einfaſſung: auf der andern eine Roſe in einer ähnlichen Einfaſſung. Ohne Aufſchriften. Med. Thal. Gr.

* XXVI. *b*. Vordere Seite. FRIEDE. FRIEDE. Im Abſchnitt. PVBLIC. IN BRESLAV. D. 27. IVNII. Der öſterreichiſche und preußiſche Wappenſchild; oben eine Taube mit einem Oelzweige.

Rückſeite. es. koMt. gott. eh. WIr. Vns. Versehn. VnD. Laesset. Vns. VIeL. gVts. gesChen. Das ſtrahlende Auge Gottes. Die Buchſtaben M. W. I. V. V. V. D. L. V. V. I. L. V. C. geben die Jahrzahl 1742. Med. Thal. Gr.

* LXXIII. *b.* Vordere Seite. FRANCISCVS. I. D. G. ROM. IMP. SEMP. AVG. (Der Künſtler G. D. OEXL.) Kopf Franzens I.

Rückſeite. SPLENDORE. COMITIORVM. REDVCTO. Im Abſchnitt. RATISBONAE. D. 29. NOV. 1745. Das Rathszimmer; unten das Wappen der Stadt Regensburg. Med. Thal. Gr.

* LXXIII. *c.* Vordere Seite. FRANCISCVS. ET. THERESIA. AVGVSTI. Die Namen und Köpfe Franz I. und M. Thereſiens.

Rückſeite. SECVRITAS POPVLI. Im Abſchnitte. DIE CORONAT. D. 4. OCT. MDCCXLV. Die Reichsinſignien, Krone, Reichsapfel, Schwert und Zepter, auf einem reich gezierten Tiſche. Med. Duk. Gr.

* LXXIII. *d.* Vordere Seite. FRANCISCVS. D. G. ROM. IMP. SEMP. AVG. Kopf Franz des I.

Rückſeite. VOTA. PRIMA. PRO. SALVTE. AVGVSTI. Im Abſchnitte. S. P. Q. N. 1745. Der Schutzgeiſt von Nürnberg, mit der Thurmkrone geziert, hält ſtehend in der Rechten eine auflodernde Lampe, in der Linken den Wappenſchild von Nürnberg. Duk.

* LXXIII. *e.* Vordere Seite. FRANCISCVS. I. D. G. ROM. IMP. SEM. AV. (Der Künſtler T.) Kopf Franz des I.

Rückſeite. AVGVSTA VINDELICORVM. Im Abſchnitte 1745. Der Augsburgiſche Tannzapfen, über welchem der gekrönte Reichsadler; unten ſitzt Neptun und ein Flußgott. Duk.

LXXXI. *b.* Vordere Seite. Das Wappen von Savoyen und jenes vom Hauſe Liechtenſtein an einander geſtellt und von zwey mit einem Herzoghute geſchmückten Löwen gehalten. Ueber den Wappenſchildern iſt ein Herzoghut angebracht.

Rückſeite. THERESIA. DVX. SABAVDIAE. NATA. PRINCEPS. DE. LIECHTENSTEIN. NOBILI. IVVENTVTI. ACADEMIAM. BELLI. ET. PACIS. MAGISTRAM. FVNDAVIT. 7. AVG. 1746. Med. Thal. Gr.

LXXXI. *c.* Vordere Seite. MAR. THERESIA. DVX. SABAVDIAE. EX. PR. DE. LIECHTENSTEIN. (Der Künſtler M. DONNER.) Bruſtbild der Herzogin Maria Thereſia von Savoyen im Wittwenſchleyer.

Rückſeite. VIRTVTI. ET. MERITIS. Die Göttin der Weisheit ſitzend, hält mit der Rechten einen Lorberkranz über mathematiſche Inſtrumente, Bücher und Landkarten; in der Linken hält ſie eine Lanze und ſtützet ſich auf den vereinten Wappenſchild von Savoyen-Liechtenſtein. Zur linken Seite ſitzet eine Nachteule auf einer Säule. Große Medaille.

* XCVII. *b.* Vordere Seite. OCTAVA. HOS. TANDEM. TRIBVIT. VINDEMIA. FRVCTVS. Im Abſchnitte PAX. AQVISGR. und im Felde: A. MDCCXLVIII. M. OCT. Mehrere Genien, die ſich mit Weinpreſſen und dergleichen Arbeiten beſchäftigen.

Rückſeite. SANANDIS. EVROPAE. VVLNERIBVS. (Der Künſtler. I. L. OE.) Europa mit verbundener Kopfwunde auf dem

Stiere ſitzend, hält in der Rechten eine Arzneyflaſche; mit der Linken hält ſie den Stier beym Horne; vor ihr ſteht die Zeit als ein geflügelter Greis mit ſeiner Sichel, und hält in der rechten Hand ebenfalls eine Arzneyflaſche. Med. Thal. Gr.

* XCVII. *c.* Vordere Seite. DVRAVIT — IAM PER SECVLVM — PAX WESTPHALICA. SANCITA. MDCXXXXVIII. Die Religion ſteht vor einem Altare, worauf die Friedensurkunde mit den herabhängenden Wappenſigillen.

Rückſeite. DVRABIT — IN SECVLA — PAX AQVISGRANENS. MDCCXLVIII. Ein Lorberbaum, woran die Friedensgöttin acht Wappenſchilde befeſtigt; unten Waffen, die von einer umgeſtürzten brennenden Fackel verbrannt werden. Med. Thal. Gr.

* XCVII. *d.* Vordere Seite. PAX. VRBES. PAX. REGNA. LIGAT. PAX. CONGREGAT. ORBEM. In der Mitte: NON. SINE. NVMINE DIVVM. Acht Wappenſchilde der Friede ſchließenden Mächte.

Rückſeite. PACATI. GLORIA. MVNDI. Im Abſchnitte. PAX. AQVISGRANI. SIGNATA. MDCCXXXXVIII. M. OCTOR. Der weibliche Genius der Erde, mit der Thurmkrone geziert, hält in der rechten Hand eine Kugel, worauf eine Taube ſteht, die einen Oelzweig im Schnabel hält. Neben dieſem Genius iſt eine Pyramide, an welcher der römiſch-kaiſerliche und königl. preußiſche Wappenſchild, und die Aufſchrift: GAVDIVM. REIPVBLICAE. Hinter der Pyramide der Proſpekt von Aachen. Med. Thal. Gr.

* XCVII. *e.* Vordere Seite. BONA. IAM. PERACTIS. IVNGITE. FATA. — HORatius. Im Abſchnitte. SIC. IVNGIT. PATRIA. VOTA. Der weibliche Genius Deutſchlands vor einem Altare knieend hält in der Rechten ein Weihrauchgefäß, in der Linken einen Oelzweig: rückwärts der Tempel des Janus geſchloſſen, und hinter dieſem Truppen, die auf einander feuern, nebſt einer Feſtung, die beſchoſſen wird.

Rückſeite. ET. MIHI. ET. TIBI. Im Abſchnitte. AQVISGRANI. MDCCXXXXVIII. Der Rhein und Po mit ihren Urnen, worauf PADVS und RHEN mit einer Landſchaft im Hintergrunde. Erſterer reicht mit der rechten Hand Letzterem einen Kranz, den dieſer empfängt. Med. Thal. Gr.

* XCVII. *f.* Vordere Seite. POST. TENEBRAS. Im Abſchnitte. DEFICIENTE. SOLE. CIↃIↃCCXXXXVIII. XXV. IVL. Oben die durch den Mond verfinſterte Sonne.

Rückſeite. CVM. PACE. REDIT. Unten LAETANTE EVROPA. Von der Sonne fliegt eine Taube mit einem Oelzweige auf die Erde herab. Med. Guld. Gr.

* XCVII. *g.* Vordere Seite. QVAM. PETITIS. IVNCTA. EST. MIHI. FOEDERE. DEXTRA. Im Abſchnitte. AVSTRIACIS. PACEM. LAETATVR. PATRIA. TERRIS. Der gekrönte weibliche Genius von Oeſterreich ſtehend, hält in der Rechten einen Zepter, in der Linken den römiſch-kaiſerlichen Wappenſchild, oben ſind Wolken, aus denen zwey in einander geſchlungene und Oelzweige haltende Hände hervorragen.

Rückſeite. VNDIQVE PACATA. Im Abſchnitte. TRANSACTIONE. AQVISGRANENSI. 1748. Die gekrönte perſonificirte Erde ſitzend hält in der Rechten einen Palmzweig, in der Linken ein Füllhorn; hinter und neben ihr ſind ein Tempel und ein Olivenbaum; vor ihr ein Tiſch mit Kronen und andern Reichsinſignien. Med. unter Guld. Gr.

1*

CII. *b.* Vordere Seite. IOANNA. GABR. ARCHID. AVSTR. (Der Künſtler A. WIEDEMAN.) Bruſtbild der Erzherzogin Johanna Gabriela.

Rückſeite. SIDERIBVS. RECEPTA. XXIII. DEC. MDCCLXII. Im Abſchnitte. NATA. IV. FEB. MDCCL. Die Erzherzogin wird von einem Adler aufwärts getragen. Sie hält in der Rechten ein mit Sternen beſetztes Gewand, in der Linken einen Zepter. Med. Thal. Gr.

* CXIII. *b.* Vordere Seite. IOSEPHVS. ARCHIDVX. AVSTRIAE. Der Kronprinz zu Pferde in ungriſcher Kleidung.

Rückſeite. VTROQVE. Im Abſchnitte. MDCCLII. Ein Poſtument, an dem das gekrönte öſterreichiſche Wappen befeſtiget iſt; auf demſelben des Janus Doppelkopf über einem Schwerte und Merkursſtabe, als Sinnbildern des Kriegs und Friedens. Med Thal. Gr.

* CXIV. *b.* Vordere Seite. FRANCISCVS. I. D. G. ROM. IMP. S. A. GERM. HIER. REX. LOT. BAR. ET. M. HET. DVX. (Der Künſtler M. DONNER.) Name und Bildniß Franz des I.

Rückſeite. Wie Nr. CXIV. des gedruckten Werkes.

CXV. *b.* Vordere Seite. FERNANDVS. ARCHID. AVSTR. (Der Künſtler F. WÜRTH. F.) Name und Kopf Ferdinands Erzh. von Oeſterreich.

Rückſeite. Wie Nr. CXV. des gedruckten Werkes.

CXVII. *b.* Vordere Seite. METASTASIVS (Der Künſtler C. KOL. F.) Bildniß des berühmten Metaſtaſio.

Rückſeite. VLTIMI. NOSCVNT. GELONI. FLORENTIAE. AN. MDCCLIIII. Sinnbilder der dramatiſchen Dichtkunſt. Große Medaille. Guß.

CXVII. *c.* Vordere Seite. NVMINA. BINA. THRONVM. FIRMANT. (Der Künſtler A. D.) 1754. Köpfe Franz des I. und M. Thereſiens.

Rückſeite. TOT. PIGNORA. REGNIS. (Der Künſtler A. D.) Die Bruſtbilder der Erzherzoge Joſeph, Karl, Leopold und Ferdinand. Großer Silbermedaillon, von getriebener, vortrefflicher Arbeit.

CXVII. *d.* Vordere Seite. RESTAVRATOR. SCIENTIARVM (Der Künſtler A. DOMANOEK.) 1754. Bildniß Kaiſers Franz I.

Rückſeite. VIRTVS. DOMINATVR. VTRIQVE. (Der Künſtler A. D.) Der Kaiſer ſitzend mit einer Halskette geziert, an welcher eine Medaille hängt; rechts die Pallas mit der Eule, die ihm ein ägyptiſches Idol reichet, links der kniende Herkules mit der Keule; oben der doppelte Adler, der mit den Klauen den Baldachin empor hält. Wie die vorgehende Medaille, beyde von demſelben Künſtler DOMANOEK.

CXXII. *b.* Vordere Seite. M. TH. D. G. R. IMP. G. H. B. REG. A. A. D. BVRG. (Der Künſtler. DV. VIVIER.) Die Jahrzahl 1755 in der Falte des Kleides. Bruſtbild der Kaiſerin Thereſia.

Rückſeite. STATVS. TORNACESII. (Dornik) Ein Thurm. Auf beyden Seiten zuſammengebundene Kornähren, die an Ringen befeſtiget ſind. Med. Guld. Gr.

CXXVIII. *b.* Vordere Seite. GER. L. B. V. SWIETEN. S. C. R. M. A. CON. ARCH. CO. BIB. PR. (Der Künſtler A. WILDE.) 1756. Name und Bild des Freyherrn Gerard van Swieten.

Rückſeite. DOCET. ET. SANAT. Im Abſchnitte. MED. VIENN. EMEND. Apollo, der Geneſung bringende, ſitzt unter einem

Baume, und hält in der Rechten ein Buch, in der Linken einen Schlangenſtab, neben ihm iſt eine Leyer. Dort ein chemiſcher Ofen mit Zugehör, da ein indiſcher Feigenbaum auf einem Fußgeſtelle. Med. über Thal. Gr.

CXXXIX. *b.* Vordere Seite. CAR. C. COBENZL. AVG. IN. BELG. ADMINIST. (Der Künſtler R.) Bruſtbild des Grafen mit der Ordenskette des goldenen Vließes.

Rückſeite. GRATITVDO AVGVSTORVM. Im Abſchnitte. EX. DECR. S. P. Q. B. 1759. Ein aufgeſchlagenes Buch mit den Worten: STATVTA. ORDINIS, innerhalb der Kette des goldenen Vließes. Med. Guld. Gr.

CL. *b.* Vordere Seite. CHRISTOPH. S. R. E. CARD. A. MIGAZZI. AR. E. VIEN. S. R. I. PR. EPIS. VACIEN. ADMIN. (Der Künſtler G. TODA. F.) Name und Bildniß des Kardinals Migazzi.

Rückſeite. RELIGIONI. ET. BONIS. ARTIBVS. Im Abſchnitte. A. C. D. D. (Das erzb. Konſiſtorium) 1760. Die Religion reichet der Göttin der Weisheit die Hand. Hinter der erſtern iſt ein brennender Altar, hinter der letztern ein Schild mit dem Meduſenkopfe, und eine Nachteule, die auf einem Buche ſitzt. Med. über Thal. Gr.

* CLVII. *b.* Vordere Seite. DER. NAMEN. DES. HERRN. IST. EIN. FESTES SCHLOS. Die Stadt Frankfurt am Mayn; oben das ſtrahlende Auge Gottes mit der Inſchrift: Jehovah; unten ein Merkursſtab zwiſchen zwey umgeſtürzten Füllhörnern, aus denen Früchte herausfallen.

Rückſeite. ZVM. ANDENKEN. DES. FRIEDENS. FRANKFVRT. 1763. Rings herum eine Einfaſſung, in welche Palmen- und Lorberzweige geſchlungen ſind. Med. Guld. Gr.

* CLVII. *c.* Vordere Seite. IAM. REDIRE. AVDET. Im Abſchnitte. GERMANIA. PACATA. (Im Felde der Künſtler OE.) Die Friedensgöttin, in der Rechten einen Zepter, in der Linken eine Kornähre, zu ihren Füßen ein Pflüger.

Rückſeite. NVNCIA. PACIS. Im Abſchnitte. D. 15. FEBR. MDCCLXIII. (Der Künſtler OEXLEIN.) Das Rathhaus von Nürnberg; oben die Fama. Med. Th. Gr.

CLVII. *d.* Vordere Seite. FRANCISCVS. D.' G. ROM. IMP. SEMP. AVG. Der doppelte kaiſerliche Adler mit dem lothringiſchen Wappenſchilde.

Rückſeite. BENEDICTVS. DOMINVS. QVI. DEDIT. PACEM. IN. FINIBVS. NOSTRIS. Im Abſchnitte. X. ST. E. F. MARK. 1763. S. F. (Der Künſtler I. L. OE.) Die ſtehende Friedensgöttin bey einem Altare opfernd, an welchem das Nürnberger Wappenſchild angelehnt iſt. Thal.

* CLVII. *e.* Vordere Seite. NOMEN. DOMINI. TVRRIS. FORTISSIMA. Im Abſchnitte. ANNO. PACIS. MDCCLXIII. Die vordere Seite wie Nr. CLVII. *b.*

Rückſeite. OB. REDITAM. ORBI. ET. VRBI. QVIETEM. Im Abſchnitte. FRANCFVRT. D. XX. MARTII. (Der Künſtler I. L. OEXLEIN.) Der Genius von Frankfurt vor einem brennenden Altar, neben welchem ein Opfergefäß ſtehet. Med. Thal. Gr.

* CLXVI. *b.* Vordere Seite. FRANCISCVM. IMP. ROM. IOSEPHVM II. REG. ROM. ADVENTANTES. LVDOVICVS. VIII. HASS. LANDGR. OMINE. FELICI. ADVENTANS. SALVTAT.

Im Abſchnitte. AD. FRANCOFVRTVM. DIE. XXIX. MARTII. (Der Künſtler. A. S.) Eine große Allee in einem Walde, wo man nebſt verſchiedenen Perſonen und Wägen eine Ehrenſäule ſieht mit der Inſchrift: POSTERITATI. sIC. LVDoVICo. RIDEBAT. DIANA. In der Mitte iſt der Kaiſer und der röm. König, welche von dem Landgrafen bewillkommt werden. Oben ſchwebt dar gekrönte kaiſ. Adler, der zwiſchen den Klauen einen Zettel mit der Aufſchrift hält: qVANTA. CAESARIS. qVANTA. REGIS. IN. SENECTAM. SPLENDET. GRATIA.

Rückſeite. FRANCISCO. THERESIAE. IOSEPHO. AVSTRIAE. STIRPI. DEVOTISSIMVS — LVDOVICVS. VIII. D. G. HASSIAE. LANDGRAVIVS. S. R. I. PRINCEPS etc. — Des Landgrafen Kopf über einem fliegenden Zettel mit der Inſchrift: ITA. DECORATVS. AMICI. TITVLO. IN. DEO. SI. VELIT. CONSTANS. REQVIESCAM. welche die Jahrzahl 1764 zweymal in ſich faßt. Große Med.

* CLXVI. *c.* Vordere Seite. LVDOVICVS VIII. D. G. LANDGRAVIVS HASSIAE. (Der Künſtler A. SCHAEFER.) Name und Bildniß Ludwigs VIII. Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt.

Rückſeite. DEO. CAESARI. ET. IMPERIO. Ein brennendes Herz mit zwey verſchränkten L. über einem Altar, worauf M. T. ſteht, die Anfangsbuchſtaben Marien Thereſiens. Med. Thal. Gr.

* CLXVI. *d.* Vordere Seite. SVB. VMBRA. ALARVM. TVARVM. Der kaiſerliche Adler mit den Reichsinſignien. Auf den beyden Flügeln ſind die Buchſtaben F. S. (Franz Stephan) und M. T. (M. Thereſia) verſchränkt angebracht. Um den Leib des Adlers iſt ein Band befeſtigt, an dem eine kleine Medaille mit dem Namen (LVDOVICVS. VIII. D. G. LANDGR. HASS.) und Bilde des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt Ludwigs VIII. hängt.

Rückſeite. PRO. AVSTRIA. ET. BONA. CAVSA. Das heſſiſche Wappen von ſieben andern Wappenſchildern umgeben. Med. über Thal. Gr.

* CLXXVI. *b.* Vordere Seite. IOSEPHA. ROM. IMPERATRIX. (Der Künſtler F. A. SCHEGA.) Name und Bild der zweyten Gemahlin Joſeph II, Joſepha von Baiern.

Rückſeite. VIAS. IMITATA. PARENTVM, Im Abſchnitte. MDCCLXV. Ein ſich aufſchwingender Adler, unter welchem der Proſpekt von Wien. Med. über Th. Gr.

CXCII. *b.* Vordere Seite. LEOPOLDVS. D. G. P. R. H. ET. B. A A. M. D. ETR. Name und Bild des Großherzogs von Toskana, Peter Leopold.

Rückſeite. OPERA. OMNIA. LVSTRAT. Im Abſchnitte. MDCCLXVI. (Der Künſtler I. VEBER. F.) Der Sonnengott von vier Pferden gezogen fährt über den Wolken; unten die Erde. Med. Thal. Gr.

* CCIV. *b.* Vordere Seite. IOSEPHVS. II. D. G. RO. IMP. S. A. (Der Künſtler T.) Name und Bild Joſeph des II.

Rückſeite. AVGVSTA. VINDELIC. Im Abſchnitte 1767. Das Wappen von Augsburg in einer Art von Säulengebäude. Duk.

* CCVI. *b.* Vordere Seite. FERDINAN. VII. D. G, SICILIARVM. ET. HIERVSA. REX. (Der Künſtler BERGER.) Name und Kopf des Königs beyder Sicilien Ferdinands IV.

Rückſeite. PERENITATI. DOMVS. REGIAE. (Der Künſtler P. BERGER. F.) Hymen mit der Fackel in der rechten Hand, hält in der linken einen Blumenkranz und ſtützet ſich auf eine Säule, worauf

Digitized by Google

die Hoffnung abgebildet iſt. Rechts ein brennender Altar mit dem Neptun und Veſuv bezeichnet, links ein Füllhorn. Med. Thal. Gr.

CCXVI. *b.* Wie CCXVI. des gedruckten Werkes, aber kleiner.

CCXXXII. *b.* Wie CCXXXVII. doch mit dem Namen und Bildniſſe M. Thereſiens.

CCXXXIV. *b.* Vordere Seite. M. THERESIA. D. G. R. IMP. HV. BOH. REG. Name und Bildniß M. Thereſiens.

Rückſeite. FVNDANTE. AVGVSTA. MARIA. THERESIA. ROMAN. IMP. ET. REG. HVNG. BOH. M. P. TRAN. etc. etc. POSITVS. LAPIS. FVNDAMENTI. PRO. ERIGENDO. TEMPLO. ORPHANOTRO. THERESIANI. CIBINII. XVI. IVN. MDCCLXX. Med. unter Guld. Gr.

CCXL. *b.* Wie CCXL des gedruckten Werkes, aber mit den Namen und Bildniſſen des Erzherzogs Ferdinand und ſeiner Gemahlin M. Beatrix von Eſte.

* CCXLVIII. *b.* Vordere Seite. CAROLVS. III. HISPA. REX. Name und Bild Karl des III. Königs von Spanien.

Rückſeite. OB PRIMAM. REG. PROLEM. GRATVLATIO. MISSILIA. POPVLO. NEAPOL. MDCCLXXII. Ein Jetton, geprägt auf die Geburt der Enkelin Karls III. Maria Thereſia, der zweyten Gemahlin Sr. Majeſtät Kaiſer Franz II. Med. unter Guld. Gr.

CCXLVIII. *c.* Vordere Seite. FERDINANDVS. REX. MARIA. CAROLINA. REGINA. Unten. NEAP. MDCCLXXII. Im Felde C. C. Bruſtbilder des Königs und der Königin.

Rückſeite. FECVNDITAS. Im Abſchnitte. M. THERESIA. NATA. NON. IVNII. Im Felde B. P. R. Die Königin, auf einem Lehnſtuhle ſitzend, die neugeborne Prinzeſſin auf dem Schooße haltend. Man ſieht im Hintergrunde das Meer, den liegenden Neptun und den flammenden Veſuv. Thal.

CCXLVIII. *d.* Vordere Seite. P. LEOPOLDVS. D. G. P. R. H. ET. B. A. A. M. D. ETR. (Der Künſtler I. VEBER.) Name und Bild Leopold des II. als Großherzog von Toskana.

Rückſeite. ABVNDANTIA. IN. TVRRIBVS. TVIS. Im Abſchnitte. MDCCLXXII. (Der Künſtler I. V.) Die Göttin des Ueberfluſſes ſtürzt mit beyden Händen ein Füllhorn um, woraus Früchte fallen. Neben ihr iſt rechts ein aufgerichtetes Füllhorn, aus welchem Aehren und Trauben hervorragen, links ein Oelbaum. Med. Thal. Gr.

CCXLVIII. *e.* Vordere Seite. CHRISTOPH. CARD. A. MIGAZZI. ARCHIEP. VIENN. S. R. I. PR. EPISC. VACIEN. ADMIN. (Der Künſtler HRAFFT. F.) Name und Bild des Kardinals Migazzi.

Rückſeite. ELEGI. LOCVM. ISTVM. MIHI. IN. DOMVM. SACRIFICII. 2. PARAL. 7. 12. Im Abſchnitte. TEMPLVM. PRINCEPS. VACIAE. MDCCLXXII. Die Kirche. Med. Thal. Gr.

CCLV. *b.* Vordere Seite. IOSEPHVS. II. M. THERESIA. AVGG. Namen und Köpfe M. Thereſiens und Joſeph des II.

Rückſeite. GALLICA. LODOMERIA. CAET. IN. FIDEM. RECEPTA. MDCCLXXIII. Zwey Oelzweige. Med. unter Guld. Gr.

CCLV. *c.* Vordere Seite. Der gekrönte Wappenſchild von Gallizien und Lodomerien mit dem öſterreichiſchen Wappen als Mittelſchilde.

Rückſeite. Wie auf dem vorigen Stücke. Med. Duk.

CCLV. *d.* Vordere Seite. VENCESLAVS. PR. A. KAVNITZ. RITBERG. (Der Künſtler KRAFFT. E.) Name und Bild des Fürſten Wenzel von Kaunitz-Rittberg.

Rückſeite. NASCITVR. ORDO. Im Abſchnitte. MDCCLXXIII. Ein geflügelter Genius ſtehend zwiſchen zwey Wolken, und ſich auf ein Steuerruder ſtützend. Unten viele Sinnbilder der Künſte, Wiſſenſchaften, Handlung, Politik. Med. über Thal. Gr.

CCLXI. *b.* und CCLXI. *c.* Wie CCLXI. des gedruckten Werkes, aber immer mit einer andern Kopfſeite. M. THERESIA. AVGVSTA. (Der Künſtler A. GVILLEMARD. F.) und dann mit der nämlichen hier angeführten Umſchrift, aber KRAFFT. F.

* CCLXIII. *b.* Vordere Seite. LOVIS. XVI. ROI. DE. FRANCE. ET. DE. NAVARRE. (Der Künſtler N. GATTEAVX. F.) Name und Bild Ludwigs des XVI. Königs von Frankreich.

Rückſeite. LES SIX. CORPS. DES. MARCHANDS. PRÉSENTÉS. PAR. LE. DVC. DE BRISSAC. GOVVERNEVR. DE PARIS. ONT. COMPLIMENTÉ. LE. ROI. ET. LA. REINE. SVR. LEVR. AVENEMENT. A. LA. COVRONNE. LE. X. IVIN. MDCCLXXIV. Unten zwey Lorberzweige. Med. Thal. Gr.

* CCLXIII. *c.* Vordere Seite. MARIA. ANT. AVSTR. FR. ET. NAV. REGINA. MDCCLXXIV. (Der Künſtler DV. VIVIER. F.) Name und Bild der Königin von Frankreich M. Antonia.

Rückſeite. LVD. XVI. REX. CHRISTIANISS. (Der Künſtler DV. VIVIER. F.) Name und Bild Ludwig des XVI. Med. über Thal. Gr.

CCLXIII. *d.* Vordere Seite. FRANC. COMES. ZICHY. EPISC. IAVRIN. (Der Künſtler A. WIDEMAN.) Bruſtbild des Biſchofs mit Kreuz und Ordenskette.

Rückſeite. PRIMITIAE. SECVNDAE. Im Abſchnitte. IAVRINI. XV. AVG. MDCCLXXIV. Ein Tiſch, auf welchen drey Brote und ein Gefäß geſtellt ſind. Med über Thal. Gr.

CCLXXII. *b.* Vordere Seite. CAROLVS. LOTHARING. DVX. BELG. GVBERNAT. (Der Künſtler R.) Name und Bruſtbild des Herzogs Karl von Lothringen.

Rückſeite. PRINCIPI. OPTIMO. ET. PIISSIMO. QVOD. TEMPLI. GAVDENB. (Gaudenberg, Hofkirche in Brüſſel auf dem Königsplatze) PRIMVM LAPIDEM. POSVERIT. Im Abſchnitte 17. IAN. 1776. Med. Thal. Gr.

CCLXXV. *b.* Vordere Seite. MAX. A. A. COAD. ADM. M. MAG. ORD. TEVT. (Der Künſtler WURT. F.) Name und Kopf des Erzherzogs Maximilian.

Rückſeite. ADVENTVS. ARCHIDVCIS. AVSTRIAE. IN. FODINAS. HVNGARIAE. INFERIORIS. MDCCLXXVII. MENSE IVNII. Unten zwey verſchränkte Bergbauinſtrumente. Med. Guld. Gr.

CCLXXVIII. *b.* Vordere Seite. CAROL. ALEX. LOTH. ET. BAR. DVX. 1778. (Der Künſtler T. V. BERCHEL. F.) Name und Bildniß des Herzogs Karl von Lothringen.

Rückſeite. ARTIVM. LIBERALIVM. TVTELA. AC. PRAESIDIVM. Im Abſchnitte. ACADEMIAE. BELGICAE. (Der Künſtler T. V. B.) Vier Genien der Künſte. Der eine zeichnet, der andere malet die Fama, der dritte arbeitet an dem Bruſtbilde des Herzogs Karl, und der vierte mißt ein Säulenkapital. Med. über Thal. Gr.

CCLXXIX. *b.* Vordere Seite. M.THERESIA.AVGVSTA. (Der Künſtler A. GVILLEMARD. F.) Name und Bildniß der Kaiſerin M. Thereſia.

Rückſeite. SIGNVM. FOEDERIS. Im Abſchnitte. IN. AGRO. MENSVLAE. MAIORIS. A. PADI. INVNDATIONE. ILLAESO. TEMPLVM. A. FVNDAM. AEDIFIC. MDCCLXXVIII. (Der Künſtler A. G. F.) Ein Regenbogen über einem Opferaltar, auf dem ein Lamm liegt. Auf beyden Seiten Berge, auf deren einem die Arche ruht. Med. über Thal. Gr.

* CCLXXVIIII. *c.* Vordere Seite. LVD. XVI. REX. CHRISTIANISS. (Der Künſtler B. DV. VIVIER. F.) Name und Bild Ludwigs XVI.

Rückſeite. FOECVNDITATIS. AVGVSTAE. PIGNVS. ET. OMEN. Im Abſchnitte. NATAL. MARIAE. THER. CAR. REGIS. PRIMOG. XIX. DEC. MDCCLXXVIII. (Der Künſtler B. DV. VIV.) Die Königin M. Antonia ſitzend, hält die neugeborne Prinzeſſin auf den Armen. Med. Thal. Gr.

* CCLXXIX. *d.* Vordere Seite. TRANQVILLITAS. GERMANIAE. INTERRVPTA. Im Abſchnitte D III. IVLII. MDCCLXXVIII. (Der Künſtler STIELER. F.) Ein Lager, in deſſen Mitte eine zerbrochene Säule nebſt einer umgeſtürzten Leyer und einem Merkursſtabe; auf der Seite liegen Fahnen.

Rückſeite. RESTAVRATA. Im Abſchnitte. OPERA. RVSS. ET. GALL. INTERPOSITA. TESCHENAE. D. XIII. MAII. MDCCLXXIX. Ein Feld mit einem ackernden Landmanne, einem ruhig ſeine Flöte blaſenden Hirten u. ſ. w. In der Mitte eine aufgerichtete Säule, auf der zwey Oelzweige ruhen. An den obern Theil der Säule iſt eine Leyer und ein Caduceus befeſtigt; an dem untern Theile ſind die drey Wappenſchilde von Oeſterreich, Preußen und Sachſen. Med. Thal. Gr

* CCLXXX. *b.* Vordere Seite. IOSEPHVS. II. FRIDERICVS. II. Im Abſchnitte. GERMANIA. GAVDET. Namen und Köpfe Joſephs II. und Friedrichs II. unter einem Lorberkranze.

Rückſeite. DIE. XIII. MDCCLXXIX. GERMANIAE. PAX. EST. RESTAVRATA. Im Abſchnitte. TESCHEN. (Der Künſtler REICH. F.) Zwey gekrönte, mit Lorber- und Oelzweigen umwundene Säulen, an einer ruht der franzöſiſche, an der andern der römiſch-kaiſerliche Wappenſchild. Med. Thal. Gr.

CCLXXX. *c.* Vordere Seite. MARIA. THERES. AVG. (Der Künſtler T. V. B.) Geſchleyerter Kopf der Kaiſerin.

Rückſeite. MATRI. DEVM. SALVTARI. Im Abſchnitte. PAX. TESCHINAE. CONSTITVTA. MDCCLXXIX. Cybele zwiſchen zwey Löwen ſitzend, in der Rechten Zepter und die Weltkugel, und in der Linken einen Oelzweig haltend.

CCLXXXIV. *b.* Wie CCLXXXIV des gedruckten Werkes, aber bloß mit Joſephs II. Namen und Bilde.

* CCLXXXIV. *c.* Vordere Seite. MARIA ANT. AVSTR. FR. ET. NAV. REGINA. (Der Künſtler B. DV VIVIER.) Name und Bild der Königin von Frankreich M. Antonia.

Rückſeite. ACTE. DE. BIENFAISANCE. DE. LA. REINE. Im Abſchnitte. MARIAGES. CÉLÈBRES. EN. FEVRIER. 1779. Med. Thal. Gr.

CCLXXXV. *b.* Aehnlicher Jetton, wie CCLXXXV des gedruckten Werkes, doch ohne den Palm- und Lorberzweig auf der Rückſeite.

Digitized by Google

CCLXXXVIII. *b.* Vordere Seite. C. A. D. G. S. A. B. G. O. T. A. E. P. G. E. I. M. M. D. L. E. B. S. R. I. E. C. A. R. A. M. M. T. D. L. P. E. G. G. E. A. Wappenſchild des Herzogs Karl von Lothringen.

Rückſeite. NATVS. 12. DECEMBER. 1712. ELECTVS. IN. SVPR. ADM. PRVSS. ET. M. MAG. O. T. 3. MAY. 1761. DEFVNCTVS. 4. IVLY. 1780. R. I. P. — Unten 40. EINE. F. MARCII.

CCLXXXVIII. *c.* Dieſelbe Münze kleiner. 120. EINE. F. MARCH.

CCLXXXVIII. *d.* Vordere Seite. CAR. ALEX. D. G. D. LOTH. ET. B. S. ADM. BOR. ET. O. TEVT. M. M. (Der Künſtler I. N. W.) Name und Bild des Herzogs Karl von Lothringen.

Rückſeite. REQVIES. OPTIM. MERITORVM. Im Abſchnitte. IV. NON. IVL. MDCCLXXX. (Der Künſtler I. N. WIRT. F.) Ein trauernder weiblicher Genius ſtützt ſich mit dem rechten Arme auf den Wappenſchild von Belgien, und ſitzet neben einem Grabſteine, auf dem eine Aſchenurne angebracht iſt. Med. Thal. Gr.

* CCXC. *b.* Vordere Seite. Ruſſiſche Umſchrift, den Namen Kaiſers Joſephs II. als Grafen von Falkenſtein enthaltend. Sein Kopf. (Der Künſtler C. LEBERECHT. F.)

Rückſeite. Im Jahre 1780 den 1. Julius (ward dieſe Schaumünze in Joſephs II. Gegenwart zu Petersburg geprägt) ebenfalls in ruſſiſcher Sprache. Große Medaille.

* CCXCII. Vordere Seite. M. THERESIA. D. G. R. IMP. GE. HV. etc. BO. REG. A. A. (Der Künſtler OEXLEIN.) Name und Bild M. Thereſiens.

Rückſeite. NON. MORITVR. MAGNVM. ET. MEMORABILE. NOMEN. Im Abſchnitte. NAT. D. 13. MAII. 1717. DEN. D. 29. NOV. 1780. Ein Grabmonument, das von den Geſtalten der Frömmigkeit und Gerechtigkeit, Weisheit und Freygebigkeit umgeben iſt. An dem Grabmahle iſt der öſterreichiſche Wappenſchild, und oben die kaiſerliche Krone angebracht. Med. Thal. Gr.

Medaillen ohne beſtimmte Jahreszahl.

CCXCIII. Vordere Seite. MARIA. THERES. AVG. (Der Künſtler T. V. B.) Name und Bildniß M. Thereſiens.

Rückſeite. NVMISMA. ACADEMIAE. SCIENTIARVM. ET. LITERAR. BRVXELL. innerhalb eines Lorberkranzes. Med. Guld. Gr.

CCXCIV. Vordere Seite. RVTHE. WEISE. GLUCKLICH. AN. Amor mit Flügeln und Köcher, übrigens als Bergknappe gekleidet, hält mit beyden Händen eine Wünſchelruthe; zu ſeinen Füßen ſein Bogen.

Rückſeite. DASS. ICH. AVSBEVT. MÜNZEN KAN. Zwey Knaben prägen Münzen. Dopp. Duk.

Aufſätze und Abhandlungen.

Ein Wort über Alexander Colin, Bildhauer aus Mecheln im ſechzehnten Jahrhundert.

Keinem Reiſenden oder Einheimiſchen, der das berühmte Grabdenkmal Kaiſer Maximilians I. zu Innsbruck kennt, iſt der Name

Digitized by Google

dieſes verdienſtvollen brabantiſchen Künſtlers fremd geblieben: er iſt der ſinnvolle und kunſterfahrene Vollender der in der Kunſtgeſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts Epoche machenden Marmorreliefs an dieſem Denkmale, von welchem gleich mehr geſagt werden ſoll. Dieſes aber und ſeine nicht zahlreichen und wenig bekannten andern Arbeiten ſind beynahe auch das Einzige, was dem Geſchichtsſammler, der einen ſo ausgezeichneten Meiſter gern in allen ſeinen Verhältniſſen und Lebensumſtänden näher kennen lernen möchte, dargeboten iſt: und doch darf auch dieß Wenige nicht zurückgewieſen werden, wenn es zur Aufhellung einer merkwürdigen Zeit beytragen kann, der Zeit der tyroliſchen Kunſtblüte, die an dem heiteren Hofe des freygebigen, und für Kunſt und Wiſſenſchaft raſtlos thätigen Ferdinand, und auch kurz nach ihm, ſo ſchöne Früchte trug. —

Ein Mann wie Ferdinand, dem Tyrol eine treffliche Geſetzgebung, viele weiſe und wohlthätige politiſche Verordnungen, die Aufnahme der Kunſt und Wiſſenſchaft verdankt, verdient unſtreitig eine eigene Lebens- und Regierungsgeſchichte, und man mag nun entweder die bedeutende Zeit, in der Ferdinand lebte, und auf welche er als Beherrſcher eines viel ausgedehntern Landes, als das jetzige Tyrol, und in der letzten Zeit ſeines Lebens als Aelteſter des öſterreichiſchen Hauſes durch Rath und That mannigfach und erfolgreich einwirkte — berückſichtigen, oder das, was er für Kultur, für Kunſt und Wiſſenſchaft gethan, betrachten — immer wird die Vergleichung mit Leo X., oder Lorenz von Medicis, in gewiſſer Hinſicht paſſend erſcheinen.

Nur von dem Geſchichtſchreiber dieſes Fürſten alſo wird es abhangen, dieſen Stoff zum anziehendſten und lehrreichſten zu erheben, wenn er in einem lebensvollen Bilde nicht allein die Zeitereigniſſe, und Regierungshandlungen Ferdinands erzählt, ſondern vorzüglich das unglaublich rege und thätige Leben ſeiner Jugend ſchildert, die Männer darſtellt, die ſein Streben leiten und entwickeln halfen, die ſeinem für jene Zeit höchſt ſeltenen Geſchmacke an den Künſten des Friedens (neben den beyſpielloſeſten körperlichen Uebungen) Nahrung gaben, und wieder wechſelweiſe durch ſeinen alles belebenden Geiſt genährt wurden; wenn er uns ein Gemälde ſeines Hofes, eines der glänzendſten und feinſten ſeiner Zeit, entwirft, und in die mit allem Zauber der Natur und Kunſt ausgeſtatteten, von den Zeitgenoſſen angeſtaunten Anlagen ſeiner Schlöſſer, vorzüglich des Schloſſes Ambras, einführt, und die allmäliche Entſtehung der erſten großen Kunſtſammlung, des erſten Naturalienkabinets, der größten Harniſchſammlung in Europa, die unter ſeiner Aufſicht entſtanden, uns vor Augen führt, wenn er ſich endlich zur Aufgabe macht, auch alle die Perſonen von literariſchem oder künſtleriſchem Verdienſte, deren Ferdinand ſo viele um ſich hatte, und ihre Werke und Arbeiten, ihr Leben und Streben genau, und mit Liebe für den Gegenſtand, in ſeiner Darſtellung uns kennen zu lehren. Freylich wird er ſich mühſame und oft undankbare Vorarbeiten und Nachforſchungen nicht dürfen gereuen laſſen. Zu dieſen gehört beſonders die Aufſuchung der Nachrichten von Künſtlern und Gelehrten, die damals in Tyrol blühten, und eine ſolche, freylich ſehr magere und noch ſehr der Vollſtändigkeit ermangelnde Vorarbeit denkt der Mittheiler dieſer Zeilen hier zu geben, mehr um ſeinen noch nicht erkalteten guten Willen zur verſprochenen Bearbeitung der Geſchichte Ferdinands wieder an Tag zu legen, als weil er glaubte, hier einen bedeutenden Beytrag zur Kunſtgeſchichte zu liefern; denn, wie geſagt, ſo ehrwürdig der Künſtler, von dem wir reden wollen, ſo dürftig

ſind die Nachrichten, die auf uns gekommen ſind, und die wir hier aus mehreren zerſtreuten Notizen zuſammenſtellen. —

Alexander Colin wurde 1526 zu Mecheln geboren [1]). Im Jahre 1563 berief ihn Kaiſer Ferdinand I. nach Innsbruck, um die von den Brüdern Abel von Köln angefangene Reihe der zur Verherrlichung des großväterlichen Mauſoleums beſtimmten Marmortafeln durch ihn vollenden zu laſſen. In dem kurzen Zeitraume von drey Jahren wurden die noch übrigen zwanzig Tafeln (vier hatten bereits die Brüder Abel verfertigt) zu Stande gebracht. Zu dieſer Arbeit verwendete Colin mehrere Geſellen, die er aus den Niederlanden mitgebracht hatte, und unter ſeiner Leitung arbeiten ließ, wie aus zwey Schreiben Colins an die O. Oeſt. Regierung hervorgeht, worin er bittet, man möchte die Ueberſendung der Zeichnungen und Aufſchriften von Prag beſchleunigen, damit er ſeine Geſellen beyſammen erhalte [2]). Im Jahre 1566 kam das Werk zur Vollendung, daher lieſt man auf der Rückſeite des Monumentes: Alexand. Colinus Mechliniensis sculpsit Anno MDLXVI. Colin machte ſich ſeit der Zeit zu Innsbruck anſäßig, und wurde des Kaiſers Ferdinand I. und deſſen Sohnes, des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol Hofbildhauer. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt hat er gewiß außer den jetzt bekannten noch viele Werke verfertigt, deren manches wohl auch nach andern Orten mag verſandt worden ſeyn. So geht aus Urkunden hervor, daß im Jahre 1577 zwey Niederländer, Dominik de Farent und Franz Permon, beyde Einwohner und Steinmetzen zu Innsbruck, für Colin an dem nach Wien beſtimmten kaiſerlichen achteckigen Brunnen, und an drey Epitaphien für einen Herrn von Altham arbeiteten (Denkmäler der Kunſt ꝛc. zu Innsbruck 1812. S. 32). Wo ſich etwa dieſe Werke hier in Wien finden möchten, konnten wir noch nicht in Erfahrung bringen.

Colin lebte, geachtet von ſeinen Mitbürgern bis zum 17. Auguſt 1612. Daß er ein Alter von fünf und achtzig Jahren erreichte, entnehmen wir aus der Unterſchrift ſeines Bildniſſes, welches der Augsburger Dominik Wächter (oder, wie er ſich nennt, Dom. Cuſtos) im Jahre 1601 ſeinem Gönner zum Beweiſe dankbaren Andenkens widmete, als dieſer im vier und ſiebzigſten Jahre war [3]). Colins Ruheſtätte in Innsbruck ziert ein ſchönes Grabmal von weißem und ſchwarzem Marmor, welches wahrſcheinlich nach ſeiner eigenen Angabe und Zeichnung nach ſeinem Tode von einem ſeiner Söhne ausgearbeitet worden iſt, wie die Namen Adam Colin, Eliſabeth Colinin, auf dem Grabmale vermuthen laſſen [4]). Daß er einen Sohn hatte, der auch Bildhauer war, geht aus Urkunden hervor; aber weder dieſer noch irgend einer ſeiner Nachkommen erreichte den verdienten Ruhm Alexanders. — Betrachten wir nun die auf uns gekommenen Werke unſers Meiſters.

Das große Werk, wodurch ſich unſer Colin einen unſterblichen Namen gemacht, ſind die Marmortafeln an dem berühmten Mauſoleum Maximilians in Innsbruck. Stolz erhebt es ſich in der Mitte der Hofkirche, umgeben von acht und zwanzig koloſſalen ehernen Bildſäulen der berühmteſten Helden des Mittelalters. Gewiß iſt es, daß der große Gedanke, ſein Grabmal mitten unter den Ehrfurcht gebietenden Heldengeſtalten aufgeſtellt zu wiſſen, von Maximilian ſelber kam, wenn auch keine gleichzeitige Urkunde ausdrücklich dafür ſpricht. Auf Ferdinands I. Befehl, der den großväterlichen Willen aufs Thätigſte vollzog, wurde nun das Grabmal des Kaiſers errichtet. Auf der Decke des im länglichen Viereck erbauten Monumentes kniet Maximilian I.

im kaiſerlichen Prunkkleide, aus Erz gegoſſen, und an den vier Enden ſind die Haupttugenden, die Gerechtigkeit, die Klugheit, die Stärke und die Mäßigkeit angebracht. Die vier Wände des Vierecks bedecken vier und zwanzig Marmortafeln, von hocherhabener Arbeit, worauf die vorzüglichſten Thaten des Kaiſers — Vermählungen und Feldſchlachten, Bündniſſe und Belagerungen — vorgeſtellt ſind [5]. Alle Kunſtkenner ſtimmen in dem Ausſpruche überein, Colin habe hier das Höchſte geleiſtet, was nur immer in dieſem Zweige der Bildnerey erreichbar iſt. Jede der nicht über eine Spanne hohen, größeren Figuren hat ihren beſtimmten Ausdruck, das Ebenbild des Kaiſers iſt nicht nur aufs Täuſchendſte getroffen, ſondern bezeichnet genau die Abſtufungen des Alters; der Gegenſtand ſelber, meiſt Schlachten oder glänzende Verſammlungen, ſetzt den höchſten Aufwand von Kunſt und Fleiß voraus, und alles dieſes iſt mit ſolcher Vollendung und Feinheit ausgeführt, als ob, wie alte Reiſebeſchreiber ſagen, alles aufs Glücklichſte in Wachs getrieben wäre. Treu der Einfachheit der alten deutſchen Schule, ließ ſich Colin noch nicht zu der Manier verleiten, welche großentheils von Frankreich ausgehend, bald nach ihm das Geſuchte, Schauſpielerhafte und Ueberladene in Stellung, Geberden, Gewändern, ja in der ganzen Kompoſition, mit falſchem Streben, Effekt zu machen, auskramte. Doch hat man bey allen dieſen großen Vorzügen dem Künſtler mit Recht den Vorwurf gemacht, daß ſeine Arbeit beſonders in der Anwendung der Perſpektive ſich zu häufig der Malerey nähere, und wenn ſich gleich dieſes, in ſo fern es ein Fehler genannt werden mag, durch den Umſtand entſchuldigen ließe, daß Colin die Skizzen dazu von einem Maler aus Prag erhielt [6]), ſo ſind doch auch in ſeinen übrigen Werken gewiſſe Eigenthümlichkeiten des Malers nicht zu verkennen, und daß er ſelbſt Maler war, ſcheinen die zwey Porträte von ihm und ſeiner Gattin am Gitter des kaiſerlichen Mauſoleums anzudeuten, welche der fortwährenden allgemeinen Sage nach von ſeiner Hand ſind. — Bey der Bearbeitung der Basreliefs ſcheint Colin übrigens auch auf einige der geſchnittenen Holzplatten des berühmten, unter dem Namen der Triumphpforte Maximilians bekannten Werkes Albrecht Dürers und Hans Birkmayers, oder wer ſonſt noch Theil an der Verfertigung mag gehabt haben, gebotene Rückſicht genommen zu haben. Die dem Maler in Prag in Betreff des zu behandelnden Gegenſtandes gegebenen Vorſchriften, welche ſich bis jetzt erhalten haben, verweiſen auch mehrmals auf ältere Darſtellungen, und einmal namentlich auf die Triumphpforte (porta honoris). — Aber es ſcheint weder der Maler in Prag den einengenden Vorſchriften ſonderlich gefolgt, noch Colin den Viſirungen (Skizzen) des Malers ſclaviſch treu geblieben zu ſeyn, wie es ſich auch von einem Colin nimmer erwarten ließ. Ueberhaupt ging es bey dieſem, wie bey den meiſten größeren Kunſtwerken dieſer Art: die Ausführung kam erſt nach mancherley Streit, nach vielfachen Vorſchlägen für und wider in Gang, und noch jetzt ſehen wir in der Ambraſer Sammlung einen ſchönen grau in grau gezeichneten Karton, welcher eine Seite des Mauſoleums mit acht Feldern darſtellt, und eine von den mancherley Skizzen zu ſeyn ſcheint, welche dem Kaiſer Ferdinand waren vorgelegt worden. Der Kaiſer genehmigte ſie nicht. Ein Glück, daß Colins Beharrlichkeit und unglaubliche Eile bey einem ſo ſchwierigen Geſchäfte kräftig durchdrang, immer dem Maler mit ſeiner Arbeit zuvor kam, und dadurch möglichen Stockungen entgegen wirkte. — Es würde uns zu weit von unſerem Ziele abführen, wenn wir hier auch die koloſſalen Erzſtatuen und die anderen ehernen Bildwerke auf und

neben dem Grabmale ausführlich würdigen wollten: das bleibende Verdienſt dieſer Rieſenarbeit gebührt zwey würdigen Zeitgenoſſen Colins, den Tyrolern Godel und Löffler und dem Bildgießer Lendenſtreich, welche unter dem einfachen Namen der Rothſchmiede Arbeiten geliefert haben, die von unſerer Zeit, wo die Gießkunſt leider auf einer viel niedrigeren Stufe ſteht, als ſie vor dreyhundert Jahren ſtand, mit vollem Rechte angeſtaunt wird. — Colins zweytes Werk iſt das ſchöne Grabmal ſeines Gönners, Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, welches ſich dieſer noch im Leben hatte verfertigen laſſen. Es bildet einen in die Kirchenmauer gebrochenen Bogen, deſſen Wand- und Seitenflächen durchaus mit ſchwarzem Marmor bekleidet und am Rande mit weißen Verzierungen geſchmackvoll eingefaßt ſind. Unter dieſem Bogen liegt das marmorne lebensgroße Bild des Fürſten in erzherzoglicher Prunkkleidung und mit gen Himmel erhobenen Händen auf einem Trauergerüſte von gelblichem Marmor. Rings um das Bildniß des Erzherzogs erblickt man auf der Fläche des Trauergerüſtes die Wappen aller deutſch- und ſpaniſch-öſterreichiſchen Erbkönigreiche und Länder, ſechs und zwanzig an der Zahl mit feinen, zum Theil koſtbaren Steinen, nach den heraldiſchen Farben auf das Zierlichſte eingelegt; nach Art jener Muſivarbeiten, durch welche um jene Zeit die Mediceer mit verſchwenderiſcher Pracht ihr Kaſino und andere Denkmäler und Paläſte ausſchmücken ließen, ſo daß wegen ihrer vorzüglichen Blüte in Florenz dieſe Art Moſaik den Namen der Florentiniſchen erhielt. Ueber dem Bilde, mitten in der Wand des Bogens befindet ſich das vollſtändige große Wappen des Erzherzogs gleichfalls in Moſaik aus natürlichen Steinen heraldiſch zuſammengeſetzt. Die nach Ferdinands Tode 1595 in den ſchwarzen Marmor eingeſenkte Inſchrift erzählt uns, wie er die Religion ſeiner Väter vertheidigt, den Ruhm ſeines Hauſes in Krieg und Frieden aufrecht erhalten, wie er unter ſeinem Vater Ferdinand I. und ſeinem Bruder Maximilian II. den Oberbefehl wider die Türken geführt, und als er eben zum dritten Male das Heer wider den Tyrannen Amurat anführen ſollte, von Krankheit und Tod überraſcht worden. An den drey Seiten des Bogens umgeben das Grabmal vier große Tafeln von weißem Marmor, welche einige der vornehmſten Thaten des Erzherzogs in vortrefflicher erhobener Arbeit, ungezweifelt von der Hand Colins, darſtellen: nämlich Ferdinand als Jüngling, eine Abtheilung Kriegsvolk befehligend in der Schlacht von Mühlberg, wo der Kurfürſt Hans Friedrich des Kaiſers Gefangener wurde; ferner wie Ferdinand von ſeinem Vater den verſammelten Ständen Böhmens als Statthalter vorgeſtellt wird; endlich Ferdinands beyde Feldzüge wider die Türken. — In der Höhe ſtehet auf einem Geſimſe innerhalb des Bogens der Gekreuzigte mit mehreren Heiligen, jedes Bild in der Höhe von zwey Schuh aus weißem Marmor. Die kurz zuvor erwähnten Hochbilder zur Geſchichte Ferdinands ſind völlig in der Art der Maximilianiſchen Tafeln, ſo vortrefflich, daß man ihnen ſelbſt den Vorzug vor dieſen einzuräumen verſucht werden möchte.

Auch der tugendhaften und ſchönen Philippine, Ferdinands erſter Gemahlin, verfertigte Colin das würdige Denkmal, welches man in der ſilbernen Kapelle der Hofkirche zu Innsbruck, unweit des eben beſchriebenen Grabmales ihres Gatten bewundert. Es iſt ein großer weißer Marmorſtein, 7½ Schuh lang und beynahe 3 Schuh hoch, in einem niederen, am Rande mit Genien und Engelsköpfen verzierten Bogen an der Kirchenmauer. Auf der horizontalen Fläche des Steins liegt der Seligen liebliches Bild auf Paradekiſſen; die vordere Seite theilen Säul-

chen, die mit Feralien behangen ſind, in drey Felder, wovon die beyden äußern, zwey ſchön gearbeitete Basreliefs, die Werke der Barmherzigkeit gegen Lebende und Todte in Allegorien mit der Stadt Innsbruck im Hintergrunde, vorſtellend, einnehmen, das Mittelfeld aber die Inſchrift enthält. Ferdinand ſetzte die einfachen und edeln Worte auf ihr Grab: Ferdinand ſeiner geliebten Gattin Philippine. Sie ſtarb am 24. April 1580*). Colin muß dieſe Arbeit ſchon im folgenden Jahre vollendet haben, weil auf einem der Säulchen die Jahrzahl 1581 eingehauen iſt. 7) —

Ein vorzügliches Kunſtwerk iſt der Grabſtein des Biſchofs Johann Nas in lebensgroßer Figur, aus ſchönem weißen Marmor, welchen Erzherzog Ferdinand dieſem Prälaten, ſeinem ehemaligen Miniſter, durch Colin verfertigen ließ. Nas war von armen und geringen Aeltern 1534 zu Ettmann in Franken erzeugt. In ſeiner Jugend ein Schneider, 1552 Franziskaner Laienbruder zu München, durch unerhörten Fleiß und ohne fremde Unterſtützung, in den alten Sprachen, in der Theologie und Philoſophie wohl unterrichtet, aber leidenſchaftlich und heftig, der Mann des Volkes durch ſeine beißenden und pöbelhaften Reden, die endlich ſo weit gingen, daß Ferdinand an ſeine Entlaſſung denken mußte. Er ward Domprediger zu Brixen und Biſchof von Belluno. Dieſer leidenſchaftliche Gegner der Jeſuiten brachte vorzüglich die unangenehme Spannung hervor, welche in Innsbruck zwiſchen dem Erzherzog und dem Kollegium entſtand, und die ſo weit ging, daß alle Vornehme ſich den Jeſuiten entzogen, deren Kirchen aber das Volk zahlreicher als je beſuchte. — Dieſes Nas Grabmal ſteht ſeit der Aufhebung der Franziskaner in der Kirche der ihm ſo verhaßten Jeſuiten 8).

Außer dieſen beſitzt Innsbruck noch drey Grabmäler von Colins Hand oder nach ſeiner Angabe: das ſchöne lebensgroße Bildniß der Frau von Loxan 9), einer nahen Verwandten und Oberhofmeiſterin Philippinens, aus weißem Marmor; das Grabmal der Familie Hohenhauſer, welches mit zwey vortrefflichen Basreliefs geziert iſt, wovon das größere die Grablegung, das kleinere die Auferſtehung Chriſti vorſtellt; endlich des ehrwürdigen Meiſters dieſer ſchönen Grabſteine eigenen Grabſtein auf dem Gottesacker zu Innsbruck, welchen er wohl ſelbſt vor ſeinem Tode mag ausgearbeitet, wenigſtens angegeben oder angefangen haben: was konnte er ſich Schöneres wählen, als die Erweckung des Lazarus? Einfach und paſſend ſind die dabey gewählten Bibelſtellen 10).

Gleich dem, ihm an Geiſt und Zeit verwandten Dürer, war auch Colin alles in allem. Er verſchmähte es nicht, auch die kleinlichſten und mühſamſten Arbeiten aus Wachs zu verfertigen und kleine Hochbilder aus Holz zu ſchnitzen, dergleichen in der Ambraſer Sammlung von ihm gezeigt werden. Auch in Oel ſoll er gemalt haben, wie ſchon oben bemerkt worden. —

Anmerkungen.

1) Das Geburtsjahr und einige andere Zeitbeſtimmungen ergeben ſich aus der Umſchrift des in Kupfer geſtochenen gleichzeitigen Bildniſſes unſers Colin, wovon weiter unten die Rede ſeyn wird.

2) »Dann wo es ſich,« ſchreibt Colin, »mit ſchickhung der Bi-

*) *Ferdinandus* Dei Gratia Archidux *Austriae.* etc. *Philippinae* Conjugi charissimae fieri curavit. Obiit XXIV. mensis Aprilis anno salutis MDLXXX.

ſierungen oder Epitaphien von prag, vber die drey wochen verziehen, wurden meine Geſellen mit der Arbeit einander Irren und khunden Ir zwen an einem Stukh nit mer Arbeiten, ſonder mueſten zum theil feyren, Hierauf werden Eur Gnaden wol ordnung geben, damit Ich mit den Viſirungen nit geſaumbt ſeye, auch daß mir alweg Jede Viſierung, ſo bald Sy fertig, von ſtund an herauf geſannt u. ſ. f.« — Und im zweyten heißt es: »Und wiewol Ich verhofft, es ſollten mir auf mein, an E. G. nechſtgethans ſchreiben, mer Viſierung zuekhomen ſein, ſo iſts aber bißher nicht beſchehen. Darumb Ich für mein Perſon feyren mueſſen, vnd wouer nit gleichbald Viſierungen komen, mueßten auch ains thails meiner geſellen feyren. Des mir aber zu meinem groſſen ſchaden vnd Nachtail raichen wurde. Dann Ich dieſelben meine geſellen mit groſſer Müehe vnd Vncoſſten, aus dem Niderlanndt bekhomen, vnd herbringen mueſſen vnd Jetzt auch nit wenig muehe hab, Sy bei einander zu behalten.

3) Die Umſchrift des Bildes lautet: ALEXANDER COLINVS BELGa SERENISSimi FERDINANDI ARCHIDveis AVST riae P iae M emoriae STATVARIVS AETatis SVAE A° LXXIIII. Das Ebenbild Colins zeigt uns einen kraftvollen, friſchen Greis, der etwas an Michel Angelo erinnert, mit kurzem Barte und krauſen Haaren. Neben dem Ebenbilde lieſt man rechts den Namen des Zeichners, der unſern Meiſter nach dem Leben gezeichnet, und des Kupferſtechers dieſes Blattes: Petrus de Pomis de viuum (ſo) delineavit; und: Lucas Kilianus Augustanus scalpsit. — Der Augsburger Bürger Dominik Cuſtos, ſelbſt ein namhafter Künſtler, ließ noch folgende Zueignungsverſe darauf ſetzen:

FERNANDI, CAESAR, gnato cum principe fovit
Austria COLLINVM tota regensque domus;
Fernandis fecit, quae Mausolaea, loquentur
Mausolaea suos Carica ut artifices.
Memoriae cariss. Patronis (sic) amoris et record. ergo Dom. Custos cives Aug. Vind. strenae don. Cal. Jan. a. MDCI.

Für weniger gelehrte Kunſtfreunde, als dieſer Augsburger ſeyn mochte, hier eine metriſche Ueberſetzung:

»Zwey Fernande, der Vater und Sohn, der Kaiſer und Herzog
Pflegten Colin mit Lieb', und die Herrſcher von Auſtria's Stamme.
Die den Fernanden er ſchuf, die Male, ſie rühmen den Meiſter,
Wie Mauſolus Grab Todten und Künſtler gerühmt.«

»Dem Andenken ſeines theuerſten Gönners als Beweis der Liebe und dankbarer Erinnerung weiht dieſes zum Neujahrsgeſchenk Dominik Cuſtos, Bürger von Augsburg am 1. Jänner 1601.«

4) Es führt folgende, Colin und ſeine adelige Gattin betreffende Aufſchrift: »Hie ligt begraben der Erenveſt und Kunſtreich Alexander Colin von Mecheln in Brabandt, ſo in Leben irer R. K. M. Ferdinand und der F. D. Erzherzog Ferdinanden zu Oeſterreich hochlobſeligiſter Gedechtnußen Diener vnd Bildhauer geweſt. ſo Anno 1612. den 17. Tag Auguſti in Gott entſchlafen. Der Allmechtig welle ime und ſeine 5 abgeſtorbne Kinder gnedig vnd am großen Tag des Herrn mit allen Außerwelten ain fröliche Vrſtend verleichen. Amen.«

Hie liegt begraben die Ehrentugenthaffte Fraw Maria Colinin von Mecheln geborne Flieſchauerin, ſo den andern July Anno 1594 in Gott ſeligklich verſchieden, der welle ier vnd allen Chriſtglaubigen Seehlen eine fröhliche Auferſtehung verleichen. Amen.«

5) Ausführlich beſchrieben ſteht dieſes Grabmal in Hergotts Taphograph. Dom. Austr. P. II. und in Gottfried Primiſſer's »Denkmäler der Kunſt ꝛc. in der Kirche zum heiligen Kreuz in Innsbruck.« Im erſten Werke finden ſich auch genaue Abbildungen der vier und zwanzig Tafeln: dem letztern Büchlein verdanken wir die meiſten Nachrichten zu dieſem Aufſatze.

6) In dem zweyten der oben angezogenen Schreiben an die Regierung ſagt Colin: »Darumben lanngt an E. G. mein vnderthenig gehorſam vnd Hochfleiſſig bitten, Sy wellen dem Maler zu Prag Ernſtlich auflegen vnd beuelchen laſſen, damit Er mit den Viſierungen nit ſo ſäumig ſeye.« Denkm. der Kunſt zu Innsbruck. S. 97.

7) Auch dieſe beyden Grabmäler ſind abgebildet und beſchrieben in Herrgott's Taphographia P. II. Tab. LXI. und LXII.

8) S. Das Taſchenbuch Urania auf 1818, wo S. 128 in dem Leben der Philippine Welſer, vom Freyherrn v. Hormayr, leſenswerthe Nachrichten über dieſen merkwürdigen Mann gegeben werden.

9) Dieſes Denkmal in der Kirche zum heiligen Kreuz in Innsbruck wurde vorher der erſt 1665 geſtorbenen Gräfin Honorata Pircolomini, Oberhofmeiſterin der Erzherzogin Claudia zugeſchrieben, ein Irrthum, zu welchem der in der Nähe befindliche Denkſtein dieſer Frau Anlaß gab. Dieſe Berichtigung verdanken wir dem k. k. Präſidenten Herrn di Pauli von Treuheim, welcher an dem lange verwahrlosten Grabmale folgende Inſchrift entdeckte. — — »Edle tugentſamb fraw Katharina von Laxan, Witteb, geborne adlerin.« — Sie ſtarb mit Philippinen in einem Jahre.

10) Dieſes und einige der vorigen Werke Colins ſind näher angegeben in dem Aufſatze: Nachricht von den bildenden Künſtlern ꝛc. Tyroler Almanach J. 1803.

Alois Primiſſer.

Ueber die in Virgils Gedichten enthaltene Darſtellung des Zuſtandes von Italien in der vorrömiſchen Zeit.

Italien iſt von den älteſten Zeiten an von ſehr verſchiedenen und verſchieden gebildeten Völkern bewohnt worden, und bietet von Anfang an nicht die Erſcheinung einer auf ſich ſelbſt beruhenden, organiſch verbundenen und geſchloſſenen Nationalkraft dar, wie andere Länder, in welche entweder ein großes Hauptvolk einwanderte, es ganz in Beſitz nahm, ſeine Einrichtungen auf dem Boden gründete, und von dorther ſich weiter ausbreitete; — oder in denen, aus verſchiednen, urſprünglich einander fremden Elementen ſich ſchnell und glücklich ein eignes Nationaldaſeyn erzeugte und fortblühete. Anders als in Germaniens waldreichen Gebirgen und großen Stromthälern, und anders, als in Griechenlands begünſtigten Küſtenländern der Fall geweſen, hat ſich das Völkerleben in der italiſchen Halbinſel gezeigt und entfaltet; welche von jenem erſten Lande durch den Bergwall der Alpen, von den letztern durch

Digitized by Google

einen ſchmalen Arm des Meeres getrennt wird, während ihre Verhältniſſe zu jenen beyden Nationen, und was aus dieſen Verhältniſſen hervorgegangen, in gewiſſem Sinne den Hauptinhalt der ganzen europäiſchen Geſchichte ausmachen ſollte. — Getrennte Völker, verſchieden an Abſtammung, Religion und Lebensweiſe, beſtanden hier ohne Verbindung, neben einander; ein jedes wiederum in ſich ſelbſt nach Städten oder Gauen getheilt, und kleine Staatenbünde bildend; theils ackerbauend unter dem Schutze eines die Familie und den Völkerbund heiligenden Gottesdienſtes; theils in Gebirgen rauheren Beſchäftigungen der Jagd und des Kriegs ergeben; theils in Küſtenſtädten durch Schiffahrt und Handel reich, und blühend durch Künſte und Luxus. Oefters unter einander in Kriegen, und einander verdrängend, von neu einwandernden Völkern oder Kolonien, vereinzelt angefeindet oder unterworfen, zeigten jene verſchiedenen Stämme nie einen gemeinſamen, nach innen geordneten, nach außen befeſtigten, einheitsvollen Zuſammenhang. — Die Schickſale Italiens wären in einem ſolchen Falle vielleicht nie ſo weltgeſchichtlich geworden, als es durch den wirklich Statt gefundenen Gang der Begebenheiten geſchehen iſt; aber eben jener älteſte Zuſtand Italiens war derjenige, an welchem patriotiſche Gemüther bey den ſpätern Unterdrückungen und Kämpfen ſehnſuchtsvoll und mit ſchmerzlicher Liebe hingen, und von jenem urſprünglichen und verſchwundenen Zuſtande ausgehend, ſich einen andern und glücklicheren Gang der Begebenheiten ihres Landes mit größerer oder geringerer Klarheit dachten, welcher mit der natürlichen Beſtimmung der Völker mehr übereingeſtimmt, und zu ihrem Heile unmittelbarer und wahrhafter gedient hätte.

Das Gefühl von dem, was ein Volk vormals geweſen, und die Ahnung deſſen, worin ſeine wahre und natürliche Beſtimmung beſtanden haben würde, wiſſen weiſe Dichter oft am glücklichſten auszudrücken. Darum ſind die ehrwürdigen Anklänge, welche in Virgils Gedichten aus jenem alten und ländlichen Italien herübertönen, und welche er vermöge ſeines wahrhaft poetiſchen Geiſtes mit ſanfter Stärke unter dem Druck und den Unruhen der römiſchen Weltherrſchaft vernehmen läßt, von ſo hohem und wahrhaftem Werth. Man wird von ihnen immer aufs neue gefeſſelt, indem ſie mit ſanfter Rührung ergreifen, und zugleich richtige Gedanken begünſtigen und Blicke in die Geſchichte öffnen. Er dachte ſich die alten Bewohner Italiens gern als glückliche Pflegkinder der Natur, als Ackerbauer von ſchlichter Sitte, redlicher Denkart, und durch Gottesfurcht bewahrter Kraft und Stärke:

»Ländliche Männer, welchen fern von Waffen der Zwietracht die allgerechte Erde willig aus ihrem Schooße die leichte Nahrung darbeut.«

»Eine arbeitskräftige Jugend, bey Wenigem froh; gottesdienſtliche Feſte und heilige Greiſe; ein Volk, bey welchem die Gerechtigkeit, als ſie der Erde entfloh, lange ihren weichenden Tritt verzögerte.«

»Ein ſolches Leben haben in der Vorzeit die alten Sabiner geführt, und Remus mit ſeinem gefeyerten Bruder; ſo wuchs das ſtarke Heturien; ſiehe und ſo erhob ſich Rom, die ſchönſte der Städte, welche ſieben Veſten mit Einer Mauer umſchloß! — So lebte Saturn der goldene, ehe den Zepter auf Erden der diktäiſche König führte, ehe die Menſchen Gottes vergeſſend, den Stier für ſchwelgende Male mordeten; als noch das Horn zur Schlacht nicht rief, noch auch vom harten Ambos das Geklirr der Schwerter gehört ward.«

»Wer ſo lebt, den reißen nicht aus ſeiner ruhigen Bahn die Ehrenzeichen der Republik, noch der Purpur der Fürſten: nicht die herr-

ſchende Zwietracht, welche ſelbſt Brüder treulos wider einander treibt: noch auch, wenn der Dazier verbündete Völker dem Reiche Gefahr drohn; nicht das Schickſal der römiſchen Welt und die Wechſel mächtiger Reiche u. ſ. f. (nec res Romanae, perituraque regna).«

Freylich war eine Zeit dauernden Friedens und frommer Stärke nirgendwo ungetrübt zu finden, wohin geſchichtliche Unterſuchung drang, oder woher die Sage von beſtimmten Begebenheiten ertönte. Der Dichter vermochte nicht, das Bild der Kriege, der Zerſtörung, der Gewaltherrſchaft wegzulaſſen, ſobald es ihm nicht bloß darum zu thun war, wie im »Landbau« die urſprüngliche, der Natur getreuere Lebensweiſe im Gegenſatze mit der glänzenden Schlechtigkeit ſeiner Römer ins Licht zu ſetzen; ſobald er nämlich jene alten Völker handelnd einführen, und in die von ihm erzählte Heldengeſchichte verflechten wollte. Er ſelbſt bahnt ſich dazu in ſchöner Weiſe den Uebergang, indem er den Evander erzählen läßt:

»Dieſe Waldungen haben ehemals eingeborne Faunen und Nymphen bewohnt, und ein wildes Menſchengeſchlecht, gleichſam den harten Eichen und rauhen Baumſtämmen entwachſen; die keine Sitte kannten noch überlieferten Gebrauch; denen unbekannt war, die Stiere ins Joch zu ſpannen und Wohlſtand zu ſammeln, und der Ernte wirthſchaftlich zu ſchonen. Wilde Baumfrüchte nur und die reiche Beute der Jagd waren ihre Nahrung. Da kam zuerſt Saturn von den ätheriſchen Höhen herab, fliehend vor Jupiters kriegeriſcher Hand, und aus ſeinem Reiche verdrängt. Dieſer ſammelte das ungelehrige, auf den hohen Bergen zerſtreute Volk, und gab ihm Geſetze, und wollte, daß der Name der Gegend Latium ſey (verborgene Stäte), weil er dort mit Sicherheit in verborgner Zuflucht gelebt habe. Unter ſeiner Herrſchaft, ſo wird erzählt, waren goldene Zeiten; im ruhigſten Frieden lenkte er die Völker: aber allmälich brach eine ſchlechtere und farbenloſe Zeit herein, und die Wuth des Kriegs, und die verderbliche Habgier. Da kamen die Heerſcharen der Auſonier, und die Völkerſchaften der Sikaner, und das Land des Saturn verlor im oftmaligen Wechſel ſeinen Namen.«

So erzählt Evander und fährt dann fort, redend von wilden Königen, abgeänderten Namen, zerſtörten Städten:

»Dann erhuben ſich Könige, und der unbändige, rieſenhafte Tibris, nach welchem wir den Strom des Italus die Tiber nennen: und die Albula verlor ihren wahren Namen.«

»Hier erblickſt du übriggebliebene Trümmer und Denkmale vergangener Geſchlechte; auf dieſem Berge ſtand des Janus Stadt, und auf jenem die des Saturn; Janikulus ward die eine, Saturnia die andere genannt.«

Und ſo wie jene genannten Völker, die Auſonen und Sikaner, die urſprünglichen Bewohner mit Krieg überzogen hatten, erregten auch ſpätere Kolonien in ähnlicher Weiſe immerwährende Kriege.

»Arkadier wohnen hier, des Pallas Geſchlecht, welche als Gefährten des Königs Evander herkamen, ſeiner Führung folgend: dieſe führen beſtändigen Krieg mit dem Volk der Latiner.«

Und es erhuben ſich Tyrannen, gegen welche die Völker ihre Freyheit verbündet vertheidigten:

»Die agyllinische Stadt, auf uraltem Felſen gegründet, bot einem lydiſchen Volke eine Heimat, welches, durch Kriege berühmt, ſich auf den etruriſchen Berghöhen niederließ. Viele Jahre lang blühete ſie: dann

Digitized by Google

hielt ſie unter ſeinem grauſamen Befehl und zwingender Gewalt Mezentius. Wozu ſoll ich die ſcheußlichen Mordthaten, und die zügelloſen Handlungen dieſes Tyrannen erzählen? — — Ermüdet endlich ſtehn wider ihn, der in ganz unſäglicher Weiſe wüthete, die Bürger auf, erwürgen ſeine Diener, und ſchleudern Feuerbrände in ſeine Wohnung. Er entkömmt während dem Gemetzel, und glückliche Flucht bringt ihn in das Land der Rutuler, wo ihn die Waffenmacht ſeines Gaſtfreundes Turnus beſchirmte. Darum erhob ſich das geſammte Etrurien in voller Kriegesflamme und forderte den Tyrannen zur rächenden Strafe zurück mit dräuender Heerſchaar.«

Ohne Zweifel ſind dieß, im Allgemeinen genommen, echt hiſtoriſche Züge, welche bey jenen Völkern wirklich häufig Statt gefunden haben, und es wäre ſehr zu wünſchen, der Dichter möchte den öffentlichen Zuſtand derſelben, wie er ihn ſich dachte, in noch beſtimmterer und ausführlicherer Darſtellung gezeichnet haben. So wären nähere Winke von einem ſolchen, ſein Vaterland ſo richtig verſtehenden Dichter, namentlich über das Verhältniß des Landlebens zur Städtebegründung, ungemein willkommen: beſonders weil das italiſche politiſche Leben faſt immer und ganz überwiegend als ſtädtiſch erſchienen iſt. — Jene Eigenſchaft Italiens, in ſeinen Städten glanzreich und bedeutend zu ſeyn, hat der Dichter, aber nur im Vorübergehen, treffend genug geſchildert; ſeine Worte deuten auf das uralte Daſeyn der Städte und ſcheinen zugleich etwas zu ſagen, was den Reiſenden noch heutzutage als ein anziehender und charakteriſtiſcher Zug des Gemäldes, welches die Geſtalt des Landes darbietet, ins Auge fällt:

»Nimm hinzu (heißt es, nachdem die herrliche Mäßigung des Himmelsſtrichs dargeſtellt worden) eine herrliche Anzahl blühender Städte, und die kunſtvolle Größe ihrer Werke; ſo viele Bergſtädte kühn mit der Hand auf Felsabhängen gegründet, und die unter uralten Mauern hinſtrömenden Flüſſe.«

Adde tot egregias urbes, operumque laborem,
Tot congesta manu praeruptis oppida saxis
Fluminaque antiquos subterlabentia muros.

So viel Aehnlichkeit behält manchmal das äußere Bild eines Landes durch eine lange Reihe von Jahrhunderten. Immer andere Völker, welche Städte gründen oder zerſtörte erneuern, in Städten ihre Kraft entfalten und in Werken der Baukunſt Ruhm ſuchen, die großen und reichen Städte in der Ebene am Ufer der Ströme gelegen; eine unendliche Menge kleiner Städte, die auf dem Rücken der Berge ſchweben; unter und neben den eben jetzt benutzten und in Stand erhaltenen Bauwerken, Trümmer und Reſte alter und uralter Gebäude! — Aber woher dieſes ſo vorzugsweiſe und eigenthümlich ſtädtiſche Weſen, und wie ſtimmet dieſes mit dem ländlichen Charakter und dem vorherrſchenden Landbau der früheren Zeiten überein?

Vielleicht kann man durch Verbindung deſſen, was von jenen Völkern geſchichtlich auf uns gekommen iſt, mit Muthmaßungen aus der ſpäteren Lage des Landes ſelbſt und aus dem natürlichen Gang der Dinge, ſich die Sache folgender Maßen erklären. Immer, wenn ein Haufen Volkes unter der Anführung eines vornehmen und unternehmenden Mannes in fremde Gegend ausgewandert, wird die von demſelben gegründete Kolonie eine Stadt ſeyn, und jener Anführer wird ein kleiner König in derſelben. Entweder müſſen ſie ſich den Ort ihrer Niederlaſſung erſt erkämpfen, oder ſie werden doch den Angriffen der ſchon früher im Lande

angeſiedelten Völker noch lange ausgeſetzt bleiben, und dieſe gemeinſchaftliche Gefahr nöthiget ſie, nahe beyſammen zu wohnen, ſich mit Mauer und Graben zu umringen, und in der bleibenden Stadt, ſo wie auf der ſchwimmenden Flotte durch ein gemeinſames Regiment eng verbunden zu bleiben. Die Menge der von fremden Koloniſten gegründeten Städte an den Seeküſten Italiens, beſonders der ſüdlichen, oder an den Flüſſen, unfern ihrer Mündung ins Meer, kann alſo nicht auffallen. Aber eben dieſes Offenſeyn des Landes nach allen Seiten hin, da beſtändig neue Abenteurer und Kolonien, ohne Zweifel auch öfter Seeräuber und Freybeuter in großer Anzahl hereinkamen, konnte auch auf die urſprünglichen Bewohner die Wirkung haben, daß ſie ſich in durch Natur und Kunſt befeſtigte Orte ſammelten, und wie im Großen in Deutſchland zur Zeit der normanniſchen Raubzüge der Fall war, auch damals die Gründung der Städte durch fremde Einfälle befördert wurde. Uebrigens iſt auch in den beſtändigen Kriegen, welche die Völker des Landes, wahrſcheinlich ſogleich von dem Zeitpunkte an, da eins mit dem andern zuſammentraf, und im Verlauf der Zeit in innerer Spaltung auch eines und desſelben Volkes, und in Entſtehung von Tyrannen, denen feſte Sitze Bedürfniß waren, ein genügender Grund für den Bau von Städten zu finden. Ob nun aber demungeachtet einige von jenen Völkerſchaften, namentlich die Etruriſchen in den fruchtbaren Ebnen der ſüdlichen Lombardey, und eines Theils von Romagna, oder in den gefälligen Bergthälern Toskanas als Landwirthe getrennt gewohnt, und nur etwa für die Zeit kriegeriſcher Angriffe eine gemeinſame Burg oder kleine Veſte gehabt hätten, oder ob ſchon damals, wie ſpäter und noch jetzt, der Landbeſitz und eigentliche Landbau in den Händen der Bürger war, und durchgehends alle freyen Bewohner und reicheren Beſitzer in größeren und kleineren ſtädtiſchen Gemeinweſen zuſammen verbunden waren, mag wohl nicht mit voller Gewißheit ausgemacht werden können: viel wahrſcheinlicher aber iſt wohl allerdings das letztere. Es ſcheint, als ſollte dieſes Land von Anfang an und in allen Epochen alles öffentliche Leben im ſtädtiſchen Gemeingeiſt entwickeln. — Die größere Ländlichkeit des alten Italiens kann hiermit wohl vereint werden, da ſehr wohl die Bürger in einer Epoche den Boden des umliegenden, von ihnen beackerten Landes als die eigentliche Grundlage ihres Wohlſtandes betrachten, und mit der Natur in ſchlichter Sitte inniger zuſammenhangen, zu einer andern Zeit dagegen Handwerk, Handel und Luxus zu ihrer Hauptſache machen können. Es iſt eben eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der ganzen italiſchen Geſchichte, daß die beyden Hauptelemente der Staatsgeſellſchaft, Grundbeſitz und Gewerbe, welchem Adel und Bürgerthum entſprechen, ſich dort immer in einem ſtädtiſchen Gemeingeiſt organiſch vereinigt zeigte. Nur durch dieſe Vereinigung iſt jener hohe Grad von Macht, Reichthum und gediegenem Glanze möglich geworden, der auch jetzt noch ſo eigenthümlich überraſcht, wenn gleich auf der andern Seite eben dieſe Verbindung Urſache wurde, daß dasjenige, was Einheit und Dauer der Staaten vorzugsweiſe begründet, die Verhältniſſe des Grundeigenthums und Adels, zu ſehr in den unſtäten Wechſel der Bürgerparteyung und ſtädtiſchen Umwälzungen verflochten erſcheinen, und die politiſchen Entwicklungen der einzelnen Staaten häufig der Einheit und Ordnung entbehrten, und von geſetzloſer Gewalt zu abhängig geworden ſind.

Ein zweyter, in Bezug auf den ganzen Gang der Begebenheiten in Italien wichtiger Gegenſtand, der ſich bey Betrachtung jenes urſprünglichen Zuſtandes darbietet, iſt die oben auch ſchon erwähnte Bundesverfaſſung, wodurch die Volkerſchaften, oder was das nämliche iſt, die

Städte des innern Landes, ausnahmsweiſe wohl nur auch fremde Koloniſtenſtädte, die jenen ſich angeſchloſſen hatten, oder unterworfen wurden, mit einander in Verbindung ſtanden. In Virgils Gedichten kommen über dieſes Verhältniß nur ſparſame Andeutungen vor; doch lieſt man in dieſer Beziehung mit Intereſſe die Beſchreibung der verbündeten etruriſchen Völkerſchaften im zehnten Buche der Aeneide, welche auf Kriegsſchiffen Mannſchaft in mannigfacher Waffenrüſtung führen. Auch unter ihnen ſind fremde Einwanderer: »Die von Piſa, einer Stadt, welcher ihren Urſprung die Ufer des Alpheus gaben,' die aber auf etruriſchem Boden liegt« Von ſeiner Vaterſtadt Mantua nimmt der Dichter die Veranlaſſung, die politiſche Natur eines der damaligen kleinen Völkerbündniſſe anzudeuten:

»Oenus auch erregt ſeine Heerſchaar aus heimatlichen Sitzen, der wahrſagenden Manto, und des Flußgottes Tuſkus Sohn; er, der dich mit Mauern umgab und den Namen ſeiner Mutter dir verlieh, o Mantua! reicher Vogel. Aber nicht alle waren gleichen Geſchlechtes; dreyfachen Stammes waren ſie; vier Völkerſchaften umfaßte jeder Stamm, ſie (Mantua) war das Haupt der Völkerſchaften; eine Männerſchaar von tuskiſchem Blute.« *)

Hier erſcheint alſo eine vorzügliche Stadt als das Haupt von zwölf andern kleineren: in vielen Fällen waren es aber wohl Bündniſſe unter größeren, gleichberechtigten Städten, die weder durch ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, noch auch durch das vorwiegende Anſehn einer einzelnen Stadt unter ſich zuſammengehalten wurden, aber wohl durch nationale Verhältniſſe, gemeinſame Religion, und richtig erkanntes Bedürfniß. Dieſe hochwichtige völkerrechtliche Einrichtung trug damals den nämlichen ländlichen und einfach religiöſen Charakter, wie das burgerliche Leben ſelbſt, und bewahrte ihn vielleicht ſelbſt länger. Ein Tempel oder geheiligter Hain war der jährliche Verſammlungsort der verſchiedenen Völkerſchaften, man berieth die gemeinſamen Angelegenheiten, faßte Beſchlüſſe über Krieg und Frieden und beging vereinigt gottesdienſtliche Handlungen und feſtliche Spiele. Einen ſolchen geheiligten Ort beſchreibt wohl der Dichter, wenn er ſagt:

»Weithin erſtreckt ſich der ſchattenreiche Hain bey dem Fluſſe Cäres, heilig durch die religiöſe Ehrfurcht der Väter; rings umſchließen ihn ausgehölte Berge und umgürten mit ſchwarzer Tanne die Waldung. Dem Silvan, ſo ſagt man, haben die alten Pelasger jenen Hain und einen feſtlichen Tag geheiligt, dem Gott der Fluren und der Herden; ſie, die zuerſt dereinſt das lateiniſche Land bewohnten. u. ſ. f.

Dieſe Bundesverfaſſung, überhaupt einer der beachtungswürdigſten Theile und Beziehungen in der politiſchen Geſchichte der Völker, hätte, wofern ſie mehr befeſtigt, weiter ausgedehnt und kräftiger entwickelt worden wäre, der geſammten italiſchen Geſchichte einen großartigeren Charakter und heilſamere Richtung geben können, und wäre, wie es ſcheint, das natürlichſte Mittel geweſen, die Vorzüge mannigfaltiger Ausbildung im Einzelnen mit den großen Gemeingütern des National-Daſeyns, großer politiſcher Ordnung und einer vernünftigen Selbſtſtändigkeit zu vereinigen. Eine ſolche Verfaſſung iſt nicht allein für die erſte Zeit der ländlichen Einfachheit, ſie iſt, ſo und anders nach dem verſchiedenen Bedürfniß ausgebildet und modificirt, für alle Zeiten und für alle Stufen der

*) Sed non genus omnibus unum,
Gens illi triplex, populi sub gente quaterni.
Ipse caput populis: Tusco de sanguine viri.

Entwicklung anwendbar — wenn nur nicht bey der ſpäteren künſtlichen Vervielfältigung und größeren Willkürlichkeit des Lebens auch die Kraft der alten Treue und die heilige Macht der Eide ſich zerſplitterten.

Die nämliche Grundidee einer föderativen Einheit, einer Völker- und Staaten-Verbindung zur Vertheidigung der höchſten Gemeingüter des geſellſchaftlichen Lebens, unter der oberſten Leitung und Heiligung der Religion, war es auch in einer andern Epoche, obwohl auf ganz andere Elemente angewendet, und in ganz anderer und höherer Bedeutung, welche das Geheimniß der Rettung Italiens, die Feſtigkeit der politiſchen Ordnung weit über die eigenen Gränzen dieſes Landes hinaus, und das Ziel zu ſeyn ſchien, in welchem ſich die Ideale der glücklichſten Denker und die Beſtrebungen der rechtſchaffenſten Bürger vereinigten.

Aber ſchon damals, ſchon von Anfange an, trat einer ſolchen Entwicklung, einem ſolchen Bildungsgange der öffentlichen Angelegenheiten Italiens, ein feindſeliges Verhängniß in den Weg; das Schickſal, d. h. der Erfolg war anders als die natürliche Beſtimmung; unter der Laſt deſſen, was wirklich geſchah, ward die richtige Idee unterdrückt.

Die Thatſache, das Geſchick, beſonders wenn es mit den beſſeren menſchlichen Wünſchen und Idealen, mit dichteriſchen Erinnerungen und Hoffnungen, mit der edleren geiſtigen Natur des Menſchen in Streit befunden wird, ſich alſo als tragiſch zeigt, pflegen die Menſchen manchmal mit einer Art von religiöſer Ehrfurcht und Scheu, gleichſam als Gottesſpruch und Gottesgericht zu verehren, und auch wohl als Entſcheidungsgrund für das innere Urtheil, und für ihre eigene freye Wahl und Handlung zu ergreifen. Eine ſolche religiöſe Ehrfurcht ſpricht ſich auch bey den größten römiſchen Schriftſtellern, und namentlich wiederum im Virgil, in Bezug auf die Unterdrückung Italiens durch Rom, und auf die römiſche allverſchlingende Weltherrſchaft ſehr bemerkenswerth und poetiſch aus. Einem Geiſte, wie dem ſeinen, konnte es unmöglich an ſich ſchön und erfreulich ſcheinen, daß alle ſchon früh in merkwürdiger und unter ſich verſchiedener Weiſe blühende Völker Italiens, deren vormalige Sitten er ſelbſt mit wahrer Sehnſucht und Liebe ſchilderte, deren ehrwürdige, auf Frieden gerichtete Verfaſſung unter der Herrſchaft alter Religion er weit der rauhen Herrſchaft des allverſchlingenden Roms vorziehen mußte — daß alle dieſe mannigfaltigen Völkerſchaften von einem einzigen, aus fremder Abkunft hervorgegangenen, gewiſſermaßen von Räubern gegründeten, und gegen alles, was um ihn und ihm gegen über war, feindlich gerichteten Staat zerſtört worden waren. Die Ausdehnung dieſer nämlichen Herrſchaft auf alle andern gebildeten Völker der damaligen Welt konnte der gefühlvollen Betrachtung nur ein um ſo trauervolleres Schauſpiel gewähren. Und doch ſcheint der vorhin genannte Dichter an manchen Stellen ſeiner Werke für eben dieſe weltzerſtörende römiſche Größe begeiſtert. Dieſe beredte Anpreiſung und Erhebung der römiſchen Herrſchaft war wohl nicht etwa nur eine Schmeicheley gegen den Auguſtus, oder eine Wirkung des anerzogenen einſeitigen Patriotismus; es war auch Folge davon, daß er das factum der römiſchen Weltherrſchaft als fatum, als gottgeſendetes Verhängniß anſah; und es iſt, wie bekannt, von chriſtlichen Auslegern öfters bemerket worden, daß er ſich ebenfalls, namentlich in ſeiner fünften Ekloge, zur Ahnung einer höheren Weltbeglückung und Weltverſchönerung erhob, die gerade aus jenem Verhängniß hervorblühen ſollte. — Dieſelbe Verehrung des durch römiſche Größe ins Werk gerichteten Schickſals äußert ſich ſchon in der Sage von jenem alten Orakel, nach welchem die Erbtochter des ehrwürdigen Latei-

Digitized by Google

nerkönigs einem Fremden beſtimmt war, nur ein Fremder dieſen Preis, d. h. die Herrſchaft über Italien durch Beſiegung des einheimiſchen Tyrannen erkämpfen könne:

»Keinem Italer wird vom ewigen Verhängniß die Beherrſchung eines ſolchen Volkes geſtattet; fremden Anführern ſollt ihr gehorchen. Und die Schlachtreihn der Etrurier lagerten nieder, erſchrocken vor dem warnenden Befehl der Götter.«

Und der fromme Aeneas war es, der deßwegen von den beſchützenden Gottheiten aus Gefahren errettet, und zum Siege glücklich und leicht geführt wurde, weil er jenes Orakel erfüllen ſollte. Er war, »den die Gottheit forderte.« »Du gehſt dem, dich rufenden fatum entgegen«— »Die fata werden ihren Weg finden,« ſagt Jupiter mit allem Nachdruck ſeiner Majeſtät. (Höher reichte die Theologie des Olymps nicht, als zu dem: »Troer möge es ſeyn, oder Rutuler — der König Jupiter iſt gegen alle derſelbe. Tros Rutulusve fuat — Rex Jupiter omnibus idem. Aber die fata werden ihren Weg finden.« Ich will und vermag nur das, ſagte der oberſte Gott, was der Erfolg bringt, und das Fatum welchem dieſer gehorcht.) Die Mutter des Helden, indem ſie die Laufbahn ihres Sohnes begünſtigte, verfolgte das, was das Schickſal vorbeſtimmt hatte: und ihr Zeichen verkündigte den Erfolg, als Aeneas ſich zu dem, wozu das Schickſal ihn berief, entſchloſſen hatte.

»Plötzlich zuckte herab, vom lauten Donner begleitet, ein Blitzſtrahl vom heitern Himmel; alles ſchien zu glühen und zu brennen, und ſiehe! weit hin durch den Aether erſcholl der Klang der tyrrheniſchen Tuba.«

Und wenn in den eben erwähnten Stellen die Herrſchaft der Eingewanderten über Italien im Allgemeinen als unausweichliches Verhängniß bezeichnet wird, ſo verkünden andere noch mehr insbeſondere und mit größerer Beſtimmtheit die eigenthümliche Beſtimmung Roms, der Schrecken und die Herrin der Völker zu ſeyn. Dieß geſchieht namentlich, da der Dichter vom Evander, der die fremden Helden auf dem Boden, wo Rom künftig ſtehn ſollte, umherführt, ſo höchſt poetiſch erzählt:

»Sonach führte er ihn zum tarpejiſchen Felſen und zum Sitze des Kapitols, welches gegenwärtig von Golde ſtralt, in der Vorzeit mit wildem Dorngebüſch verwachſen war. Damals ſchon erſchreckte den bangen Landmann das entſetzliche Grauen dieſer Stäte; damals ſchon erbebten ſie vor der verborgenen Macht dieſes Felſens und Waldes. Dieſe Waldung, ſo ſprach er, dieſen mit Gebüſch bedeckten Hügel — wer der Gott ſey, das iſt ungewiß — bewohnt ein Gott: die Arkadier wähnen den Jupiter ſelbſt erblickt zu haben, wenn er oftmals die ſchwarze Aegis in ſeiner Rechten ſchüttelte und Donnerwolken wälzte« *).

Dieß iſt im Grunde das nämliche mit dem, was er an einer andern, öfters angeführten Stelle mit der Beſtimmtheit und Stärke einer majeſtätiſchen Sentenz ausſpricht:

»Du, o Römer! achte dich beſtimmt, mit allgewaltigem Gebot die Völker zu beherrſchen: zu ſchonen der Unterwürfigen: nieder zu ſchmettern, die auf ſich ſelbſt vertrauen.«

Was heißt das anders, als: ſetzt eure Größe in Herrſchbegier,

---

*) Jam tum religio pavidos terrebat agrestes
Dira loci: jam tum silvam saxumque tremebant.
Hoc nemus, hunc, inquit, frondoso vertice collem
(Quis Deus, incertum est) habitat Deus: Arcades ipsum
Credunt se vidisse Jovem, cum saepe nigrantem
Aegida concuteret dextra, nimbosque cieret.

denn das fatum, welchem ſelbſt **Jupiter** weder widerſtehen kann noch will, hat es beſchloſſen, daß ihr die oberſten Gebieter der Welt ſeyn ſollt.

Einem heidniſchen Dichter, der zur Erkenntniß des Einen und lebendigen Gottes, der über der Welt der Freyheit in unzugänglichem Lichte wohnt, nicht vordrang, oder doch nur in dunkler Ahnung denſelben ſich mag gedacht haben, iſt es nun wohl nicht ſehr zu verargen, wenn er das im Erfolg beurkundete Schickſal, als einen geheimen Gottesſpruch und göttlichen Willen verehrte; — und ich will nicht unterſuchen, ob eine ſolche unterwürfige Verehrung nicht vielleicht rühmlicher erſcheinen muß, als das Lukaniſche:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni,

»Die ſiegende Sache hat den Göttern gefallen, aber dem **Cato** die beſiegte,« in ſo fern darin mehr eine ſtoiſche Selbſtvergötterung des menſchlichen Geiſtes, als ein Aufſchwung von den falſchen Göttern zu dem wahrhaftigen und lebendigen Gott ausgedrückt zu ſeyn ſcheint. Ganz anders aber ſind die Forderungen, die an einen chriſtlichen Weltbetrachter und Geſchichtſchreiber in dieſer Hinſicht gemacht werden müſſen. Der Glauben lehrt ihn, daß nichts Böſes von Gott gethan werden kann, weil ſein Weſen Heiligkeit und Liebe iſt; daß aber ſeine anbetungswürdige Vorſehung und Weltregierung unter andern auch durch die Selbſtbeſtrafung des Böſen und durch die Beſtrafung des einen Böſen durch ein anderes ſich wirkſam zeigt; noch viel herrlicher aber dadurch, daß dem Guten das Böſe ſelbſt zum Beſten gereicht, daß Gott aus dem Böſen ſelbſt Gutes hervorgehen läßt, und das Böſeſte ſelbſt, vermöge jener Allmacht ſeiner Liebe zu einem Mittel zum Guten werden läßt. So lauten die einfachen, eben ſo unumſtößlichen, als troſtvoll erhabenen Sätze des Katechismus; es ſcheint aber, daß die neueren Geſchichtſchreiber auch bey ſehr religiöſer Denkart, die Anwendung jener Wahrheiten auf die Weltbegebenheiten oft nicht rein und einfach genug gemacht haben. So ſind, wenn wir nicht irren, auch einige der beſten franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, keineswegs von dem verfehlten Beſtreben frey, eine mißverſtandene Ehrfurcht vor der römiſchen Weltmacht ſelbſt noch durch chriſtliche Dogmen, ich möchte ſagen, zu heiligen. Sie ſtellen den Anwuchs der römiſchen Weltherrſchaft, wie es ſcheint, als von der göttlichen Weisheit ſelbſt angeordnet, herbeygeführt und durch immer einander überbietende Erfolge verherrlicht, dar — weil nach den Planen Gottes jene Einheit der Herrſchaft zur Ausbreitung des Evangeliums und der Segnungen des Chriſtenthums habe dienen ſollen. Aus dieſer höhern Fügung erklärt ſich, jener Darſtellung zufolge, der geheime, geiſtige Grund von der bewundernswürdigen Zweckmäßigkeit des römiſchen Verfahrens im Ganzen und Einzelnen, da alle Tugenden und Fehler, Schickſal, Berechnung und Aufopferung wie auf das eine Ziel der Machtvergrößerung **Roms** gerichtet erſcheinen. — Wäre man aber mit tieferer und vorurtheilsfreyer Würdigung in das Weſen der römiſchen Größe eingedrungen, ſo würde man ſich wohl gehütet haben, in größtentheils ſo verderblichen und gottloſen Grundkräften den Finger Gottes nachweiſen zu wollen, und ähnliche Maximen wohl auch als Muſter wahrer Staatsweisheit aufzuſtellen. Glaubte man in der außerordentlichen Stärke und Wirkſamkeit der ins Spiel gebrachten Kräfte, in ihrem wunderbaren Zuſammengehn und Uebereinſtimmung ſo verſchiedener Zeiten, Parteyen und Individuen für einen und denſelben Zweck, etwas Mehreres, als die natürlichen in Menſchen und Umſtänden liegenden Urſachen annehmen zu müſſen; wollte man hier ein übermenſchliches Wirken und

Walten nachweiſen, ſo konnte es wohl nur ein geiſtig böſes ſeyn; ein dämoniſches und furchtbares vielleicht, aber nicht die Weisheit und Gnade Gottes, noch die Plane der Welterlöſung. — Daß die Eroberung der Welt nicht eher möglich wurde, als bis das Maß der Bosheit bey den übrigen Völkern voll war; daß der allmälich um ſich greifende Tod der alten Welt gerade in der Entwicklung und dem Fortgang der römiſchen Macht ſich beurkundete, daß die Römer das Strafgericht ausübten, während ſie einer ungerechten Begier und ſelbſt vergötterndem Wahne folgten, und daß ſie wiederum in dem nämlichen Maße und Verhältniſſe durch innere Uebel beſtraft wurden, als ſie auswärts ihre tyranniſche Herrſchaft ausbreiteten, daß es endlich gerade die Epoche des größten ſelbſtgeſchaffenen Verderbens und Verſinkens war, welche der Ewige wählte, um das Geheimniß ſeiner Liebe zu offenbaren, um das Werk der Erlöſung zu vollführen, ſolches möchten mit Recht die Fingerzeige geweſen ſeyn, nach denen man die Wirkungen der Vorſehung hätte erforſchen mögen. Dann würde auch alles im geſchichtlichen Unterricht klarer und nutzenreicher geblieben ſeyn; man würde die Größe der heidniſchen Roms insbeſondere, nicht anders als nach ihrem wahren Werthe gewürdiget, und vermieden haben, zu ihrer blinden und unmittelbaren Nachahmung durch täuſchenden Reiz der Worte und durch übel angewendetes Anſehen der alten Autoren aufzumuntern; man würde nicht für ein ähnliches Verfahren chriſtlicher Staaten aus ſo unreiner Quelle einen falſchen Glanz oder Beſchönigung geſucht haben. Auch die unläugbaren Tugenden der Römer, auch die Mittel wodurch ſie die Freyheit ihrer Vaterſtadt heldenmüthig bewahrten, würden mehr nach dem Grunde und innern Werthe ihres Patriotismus beurtheilt worden ſeyn, und die Einſicht in die politiſchen Pflichten der Chriſten nicht verwirrt haben. Hätte man jenen einfachen Weg immer betreten, das Böſe als böſe darzuſtellen, und die entgegen geſetzten ganz verſchiedenen Wirkungen der göttlichen Weltregierung und des Geiſtes des Verderbens, jede in ihrem wahren Lichte erſcheinen zu laſſen, ſo würde man auch von mancher auf Verwechslung und Unklarheit der Vorſtellung beruhenden, falſchen Vermiſchung des Geiſtlichen mit dem Weltlichen freyer geblieben ſeyn. Man würde nicht in Verſuchung gekommen ſeyn, den Primat Petri und ſeiner Nachfolger, als den wahren Grund- und Schlußſtein der chriſtlichen Kirche, mit jener Weltherrſchaft des togatragenden Volks (agnosco rerum dominos, gentemque togatam) gewiſſermaßen als gleichartig und übereinſtimmend darzuſtellen, und unter einen und denſelben Geſichtspunkt zu bringen. Eben ſo wenig würde man chriſtlichen Regenten eine Benutzung der Religion für Zwecke einer vielleicht gar ſchlechten und falſchen Politik mit Augurenweisheit angeprieſen haben. — Auch die Kunſt der Alten möchte man mit richtigerem Urtheil, reinerer und mehr beſonnener Bewunderung und fruchtbringenderem Studium erforſcht und angewendet haben, und die Nachahmung würde nicht auf Abwege gerathen ſeyn, woſern man jedes Verdienſt nur an ſeiner wahren Stelle und nach ſeinem wahren inneren Werthe geachtet hätte.

Möchte man alſo die Schickſale Italiens mehr mit einem unbefangenen und umfaſſenden Blicke zu erforſchen ſuchen, ohne ſich durch das, was geſchehen iſt und durch den Glanz des Erfolges, in dem Urtheil über das, was der göttlichen Ordnung gemäß hätte geſchehen ſollen, irre machen zu laſſen. Man würde dann jede nur täuſchende Größe auch in ihrer verborgenen Verächtlichkeit erkennen, und das Verderbliche mit verdientem Schmerz und Wehmuth betrachten. Vielleicht, daß man auf dieſem einfachen Wege dann auch von ſelbſt auf jenen Punkt der Be-

trachtung gelangte, wo wir das von Gott wahrhaft geſendete, und gewirkte Gute gerade dorthin gepflanzet, und dahin eindringend, und daher hervorſprießend erblicken, wo durch menſchliche Schuld das größte Uebel und die größte Abweichung von der natürlich guten Beſtimmung war, und wo ſelbſt das Böſe durch die Hand Gottes in ein Mittel und Werkzeug zum Guten verwandelt erſcheiut. Auch aus dem Leben und den Thaten einzelner Menſchen würde dann hervorgehn, wie durch die Anweſenheit und Macht des Böſen, das Gute ſelbſt erſt zu jener Reife, Kraft, Entſchiedenheit und Verherrlichung gelangt, wodurch es zu dem eigentlichen Glanz und Adel der Weltgeſchichte ſo vieles beyträgt. Faßte man ſo alle Thatſachen in ihrem wahren Lichte auf, ſo würde auch ein reinerer Ton der Freude und des Muthes aus der Geſchichtsforſchung in uns zurückbleiben, welcher beytragen könnte die Kraft des Gemüths von dem Schlechten hinweg, und dem ewigen Guten zuzuwenden, ungeirret durch fatum, Erfolg und zweydeutigen Ruhm.

Literariſche Notizen.

Engliſche politiſche Literatur.

Memoires of the last ten Years of the Reign of King Georges II. By Horace Walpole, Earl of Orford, from de original Mss.

(Aus dem Quarterley Review Nr. 53.)

Sind Memoiren des bekannten Staatsminiſters über die Begebenheiten, und handelnden Perſonen, mit denen derſelbe in Berührung kam, während der im Titel angegebenen Zeit (1750—1760). Der Verfügung desſelben zu Folge in ſeinem Teſtamente vom 21. März 1790 wurde das Manuſcript dieſer Memoiren mit noch andern Papieren ſo lange verſchloſſen aufbewahrt, bis Lord Waldegrave, der Sohn ſeiner Nichte, das fünf und zwanzigſte Jahr erreicht hatte, welchem dieſelben ſodann im Jahre 1810. eingehändiget wurden. Dieſer oder vielmehr Lord Holland, dem es jener überlaſſen, publicirte ſie erſt im verwichenen Jahre: der Verfaſſer der Anzeige im Quarterly Review unterſucht die Gründe für und wider, ob dieſe Publicirung hätte geſchehen ſollen, oder nicht, weil faſt der ganze Inhalt aus herabwürdigenden und denigrirenden Schilderungen der verſchiedenſten Perſonen aus allen Klaſſen beſtehe, indem unter den tauſend Namen, welche vorkommen, nur ein einziger ohne mehr oder minder diffamirenden Tadel bleibe, und das Ganze faſt nur einem zu zwey Quartbänden ausgedehnten Libell gleiche. Das einzige, ſo an demſelben zu rühmen bleibe, ſeyen die mitgetheilten Parlamentsdebatten, an welchen Walpole Theil genommen, und beſonders einige Reden des Herrn Pitt; nicht etwa bloß des Inhalts wegen, ſondern beſonders wegen der geiſtreichen Form der Darſtellung, welche ſich ſo weit über die auf dem jetzt gewöhnlichen Wege erhaltenen Parlamentsberichte erhebe. »Es geſchah nicht früher, als unter der Regierung des zuletzt verſtorbenen Königs, daß das Parlament kounivirend die Publicirung ſeiner Debatten zugeſtand, indeſſen hatte ſchon von der Thronbeſteigung des Hauſes Hannover an, irgend einige Berichtserſtattung von den Verhandlungen der beyden Häuſer, obwohl mit laugen Unterbrechungen und durch verſchiedene Kunſtgriffe, ihren Weg zum Publikum gefunden. Irgend ein gutherziges Mitglied theilte Namen, Ordnung und abgegebene Stimmen der Redner mit, oder irgend ein diskreter Zuhörer in der Gallerie

merkte ſie ſich; zuweilen wohl auch eine leichte Skizze ihrer Argumente; und andere geiſtreiche Individuen wurden dann verwendet, um dieſe Umriſſe auszufüllen, oder vielmehr ſie zu einer regelmaßigen Debatte zu verarbeiten, welche, wie uns dünkt, ungefähr eine eben ſo große Gleichheit mit dem wirklich Vorgefallenen haben mochte, als von einem Portrait erwartet werden dürfte, deſſen Farben eine Perſon auftrüge, welcher das Original nie zu Geſichte gekommen wäre. Dieſer Mangel an Treue ſowohl, als auch der Verzug von mehreren Monaten, ehe ſie geliefert wurden, ließ dieſe Berichte ſehr ungenügend erſcheinen, und wir finden dem gemäß, daß einige Mitglieder die Gewohnheit angenommen hatten, ſich von dem Vorgefallenen einiges aufzuzeichnen, für ihren eigenen Gebrauch, oder zur Unterhaltung ihrer Freunde und ſolcher, mit denen ſie im brieflichen Verkehre ſtanden. Eine Vergleichung von einigen dieſer authentiſchen Skizzen mit den pomphaften Berichten der Zeitblätter findet ſich angeſtellt in den neuern Ausgaben der Parlamentsdebatten; man ſieht daraus, wie ungleich die Wirklichkeit dieſen letztern ſieht; aber nichts von der Art, was wir je geſehen, kommt dem Glanze, der lebhaften Zeichnung und der Wahrheit von einigen der Walpole'ſchen Berichte bey; im Allgemeinen ſind dieſelben ſehr kurz, und was den Ausdruck anbetrifft, von nur unvollſtändiger Abfaſſung; aber die Gegenſtände, die Art und Weiſe, der Geiſt der Redner ſind wunderbar beybehalten, und wir zweifeln ſehr, ob ein ganz detaillirter Bericht, wie derſelbe gegenwärtig alle Tage geliefert wird, eine eben ſo treffende Vorſtellung von dem wahren Gange und der Wirkung einer Debatte geben könne, als Walpole ſie in wenigen Zeilen gibt. — Er leiſtet alles, was geleiſtet werden kann: er ſagt uns den Gegenſtand des Redners, die am meiſten hervorſtechenden Punkte der Rede, und wo er ſie ausheben kann, einige von den eigenſten Ausdrücken; und ſodann die Wirkung, welche die Rede auf die Zuhörer — Freunde, Gegner und Neutrale — ausgeübt. Wir wählen nicht gerade den beſten, wohl aber den kürzeſten dieſer Berichte aus, um ihn hier beyſpielsweiſe mitzutheilen:

»Eine andere, die Wahlen betreffende Bittſchrift kam in Anregung — das Haus war dünn beſetzt und läßig. Ein junger Delaval hatte gegen den Bittſteller geſprochen, in einer pomphaften und anzüglichen Weiſe, und das Haus zum Lachen gebracht durch die Stichworte von Korruption und Wahlbeſtechung. Pitt, der in der Gallerie war, ſtand raſch auf, kam mit Ungeſtüm herab, und mit allem ſeinen früheren Feuer begann er: Er habe nach dem Grund eines ſolchen Lärmens gefragt, und mit Schmerz werde er inne, daß er habe müſſen lachen hören über einen ſolchen Gegenſtand, als Wahlbeſtechung! Werden wir auch im Innern des Hauſes, werden wir ſelbſt unſre Würde antaſten, während ſolche Angriffe von außen her auf ſie gehäuft werden? Sie ſey ſchon ganz verloren, ſie bedürfe fürwahr unterſtützender Hülfe, ſeit lange ſchon welke ſie, kaum noch möge ſie wiedergewonnen werden! Er hoffe, daß der Sprecher ſeine ſchützende Hand reichen werde, ihr wieder aufzuhelfen, er allein vermöge das — ja kaum noch er! Er rief alle auf, Beyſtand zu leiſten, oder ſonſt, ſagte er, werden wir nur mehr zuſammen ſeyn, um die Willkürbeſchlüſſe einzutragen irgend eines zu mächtigen Unterthanen!« Dieſer Donnerſchlag von ſo lange heiterem Himmel verbreitete Beſtürzung in der Verſammlung: Murray ſaß gekrümmt, ſchweigend und erſchreckt. Kaum daß Legge ſich erhob, doch nur um mit großer Demuth zu ſagen: Er ſey ganz allein durch die Whigs erhoben worden,

und wenn er früher oder ſpäter wieder fallen ſollte, ſo würde er auf nichts anders ſtolz ſeyn, als auf den Namen eines W h i g.«

Siehe welches Gemälde iſt hier! — ein dünnbeſetztes und läßiges Haus — Herr P i t t ſorglos in der Gallerie — das thörichte Gelächter unten — das Aufſpringen — das Feuer — der Donnerſchlag aus ſo lange heiterer Wolke — die Verwirrung bey den Zuhörern — der Schrecken und das Schweigen des ſonſt ſo kühnen und gewandten M u r r a y, und die gleichſam abbittende Demuth des Kanzlers der Schatzkammer — alles, alle Züge ſind mit einem Geiſt und einer Kraft gemalt, von welcher der gewöhnliche Styl der Parlamentsberichte uns nicht die allermindeſte Vorſtellung gewähren kann. —

***On population. An Inquiry concerning the Power of Increase in the Numbers of Mankind, being an Answer to Mr. Malthus's Essay on that subject. By William Godwin. London* 1821.**

(Aus dem Quarterly Review, Nr. 51.)

Vor dreyßig Jahren etwa, gab Herr G o d w i n eine Unterſuchung der politiſchen Gerechtigkeit heraus, in der Abſicht, wie in der Vorrede des vorliegenden neueſten Werkes von ihm geſagt wird, alles (in ſeinem Sinne) Beſte und Liberalſte aus der geſammten Staatswiſſenſchaft zuſammen zu ſtellen, dasſelbe gedrängter in einem Syſtem zu ordnen und es um etwas weiter darin zu bringen, als von irgend einem vorhergehenden Schriftſteller geſchehen ſey. Das Werk trug das Gepräge eines an tieferes Nachdenken gewöhnten Geiſtes, aber auch eines Geiſtes von ſo übertriebenem Zutrauen auf eigene Kräfte, daß er in ſeinen Gedanken ohne Umſtände umſtürzt, was ſeither für das Ehrwürdigſte und Beſte in der Geſellſchaft gehalten worden, um auf den Trümmern desſelben die phantaſtiſche Aufführung ſeiner eigenen Plane zu gründen.

Seinen Meinungen eine beſſere Aufnahme zu bereiten, wendete der Verfaſſer alles geiſtige Vermögen an, um zu ſchildern, oder vielmehr um zu übertreiben, die aus der gegenwärtigen Ordnung der Geſellſchaft fließenden Laſter und Thorheiten, und dagegen den Zuſtand von Glückſeligkeit zu erheben, welcher aus der Annahme ſeines eigenen Syſtems hervorgehen würden, — das heißt, eine geträumte allgemeine Herrſchaft von Tugend und Wohlfahrt, nach gänzlicher Abſtellung von Religion, Regierung, Privateigenthum, Ehe und einigen andern unbequemen Dingen ähnlicher Natur. Wir müſſen jedoch zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß Herr G o d w i n nicht einen gewaltſamen oder plötzlichen Umſturz beſtehender Inſtitutionen bezielt; Vernunft allein, ſagt er, ſoll angewendet werden, um die allgemeine Zuſtimmung bey Abſchaffung vorhandener Mißbräuche zu ſichern, und die Mitwirkung der Menſchen zu den beabſichtigten Verbeſſerungen an die Stelle von jenen zu gewinnen. Aber das Syſtem iſt an ſich ſelbſt ſo unvernünftig, daß eine nachtheilige Wirkung von dieſem Werke kaum zu befürchten ſchien; jedoch trug des Verfaſſers Geſchicklichkeit im Argumentiren in Verbindung mit dem Feuer des Ausdrucks dazu bey, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln; um ſo mehr in einer Zeit, deſſen ernſte Zeichen in ſo manchen Gemüthern die Erwartung von irgend welcher politiſchen Wiedergeburt erweckt hatten. Von denen, welche eine ſolche Erwartung hegten, wurde der Milzſüchtige ſo gut, als der Sanguiniſche, der Revolutionärgeſinnte ſowohl

als der Freund von Reformen gleichmäßig von einem Werke in Anſpruch genommen, welches mit Kraft die (wirklichen oder nur ſcheinbaren) Uebel der beſtehenden Inſtitutionen ſchilderte, und mit Enthuſiasmus eine eingebildete Glückſeligkeit Aller welche aus einem idealen Syſteme hervorgehn ſollte, ausmalte. Zufällige Mißbräuche wurden mit weſentlichen Uebeln verwechſelt, und die Wagſchale des Guten, welches von der Erfahrung aller Alter und Zeiten beſtätigt worden, wog nur leicht in Vergleichung mit der Glückſeligkeit eines ſolchen politiſchen tauſendjährigen Reiches, deſſen Zuſatz von Uebel freylich noch keine Erfahrung gezeigt hatte, bey welchem aber überſehn zu werden ſchien, daß auch die Hoffnung des Guten noch von jeder Beſtätigung durch die Erfahrung entblößt ſey.

Herr *Malthus*, indem er Andern die Vertheidigung der beſtehenden Inſtitutionen überließ, und zugleich die Nachweiſung der unermeßlichen Irrthümer und Abgeſchmacktheiten in jenen, welche die Einbildung des Herrn *Godwin* an ihre Stelle geſetzt hatte, unternahm es bloß, den Beweis zu führen, daß auch ſelbſt dann, wenn man dieſem alle ſeine falſchen Vorderſätze einräumte, und einen Augenblick ſich alle jene großen Bande zerriſſen denken wollte, welche während ſechs tauſend Jahren, die Geſellſchaft immer um ſo kraftvoller gemacht haben, je feſter ſie angezogen waren, und dagegen ſich die Eingebungen des Herrn *Godwin* verwirklicht dächte — daß auch dann in der Natur ein Princip vorhanden ſeyn würde, wider welches derſelbe eine Gegenwirkung weder vorgeſehen habe, noch auch vorſehen könnte, und deſſen Wirkſamkeit das ganze Gebäude ſeines Syſtems, ſobald es nur aufgeführt wäre, wieder einreißen müßte. Denn man denke ſich einmal die menſchliche Natur ſo fortgeſchritten (nämlich im philoſophiſch ſich wähnenden Traum), daß ſtatt der Selbſtliebe die allgemeine Menſchenliebe die ſtärkſte Triebfeder in dem Gemüthe eines jeden Individuums wäre, und dieſe Liebe ſo erleuchtet, daß die eigene Einſicht eines Jeden alle Nothwendigkeit höherer Leitung und von Religion und Legiſlation herfließender Beweggründe beſeitigte; man ſtelle ſich die ganze Erde, wie einen Garten angebaut vor, und ihre Erzeugniſſe gleich vertheilt unter ihre im dichten Gewimmel ſich regenden Bewohner, alle unter einander verbunden, wie eine große Familie, in wechſelſeitiger Liebe; jeden arbeitend für den gemeinſchaftlichen Unterhalt; jeden ſeine geiſtigen Fähigkeiten gebrauchend zur Verbeſſerung der erkennenden Kräfte und zur Vermehrung der ſittlichen Vollkommenheit und Befriedigung Aller. Man denke ſich einmal alles dieſes verwirklichet, und in weniger als einem halben Jahrhundert, ſagt *Malthus*, würde das ganze ſchöne Traumbild wiederum verſchwinden, und Selbſtſucht, Laſter und Elend aufs neue triumphirend Beſitz von der Welt ergreifen, und das in Folge eines zwar einfachen, aber unveränderlichen Naturgeſetzes, dem des verſchiedenen Verhältniſſes nämlich, in welchem unbeſchränkte Bevölkerung und die Fruchtbarkeit des Bodens, wie ſelbe auch immer unterſtützt werden möge, zunehmen. Denn die Richtung des Fortganges der Bevölkerung wird dahin zielen, ſich jedesmal innerhalb fünf und zwanzig Jahren zu *verdoppeln*, während der warmblütigſte Unternehmer keinen Anſpruch darauf machen darf, die Kräfte der Fruchtbarkeit des Bodens in dem jedesmaligen gleichen Zeitraum um mehr, als einen, den erſten Kräften derſelben *gleichen* Betrag zu vermehren; oder in andern Worten, *die Vermehrung der Bevölkerung findet in geometriſcher, die der Fruchtbarkeit des Bodens nur in arithmetiſcher Progreſſion Statt*; ſo daß während die erſtere das Streben hat, ſich wie 1, 2, 4,

8, 16, 32 — zu vermehren, die letztere nur das Streben hat, es wie 1, 2, 3, 4, 5, 6 zu thun, — und ſo würde die Ungleichheit und das Mißverhältniß zwiſchen Nahrung und Menſchenzahl bey jeder weiteren Zeitepoche zunehmen. Es iſt jedoch leicht abzuſehen, daß wenn dieſer Grundſatz der richtige iſt, die Reihe der Zeitepochen bald durch große Sterblichkeit abgebrochen werden müßte, und daß in der Annäherung an dieſes Aeußerſte, das quälende Bedürfniß des Hungers die zarten Vorſtellungen eines geläuterten Wohlwollens übertäuben dürfte; daß der Stärkſte die größten Biſſen für ſich greifen würde, und der Schwächere verderben müßte; mit einem Worte, daß das ganze Geſchlecht in einen Zuſtand von Barbarey zurückfallen würde, aus welchem dasſelbe bis zu dem Grade von Civiliſation wiederum zu erheben, in welchem Herrn Godwins Theorie dasſelbe angetroffen hatte, ganze Menſchenalter nöthig ſeyn würden. Wenn in dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft das nämliche von Herrn Malthus dargeſtellte Princip der Bevölkerung nicht erlaubt, alles Uebel abzuhalten, ſo wird doch der Rückfall in Barbarey durch die Extreme von Laſter und Elend, vermöge der Zügelung durch Religion und Geſetze zurückgehalten; ſo wie durch den Antrieb individueller Anſtrengungen, welchen die Sicherheit des Privateigenthums darbietet, und durch die ausſchließenden Rechte der Ehe, welche alle edlen Gefühle pflegt und nährt in gegenſeitiger Zuneigung zwiſchen Gatten, Aeltern und Kindern.

Herr Godwin hätte, wenn er gewollt, wohl in Erwiederung hierauf ſagen können, daß wenn man des Herrn Malthus Grundſatz zugäbe, dennoch in dem Zuſtand einer ſo hoch erhabenen Tugend, als die Theorie Godwins vorausſetzt, man nicht annehmen müſſe, daß die Individuen den rohen Antrieben ihrer Natur folgen würden, um die Zahl der menſchlichen Weſen (ihrer eigenen Befriedigung zu Liebe) über das Maß der gemeinſamen Nahrungsmittel hinaus in einer Weiſe zu vermehren, die die öffentliche Wohlfahrt hinderte. Er hat auch wirklich nicht unterlaſſen, ſich dieſer Vertheidigung zu bedienen, aber bloß als eines untergeordneten Argumentes; weil ihm nämlich ſehr wohl bewußt war, daß wenn der Grundſatz des Herrn Malthus zugegeben wird, der unmittelbare Einfluß desſelben auf das Intereſſe der gegenwärtig beſtehenden Staatsgeſellſchaft ſeine Spekulationen über entfernte und nur als möglich gedachte Arten des Daſeyns ſogleich in Vergeſſenheit ſtürzen müſſe. Er ſcheint wirklich ſchon etwas Derartiges erfahren zu haben. »Der Verſuch über Bevölkerung (von Malthus nämlich) hat Beſitz genommen von der öffentlichen Denkart,« und der Verfaſſer des Werkes über politiſche Gerechtigkeit hat vergeblich darauf gewartet, die Irrthümer des Herrn Malthus von ſelbſt ſich verlieren oder durch die Schüler der Godwinſchen Schule zerſtört zu ſehen. Da er fand, daß »jenes Werk ſich noch in ſeiner glücklichen Laufbahn behauptet, ſo bewog ihn das, ſo ſagt er, ſich ſelbſt auf die Breſche zu ſtellen und anzugreifen, nicht allein die untergeordneten Argumente, oder die Schlußfolgen, ſondern das Hauptprincip ſelbſt.« So ſind alſo beyde Theile im wirklichen Kampfe begriffen.

Herr Malthus hat ſeine geometriſche Progreſſion auf die Erfahrung der nordamerikaniſchen Kolonien begründet, welche während der letzten 150 Jahre ihre Bevölkerung in einem Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren jedesmal verdoppelt haben. Herr Godwin wirft nicht ohne Grund ein, daß eine ſo materielle Annahme zu unbeſtimmt begründet worden ſey, es würde aber allerdings nicht leicht geweſen ſeyn, mehr Beſtimmtheit anzuwenden. Denn wenn auch alle Belege durch

Zählungstabellen u. ſ. w. angewendet worden wären, um die Behauptungen und Schlüſſe von Price, Franklin, Styles, Pitkin u. ſ. w. zu rechtfertigen: ſo würde doch die behauptete Vermehrung der Bevölkerung ums Doppelte, allein durch Fortpflanzung in jedem Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren nicht hinlänglich bewieſen werden können; weil nämlich alle Berechnungen hierüber durch den nicht genau anzugebenden Betrag der Einwanderungen geſtört werden, welcher ſich in alle einzelnen Theile der Berechnung miſcht. Aber mit Beſeitigung dieſer Einzelnheiten halten wir uns für jetzt nur in der allgemeinen Anſicht der Frage, und ſuchen den Grundſatz ſelbſt zu erörtern, nicht aber den Grad ſeiner Wirkſamkeit, oder das Verhältniß, in welchem derſelbe in Anwendung tritt.

In dem vierten Kapitel des zweyten Buches gibt Herr Godwin einige ſchätzbare Tabellen über die Bevölkerung von Schweden, aus denen er folgenden Schluß zieht. »In Schweden hat während einer gewiſſen Periode eine progreſſive Zunahme der Bevölkerung Statt gefunden, und wir haben gute Gründe, anzunehmen, daß dieſe Zunahme bloß oder doch hauptſächlich nur die Folge von dem Princip der Fortpflanzung iſt. Nach dem zu urtheilen, was in den vier und funfzig Jahren von 1751 bis 1805 ſich dort ergeben hat, ſollte man ſagen, daß die menſchliche Gattung in gewiſſen Lagen und unter gewiſſen Verhältniſſen ſich verdoppeln würde, in etwas mehr als hundert Jahren *).

Hiermit wird alſo (ſelbſt von Godwin) zugegeben, daß unter gewiſſen Verhältniſſen die Bevölkerung das Streben hat, ſich in hundert Jahren zu verdoppeln, und ſo iſt alſo das Princip von der geometriſchen Progreſſion für die Vermehrung der Bevölkerung durch die eigenen in ſeinem Werke enthaltenen faktiſchen Angaben begründet. Und doch wird dort geſagt, daß die Theorie des Herrn Malthus offenbar auf nichts beruhe, und daß es wahrlich Zeit ſey, daß Jemand dieſes Kartenhaus wegblaſe, und das wird ſo bewerkſtelligt. Weil das Wort, geometriſche Progreſſion, gebraucht worden, ſo haben ſich Godwin und ſein Freund Herr Booth (welchen jener braucht, um ihm in mathematiſchen Unterſuchungen Hülfe zu leiſten) in den Sinn geſetzt, daſſelbe im ſtrengſten mathematiſchen Verſtande zu nehmen. Sie machen einen großen Aufwand von unnützer Mühe, um zu zeigen, daß ſo lange als kein gleichmäßiger Fortgang von Jahr zu Jahr erwieſen worden, die Verdopplung der Zahl in beſtimmten gleichen Zeiträumen keine geometriſche Progreſſion könne genannt werden, und das Geſetz des Aufſteigens unbekannt bleibe. Mit eben ſo viel Recht möchten ſie darüber triumphiren, wenn ſie etwa bewieſen, daß wenn in Amerika eine Bevölkerung von drey Millionen in fünf und zwanzig Jahren zu ſechs Millionen weniger eins würde, und in funfzig Jahren zu zwölf Millionen plus eins, man nicht ſagen könnte, daß die Bevölkerung in dem erſten Zeitpunkt ſich zu jener im zweyten verhielte, wie dieſe zu der in dem dritten. Es iſt einleuchtend, daß das Wort, geometriſche Progreſſion, niemals im ſtrengſten mathematiſchen Verſtande konnte zu nehmen ſeyn. Hume, da er von einem Geſetze ſpricht, welches dem Uebertreter mit allen jenen, die mit demſelben verkehren, den gleichen Grad von Strafbarkeit zuerkennt, behauptet

*) In etwas weniger als hundert Jahren, würde die richtige Folgerung ſeyn; denn (ohne in das Kleine bey einer ſolchen Progreſſion einzugehen) wenn in vier und funfzig Jahren 1 = wird 1 1/2, ſo wird dieſes 1 1/2 in einem zweyten Zeitraume von vier und funfzig Jahren werden = 2 1/4 und in hundert Jahren würde es einen kleinen Bruch über zwey geben.

»daß durch ein ſo ſtrenges und unweiſes Geſetz Verbrechen und Strafen in einer geometriſchen Progreſſion vervielfältigt würden.« Er hätte nicht mit bündigerer Strenge des Ausdrucks bezeichnen können, daß ein ſolches Geſetz jeder Uebertretung ein Streben einpflanze, die Zahl der Uebertreter zu vermehren; und in jedem von dieſem dann wieder, nach der geſelligen Natur des Menſchen, ein Streben zu gleicher Ausbreitung vorhanden ſey. Und doch, wenn irgend ein mathematiſcher Kritiker Hume aufgefordert hätte, das Geſetz des Auffteigens zu beweiſen, nach welchem Verbrechen und Strafen ſich vermehren müßten, ſo dürfte er, wofern er nämlich jenen einer Antwort gewürdigt hätte, allerdings Schwierigkeiten gefunden haben, ſcharfe Beweiſe für die geometriſche Progreſſion beyzubringen.

Was nun die arithmetiſche Progreſſion anbelangt, welche als das Verhältniß der Zunahme der Fruchtbarkeit des Bodens angegeben worden, ſo haben ebenfalls die Herren Godwin und Booth dieſen Ausdruck in einem ſcharfen mathematiſchen Sinne nehmen wollen. »Wenn, ſagen ſie (p. 248), die Quantität der Nahrungsmittel zunimmt, ſo iſt klar, daß das nicht ſprungweiſe jedesmal nach fünf und zwanzig Jahren geſchehen wird, ſondern in vielen Zwiſchenzeiten.« Doch zu was dieſes verfängliche Spiel? Herr Malthus hat es bey ſeiner Behauptung nur mit dem Reſultat in den angegebenen Perioden zu thun, und nicht mit dem gleichmäßigen oder minder gleichmäßigen Fluſſe des Anwachſes u. ſ.w.

Damit aber nicht irgend welche Leſer die Meinung hegen mögen, als handelte es ſich bey dieſer Sache um eine techniſche mathematiſche Aufgabe, ſo wollen wir mit ausführlicheren Worten ſagen, was wir uns unter dem Grundſatze des Herrn Malthus denken. Die Bevölkerung hat unter begünſtigenden Umſtänden die Tendenz, ſich zu vermehren, und wie ſehr ſie ſich auch vermehren möge, ſo liegt in jedem neuen Zuwachs ſowohl das Vermögen als der fortwährende Antrieb zur Anwendung dieſes Vermögens: ſich immer noch aufs Neue zu vermehren. Wenn dagegen die Fruchtbarkeit von irgend einem Stücke Land, durch irgend welche begünſtigende Umſtände vermehrt wird, ſo hat der dadurch gewonnene Zuwachs weder das Vermögen noch einen Antrieb in ſich, einen noch weitern Zuwachs an Fruchtbarkeit hervorzubringen. So geſchieht, daß, ſobald die Bevölkerung ſich verdoppelt hat, ſie die Tendenz in ſich trägt, ſich abermals zu verdoppeln, wogegen die verdoppelte Fruchtbarkeit keine ſolche Kraft in ſich hat, ſich wiederum zu verdoppeln. Die zweyfache Fruchtbarkeit kann an ſich ſelbſt nicht Urſache von vierfacher Fruchtbarkeit ſeyn; zweyfache Bevölkerung kann aber die Urſache einer vierfachen Bevölkerung werden, und hat außerdem einen ſtarken Antrieb es wirklich zu werden. Die großen Folgerungen aus dieſem Principe ſind, daß die natürliche Richtung der Bevölkerung dahin geht, ſich ſchneller zu vermehren, als die Nahrungsmittel vermehrt werden können, und daß demnach die Anſtrengungen der Völker und die Wirkſamkeit der Geſetzgebungen dahin zielen mögen, die Fruchtbarkeit ihres Bodens zu vermehren, welcher keine natürliche Triebkraft in ſich hat nach einer ſolchen Vermehrung; und daß, wenn dieß geſchehen iſt, man ſicherlich darauf rechnen dürfe, daß auch die Bevölkerung verhältnißmäßig zunehmen werde, welche ein natürliches Vermögen und Triebkraft zur Selbſtvermehrung in ſich trägt. Wo hingegen Geſetzgeber, welche zuvörderſt die Vermehrung der Bevölkerung aufmuntern, noch einen neuen Antrieb hinzufügen, wo durch Mangel an Vorausſicht bey den Einzelnen, ſchon eine

Hinneigung zum Zuviel vorwaltet, und ſo Elend und Laſter vermehren, als die natürliche Folge eines ſollen Fehlgriffs.

Herr Malthus wurde mit Bitterkeit vom unwiſſenden großen Haufen angefeindet, und von ſolchen, deren verfeinerter oder reizbarer Geiſt ſie mit Abſcheu jeden Wunſch betrachten ließ, der dahin ging, die Anzahl der menſchlichen Weſen zu beſchränken, nachdem ſie ſich einmal gewöhnt hatten, die Glückſeligkeit der Menſchen nach ihrer Anzahl zu ſchätzen. Es ſey, ſagten ſie, ein Widerſtreben gegen die vornehmſte Abſicht der Natur, nämlich zum Wohlſeyn beſtimmte Weſen hervorzubringen und eine Verletzung des erſten Gebots des Gottes der Natur: »Wachſet und mehret euch;« und ſie hielten ſich nicht mit der Betrachtung auf, daß, wenn die Bevölkerung vermehrt wird, ohne daß auch zugleich die Nahrungsmittel vermehrt werden, zwar Weſen hervorgebracht werden, die zur Wohlfahrt beſtimmt ſind, aber die darum nur um ſo elender ſich fühlen, wenn ihr Loos Leiden ſind, und daß das nämliche höchſte Weſen, welches den Befehl gab: »Wachſet und mehret euch,« uns auch gelehrt hat, daß die Tugend in Beherrſchung der Leidenſchaften beſteht, um ſie für den Zweck der menſchlichen Glückſeligkeit wirkſam zu machen. Wir ſind auch belehrt worden (in dem weisheitvollſten Gebete, welches der gebrechliche Menſch jemals angewieſen worden, zu ſprechen), um Abwendung der Verſuchung zu bitten; welch einer größeren Verſuchung aber könnten die Menſchen im Ganzen wohl ausgeſetzt werden, als wenn ihre Anzahl das Maß der Mittel zu einem gedeihlichen Leben überſteigt? Sie müſſen dann entweder im phyſiſchen Elend ſchmachten, oder ſich des unmittelbaren Drucks desſelben durch Laſter erwehren, welches ein noch weſentlicheres Elend iſt. Dieſes, in ſeiner ſcheußlichen Verflechtung enthält die Strafe, welche von der Natur auf jeden Mißbrauch der von ihr gegebenen Kräfte geſetzt werden, und indem es auf die Länge die zu große Bevölkerung wiederum lichtet und zerſtört, thut es auf dieſe Weiſe der ganzen Maſſe des Uebels Einhalt.

Herr Godwin braucht unter andern auch dieſes Argument (B.I.ch.6): Wenn es wahr iſt, daß die ungehinderte Bevölkerung ſich jedesmal in fünf und zwanzig Jahren verdoppelt, ſo müſſen in einem Lande, deſſen Bevölkerung ſich gleich bleibt, um eine eben ſo große Anzahl (als das Ganze der Bevölkerung beträgt) mehr ſterben, als in einem Lande der Fall iſt, in welchem die Bevölkerung ſich verdoppelt.« Dieſes Argument wiederholt ſich unter mancherley Geſtalt durch das ganze Werk, aber es vermag freylich in keiner Geſtalt die darin enthaltene ganz falſche Annahme zu verbergen, daß eben ſo häufige, eben ſo frühe, und eben ſo fruchtbare Ehen in einem Lande Statt finden müßten, wo der Arbeitslohn niedrig und die Lebensmittel theuer ſind, als in einem andern, wo der Arbeitslohn hoch und die Nahrungsmittel wohlfeil ſind. Im Gegentheil wir wiſſen, daß dort, wo die Menſchen den Druck des gegenwärtigen Mangels fühlen und größeren vorherſehn, ſie im Allgemeinen ſich nicht dem äußerſten Grade des Uebels ausſetzen, ſondern ſich ſchon gehindert fühlen durch die Abſtufungen des Uebels, welche durch die Tendenz nach einer Ueberbevölkerung bewirkt werden. Es muß indeß zugeſtanden werden, daß viele Einzelne ſich wirklich in dieſe äußerſte Noth verwickeln, und daß in Folge deſſen die Sterblichkeit, beſonders unter den Kindern ſolcher unvorſichtigen Aeltern, ſehr groß iſt. Und eben um zuvorzukommen dieſer Sterblichkeit, und allen jenen Laſtern und Gattun-

gen des Elends, welche ſich mit derſelben zugleich einfinden, iſt das Bemühen des Werkes von Herrn Malthus, welches in keiner Weiſe Zunahme der Bevölkerung an ſich ſelbſt als ein Uebel betrachtet, ſondern nur in ſo fern als dieſer Zuwachs einer verhältnißmäßigen Vermehrung der Nahrungsmittel zuvoreilt.

Aber Herr Godwin hat ein ganzes Buch dazu angewendet (das fünfte) um zu zeigen, daß die Nahrungsmittel unerſchöpflich ſeyn, und reichlich zulangen, um alle jene verdoppelte Bevölkerung, von welcher wir einige wirkliche Evidenz haben, zu ernähren; denn wir haben es (wie er artig bemerkt) nur mit einer wirklichen, nicht mit einer bloß möglichen Bevölkerung zu thun; mögliche Menſchen eſſen nicht, wie freylich wirkliche Menſchen thun.« p. 480. Dieſe ganze Partie, und wirklich ein großer Theil des Werks gründet ſich darauf, daß Herrn Malthus fälſchlich der Wunſch zugeſchrieben wird, die Bevölkerung in ihrem jetzigen Höheſtande niederzuhalten, als ob die mögliche Menge von Nahrungsmitteln eben jetzt ſchon vorhanden wäre. Nun beſteht aber alles, was Herr Malthus ſagt, darin: Ihr möget auf Vermehrung der Lebensmittel bedacht ſeyn, ſo wird die Bevölkerung ſich von ſelbſt vermehren; dagegen aber vermehrt nicht die Bevölkerung mit Rechnung auf den höchſt möglichen Grad von Lebensmitteln; denn bedenket wohl, daß bloß mögliche Speiſe nicht gegeſſen werden kann, wenn es gleich die wirkliche kann. Und doch hält Herr Godwin, welchem wohl nicht unbekannt iſt, daß ſolches die eigentliche Lehre ſeines Gegners ausmacht, es nicht unter ſeiner Würde, Vorurtheilen des großen Haufens zu ſchmeicheln, indem er in das gemeine Geſchrey einſtimmt, und uns erzählt, Herr Malthus »wolle die eine Generation vor Hunger umkommen laſſen, um die nächſtfolgende zu tödten« p. 505, und uns gern überreden möchte, Krieg, Hungersnoth und Peſt als die wahren Freunde des öffentlichen Wohls zu begrüßen; mit einer gewiſſen wohlgefälligen Gutheißung auf Leichenfeld und Schlachten hinzublicken, und immer auf eine Decimirung unſers Geſchlechts zu zielen, auf daß die Ueberlebenden bequemer beſtehen können.« p. 586. In einem beynahe ähnlichen Ton iſt faſt das ganze ſechste Buch geſchrieben, worin der Verfaſſer zu erörtern ſich vorſetzt: die ſittlichen und politiſchen Vorſchriften, welche der Verſuch über Bevölkerung (von Malthus nämlich) einſchärft.« Wir können demſelben nicht in allen ſeinen falſchen Darſtellungen folgen, ſo weit ſie nur die Glaubwürdigkeit des Herrn Malthus zum Gegenſtande haben, ſondern bloß vorübergehend, und nur in ihrem Zuſammenhange mit dem Syſteme, zwey Gegenſtände berühren, welche von der höchſten Wichtigkeit in den Unterſuchungen des Politikers und Sittenlehrers ſind — die Unterſtützung der Armen nämlich — und die Spende der Almoſen.

Indem Herr Malthus auf eine ſtufenweiſe Abſchaffung der britiſchen Armengeſetze dringt, hat er unter andern aufgeſtellt, daß es eine Pflicht ſey, als Präliminar-Maßregel förmlich einem Rechte der Armen auf Unterſtützung die Anerkennung zu verſagen.« Das Wort Recht läßt allerdings mancherley Auslegungen zu, und von dieſer Mannigfaltigkeit hat Herr Godwin Vortheil gezogen p. 342. Hier wird kein anders als das ſittliche Recht gemeint; aber wir müſſen wiederum unterſcheiden zwiſchen ſittlichen Rechten im Naturſtande und im Stande der Civiliſation. In dem Naturſtande hat Jedermann ein ſittliches Recht auf ſeinen verhältnißmäßigen Antheil an den freywillig von der Erde hervorgebrachten Gütern, und es würde dieſemnach Pflicht eines Jeden ſeyn,

3*

der in den Beſitz von Mehr käme, als der Betrag ſeines Antheils ausmacht, es dem zu geben, welcher weniger hätte. Aber im Naturſtande würde die Macht der Sittlichkeit ſo ſchwach ſeyn, daß rohe Stärke allein der Richter über Mein und Dein ſeyn würde. Hat man bürgerliche Einrichtungen gegründet, um die rohe Stärke zu zügeln, ſo müſſen ſittliche Rechte vereinbarlich gemacht werden mit dieſen bürgerlichen Einrichtungen. Unter dieſem Geſichtspunkte werden die Rechte des Armen eine politiſche Frage und untergeordnet, ſo wie es die Rechte aller übrigen Klaſſen ſind, unter Beſtand und gemeiner Wohlfahrt des Ganzen. Herrn Godwins Beſtrebungen ſind allerdings auf einen Zuſtand der Geſellſchaft gerichtet, in welchem alles Eigenthum gleich vertheilt wäre, und in welchem zugleich die Vollkommenheit jedes Einzelnen in Erkenntniß wie in Tugend ſo groß wäre, daß ohne bürgerliche Einrichtungen die Wohlfahrt des Ganzen der ſich ſelbſt überlaſſenen Handelsweiſe aller Einzelnen anvertraut bleiben könnte. Es wäre indeſſen ganz müßig, die Rechte des Armen in einem Zuſtande der Geſellſchaft zu unterſuchen, in welchem es keine Arme geben könnte. Aber gewiß iſt es, daß wenn jene natürlichen Rechte in Bezug aufs Eigenthum in unſerem jetzigen Zuſtande der Geſellſchaft erzwungen werden könnten, wir mit den Rechten ſelbſt unverzüglich wieder zum Stande der Natur (nämlich der alleinigen rohen Gewalt) zurückkehren würden. — Man möchte jedoch einwenden, daß es nicht ein gleicher Antheil an Eigenthum mit dem Reichen iſt, welcher für den Armen verlangt wird, ſondern nur ein zur Unterſtützung desſelben bemeſſener Theil. Aber gibt man ein Recht zu einem Antheil zu, wer wird dann ſeine Gränzen beſtimmen, ſowohl in Bezug auf die Natur einer ſolchen Unterſtützung, als auf die Anzahl derer, die zu unterſtützen wären? Jene, welche beydes limitiren wollen, geben die Nothwendigkeit zu, den allgemeinen Anſpruch zu beſchränken, um denſelben vereinbar zu machen mit den Einrichtungen der Geſellſchaft. Und dennoch ſchließt dieſe Unterſtützung einen ſo großen Betrag in ſich, als den Armen fähig macht, die Zahl der Armen zu vermehren, und dieſe Hinzugekommenen haben wiederum das gleiche Recht auf ähnliche Unterſtützung, welches zu ähnlichen Forderungen Anlaß geben wird, bis das geſammte Eigenthum des Landes unter den Anſpruch machenden vertheilt ſeyn wird. Und dieſes iſt in der That auch wirklich die Tendenz der Sache, wie ſie gegenwärtig als Wirkung der engliſchen Armengeſetze gefühlt wird*). Wir wollen für jetzt nicht eingehen in die verſchiedenartigen Plane, welche von Malthus und Andern in Vorſchlag gebracht ſind, um dieſelben abzuſchaffen oder zu verbeſſern, und wünſchen nur, wegzuräumen, was als Hinderniß einer guten Geſetzgebung über dieſen wichtigen Gegenſtand betrachtet werden mag, und den Grundſatz zu zeigen, auf welchem dasſelbe beruht.

Indem Herr Malthus das Recht des Armen auf Unterſtützung läugnet, hat derſelbe nicht verfehlt, die Pflicht des Reichen anzuerkennen, ihm beyzuſtehen, in Fällen unverdienten oder äußerſten Mangels. Zu gleicher Zeit aber ſchärft er es der Aufmerkſamkeit des Leſers ein, daß dieſe Pflicht durch einen Beyſtand, der ohne alle weitere Unterſcheidung und Rückſicht geleiſtet wird, nicht erfüllt werden kann. »Solche, ſagt er, die da Mangel erdulden, ungeachtet ihrer beſtgerichteten Bemühungen, denſelben zu vermeiden, und aus Urſachen, welche vorauszuſehen

*) Ganz andere Verhältniſſe treten ein, wo die Verheiratung der Armen in irgend einer Weiſe an die vorgängige Zuſtimmung der Geſellſchaft geknüpft iſt. Vergleiche dieſe Jahrbücher, Bd. XV. Nr. 15.

nicht von ihnen gefordert werden konnte, bilden den wahren Gegenſtand der Armenhülfe. Solche ſollen, nach dem Maß unſrer Kräfte, freygebige und angemeſſene Unterſtützung erlangen. Und wenn dieſe erſte Forderung an unſre Mildthätigkeit befriediget iſt, alsdann mögen wir auch unſere Aufmerkſamkeit auf die Faulen und Unvorſichtigen richten.« — »Wir ſollen jedoch in keinem Falle eine gegenwärtige Gelegenheit, wohl zu thun, unbenutzt laſſen, in der bloßen Vorausſetzung, daß wir einen würdigeren Gegenſtand antreffen würden. In allen Fällen, wo Zweifel vorhanden iſt, mag es ſicher als Pflicht aufgeſtellt werden, daß wir dem natürlichen Antrieb des Wohlwollens Folge geben ſollen.« B. 4. c. 9. — Aber Herr Godwin ruft aus, mit ſeiner gewohnten Lieblichkeit: »Was für ein unwiſſendes Geplapper iſt dieß! Wenn dieſer ſanftmüthige Gutthäter einen Mann und deſſen Weib und Kind vom Hungertode rettete, ſo thut er entweder, was Recht iſt, oder etwas Uebles; er thut ſeine Pflicht, oder das Gegentheil: denn alles in Behandlung unſerer Mitmenſchen, was nicht Pflicht iſt, iſt vom Böſen.« p. 568. Es iſt gerade dieſe überherſpringende Art von Schlüſſen, dieſe ausſchließenden Dogmen, und ſeyn ſollende Regeln ohne Ausnahme, worin die bleibende Sünde von Herrn Godwins Leben beſteht. Herr Malthus dagegen, in dem Geiſte eines maßvollen Weiſen, merkt an, »daß die allgemeinen Grundſätze in dieſen Materien nicht zu weit getrieben werden müſſen, obwohl ſie immerwährend ins Auge zu faſſen ſind, und daß gar manche Fälle vorkommen können, worin das Gute, welches von der Milderung des vorhandenen Elends herührt, das aus den entfernten Folgen befürchtete Uebel mehr als überwiegt. B. 4. c. Die Ausübung mitleidiger Wohlthätigkeit iſt eben ſo ſehr eine ſittliche Pflicht, als die Ausübung der Gerechtigkeit. Es iſt uns gegeben, ähnlich dem Begnadigungsrecht der Krone, um die Strenge des allgemeinen Geſetzes in einzelnen Fällen zu mildern. Und ſo wie der König durch ſeinen Eid, ſo iſt jeder Einzelne durch ſeine Pflicht und durch das Beyſpiel ſeines Schöpfers verpflichtet, Gerechtigkeit nur mit barmherziger Nachſicht zu verwalten. Und wir glauben, daß Alle, welche der Lehre des Herrn Malthus das Wort reden, einen beſondern Beruf haben, die Pflichten einer mit Unterſcheidung geübten Wohlthätigkeit einzuſchärfen; weil allerdings dieſe Lehre die Richtung hat, unſer Mitgefühl für die Armen als Klaſſe im Allgemeinen zu vermindern, und in denſelben Verhältniſſen dem ſelbſtiſchen Egoismus des Wohlhabenden Vorwände zu geben.

Dieß ſind die Punkte, die man in Acht nehmen muß, wo man die Grundſätze des Herrn Malthus ausſpricht. Aber die wichtige Wahrheit, welche in dieſen liegt, muß nicht verſchwiegen werden, weil der Gefühlloſe und Laſterhafte ſie vielleicht bey Gelegenheit mißbrauchen könnte, um vor andern, vielleicht vor ſich ſelbſt, den Eigennutz ihres Herzens zu beſchönigen. Mögen ſich dieſe nachdrücklich geſagt ſeyn laſſen, daß, wenn jene Anſprüche auf eine ganz unterſcheidungsloſe Armenhülfe und auf eine ſyſtematiſch allgemeine Unterſtützung wegfallen ſollen, wodurch der Arme gewohnt wird, darauf zu rechnen, und wodurch eben deßhalb die Maſſe der Unvorſichtigkeit und die Zahl der Bedürfenden nur immer vermehrt wird; doch wahrlich genug des unverdienten Elendes übrig bleiben wird, und ſogar genug des Mißlingens bey den beſten Anſtrengungen der Tugend, um allen Vorwand für Beſchönigung hartherziger Gleichgültigkeit und ſelbſtiſchen Eigennutzes hinwegzunehmen.«

Neuere Erd- und Völkerkunde.

(Von F. Wertheim.)

Nouvelles Annales des Voyages, de la géographie, et de l'histoire, ou recueil des relations originales inédites, communiquées par des voyageurs français et étrangers; etc. etc. publiées par M. M. J. B. Eyriès et Malte-Brun. Tome I—XVI. 1819—1822 *incl.*

Dieſe geographiſch-hiſtoriſche Zeitſchrift iſt eine neue Folge der von 1807 bis 1815 in XXV Bänden erſchienenen Annales des Voyages, und begann nach einer faſt dreyjährigen Unterbrechung wiederum mit dem Jahre 1819. Da die Bereicherung der Erd- und Völkerkunde, und die neueſten Entdeckungen in dieſen und den ihnen verwandten Wiſſenſchaften von ſelbſt in den Geſichtskreis dieſer Jahrbücher fallen, am meiſten aber diejenigen, welche ſeit deren Beginne zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden, ſo ſcheint es nicht unangemeſſen, hier eine Ueberſicht der Geſammtausbeute zu liefern, welche die beſagte Zeitſchrift ſeit ihrem Wiedererſcheinen in den vorliegenden ſechzehn Bänden für die Disciplinen, denen ſie gewidmet iſt, zu Tage gefördert hat.

Darunter können aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur die eigenthümlichen in derſelben niedergelegten Forſchungen und Darſtellungen verſtanden ſeyn; die Auszüge dagegen aus andern Werken und Abhandlungen aller Art, ferner die kritiſchen Analyſen von Schriften und Karten, und die Novelliſtik, können natürlich, obſchon auch ſie hin und wieder viele intereſſante Anſichten, Urtheile, Bemerkungen, Berichtigungen u. ſ. f. enthalten, nicht mit in dieſe Ueberſicht aufgenommen werden.

Wir eröffnen dieſelbe mit einem gedrängten Auszuge aus der dem erſten Bande vorangeſchickten Abhandlung von Malte-Brun: Coup-d'oeil sur les découvertes géographiques qui restent à faire, et sur les meilleurs moyens de les effectuer (Blick auf die noch zu unternehmenden geographiſchen Entdeckungen, und über die beſten Mittel, ſie zu bewerkſtelligen u. ſ. f.), die uns eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht des Standes des geographiſchen Wiſſens, und der noch zu löſenden Probleme, zur Zeit, als ſie von dem Verfaſſer entworfen wurde, zu ſeyn dünkt. Wir behalten uns vor, am Schluſſe dieſer ganzen Darſtellung Ergänzungen und Berichtigungen dazu, mit Beziehung auf andere gleichzeitig erſchienene ausgezeichnete Werke, zu liefern.

Die Kette der philologiſch-linguiſtiſchen Studien, ſagt der Verfaſſer, reicht ohne Unterbrechung von dem Herzen Europa's durch Armenien und Hindoſtan, bis nach China und den Inſeln des großen Weltmeers hin. Die Wichtigkeit dieſer Filiation in den genannten Studien wird allgemein gefühlt. Wir würden über den Reiſebeſchreiber oder Geographen lachen, der aus einem übelangebrachten Zartgefühl ſich wie Strabo und Abulfeda zu der Aeußerung verleiten ließe: »ich laſſe dieſe barbariſchen und mißtönenden Namen weg.« Jetzt ſieht der wiſſenſchaftliche Reiſende in jeder Sprache die Inſpiration des Weltgeiſtes, der, indem er das Wort ſchuf, die Geſellſchaft ins Daſeyn rief.

Es wäre ein großes und folgenreiches Unternehmen, eine kritiſche und gründliche Unterſuchung der noch vorhandenen Lücken in der heutigen Erdkunde, und eine ausführliche, ins Einzelne gehende Auseinanderſetzung der Mittel, ſie auszufüllen, aufzuſtellen. Da wir dieſes Unternehmen nicht in ſeinem ganzen Umfange ausführen können, ſo möge folgende An-

deutung der noch zu machenden Entdeckungen, und einige Vorſchläge zur Bewerkſtelligung derſelben, eine kleine Skizze hiezu bilden.

Die alte Welt bietet in dem Innern von Aſien und Afrika noch große, völlig unbekannte Räume dar. Die neue Welt, oder beſſer der zweyte Kontinent iſt von Weſten nach Oſten völlig durchſtreift. Die nördlichen Küſten ſind aber noch verborgen, und man weiß nicht einmal, ob es (Amerika) von einem Eismeer beſpült wird, oder mit den ewigen Eismaſſen der Polarwelt zuſammenhängt. Die Polarmeere des Südens ſind noch völlig zu erforſchen.

Alle dieſe Lücken machen aber nicht mehr als den ſechzehnten Theil der allgemeinen Erdoberfläche aus. Aſien bietet noch fortwährend ein weites Feld geographiſcher Probleme dar.

Sah man nicht noch vor Kurzem den engliſchen Seekapitän Burney (in den Philosophical Transactions, 1818) die getrennte Lage Aſiens und Amerikas in Zweifel ziehen, und einen Iſthmus annehmen, der nördlich von der Behringsſtraße beyde Kontinente verbände?

Den in einem Schreiben des Herrn von Kruſenſtern aus einander geſetzten neueſten Beobachtungen und Unterſuchungen ruſſiſcher Seeoffiziere zu Folge, muß die ganze nördliche Küſte von Sibirien und Nowaja Semlja faſt um einen ganzen Breitengrad niedriger angeſetzt werden, als bisher auf unſern Karten geſchah; ferner erſehen wir aus denſelben, daß Neu-Sibirien, anſtatt ein nach dem Nordpol zu ſich erſtreckendes zuſammenhängendes Land zu ſeyn, eine Gruppe von drey großen Inſeln iſt.

Die Frage, ob das Land von Tchoka oder Saghalin eine Inſel oder eine Halbinſel ſey, iſt noch nicht entſchieden. Die Gründe, welche uns verhindern, in dieſem Punkte der Geographie der Meinung des Herrn von Kruſenſtern beyzupflichten, haben wir bereits an einem andern Orte (Précis de la Géographie universelle, T. II.) aus einander geſetzt.

Die neuliche Zurückführung der Geſtalt von Corea auf jene, welche dieſer Halbinſel auf den allerälteſten portugieſiſchen Karten gegeben worden, in Folge der Entdeckungen des Kapitän Hall, muß zu den andern Beyſpielen, welche die Geſchichte der Geographie von ungerechter Weiſe verworfenen alten Beobachtungen darbietet, hinzugefügt werden.

Da die Thäler des Kaukaſus *) ſchon allein die Trümmer von mehr als zwanzig Völkerſchaften aufzeigen, in welch höherem Grade muß dieß nicht in den unbekannten, von keinem Europäer noch betretenen unermeßlichen Gebirgsketten des Altai, Belour und Moustag der Fall ſeyn!

Hoch-Sibirien, das doch etwas beſſer bekannt iſt, weiſt ſchon eine große Anzahl von Völkerſchaften auf, die wahrſcheinlich nichts anderes, als die Zweige einiger im Innern von Aſien heimiſchen Völkerſtämme ſind. Wer weiß, ob wir nicht eine Spur von jenen berühmten Oiguren, die einem Alphabete den Namen gegeben haben, wiederfinden? Was iſt aus jenen Kitays geworden, die das unermeßliche Reich von Kathaya beherrſchten? Hier ſtößt der Forſcher und Geſchichtſchreiber der Völker auf eine gewaltige Klippe. Welche unter den alten und neuern Völkernamen ſind die wirklichen? Man weiß, daß die Mantſchu keinen Nationalnamen haben, und alſo der, unter welchem wir ſie bezeichnen,

---

*) Den Görres (aſiatiſche Mythengeſchichte) bekanntlich als das zweyte Gangtion, den ſecundären Knoten in der Geſchichte der Völkerwanderungen annimmt.

nichts als eine Art von ihrem Lande beygelegtem Ehrentitel iſt [1]). Die Geographie der Nationen des mittlern Aſiens hat zu allen Zeiten viel durch dieſe über die eigentlichen Völkernamen obſchwebende Ungewißheit gelitten. Wir wiſſen heut zu Tage nicht die Gränzen zwiſchen den Tartaren und den Mongolen anzugeben, und doch wollen wir die Wanderungen der Hunnen und Scythen beſtimmen.

In ähnliches Dunkel ſind die Namen der Regionen und Landſchaften gehüllt. Was iſt aus jenem Lande Sakita geworden, das d'Anville, den morgenländiſchen Erdbeſchreibern zu Folge, an die Stelle ſetzte, wo die alten Sacä wohnten, die vielleicht eine mongoliſche Völkerſchaft und der Stamm der Hunnen waren? Gibt es irgend einen allgemeinen Namen für die Länder am Oxus und Jaxartes? Haben die weitläufigen Regionen, welche der Jii beſpült, keinen andern Namen als den von Songarie, oder Land zur Linken? Gibt es wirklich ein Land, das Tibet, oder Tanbout, oder Boutan, oder Boudhiſtan heißt, oder iſt dieſer Name, den Marco Polo in einem ſo beſchränkten Sinne zu nehmen ſcheint, nicht vielmehr der Titel des Kirchenſtaats des Dalai-Lama?

Kennt man in Yarkand den Namen kleine Bucharey, oder in Ladak den von Klein-Tibet?

Sollte das, was die morgenländiſchen Erdbeſchreiber Turkhand oder die indiſche Tartarey [2]) nennen, nicht dasſelbe Land wie Klein-Tibet ſeyn?

Die phyſiſche Geographie bietet noch zahlreichere und wichtigere Probleme dar.

Wenn die Himalaya-Gebirge, welche die ſüdliche Terraſſe von Tibet bilden, nach Webb eine Höhe von 25 bis 26000 Fuß haben, ſo muß die Kette des Mous-Tag, welche dieſes tibetaniſche Plateau krönt, eine Höhe von 30000 Fuß und darüber erreichen, und doch muß das Klima der kleinen Bucharey, die im Norden des Mous-Tag liegt, noch mild genug ſeyn, um die Kultur der Rebe und der Baumwolle zu geſtatten? Welche Senkung des Niveau würde dieſer Umſtand erheiſchen?

Sollte es etwa im Mittelpunkte des angeblichen aſiatiſchen Plateau eine unermeßliche Vertiefung gleich dem Becken eines verſchwundenen kaspiſchen Meeres geben? Oder ſollten alle dieſe Gebirgsketten des Belour-Tag, Mous-Tag, Muſart, eben ſo ungewiß, als die Gebirge Komri und Lupata in Afrika ſeyn? Sollte es keine andern Gebirge als den Himalaya im Süden, und das von Bogdo, nebſt dem großen und kleinen Altaï im Norden geben?

Kennt man bereits die eigentliche Ausdehnung der Wüſten von Kobi und Chamo?

Die Hydrographie jener Regionen bietet offenbare Unwahrſcheinlichkeiten dar. Die vier oder fünf parallel laufenden Ströme, die man ſeit d'Anville in dem öſtlichen Theile von Tibet mit ſo viel Symmetrie zu zeichnen fortfährt, entſprechen den Analogien in den übrigen bekannten Regionen der Erde nicht.

Uebrigens iſt dieſer Lauf größten Theils nur nach Konjekturen ge-

1) Klaproth (Jul. v.) im Mithridates, B. IV, S. 195.

2) Nach der Ueberſetzung von Wahl, vielleicht genauer, durch Tartarey am Indus.

zeichnet. Den anſehnlichſten dieſer Ströme läßt man durch Laos und Cambodſha fließen, was aber dem Reiſeberichte Biſſacheres über Laos zu Folge, nicht der Fall zu ſeyn ſcheint.

Die Landſeen ohne Abfluß ſind nicht den aus Bergen und Thälern beſtehenden Ländern, ſondern den Plateau=Landſchaften eigen. Es ſcheint daher, daß mehrere tibetaniſche Seen, die auf den Karten als völlig iſolirt vorkommen, in der Folge als hydrographiſche Verkettungen, Seenketten, gleich denen in Finnland und den Canadas, befunden werden dürften.

Nach der Veränderung, welche unſere Anſichten und Kenntniſſe vom Laufe des Indus ſeit den letzten Reiſen der Britten nach Ladak erfahren haben, dürfte uns keine Veränderung in der Geographie von Aſien mehr in Verwunderung ſetzen. Zwey Flüſſe, die von den Gebirgen von Groß=Tibet herabkommen, und die man für Zweige des Ganges angeſehen hat, ſind als Zweige des Indus=Syſtemes erkannt worden; iſt es aber ſchon völlig ausgemacht, daß der ſüdlichere der wahrhafte Indus iſt? Der dritte Fluß, der vom Norden kommt, und durch Ladak ſtrömt, ſcheint mit den Angaben der Alten, die den Indus von dem ſüdlichen Abhange des Paropamiſus herabkommen, und gleich gegen Südweſt fließen laſſen, beſſer zuſammen zu ſtimmen.

Das Problem aber, die angebliche Mündung eines faſt eben ſo berühmten Stromes, nämlich des Oxus, in das kaspiſche Meer betreffend, iſt ebenfalls noch nicht völlig entſchieden.

Dieß ſind die vorzüglichſten Lücken, welche die Geographie des mittleren Aſiens aufweiſt. Nur der Krieg ſcheint ſie am eheſten ausfüllen zu können. Wer weiß, ob die Krieger vom Don nicht beſtimmt ſind, dereinſt den Dalai=Lama von dem chineſiſchen Joche zu befreyen.

Das Studium der im Chineſiſchen, Mantſchu, Mongoliſchen, Tibetaniſchen und Sanſcrit abgefaßten geographiſchen Schriften dürfte Aufſchlüſſe über die Geographie der oben angegebenen aſiatiſchen Regionen gewähren; indeß darf man ſich keine überſpannten Erwartungen von dieſer Ausbeute, wenn die Arbeit auch mit dem kritiſchen Geiſte eines Remuſat und Klaproth unternommen würde, machen.

Die Chineſen ſcheinen mit Sorgfalt topographiſche Verzeichniſſe der Landſchaften ihres weiten Reiches anzufertigen, aber ſie entſtellen unaufhörlich die Orthographie der fremden Namen, oder übertragen ſie in ihre Sprache. Die Mantſchu ſcheinen ebenfalls zur Erſchaffung willkürlicher Benennungen geneigt; die tibetaniſchen und mongoliſchen Schriften liefern hierin wenig Ausbeute, und die Geographie der Hindu ſcheint ſich völlig ins Mythiſche zu verlieren.

Die unbekannten Regionen von Arabien bilden eine beſondere Lücke in der Geographie von Aſien. Der Sitz des Imam von Maſcate ſcheint ein Hauptpunkt zu ſeyn, von wo aus man das Innere von Arabien erforſchen könnte.

Unbegreiflich iſt es, daß keine europäiſche Seemacht die ſüdlichen Küſten von Arabien beſucht, wo jeder Schritt in das Innere eine Entdeckung zuwege bringen müßte.

Wir kommen nun zu Afrika. Wir werden aber hier nicht wie bey Aſien eine Tafel von Fragen und Problemen aufſtellen, denn ſonſt

müßten wir faſt die ganze Geographie des Innern dieſes Welttheils mit ihren zahlloſen Problemen vornehmen.

Eine einzige afrikaniſche Frage aber hat zu viel Berühmtheit erlangt, als daß wir ſie hier unberührt laſſen ſollten, nämlich die Frage über den Lauf und die Mündung des Niger oder Joliba.

Hier geht der Verfaſſer in das nähere Detail dieſer Frage ein, welche wohl eines der Hauptmotive der Stiftung der Londoner afrikaniſchen Societät geweſen iſt, deren Löſungsverſuch dem trefflichen Mungo-Park, dieſem Märtyrer der geographiſchen Wiſſenſchaft, das Leben koſtete [1]), und entſcheidet ſich ebenfalls gegen die Hypotheſe, daß der Niger ein Strom von unermeßlicher Länge ſey, der von den Gränzen von Senegambien an auf einem ſehr hohen Plateau ſtröme, dann durch die hohen Regionen, wo der ägyptiſche Nil entſpringt, ſeinen Lauf nehme, und endlich von Gebirge zu Gebirge immer tiefer herabkommend, nach Unter-Guinea ſtröme, wo er unter dem Namen des Zaire oder Congo erſcheine [2]).

Der Verfaſſer theilt hierauf ſeine Ideen zu einer folgenreichern Erforſchung des Innern von Afrika mit, und gibt die ſeiner Meinung nach beſten Methoden zur Unternehmung einer ſolchen Expedition nach dem nördlichen Afrika an, vom Norden, Oſten, Süden und Weſten aus, namentlich von Tripoli nach Bornou zu, wie Hornemann und Röntgen verſucht hatten, ferner von Tripoli über Gadames, Agades, Ganah, oder von Weſten aus mit der Karavane, die alle zwey oder drey Jahre von Akka in der Provinz Sur nach Tombourtou abgeht, theilt hierauf einen ausführlichen Plan zu einer aus 1500 Afrikanern und 500 Europäern beſtehenden bewaffneten Expedition mit, und erinnert hierbey, was Cortes und Pizarro mit einer Hand voll Spanier unter ähnlichen Verhältniſſen bewirkt haben. »Man kann,« ſind ſeine Worte, »die Negerländer nur auf zweyerley »Arten durchſtreifen, entweder als einfacher Pilger, oder als Eroberer »an der Spitze von tauſend Mann. Der Mittelweg iſt für Mungo-»Park verderblich geworden, und wird es auch für andere werden.«

»Auf den afrikaniſchen Gebirgen müſſen die Europäer eine reinere »und friſchere Luft aufſuchen, und auch nur durch Reiſen auf und längs »denſelben verſchafft man ſich am ſicherſten und ſchnellſten eine allge-»meine Idee von der Geſtalt des Landes.«

»Warum,« fährt der Verfaſſer fort, »errichtet die großbritanni-»ſche Regierung, die eine halbe Million Afrikaner unter ihre Unterthanen »zählt, warum organiſirt ſie nicht ein allgemeines Interrogatorium die-»ſer geſammten Bevölkerung? Warum läßt ſie nicht jeden einzelnen die-»ſer Neger um den Namen ſeines Geburtslandes, die vorzüglichſten »Worte ſeiner Mutterſprache, die Zahl der Tage, die er auf ſeinem »Transporte bis an die Küſte zugebracht, u. ſ. f. befragen?«

»Die geſammte Maſſe dieſer Aufſchlüſſe, welche eine ſolche, von »einer Regierung, die ſo viele Niederlaſſungen und Faktoreyen beſitzt, »ausgeführte Maßregel zur Folge haben müßte, wäre wie das Morgen-»roth eines neuen Tages, der über Afrika aufginge!«

---

1) Die begeiſterte Schilderung, wie er nach langem mühſeligen Foeſchen endlich an einem Morgen den Joliba im Moegenſonnenglanze von Oſten nach Weſten ſteomend erblickt, iſt eine der heeelichſten Stellen, die wie iegend in Reiſeweeken gefunden haben, und reihet ſich würdig an die Darſtellung anderee ähnlichee Momente gekronter Foeſchermuhe.

2) Das Umfaſſendſte hierüber findet ſich in Ritter's Erdkunde Bd. I., II. Ausgabe.

Wenn man das große Gewicht, das die großbritannische Regierung aus mehreren Rückſichten ſeit vielen Jahren auf die Erforſchung des innern Afrika legt, kennt, dann vermag man erſt die Richtigkeit der Bemerkungen und Rathſchläge des Verfaſſers genügend zu würdigen.

Wir gehen nun zu dem ſüdlichen Theile von Afrika über. Hier iſt die Linie der großen Entdeckungen von der Leere, welche die geographiſchen Karten darbieten, angedeutet.

Man muß von Benin oder Calabar nach Magadoxo oder Quiloa gehen.

Warum haben die Seefahrer noch niemals den Camaronenſtrom oder Jampour hinaufzuſchiffen verſucht, dieſen großen Strom, der aus den Gebirgen von Abyſſinien herzukommen ſcheint?

Jeder Schritt in dieſen Regionen iſt eine neue Entdeckung!

Die Inſel Madagascar iſt vorzüglich von franzöſiſchen Forſchern beſucht worden.

Noch fünf oder ſechs ſolche kühne und einſichtsvolle Reiſende, wie die Herren Dumaine, Chapeller, Freſſange, Epidareſte, Colin, und alle Theile dieſer großen Inſel werden ſo vollſtändig wie mehrere Länder von Europa bekannt ſeyn. Madagascar kann für Frankreich ein neues Isle-de-France werden.

Wir kommen nunmehr zu Auſtralien.

Cook verdankte ſeine zahlreichen Entdeckungen und Erfolge der neuen Richtung, welche er nahm, und worauf aller Wahrſcheinlichkeit nach der große Geograph Alexander Dalrymple, indem er die Arbeiten von Quiros und Tasman ans Licht hervorzog, und ſich (in der Collection of Voyages in the South or Pacific Ocean) in ernſten aber triftigen Worten hierüber ausſprach, keinen geringen Einfluß gehabt haben mag. Er (Cook) verließ die gewöhnlichen Wege um das Kap Horn nach den Marianen, machte große und zahlreiche Hin- und Herzüge, meiſt in der nördlichen und ſüdlichen Richtung, und unternahm ſo gerade das, was ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen vermieden hatten. Frankreich darf indeß für Bougainville einen Theil des Ruhmes des großen brittiſchen Seefahrers, nämlich den, eine neue Bahn gebrochen zu haben, in Anſpruch nehmen; denn nur der Mangel an Lebensmitteln hat ihn verhindert, Neu-Südwales vor Cook zu entdecken.

Der Verfaſſer theilt nun hier, wie früher bey Aſien und Afrika, mehrere Ideen und Methoden zu neuen Entdeckungen in dieſen Regionen mit, und räth, alle heimiſchen Namen der Inſeln des ſtillen Meeres von den Eingebornen zu erfragen, um dadurch vielleicht den von den alten Seefahrern, wie Magellan, Quiros u. ſ. w. angeführten Namen, die wahrſcheinlich entſtellte heimiſche wären, auf die Spur zu kommen.

Es gibt einen Grundſatz der phyſiſchen Geographie, deſſen Anwendung den nautiſchen Unterſuchungen, vorzüglich in dieſen Gewäſſern, Erfolg verſchaffen wird.

Die Inſeln von Auſtralien befolgen in ihrer Lage oder Streichung eine Art von regelmäßiger und paralleler Richtung, nämlich von Nordweſt nach Südoſt, ſo z. B. die neuen Hebriden, Neu-Caledonien. Dieß iſt die beynahe gleichförmige Konſtruktion dieſer Inſelwelt; eine um ſo merkwürdigere Konſtruktion, als ſie ſich der von Amerika nähert. Ferner umſchließt faſt jede dieſer Inſelgruppen einen Kern, eine Inſel von größerer Ausdehnung und Erhebung, um welche eine Anzahl von allmählich kleineren Inſeln, gleichſam in einer Art von Kryſtalliſationsbildung gefunden werden. Dieſes Verhältniß zeigt ſich vor allen bey den hohen

und alten Inſeln, während es bey denen, die ihre Bildung den Polypen und der Anhäufung des Sandes verdanken, weniger regelmäßig vorkomme. Der Verfaſſer ſchlägt hiernach mehrere Anwendungen dieſes Konſtruktions-Principes vor. Z. B. eine Inſelkette zwiſchen den Sandwichs- und Marquiſen-Gruppen, öſtlich von der Kruſenſtern'ſchen, und weſtlich von der Marchand'ſchen Route zu ſuchen. Nachdem der Verfaſſer mehrere Bemerkungen und Anſichten über Neuguinea, Borneo, Sumatra, Neuholland mitgetheilt, geht er endlich zu der großen vielbeſprochenen Frage von der Nordweſt-Paſſage über, und ſtellt Vorſchläge zu drey verſchiedenen arktiſchen Expeditionsweiſen in dieſer Beziehung auf. Ueber die intereſſante Frage von der Exiſtenz eines alten öſtlichen Grönlandes entſcheidet er ſich verneinend.

Tome II. Recherches sur l'époque véritable de la découverte de la Terre de Van Diemen du nord; par J. B. B. Eyriès.

Alles, was die Entdeckung von Neuholland betrifft, iſt in tiefes Dunkel gehüllt. Alte Karten, die in unſern Tagen bekannt gemacht worden ſind, haben die Vermuthung erweckt, daß die Portugieſen ſeit dem ſechzehnten Jahrhunderte Kenntniß von der öſtlichen Küſte dieſes Kontinents gehabt haben *), doch ſind die nähern Details ihrer Seefahrten in dieſen Gewäſſern völlig unbekannt geblieben.

Ob die Portugieſen auch zuerſt Kunde von den weſtlichen Küſten von Neuholland erhalten haben, iſt durchaus unbekannt.

Die Holländer, deren Seefahrer zu verſchiedenen Epochen mehrere Punkte dieſes Kontinents entdeckten, haben nichts hierüber bekannt gemacht; doch kannte man wenigſtens die Zeitpunkte ihrer dießfallſigen Entdeckungen.

Nachbenannte zwey holländiſche Schriftſteller ſind die einzigen dem Verfaſſer bekannt gewordenen, welche derſelben erwähnen: Valentyn in ſeinem Oud en Niew Oost-Indien, Amſterdam 1724—1726, und Struyk in ſeiner Inleidning tot de allgemeen geographie, Amſterdam 1740. Vor dieſen beyden holländiſchen Schriftſtellern hat aber bereits ein Franzoſe, Melchiſedech Thevenot, in einem im Jahre 1663 erſchienenen Werke einige Aufſchlüſſe und Notizen hierüber gegeben. Merkwürdig iſt es, daß er bereits den Ausdruck: »fünfter Welttheil,« für dieſen Kontinent braucht, der, wie man weiß, erſt ſeit Cook für die unter dem Namen »Auſtralien« begriffenen Regionen gäng und gebe geworden iſt. Er ſagt nämlich: »La Terre-Australe, qui fait maintenant une cinquième partie du monde, a été découverte à plusieurs fois.«

Alle Geographen nach de Broſſes (Histoire des navigations aux terres australes etc.) haben einhellig nach dem Vorgange desſelben und des Abbé Prevoſt (Hist. des voyages) die Entdeckung des nördlichen Van-Diemens-Land dem Kapitän Zeachen oder Van-Diemen ſelbſt zugeſchrieben, und haben ſich vermuthlich geirrt. Van-Diemen, im Jahre 1593 geboren, bekleidete 1618, alſo in dem Jahre, wo dieſe Entdeckung von ihm gemacht worden ſeyn, oder wenigſtens von ihm, als angeblichen damaligen Gouverneur von Batavia, den Namen erhalten haben ſoll, wahrſcheinlich nur eine untergeordnete Stelle in den Aemtern von Batavia, da er, welcher als gemeiner Soldat aus

*) Bertuch's geographiſche Ephemeriden, B. XV, B. XXI, und B. XXV.

Europa dahin gekommen war, im Jahre 1626 General=Buchhalter und Rath, und erſt am 1. Jänner 1636 Generalgouverneur von Batavia geworden iſt, und, wie man weiß, ein Seefahrer, der ein neues Land entdeckt, vorzüglich wenn es nur etwas bedeutend iſt, demſelben nicht den Namen einer noch unberühmten Perſon beyzulegen pflegt. Der oben erwähnte angebliche Kapitän Zeachen hat niemals exiſtirt, und verdankt ſein fingirtes Daſeyn nur dem Mißverſtändniß irgend eines unwiſſenden Ueberſetzers oder Abſchreibers. Das Schiff des Seefahrers Tasman hieß nämlich Zeehaen (Seehahn), und daraus hat de Broſſes, welcher kein Holländiſch verſtand, einen Kapitän Zeachen gemacht. Auf der Karte von Thevenot ſteht wörtlich: Anthoni Van Diemens Landt, entdeckt by de Schepen Heemskerk en Zeehaen; und darauf: Landt by de Zeehaen eerſt geſien.

Neuholland iſt im Jahre 1644 entdeckt worden, wie Thevenot u. A. berichten. Da nun aber mehrere Punkte der weſtlichen Küſte deſſelben bereits vor 1642 wahrgenommen und benannt worden waren, ſo läßt ſich dieſe Angabe nur folgendermaßen erklären: es iſt wahrſcheinlich, daß man die durch Tasman unternommene Unterſuchung der nördlichen Küſte von der Bey Van=Diemen bis in den Golf von Carpentors als die eigentliche erſt vollendete Entdeckung dieſes großen Landes betrachtet, und ſie, obſchon man bereits die Afrika gegenüber liegenden Küſten von 10 bis 43 Grad ſüdl. Breite kannte, erſt von dem genannten Jahre an datirt hat.

In einem Nachtrage zu der im Jahre 1814 geſchriebenen Abhandlung, aus der wir obige Reſultate ausgehoben haben, ſagt der Verfaſſer, daß Flinders, deſſen Reiſe unter dem Titel: A Voyage to Terra Australis etc. zu London 1814 erſchienen iſt, bereits vor ihm dieſelben Conjecturen aufgeſtellt habe. Ferner daß Alexander Dalrymple in einer unter dem Titel: A Collection concerning Papua, herausgegebenen Sammlung ein ihm von Joſeph Banks mitgetheiltes Aktenſtück bekannt gemacht hat, das authentiſchere und genauere Aufſchlüſſe und Notizen über die erſten Entdeckungen der Holländer in den öſtlichen Meeren gewähre, als alles, was vorher darüber bekannt worden war. Dieß iſt nämlich eine Kopie der Inſtruktionen, welche dem Kommodore Abel Janſz Tasman für ſeine zweyte Entdeckungsreiſe ertheilt wurden. Sie ſind aus dem Schloß von Batavia vom 29. Jänner 1644 datirt, und von Antonius Van Diemen, Generalgouverneur, und den vier Mitgliedern des Rathes Van der Lyn, Maatzuiker, Schouten und Sweer, nach denen ſämmtlich mehrere Bayen, Inſeln und Flüſſe von Tasman benannt worden ſind, unterzeichnet. Aus der dieſen Inſtruktionen voranſtehenden Notiz in chronologiſcher Ordnung über die früheren, theils zufällig, theils abſichtlich geſuchten Entdeckungen der Holländer in den Gewäſſern von Neuholland geht hervor, daß die erſte Entdeckung holländiſcher Seits von Punkten dieſes Auſtrallandes ſchon im Jahre 1606 erfolgt iſt.

Unter den von Tasman entdeckten und benannten Inſeln, Bayen, Vorgebirgen, hat er mehreren den Namen Marie gegeben; ſo findet ſich an der ſüdlichen Küſte von Van=Diemens=Land eine Inſel Marie, eine Bay Marie, ein Kap Marie, in deren Nähe er mehreren Orten ſeinen eigenen Namen beygelegt hat. So hat der wackere Seefahrer ſeine vielleicht nie auf andere Weiſe ausgeſprochene Liebe zu der Tochter des Generalgouverneurs Van=Diemen zart und doch ewig bleibend angedeutet. Der Name Maria Van=Diemen iſt von dem neuern

Seefahrern beybehalten worden, und jeder, dem der Sinn für dieſe zarte Huldigung nicht verſagt iſt, muß ſich freuen, daß ein Name, den die Liebe jenen fernen Gegenden gegeben, von keinem andern verdrängt worden iſt.

Tome III, 1ère Partie. Description du royaume de Camboge, par un voyageur chinois, qui a visité cette contrée à la fin du XIIIe siècle; précédée d'une notice chronologique sur le même pays, extraite des Annales de la Chine; traduite du chinois par Abel-Rémusat.

Dieſe Schilderung iſt, wie Abel-Remuſat in ſeinem Vorworte ſagt, von einem chineſiſchen Offizier verfaßt, welcher 1295 Cambodſha beſuchte; alſo genau in demſelben Jahre, wo Marco-Polo wieder nach Europa zurückkam. Beyde Reiſende haben ſich ohne Zweifel geſehen, und waren, von gleichen Beweggründen und Mitteln geleitet und unterſtützt, faſt in einer und derſelben Epoche in die im Süden von China gelegenen Landſtriche gekommen. Die beſte Erläuterung ſeines Reiſeberichtes dürfte ſich in den geographiſchen Arbeiten der Chineſen finden, welche dieſelben Gegenden aus einem gleichen Geſichtspunkte wie Marco-Polo betrachtet haben.

Die vorliegender Beſchreibung beygefügte Karte iſt nach der Generalkarte der Küſten von Cambodſha und Cochinchina, vom 8. bis 17. Grade nördlicher Breite, des franzöſiſchen Offiziers Ayot, entworfen worden. Ueber dieſen Offizier theilt Hr. A. Remuſat folgende intereſſante Nachrichten mit.

Er war durch die Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution zur Auswanderung gezwungen, und nach Cochinchina verſchlagen worden, wo er in erſtaunenswürdig kurzer Zeit Mandarin, und einer der Admirale dieſes Reichs wurde; denn ſchon in den Jahren 1791 bis 1795 benützte er ſeine vortheilhafte Stellung dazu, die Küſten von Cochinchina aufzunehmen, und ſehr ausführliche Karten davon zu entwerfen, die er ſodann nach Frankreich ſendete. Dieſe Karten, womit der Erdkunde und Schifffahrt einer der wichtigſten Dienſte geleiſtet worden iſt, ſind nach der Reſtauration auf Befehl des Königs geſtochen, und durch die angelegentliche Beförderung des Grafen Molé, damaligen Marineminiſters, 1818 in eilf Blättern erſchienen.

Aus dieſem Berichte heben wir nun, indem wir die vom Herrn Remuſat aus chineſiſchen Quellen vorangeſchickte Notice chronologique sur le pays de *Tchin-la*, depuis 616 jusqu'à nos jours, übergehen, die merkwürdigſten Angaben und Details aus.

Der eigentliche und urſprüngliche Name des Landes, das von den Chineſen Tchin-la genannt wird, iſt Kan-phou-tchi (woraus dann unſer Cambodſha entſtanden iſt).

In einer gewiſſen Gegend des Königreichs ſieht man einen Thurm von Gold, der von zwanzig andern Thürmen von Stein, und von mehr als hundert Häuſern aus gleichem Bauſtoffe, ſämmtlich gen Oſten gerichtet, umgeben iſt *).

*) Ueber alle dieſe Denkmale von Gold, d. h. vergoldet oder mit Goldplatten belegt, welche die Buddhaiſten in verſchiedenen Theilen des öſtlichen Indiens errichtet haben, konnen, wie A. Remuſat bemerkt, der Reiſebericht über Tunkin vom P. Marini, Symes Reiſe nach Ava, u. A. nachgeſehen werden. Dieſe verſchwenderiſche Anwendung der edlen Metalle zur Belegung von Koloſſalſtatuen, Brucken, Thürmen ꝛc., wie ſie in verſchiedenen Theilen von Oſtindien vorkommt, ſcheint eine dem Buddhaismus eigenthümliche Sitte zu ſeyn, und ſie iſt bereits von meh-

Außer dem Könige, welcher Fuß und Hand roth färbt, darf auch das Frauenzimmer dieſelben färben, was aber die Männer nie thun würden; ferner bekleiden Frauen zuweilen wichtige Aemter. Prieſterinnen gibt es keine. Man findet hin und wieder Frauen von einer (in dieſen Breiten) außerordentlichen Weiße, wie der Stein Ju.

Der König hat fünf Gemahlinnen, und drey- bis fünftauſend Kebsfrauen. Jedrrmann muß ſich gefallen laſſen, ſeine ſchönen Töchter in den königlichen Pallaſt abzugeben.

Der Reiſebericht verbreitet ſich weitläufig über die allgemein herrſchende Sitte des Tchin-than (Strati dispositio), welche alljährlich zu einer gewiſſen Zeit von den Prieſtern des Buddha an den Töchtern des Landes verrichtet wird, worüber uns aber der Anſtand etwas mitzutheilen verbietet.

Es gibt fünf Rangklaſſen, die nach dem Rechte des Palankin und Sonnenſchirmes abgeſtuft ſind.

Die erſte Klaſſe darf ſich eines goldenen Palankins und vier Sonnenſchirme mit goldenen Handgriffen bedienen; die zweyte eines goldenen Palankins, und zweyer Sonnenſchirme; die dritte eines goldenen Palankins, und eines Sonnenſchirmes; die vierte des Sonnenſchirmes mit goldenem Handgriff, die fünfte des Sonnenſchirmes mit ſilbernem Griff.

Der Reiſende theilt nun einige Notizen über die Sprache mit, womit der Mithridates von Adelung und Vater zu vergleichen iſt.

Die undurchdringlichen Urwaldungen erſchallen von tauſendfältigen Tönen ihrer gefiederten Bewohner; die Feïthsouï ſind eine Papageyenart, die nicht in China vorkommt. Andere wiegen ſich in aller Pracht des Regenbogens auf den Zweigen von in China gleichfalls unbekannten Bäumen und Sträuchen, u. ſ. w.

Unſer Verfaſſer gibt hierauf einige Nachrichten von den Pflanzen- und Thiergattungen des Landes, mit einer Genauigkeit, worin er manche unſerer europäiſchen Reiſebeſchreiber, und zwar nicht aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, beſchämt, und ſagt unter andern Folgendes: »Das Tſeu-keng wächſt auf den Zweigen einer gewiſſen Baumgattung, es hat die Geſtalt des Lichen, das auf den Maulbeerbäumen vorkommt, und iſt äußerſt ſchwer zu haben.« Dazu bemerkt A. Remuſat Folgendes: dieß (Tſeu-keng) iſt daſſelbe, welches von dem Miſſionär (Observations de physique de l'empereur *Kang-hi*, Mém. chin. tome 4. p. 478) ſchlecht, nämlich tſée-pien, geleſen worden war. Die vorliegende Beſchreibung unſeres chineſiſchen Reiſenden wird von Kang-hi bey Gelegenheit der durch die Europäer aus Amerika gebrachten Kochenille angeführt. Dieſe Stelle enthält Details, die in unſerm Original (auf der königlichen Bibliothek zu Paris) fehlen, und lautet folgender Maßen: »In den Fong-tou-ki des Königreichs Tchin-la heißt es, daß das Inſekt tſée-pien auf einem Baume vorkommt, der ſechs Fuß hoch wird, zarte und dichte Zweige hat, und deſſen Blätter einigermaßen denen des Maulbeerbaumes gleichen. Die Einwohner des Landes ſammeln es ſorgfältig, und bedienen ſich desſelben zur Färbung ihrer Seidenſtoffe; es iſt ſehr ſchwer zu haben.« An einem andern Orte ſagt Kang-hi: »Ich »finde in den Kia-tching-chée, daß das tſee-y aus dem Königreiche »Tchin-la bezogen wird, und Te-kin heißt. Er läßt einen Einwoh-

———

neren nationalökonomiſchen Schriftſtellern mit als ein Moment in ihre Berechnungen und Betrachtungen über Umlauf und Bilanz der edlen Metalle in verſchiedenen Theilen der alten Welt, aufgenommen worden.

»ner jenes Landes ſagen, daß das Te-kin von Inſekten komme, die auf »Bäumen wohnen, und ſich daſelbſt fortpflanzen.«

Kang-hi zieht hieraus den Schluß: »Alle dieſe Nachrichten treffen mit dem zuſammen, was man von der Kotcha-ni-la (Kochenille) berichtet, die ein das unſerige weit übertreffende Roth liefert. Es ſcheint mir außer Zweifel, daß das Tſee-y (Tſeu-keng), deſſen ſich die Maler vor mehreren Jahrhunderten bedienten, eine Gattung von Ko-tcha-ni-la war.« Die nähere Ausmittelung der Frage, ob die Kochenille wirklich in Kambodſha vorkomme, muß der botaniſch-entomologiſchen Geographie überlaſſen bleiben.

Das Land wird in neunzig Bezirke oder Landſchaften eingetheilt, wovon der Erzähler nur die folgenden Namen erfahren konnte. Tchin-phou, Tcha-nan, Pa-kian, Mou-liang, Pa-ſieï, Phou-maï, Tchi-kouen, Mou-tſin-po, Laï-kan-keng, Pa-ſſe-li*).

Wir ſchließen dieſe Anzeige, indem wir noch die Schilderung des Zuges, wenn ſich der König aus dem Pallaſte begibt, ausheben. »Während des Zeitraumes, den ich meiner Miſſion halber hier zubrachte, habe ich den König vier bis fünf Mal ſich aus dem Pallaſte begeben ſehen; voran kam Reiterey mit Muſik und Fahnen, darauf drey- bis fünfhundert Frauen aus dem Pallaſte, in bunter Leinwand, mit Blumen im Haar, und großen brennenden Wachskerzen in der Hand. Andere Frauen trugen goldene und ſilberne Prachtgefäße und andere Prunkſachen, deren Gebrauch mir unbekannt war. Darauf kam eine Schaar mit Lanzen und Schildern bewaffneter Frauen, welche die innere Pallaſtwache bilden; auf dieſe folgten mehrere mit Ziegen und mit Pferden beſpannte Wagen, ſämmtlich reich geſchmückt. Dann kamen die Großoffiziere, Würdenträger, Großen, ſämmtlich auf Elephanten, über welche rothe Sonnenſchirme gehalten wurden, ein endloſer Zug! Nun kam die Königin, und die andern vier Nebengemahlinnen des Königs mit ihrem weiblichen Gefolge, die einen in Palankinen, andere in Wagen oder auf Zeltern, oder auch auf Elephanten mit vergoldeten Sonnenſchirmen; jetzt erſchien der König ſelbſt, in aufrechter majeſtätiſcher Stellung auf einem Elephanten ſtehend, in der Hand hielt er einen koſtbaren Degen; Rüſſel und Zähne des Elephanten reich vergoldet; rings um ihn wurden zwanzig weiße goldgeſchmückte Sonnenſchirme gehalten, und eine zahlloſe Schaar von Elephanten und Reitern umgab ihn und folgte ihm.

Der Verfaſſer ſchildert hierauf die Ceremonien, welche bey der Verſammlung des Staatsraths, der der König jedesmal beywohnt, üblich ſind, und ſchließt mit folgenden Worten, welche ſich die heutigen europäiſchen Revolutionnärs von dem chineſiſchen Reiſenden aus dem dreyzehnten Jahrhunderte wohl zür Beherzigung möchten geſagt ſeyn laſſen: »So »ſehr nun auch dieſe Bewohner des Sudens Barbaren ſeyn mögen, ſo geht »ihre Barbarey doch nicht ſo weit, nicht zu wiſſen, was ein König iſt, »und was ihm gebühre.«

*) Es darf hier nicht außee Acht gelaſſen weeden, daß der Verfaſſee dieſe Namen auf chineſiſche Weiſe geſcheieben, und auch ſo veenommen hatte, und daß ſie von dee eigenthümlichen Ausſpeache des Landes wohl ſehe abweichen. Man vergleiche hieemit die Eintheilung dee ſüdlichen Provinzen von Cochinchina in Kofflee's Hist. Cochinch. p. 25, und andeen Werken. Anmeek. von A. Remuſat.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgabe beſorgt durch F. B. v. Bucholtz.

Jahrbücher
der Literatur.

Zwey und zwanzigſter Band.

1823.

April, May, Juny.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

Inhalt des zwey und zwanzigſten Bandes.

Seite

Art. I. The Romances of *Walter Scott*. In 60 Volumes in 16mo etc. — Romane von Walter Scott. In 63 Bändchen, Sedez u. ſ. w. Zwickau. 1

II. Das katholiſche Glaubens-Princip, aus der Geſchichte der chriſtlichen Offenbarung nachgewieſen, in der lateiniſchen Abhandlung von der Kirche als Grundlage zur Dogmatik des Herrn Gregor Thomas Ziegler. Von zwey Freunden der theologiſchen Literatur, mit Vorwiſſen des Verfaſſers, frey überſetzt und mit deſſen Vorrede begleitet. Wien, 1823. 75

III. Grundriß der Mineralogie, von Friedrich Mohs. Erſter Theil. Mit 5 Kupfertafeln. Dresden, 1822. . . 91

IV. 1. Die heilige Allianz und die Völker, auf dem Kongreſſe zu Verona, von Görres. Stuttgart, 1822.

2. De l'Espagne, et des conséquences de l'Intervention armée; par M. J. Fiévée. Deuxième Édition. Paris, 1823. 112

V. Die Metropolitankirche zu Sankt Stephan in Wien, beſchrieben von Franz Tſchiska. Mit einer Anſicht und einem Grundriſſe. Wien, 1823. 142

VI. Religion und Theologie nach ihrem Weſen und ihrem Fundamente. Ein Beytrag zu den neueren philoſophiſch-theologiſchen Unterſuchungen, von Chriſtian Gottlieb Schmied. Erſter Band. Stuttgard, 1822. . 150

VII. 1. Proteſtantismus und Katholicismus, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von Dr. H. G. Tzſchirner. Zweyte verbeſſerte Ausgabe. Leipzig, 1822.

2. Beleuchtung der Dr. Tzſchirner'ſchen Schrift: Proteſtantismus und Katholicismus, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von Maximilian Prechtl. 180

VIII. *Asia* polyglotta, von Julius Klaproth. Paris, 1823. 241

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXII.

Seite

Probe aus einer neuen Ueberſetzung von Dramen des Calderon, von Al. Jeitteles. 1

Fragmente aus der Disciplina clericalis des Peter Alfonſus. Mitgetheilt von F. W. Valentin Schmidt. 25

Beytrag zur Geſchichte König Ottokar's II. Mitgetheilt von Meinert. 34

Andeutungen über die Quellen der Balladen und Romanzen von Bürger. 52

Ueber den Roman: Apollonius von Tyrus. 62

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1823.

Art. I. The Romances of *Walter Scott*. In 60 Vol. in 16mo etc. — Romane vom Walter Scott. In 63 Bändchen, Sedez u. ſ. w. Zwickau, Gebr. Schumann.

In kurzer Zeit ſind die Romane des Verfaſſers des Waverley, wie durch alle Welt, auch durch das leſeſüchtige Deutſchland ſo verbreitet und bekannt geworden, daß die kritiſchen Anzeigen der einzelnen derſelben nicht einmal Zeit gewonnen haben, ihnen nachzueilen. Das Heer der Ueberſetzer, ſchon ſo zahlreich in unſerem auf alles Fremde ſtets aufmerkſamen Vaterlande, hat ſich unglaublich vermehrt; es ſind Ueberſetzerfabriken angelegt, ja an einigen Orten, ſollen die friſch durch Umwege aus der Londoner oder Edinburger Preſſe erkauften und transmarinirten Druckbogen vor der Korrektur angekommen und überſetzt ſeyn, um nur die deutſchen Rivale zu überbieten. Bey dieſer allgemeinen Bekanntſchaft und Verehrung, welche ſelbſt bis in die dunkelſten Winkelſtädte, wohin bisher nur die in den Leihbibliotheken der größeren Städte abgeleſenen Ritter-, Liebes- und Banditen-Romane gelangten, gedrungen iſt, wäre es überflüſſig, eine referirende Kritik der einzelnen Romane zu geben; allerdings aber verdient die ganze merkwürdige Erſcheinung eine ruhigere Betrachtung. Im dritten Quartalhefte des Jahres 1821 dieſer Jahrbücher war vom Rec. ſchon eine Abhandlung über den Dichter Walter Scott, ſo wie eine Vergleichung zwiſchen ihm und ſeinem Zeitgenoſſen Byron erſchienen. Der dem Schotten gewidmete Theil enthielt, an ſich ſchon der minder beträchtliche, eigentlich nur eine Darlegung des Geiſtes jenes Dichters in ſeinen poetiſchen (sensu strict.) Werken, während er nur kurze Winke über den Romanendichter hinwarf, und es einem andern Mitarbeiter überließ, den gefeyerten Namen in dieſer Rückſicht zu würdigen. Dieß iſt bis jetzt nicht geſchehen, und vielleicht mit Recht, damit, nachdem der erſte rauſchende Beyfall vorüber gegangen, eine ruhigere Betrachtung, welche auf jeden Fall für den gemeſſen fortſchreitenden, wenig nach Effekten ſtrebenden Romanendichter geziemend iſt, eintreten könne.

Was das Aeußerliche, den Namen des Verfaſſers der zahlreichen Romane betrifft, ſo iſt zwar noch immer nicht authentiſch, ob Walter Scott, dieſer public Caracter, der Baronet, der Dichter, ein und dieſelbe Perſon mit dem Autor des Waverley u. ſ. w. ſey. Dieß kann für uns aber ziemlich gleich-

gültig ſeyn, da der letztere nicht erſt der unterſtützenden Ruf- und Namens-Baſis jenes erſteren bedarf, damit unſere Aufmerkſamkeit und Achtung ihm zu Theil werde. Der Romanenſchreiber iſt an ſich ſchon ein ſehr bedeutender, vielſeitig und völlig ausgebildeter poetiſcher Geiſt. Sind beyde Perſonen identiſch, ſo könnte der reiche Walter Scott ſich füglich in zwey Individuen geiſtig trennen, und würde keine ſeiner beyden Hälften bedürftig des Beyſtandes der andern in die weite Welt ſenden. Uebrigens ſcheint es auch durch die neueſten Mittheilungen ziemlich erwieſen, daß beyde Dichter in der That eine Perſon ſind, oder wenigſtens ein Geiſt die Direktion der beyderſeitigen Werke leitet, oder doch geleitet hat, indem der Dichter, ſo viel uns bekannt iſt, ſeit dem Aufleben des Novelliſten (wie ihn die Engländer nennen) geſchwiegen hat, welcher Umſtand noch mehr Gewicht auf die Unionsgründe legt. Die große Anzahl der in kurzer Zeit auf einander folgenden Romane hat theils gegen einen ſo vielfach auf andern Seiten beſchäftigten Autor, als Walter Scott iſt, geſprochen, theils die Vermuthung erzeugt, daß mehrere Köpfe an dieſen Romanen arbeiten. Die letztere ſcheint nicht ungegründet, wenn man auf eine im Alterthum und im Beginnen der neuern Zeit gar nicht ungewöhnliche Erſcheinung ſieht, daß nämlich mehrere treffliche, mit verſchiedenen Gaben ausgeſtattete Köpfe ſich zur Erfindung oder Ausarbeitung einer gemeinſamen Dichtung zuſammen thaten. Auguſt Wilhelm Schlegel ſtellt die ſehr gegründete Vermuthung auf, daß verſchiedene der alten griechiſchen Tragödien auf dieſe Art gedichtet ſeyen. Das Zuſammenarbeiten von Beaumont und Fletſcher ſpricht ſchon die gemeinſame Firma aus, und es iſt notoriſch, daß in unſern Zeiten die Pariſer Vaudevilleſtücke nicht von Zweyen, ſondern von ganzen Dichteraſſociationen erfunden, ausgeführt, mit Liedern verſehen und komponirt werden. Geſchieht dieß auch bey den ſchottiſchen Romanen, ſo iſt zugleich aber auch gewiß, daß ein Genius die Plane erfindet, die Charaktere aufſtellt, und die Situationen, in welchen ſie ſich zeigen können, angibt. Deſſen ungeachtet müſſen die Mitarbeiter, Ausmaler und Schattirer mit hiſtoriſcher und örtlicher Kenntniß begabte und vom Geiſte ihres Anführers ergriffene Köpfe ſeyn. Für unſere deutſchen Begriffe von Begeiſterung und Dichterthum ſcheint dies Verfahren unbegreiflich, und iſt wohl nur bey Gelegenheitsſtücken vorgekommen; wenn wir indeſſen, — obgleich Rec. keineswegs ein Lobredner des Verfahrens ſeyn will — zu einer gehörig objektiven Anſchauung der Poeſie gelangt ſind, dürften wir auch hiezu den Schlüſſel finden.

Wie merkwürdig die Erſcheinung der vorliegenden Romane

iſt, eben ſo erfreulich muß ſie nicht nur für das leſende Publikum und den Freund der Poeſie, ſondern auch für den ſeyn, welchen die geiſtige Richtung ſeiner Nation intereſſirt. Mußte es nicht den Deutſchen wahrhaft betrüben, wenn er beobachtete, welche Schriftſteller in der letzten Zeit begierig von der Menge verſchlungen wurden? — Erſcheint es doch kaum glaublich, wenn man hört, wer unter den Erzählungsſchreibern vor kurzem der Liebling des Publikums ſeyn konnte! Nicht in einer Zeit thieriſcher Rohheit, überwiegender, gemeiner Sinnlichkeit, ſondern in einer Zeit der höchſten geiſtigen Ausbildung, nachdem Dichter wie *Göthe* und *Schiller* zu wirklichen Nationaldichtern geworden, und *Jean Paul* und *Tiecks* Werke allmälich überall Eingang gefunden hatten! Dürfte unter den jetzt ſchreibenden deutſchen Novellendichtern nicht jeder ohne Erröthen behaupten, er ſey beſſer als jener? Müßte aber die Nachwelt, wenn ſolche Schriften bis zu ihr gelangten, nicht von der unſrigen denken, ſie ſey eben erſt aus der Barbarey erſtanden um an den erſten ungeübten Probezügen, Phantaſie-, Erfindungs- und geiſtloſer Schreiber Geſchmack zu finden? — Von der andern Seite gafft der Halbgebildete, in vornehmem Dünkel gleich dem Emporkömmling, welcher ſeiner frühern Standesgenoſſen ſich ſchämt, auf den Wortredner der unreifen Afterweisheit, und freut ſich, wenn ein *Puſtkuchen* auf den Meiſter im Lande der Poeſie ſeinen Groll ausgießt. Es iſt ja ſo leicht bey uns, die Glorie der geiſtigen Ausbildung zu erlangen, wenn man, auch ohne vorhergehende Erkenntniß des Wahren, nur das Beſtehende hinwegnegirt.

Wie ſchwer es aber auch bey ſolcher Sinnesart erſcheinen mag, Dichtungen zu liefern, welche zugleich dem geiſtig Gebildeten und der Menge genügen, ſo glaubt doch Rec., daß es die Pflicht jedes wahren Poeten ſey, darnach zu ringen. Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, aber doch möglich, wenn wir die Poeſie nicht außer uns und unſerem irdiſchen Kreiſe in haltloſen Träumen oder ſchwankenden Begriffen, ſondern mit feſtem Vertrauen in uns und dem, was uns zunächſt geſtellt iſt, aufſuchen. Darum muß es uns werth ſeyn, in *Walter Scott* einen ſolchen Dichter gefunden zu haben, welcher, wenn ſeine Erfindungen, ſeine Gedanken und ſeine Darſtellung den Freund der wahren Poeſie erfreuen, zugleich auch das annoch rohere Intereſſe der Menge befriedigen.

Sollten wir im Allgemeinen die Gründe anführen, aus welchen es dem Dichter möglich geworden, ſo Verſchiedenartiges zu vereinen, ſo hieße dieß das ganze Weſen der Poeſie abhandeln und auch in das Gebiet des vieldeutigen Begriffes der Volkspoeſie überſchweifen. Hier iſt es uns nur vergönnt, einige Betrachtungen anzuſtellen über den Romanendichter, und woher es die-

ſem möglich geworden, ein ſo allgemeines, hohes und begründetes Intereſſe bey mehreren Nationen zu erwecken?

Trotz der allgemeinen Bewunderung für den Dichter, fehlten unter den Deutſchen nicht einige Stimmen, welche ihm Gedanken- und Ideenarmuth vorwarfen. Wenn man vom Begriffe eines Romanes, wie er uns in den vorletzten Decennien geboten und als Muſterbild geprieſen wurde, ausgeht, ſcheint dieſer Tadel allerdings nicht unbegründet. Seit Wilhelm Meiſter, und ſchon vor der Erſcheinung desſelben, kamen die Kunſtromane in Deutſchland an die Tagesordnung. Man wollte unter Romanen nicht mehr die Lebensbegebenheiten eines Helden verſtehen, ſondern die Aufſtellung und Entwickelung der herrſchenden Anſichten über Kunſt oder ſonſt ein Thema des geiſtigen Lebens. Die ſogenannte Geſchichte, die Entwickelung der Begebenheiten, der Lebensſituationen wurden als Einkleidung jener Hauptſache zur Nebenſache. So ſah man Romane über Muſik, Poeſie, Schauſpielkunſt, religiöſe, Maler-, Bildhauer-, wohl auch Handwerker-Romane. Ueberall herrſchte die Idee vor, weil eben in jener Zeit überall das Abſolute auf dem Wege philoſophiſcher Forſchung geſunden werden ſollte.

Ob die Aeſthetiker von jenen Anſichten zurückgekommen ſind, iſt nicht zu entſcheiden. In der Theorie ſpuken ſie noch unter mancher Verkleidung umher, in der Praxis aber ſcheint man durch das Gefühl zur Ueberzeugung gekommen zu ſeyn; wenigſtens ſahen wir in der letzten Zeit keine Romane aus der Idee entſtehen, und die Maler-, Bildhauer- u. ſ. w. Romane in die Tragödien oder zu den Novellen (in welchen letztern nach des Rec. Meinung ihr angemeſſener Tummelplatz iſt) zurückgedrängt. Es iſt hier nicht der Ort zu ihrer Entwicklung, wohl aber um die vom Rec. als unbedingt recht anerkannte Anſicht auszuſprechen, daß der Quell der wahren Poeſie nicht die Idee ſey, ſondern die bildliche Anſchauung oder die Phantaſie. Der Gedanke erzeugt ſich beym Poeten, indem er eine Erſcheinung erblickt, oder die Phantaſie ihm ein Bild vorzaubert; aus dem Reichthum der in ihm ſchlummernden Ideen tritt diejenige bey der Anſchauung lebendig hervor, welche ihm bildlich in der Erſcheinung repräſentirt wird, und in dieſer Vereinigung der Phantaſie mit dem Verſtande erſteht die Dichtung. Auf die Ausnahmen, wo auch der Gedanke zur Poeſie werden kann, und aus der bloßen lebendigen Darſtellung der Erſcheinung, ohne daß gerade eine Idee darin lebendig wird, eine Dichtung, kann hier, wo nur die Grundanſicht aufgeſtellt werden ſoll, nicht die Rede ſeyn.

Wenn wir vom äſthetiſchen Richtſtuhle aus den Quell jener Romane wegen der vorherrſchenden Abſicht ſtatt der Wahr-

heit des Lebens nicht billigen können, ſo finden wir auch bey der hiſtoriſchen Unterſuchung, daß jene Romane nur eine Abart waren. Der Roman gehört zum Geſchlechte des Epos. Er iſt der Nachkömmling des Heldengedichtes, ſo wie unſere Zeitgenoſſen die Abkommen mythiſcher Heroen ihrer Vorwelt ſind. Wie wir von dem Leben der Altvordern nur die wichtigſten Momente wiſſen, und jenes überhaupt vor den Zeiten geiſtiger Entwickelung ſehr einfach und nur in wenigen Zügen von Bedeutung war, ſo ſtellt uns auch das Epos in gedrängter Kürze nur das Wichtigſte und Gediegenſte vor. Wir erfahren nur die großen, bedeutenden Thaten, wogegen das Stillleben der Helden — wenn es ein ſolches gab — unberührt bleibt. Bey unſerem Zuſtande der Kultur erſcheint hingegen das Außerordentliche im Leben des Einzelnen nur ſelten, die Bildung macht aber auch das Ungewöhnliche zu etwas Bedeutenderem in höherer Rückſicht. So enthält auch der Roman nicht die außerordentlichen und in epiſcher Kraft zuſammengedrängten Thaten und Begebenheiten des Einzelnen, ſondern die Erzählung des ruhigern Ganges ſeines Lebens, in welchem wohl einzelne Momente beſonders intereſſant und bedeutend hervortreten, das Ganze aber ſich mehr mit der Darſtellung und Entwickelung beſchäftigt. Ein Roman, welcher immerwährend Spannung erregt, wird nicht zu der beſſern Art gehören; denn die Spannung hört mit der Befriedigung auf, und wer einmal einen ſolchen auf Effekten gebauten Roman durchleſen hat, wird ſelten in die Verſuchung gerathen, ihn zum zweyten Male zu ergreifen, da jenes Intereſſe ihn nicht noch einmal feſſeln kann. Das Intereſſe des wahren Kunſtwerks muß auf dauerndern Elementen gegründet ſeyn. Es gehört eben ſowohl die der Natur entnommene Entfaltung der einzelnen Charaktere, als die Darſtellung der ſichtbaren Dinge hieher. Wie das Leben für jedes nicht verſchloſſene Auge ſo reich iſt, eben ſo mannigfaltig ſind die Gegenſtände, welche im Romane berührt werden können. Eine getreue, ruhige Schilderung eines anziehenden Gegenſtandes werden wir immer um ihrer ſelbſt willen gern wieder leſen. Wenn aber mit der Darſtellung äußerer Erſcheinungen auch die einer höhern, das Reich des Geiſtes berührenden Wahrheit verbunden iſt, ſo wird das Intereſſe immer größer.

Die Romane waren urſprünglich auch in der That nichts anderes als der fingirte Lebenslauf eines Helden, deſſen Stillleben wir ſowohl als ſeine Thaten mit Theilnahme verfolgen ſollten. Die Wahrheit lag nicht im getreuen Berichte von wirklich Geſchehenem, ſondern in der Auffaſſung der Motive zu Handlungen des Helden, in der Darſtellung ſeiner Gefühle bey der Betrachtung der Außendinge, oder wenn er mit ihnen in Konflikt

gerieth. Dieſe Darſtellung der Gefühle des Helden erforderte aber nothwendig, daß die Außendinge ſelbſt mit aller Genauigkeit geſchildert wurden, ja daß die Auffaſſung derſelben endlich zur Hauptſache beym Romane wurden, ein Umſtand, auf den wir unten zurückkommen werden. Wenn wir im Gegenſatz zum eben Angeführten die alten und neuen Ritterromane erblicken, ſo müſſen wir dieſe, wenn wir ſie nicht als beſondere Mittelgattung betrachten wollen, eher zum Epos als zum eigentlichen Lebensromane rechnen, denn die Thaten überwiegen das Stillleben und die ruhige Entwicklung, und der Klang der Harniſche wirkt ſo betäubend, daß wir ihn auch in der ſtillen Hütte noch immer vordröhnen hören, und er uns ſtört, ſowohl mit dem Gedanken den geiſtigen Motiven zu folgen, als mit ruhigen Augen am friedlichen Leben und den Erſcheinungen außerhalb des Ritters und ſeinen Angehörigen uns zu erfreuen. Die Ritterromane mögen darum immer in die freyere Sphäre der Heroenzeit zurücktreten, und ſich der Epopöe zugeſellen. — Wenn ferner Cervantes im Don Quixote mehr von einer ſatyriſchen Idee ausgegangen zu ſeyn ſcheint, ſo ſteht dieſer Roman als Ausnahme da. Sehen wir aber näher hin, tritt es bald in die Augen, daß die Poeſie doch mächtiger im Poeten geweſen oder geworden iſt, als die Abſicht. Der ganze Roman iſt ein ergötzliches, lebendiges Bild, und nichts weniger als eine langweilig durchgeführte Allegorie oder Satyre, bey welcher ſich der Dichter in jedem Augenblicke des Erſchaffens klar der ihm Anfangs vorſchwebenden Abſicht bewußt geweſen wäre. Die engliſchen Romane eines Fielding und Smollet — lange Zeit als die Muſter unter allen betrachtet — erfüllten treulich ihres Autors Zweck, das Leben, Glück und Mißgeſchick ſchlichter Erdenſöhne auf ihrer Reiſe durch die Welt, ihren Konflikt mit derſelben, und vor Allem jener ſogenannten Helden derbe Menſchlichkeit zu ſchildern. Ueberall Wahrheit und Leben, aber faſt allzuviel von beyden. Nicht dieſes rohe Haften an der Erdſcholle — was die Idealiſten jenen Romanen vorwerfen — verhindert, daß ſie Kunſtwerke, wahre Poeſien wurden, ſondern die Urſach iſt, daß das Unweſentliche nicht vom Weſentlichen geſondert und zurückgeworfen wurde. Nur den Geiſt der Natur, nur den poetiſchen Extrakt, mit Zurücklaſſung der Schlacken ſoll der Dichter wieder geben, wenn er ein Kunſtwerk aufſtellen will. In der Auffindung deſſen, was wirklich aufgenommen werden muß, bewährt ſich der Genius des Dichters. So führt uns Goldſmith gewiß auch in das wahrſte und innigſte Leben einzelner Kreiſe ſeiner brittiſchen Landsleute und zugleich in die wahre Natur des Menſchen ein; wie dünn iſt aber dabey ſein ausgezeichneter Roman der Vicar von Wakefield geblieben! Indem

aber nur das, was zur poetiſchen Behandlung ſich eignet, hervorgenommen iſt, erſcheint nirgends eine Lücke, nirgends eine Zuſammenſtellung von Effekten, ſondern das geiſtige Leben, der Hauch einer höhern Poeſie zeigt ſich überall.

Wenn aber der Dichter nicht von einer Idee bey Erfindung des Kunſtwerkes ausgehen ſoll, und wenn wir finden, daß die beſten Romane nicht die allegoriſche Darſtellung irgend einer Wahrheit, ſondern vielmehr ein treu poetiſches Bild des Lebens ſind, ſo darf man auch an Walter Scotts Romanen den Mangel einer leitenden Idee nicht rügen, weil ſein ganzes Beſtreben dahin geht, jeder lebendigen oder lebendig geweſenen Erſcheinung die poetiſche Seite abzugewinnen, und ſie nur in dieſer ihrer Wahrheit anſchaulich zu machen. Es wäre thöricht, den Aſtrologen mit Wilhelm Meiſter zu vergleichen, und an jenen Anforderungen zu machen, welche man in dieſem erfüllt ſieht. Uebrigens dürfte in den meiſten Romanen der Britten, ſo fern ab es auch vom Dichter gelegen, durch die ganze Dichtung eine beſtimmte Tendenz auszuſprechen, ſich eine durchgehende Idee auffinden laſſen. Es iſt die, welche eigentlich dem Weſen der Tragödie zum Grunde liegt, das Ringen der individuellen menſchlichen Kraft gegen die geſetzliche Ordnung. Wie ſehr auch der Beſte verführt wird, anzunehmen, daß Scott die feurigen Charaktere begünſtige, welche entweder als Ueberbleibſel einer früheren Freyheit gegen die geſelligen Einrichtungen der Gegenwart ſich auflehnen, oder im Kampfe für das verdrängte Geſchlecht der Stuarts gegen die Geſetzlichkeit in dem neuen humanen Königshauſe alle Kräfte aufopfern — ſo blickt doch zuletzt immer wieder der Freund des friedlich Beſtehenden und dem wirklichen Geiſte der Zeit Entſprechenden hervor. Die ſchönen, herrlichen Charaktere zerſtören ſich, oder werden bekehrt. Zwar verhindert die ſtrenge Objektivität den Dichter, ſeine Ueberzeugung klar auszuſprechen — ſein Gefühl ſchwankt vielleicht ſelbſt — aber aus der Dichtung kann jeder, der überhaupt den objektiven Geiſt eines Dichters von den Worten, welche deſſen Perſonen ſprechen, zu unterſcheiden verſteht, den Schluß ziehen.

Wenn der Britte durch unſere Darſtellung gegen den Vorwurf der Ideenarmuth vertheidigt wäre, ſo käme es nur noch darauf an, ihn gegen den der Gedankenarmuth zu rechtfertigen. Es mag wohl eine lyriſche Poeſie geben, wo eben zu dieſer Eigenſchaft die Gedanken nicht nöthig ſind, auf keinen Fall aber wird ein ſo geordnetes Kunſtwerk, als der Roman, ohne ſie beſtehen können. Es kommt aber nur darauf an, wie wir die Gedanken wahrnehmen wollen? Der philoſophiſche Deutſche iſt ſeit geraumer Zeit daran gewöhnt, wie überall in ſeiner Lite-

ratur, auch in der poetiſchen, die Reflexion vorwalten zu ſehen. Wir wollen gegen dieſe an ſich nichts einwenden; für die Poeſie aber taugt es nichts, wenn ſie im Gewande der Philoſophie einherſchreitet, wogegen umgekehrt die Philoſophie im poetiſchen Kleide willkommener iſt. Daß eine klare, weder mit Bildern noch mit Gedanken geſchmückte Erzählung eines poetiſchen Gegenſtandes ebenfalls Poeſie ſey, wird Niemand läugnen, der die Alten kennt, und wir können Gottlob auch unter den Deutſchen zu jeder Zeit Männer nennen, welche auf dieſe Art wahrhafte Dichtungen geliefert haben. Nur in der letzt vergangenen Zeit finden wir ſo viele Dichtungen voller Sentenzen. So ſprechen faſt in allen Schiller'ſchen Dramen die Perſonen oft tief durchdachte und in ſchöne Form gebrachte Wahrheiten aus. Dieß beſtach Ohr und Geiſt auf leichte Weiſe, und gab eben deßhalb ein leichtes, aber auch täuſchendes Kriterium der Poeſie. Beurtheilen, ob ein gradezu ausgeſprochener Gedanke richtig ſey und in ſchöner Form erſcheine, das konnte jeder einiger Maßen Gebildete. Dieſen Beyfall zu erwerben war aber auf der andern Seite weit leichter, als den Gedanken in der Entwicklung der ganzen Dichtung oder plaſtiſch in den einzelnen Begebenheiten und Charakteren auszudrücken. So wurde Thür und Thor der Oberflächlichkeit geöffnet. Indeſſen mußte bald dieſer falſche Weg erkannt werden, der nichts mehr begreift, als ein Wortgeklingel mit Redensarten, welche kaum den Verſtand, nie aber die Phantaſie anſprechen. Unter Shakeſpear's Dramen der mannigfaltigſten Art wüßten wir nur eins zu nennen, wo die Perſonen in die tiefſinnigſten Wahrheiten mit klar ausgeſprochenen Worten reflektiren; Hamlet iſt aber theils das ſeiner Idee nach unergründlichſte, theils eines der ſpäteſten, wo nicht das allerletzte Werk des Dichters, in welchem daher der Vielerfahrne den Betrachtungen über ſein ganzes reiches Leben freyen Lauf ließ. Leſſing, ein Dichter, der gewiß vom Gedanken erſt zum Bilde geführt wurde, reflektirt ſelbſt in ſeinem Nathan, welcher der Idee nach doch mehr philoſophiſches Lehrgedicht als Drama iſt, ſelten durch hingeſtellte Sentenzen, ſondern weiß die trockenſten Wahrheiten durch einen friſchen Dialog lebendig zu machen, oder in ſchönen Bildern den Gedanken zur erfreulichen Anſchaulichkeit zu bringen. — Doch ſind es auch nicht mehr die Sentenzen, welche man in die Dichtung eingeſtreut fordert, man will vielmehr eine Gemüthswelt im Romane erblicken, das innere geiſtige Leben ſoll vor den äußern Begebenheiten hervortreten. Hiergegen können wir nichts einwenden. Dem Geiſte, dem Gemüthe ſein Recht, man wolle nur nicht mit chemiſchem Meſſer das was die Natur zuſammenfügte, von einander tren-

nen. Wir haben treffliche Romane der Art, wo die Charakterzeichnung und die geiſtige Entfaltung vorherrſchen, unter Deutſchen ſowohl als Engländern, bey welchen wir *Sternes* Werke hieher rechnen, — aber arten nicht auch viele Romane zu einer ſolchen Langweiligkeit aus, daß man eher in ihnen ein Lehrbuch als eine Dichtung vermuthet? Auf keinen Fall können dieſe Romane ganz populär werden. Die humoriſtiſchen ſind eine der herrlichſten Gattungen dieſer Romane aus dem innern Leben. Bedarf aber nicht unſer erſter Humoriſt, *Jean Paul*, überall, wo er eine treffende Wahrheit im Gewande des Scherzes ausſprechen will, der Bilder aus dem äußern Leben, und oft ſolcher von der derbſten Wirklichkeit? Je mehr poetiſch dieſe Romane ſind, um ſo mehr braucht der Gedanke das Bild; aus einzelnen Bildern entſteht aber kein Kunſtwerk, ſondern die einzelnen Bilder müſſen in einen organiſchen Zuſammenhang treten. Welcher organiſche Zuſammenhang in der Außenwelt iſt aber lehrreicher und erhabner, als die Lebensgeſchichte eines Menſchen, wenn dieſer mit dem Einfluß, welchen er auf die mit ihm in Konflikt gerathenden Außendinge ausübt, oder der von den letztern auf ihn ausgeübt wird, uns vorgeführt erſcheint? — Selbſt *Jean Paul*, bey allem Humor, bey allem Reichthume der Phantaſie, und obgleich er oft mit wenigen Zügen das lebendigſte Bild der Wirklichkeit uns hinſtellt, wird niemals populär werden, weil er ſeinen Reichthum an Gedanken nicht faſſen kann, und der größte Theil in Worten ausſtrömt, während nur der geringere in der Handlung ſich zeigt. Hätte *Jean Paul* es gleich *Göthen* verſtanden, die Weisheit, welche aus der lebendigen Natur mit tauſend Stimmen dem heiligen Dichter zugeraunt wird, in ſich ſo zu verarbeiten, und in lebendigen Bildern, ſtatt in lyriſchen Ergüſſen wieder von ſich zu geben, er wäre der größte Dichter geworden, wie es ihm einſt in den Xenien verkündet wurde. Ohne deßhalb den begeiſterten Sänger tadeln zu wollen, müſſen wir, zu unſerem Thema zurückkehrend, behaupten, daß das höchſte Kunſtwerk und zugleich das populärſte dasjenige ſeyn wird, *wo das innere Leben ausgeprägt im äußern* und die Gedanken plaſtiſch dargelegt in den Charakteren, deren Handlungen und den Ereigniſſen erſcheinen. Die Poeſie malt dem Geiſte vor, und der Hörer will mit den geiſtigen Augen ſehen. Je einfacher die Zeichnung iſt, um ſo deutlicher kann man ſie auffaſſen. Bey gehörigem Fortſchreiten in dieſer bildlichen Darlegung wird auch der Geiſt der ungebildetern Menge allmälich mit zum Verſtändniß fortgezogen, und wird ſo fähig, Wahrheiten zu begreifen, welche ihr auf dem Wege der dürren Verſtandeserläuterung immer unverſtändlich geblieben wären.

So leſen wir auch im Walter Scott ſelten Reflexionen des Dichters, ſelten allgemeine Sentenzen in dem Munde der Helden und Nebenperſonen, und nirgends ſtoßen wir auf ſogenannte Bilder aus dem innern Leben. Welcher Kenner des Dichters wollte aber deßhalb behaupten, daß er nicht reflektirte, daß wir aus dem Munde ſeiner Perſonen nicht tiefe Wahrheiten erführen, und endlich, daß uns die Gemüthswelt verſchloſſen bliebe! Die Früchte des Verſtandes wie die Blüten des Gefühls können reichlich geſammelt werden, ſie liegen aber nicht oben auf, ſondern tief im grünen Laube verborgen. Er reflektirt als Hiſtoriker, indem er uns das ganze Bild einer Zeit und beſtimmter Kreiſe ſeines Vaterlandes im Romane aufſtellt; mitunter bricht aber auch im Einzelnen das Gefühl hervor, und die Betrachtungen des Dichters ſind dann die Belege einer auf reifen Verſtand begründeten Weltanſicht. Nur in Wehmuth, nicht in bittern Hohn bricht der Dichter aus, wenn er auf ganz verkehrte Richtungen ſtößt. Das Princip des Guten, welches er überall erblickt, laßt ihn nie verzweifeln. Welche Wahrheiten, welche logiſche Schlüſſe werden in den Geſprächen entwickelt, ohne daß — wie es ſo oft bey ſchwächern Dichtern der Fall iſt — der Leſer Zweifel hegen könnte, daß ein ſolches Geſpräch wirklich ſo gehalten ſey, oder daß den Perſonen Worte in den Mund gelegt wären, die nicht ihnen, ſondern dem Dichter zugehörten. — Wird uns nicht endlich das innere Leben mannigfaltiger Charaktere aufgeſchloſſen, wenn wir Schritt für Schritt ihre Handlungen verfolgen, und uns geſtehen müſſen, daß unſere Gedanken ihnen vorangegangen ſind! Freylich finden wir das Außerordentliche ſelten, bey welchem Charakter könnten wir aber ſagen: Hier iſt Unnatur! — Welche Unnatur zeigt ſich hingegen oft bey unſern Schilderungen der Natur des innern Lebens! — Der Geiſt — ſo lange der Menſch, Menſch bleibt — iſt vom Körper bedingt, nur als Menſch gehört aber der Menſch in den Roman. — Wie oft vergönnt uns aber nicht auch der Dichter, recht tief in das innere Leben unbedeutenderer Charaktere zu blicken, und welchen Kenner des menſchlichen Herzens müſſen wir dann bewundern! Rec. erinnert hierbey nur an den Alterthümler, in welchen Walter Scott, vielleicht abſichtlich, wenig Handlung, und dafür eine um ſo tiefere und reichere Charakterſchilderung an ſich unbedeutender Perſonen uns zeigt. Wie kann das innere Leben uns anſchaulicher, reicher und in ſo tauſend Abſtufungen gemalt werden als in der Fiſcherfamilie, im Alterthümler ſelbſt und zum Theil im Sir Arthur? — Dieſer Roman wird aber weniger von der Menge verehrt, als manche andere, an Geiſt weit ärmere, aber dafür an Handlung reichere. Für uns iſt er wichtig, weil

Walter Scott gezeigt hat, daß es ihm nicht ſchwer ſey, das ſogenannte innere Leben, die Gemüthswelt, zum Hauptthema zu machen. Er zog es aber vor im bey weitem größeren Theile ſeiner andern Romane das äußere Leben zu malen, und es dem poetiſchen Gemüthe zu überlaſſen auch in deſſen Zügen das innere zu erkennen.

Während des Dichters geübter Pinſel auf dieſe Weiſe das wirkliche Leben, wie es unſeren Sinnen erſcheint, hinmalt, feſſelt er das Auge der Menge, welche nur ſehen will, und ſich freut, wenn ſie die Bilder wieder erkennt, die ihr überall im Leben begegnen. Das genügt dem Profanen. Der in das Heiligthum der Dichtkunſt Eingeweihte, oder kürzer, das poetiſche Gemüth erblickt aber in dieſen Bildern eine Schrift, welche ihm tiefere Wahrheiten des Lebens verkündet. Dieſe doppelte Art der Anſchauung dürfen wir nicht allein in Scotts Romanen ſuchen, wir werden ſie in den meiſten wahrhaften Dichtungen, ja endlich in jedem Kunſtwerk finden. Es iſt aber nicht allein ein doppelter Standpunkt für die Anſicht der Kunſt, der Abſtufungen ſind ſo viele, als es Grade der Bildung gibt. Diejenigen Dichtwerke nun ſind in den Augen des Rec. die größten, welche von den verſchiedenen Standpunkten aus gleich gefallen. Allen zu genügen, wiſſen wir, iſt unmöglich. Aber es gibt Poeſien, welche den Hochgebildeten, wie den, welchem zuerſt die Ahnung aufgegangen iſt, daß es etwas Höheres als den Genuß der Sinne gebe, anſprechen. Dieſe Popularität kann aber nur erreicht werden, wenn der Dichter ſich über die Dichtung ganz vergißt, wenn er die Erſcheinungen des Lebens ſo ſtudirt hat, daß er nur die wiedergibt, welche zugleich ſich für poetiſche Darſtellung eignen, und motivirt im menſchlichen Geiſte ſind. Beyde Erforderniſſe werden in der Regel zuſammentreffen.

Welcher Dichter gibt wohl ein beſſeres Zeugniß dafür, daß der Zauber der ſchlichten Wahrheit der größeſte ſey, als Walter Scott? Man iſt gewohnt zu hören, daß den rohen Appetit der Menge nichts mehr als beſtändiger Effekt, als fortwährende Spannung befriedige und zugleich reize; bey welchem Romanſchreiber aber herrſcht ſo wenig Sucht, Effekt zu machen, als bey jenem? Ohne Pomp in den Worten, und ohne Reiz einer beſondern Stellung referirt er, wie es gekommen iſt und ſich zugetragen hat. Nirgends wird plötzlich abgebrochen, um zu ſpannen, ſondern jedes Uhrrad läuft ſo lange, bis es abgelaufen iſt. Die Perſonen benehmen ſich nie ungewöhnlich, ſelbſt das wunderbare Zuſammentreffen der Leute (eben nach dem Romane romanhaft genannt) findet man ſelten. Dennoch verfolgen wir die Perſonen neugierig, weil wir vorausfühlen, wie ſie handeln werden.

Eigentliche Spannung liegt nur in den dramatiſchen Scenen. Ohne in dieſen Entwickelungen des Dialogs immer Elemente zu finden, welche uns nicht ſchon vorher bekannt wären, werden wir doch Wort für Wort durch die Kraft der natürlichen Logik, durch den richtigſten Klimax und die überraſchendſten Wendungen, niemals aber durch eine Ueberbietung der Natur mit fortgeriſſen. — Iſt dieſe getreue, ſchlichte Darſtellung nicht überall dem Studium möglich? — Wäre ſomit nicht der erſte Schritt gethan, die Poeſie bey ihren hochgebildeten Verehrern und zugleich bey denen, welche unter ihrem Namen nur die Hochzeitscarmina verſtehen, in einer und derſelben Geſtalt auftreten zu laſſen.

Dieſe objektive Darſtellung des Lebens wäre alſo der Grund, weßhalb ſeine Romane auch dem bloß Schauluſtigen gefallen. Es iſt aber nicht der einzige. Auch die getreueſte Darſtellung würde deßhalb nicht jedes an Handlungen und Begebenheiten reiche Leben für jedermann intereſſant machen. Es ſind die hiſtoriſchen Themata, welche ſo durchgreifend jede Klaſſe von Leſern, und jede Nationalität anſprechen. Damit ſey aber nicht ausgeſprochen, daß jeder Roman über einen hiſtoriſchen Gegenſtand eben deßhalb gefallen müſſe. Das Gegentheil, und daß es nirgends ſchwerer ſey, Poeſie und Wahrheit zu vereinigen, als bey der Behandlung der Geſchichte, lehrt die Erfahrung. Wir ſehen hiſtoriſche Tragödien, wo der Dichter, um den Stoff poetiſch zu machen, nicht weniger gethan hat, als Thatſachen zu ſtreichen, neue zu erfinden, die Entwicklung zu ändern, die Charaktere gerade zum Extreme deſſen, wie ſie erſchienen ſind, umzuwandeln, und ſtatt den Sitten der Zeit die ſeiner gegenwärtigen unterzulegen — kurz Dramen, wo nichts hiſtoriſch war, als der Name. Mit Romanen von gleicher Beſchaffenheit überſchütteten uns die letzten Decennien, ja es erſcheinen noch jetzt dergleichen, welche den Meißneriſchen nicht unähnlich ſind. Namentlich wird jeder hiſtoriſche Name und ſeine Zeit von den Schriftſtellerinnen jämmerlich zerzauſt. Wie in der berühmten Mühle des G a r b i n o werden die Helden der Vorzeit zerſchroten und zermahlen, und in zierliche Püppchen eingeknetet. Gigantiſche Rieſen werden zu ſchmachtenden Liebhabern, barbariſche Tyrannen zu philanthropiſchen Menſchenbeglückern, ein Unſinn, der nie erkannt wird; oder immer wieder unter anderer Geſtalt zum Vorſchein kommt.

Die Geſchichte iſt die größte Dichtung. Wer an ihr künſteln will, wird zu Schanden. Aber es gibt eine doppelte Auffaſſung derſelben, um ſie in die Formen unſerer menſchlichen Poeſie zu bringen. — Einmal faſſe man ſie in ihren großen Momenten auf, man laſſe die Heroen auftreten in ihrer angebornen Geſtalt und der Dichter erſcheine nur als Bildhauer, welcher die Theile am

rohen Blocke weghaut, welche den Anblick der vollendeten Geſtalt hindern. Der Dichter ſoll alſo nur das poetiſch Unbedeutende ſtreichen, um das poetiſch Bedeutende harmoniſch gerundet hervortreten zu laſſen. So faßt Shakeſpeare die Geſchichte in ſeinen hiſtoriſchen Dramen auf. Seine Kunſt bewährt ſich vornämlich darin, daß er mit ſcharfem Kennerblicke aus der bedeutendſten Periode ſeines Vaterlandes die zuſammenhängenden Begebenheiten herausſchneidet und zu einem in ſich geſchloſſenen Ganzen dichteriſch umformt. So iſt bey näherer Betrachtung jedes ſeiner hiſtoriſchen Dramen — wie es auch dem ungewöhnten Auge nur als rohe Moſaikarbeit erſcheine — ein vollſtändiges Gemälde mit Ende und Anfang und Hauptgeſtalt in der Kataſtrophe, und alle Theile haben Beziehung auf einander. Freylich muß man aber den Umfang und Inhalt eines Königreichs nicht mit Ellen meſſen wollen. Dieſe großartige Auffaſſung der Geſchichte ſelbſt bleibt aber nur den größern Genien der Dichtkunſt vorbehalten. So leicht es ſcheinen mag, eine Dichtung aufzuſtellen, wo ſchon eine höhere Macht vor uns gedichtet hat, und uns nichts zu thun übrig bleibt, als zu ordnen, ſo liegt doch gerade in der Selbſtbeſchränkung, vom eigenen Dichtwerke nicht hinzuzuthun, die größte Kraft, wie denn andererſeits es den feinſten Blick erfordert, um die ungeheuern Maſſen ſo überſchauen zu können, daß uns nicht eine einzelne Höhe die Ausſicht raube, und wir nicht verwirrt werden von dem großartigen Reichthum der Scenerie. — Wer ſich dieſen freyen und ſcharfen Blick nicht zutraut, der verſuche es nicht, die große Geſchichte auf die enge Bühne ſeiner Poeſie zu bringen, d. h. er bearbeite nicht poetiſch das Leben der Helden und Könige ſelbſt, denn eine ſolche Verarbeitung würde nur eine Zerarbeitung des Werthes jener Heroen ſeyn. Statt des Lebens der Heroen ſelbſt ſteht es aber den minder begabten Geiſtern frey, die ganze Geſchichte der Vorzeit in ihren Dichtungen aufleben zu laſſen, indem ſie das Weſen jener Zeiten, die Eigenthümlichkeiten, die Sitten, die Anſichten und Meinungen vorführen, ihre Perſonen in dieſem Geiſte auftreten und dagegen nur im Hintergrunde die wirklich geſchichtlichen Perſonen gleich Heroen, die zu groß ſind, als daß ſie noch von menſchlicher Künſteley könnten bearbeitet werden, erſcheinen laſſen. Auf dieſe Art iſt der bey weitem größte Theil von Walter Scotts Romanen hiſtoriſch; wogegen nur in einigen die Könige und Helden in den Vorgrund treten, und nur bey einem eine geſchichtlich bedeutende Perſon die Hauptrolle im Romane ſpielt.

Die Geſchichte eines Volkes iſt nicht für das eine Volk allein von Bedeutung, ſondern ſie gehört der ganzen Welt an. So muß auch die Poeſie, welche auf die Geſchichte baſirt iſt, einen

größern Kreis der Theilnahme gewinnen. Fieldings und Smollets Romane ſpielen unter den Paſſagieren einer Poſtkutſche, unter fuchsjagenden Dorfjunkern, gauneriſchen Gaſtwirthen, und blicken zuweilen in langweilig brillante Geſellſchaften der großen Welt jener modernen Zeit des Dichters. Freylich müſſen wir zugeſtehen, daß Fielding überall nur Natur uns gibt; aber iſt dieß die große unendliche Natur? Können ſich in dieſen kleinen konventionellen Verhältniſſen alle die Regungen und Anſtrengungen zeigen, deren der Menſch fähig iſt, und deren Aeußerung nicht über ſeine natürliche Anlage hinausliegt. Auch der Schlendrian des Lebens mag vom Dichter gezeichnet werden, eben weil er zum Leben gehört, und wir können es deßhalb nicht tadeln, wenn die begabteſten Dichter ſich nur die Portraitirung dieſer niedern Regionen zur Aufgabe geſtellt haben. Auf jeden Fall aber müſſen die Romane ein allgemeines und höheres Intereſſe erregen, welche die ſittlichen und äußern Verhältniſſe ganzer Zeiten und Reiche uns mit aller hiſtoriſchen Treue und poetiſchem Leben ſchildern. Es heißt nicht, daß der Dichter, welcher dieß beabſichtigt, die Wahrnehmung aus den niedern Kreiſen des Lebens verabſäumen und überall nur in höheren Regionen ſchweben ſoll, ſondern es ſteht ihm frey, aus allen lebendigen Kreiſen einer Zeit diejenigen Erſcheinungen hervorzuheben, welche dem Leſer das deutlichſte Bild von dem Treiben jener Vorwelt geben. Welche Charaktere treten in Scotts Romanen auf? Selbſt bey der Schilderung von Männern aus den neuen Revolutionen würde es dem Dichter ſchwer werden, von ſo mannigfaltigen Intereſſen bewegte Charaktere aufzuſtellen. Es würde immer nur den Kampf von zwey Ideen, welche auf ziemlich einfache Sätze reducirt werden können, gelten; die andern Verhältniſſe, Anſichten und Sitten hat das letzte Jahrhundert in ganz Europa'ſo gleich gemacht, daß es ſchwer wird, und kaum der Mühe lohnt, die nationalen Individualitäten zum Hauptſujet einer Dichtung zu nehmen. Auf dieſe glückliche Wahl der Oertlichkeit und der hiſtoriſchen Perioden, welche ihm zugleich den jetzt ſo ſeltnen Kranz als Vaterlandsſänger erworben haben, iſt ſchon anderwärts aufmerkſam gemacht worden.

Gleich Shakeſpearen, welcher am Wendepunkte des großartigen und poeſiereichen Mittelalters und der von Gedanken geſchwängerten Kultur der neuern Zeit im Leben daſtand, und dem es ſo vergönnt war, zurückzublicken auf die noch in ſtattlichen Ruinen glänzenden Erſcheinungen der Vorwelt und mit freudiger Ahnung hinauszuſchauen auf ein neues Reich des Lichtes und des Geiſtes, — gleich jenem Dichterheros Englands hörte der Schotte noch als Kind die Erzählungen von der kaum dahin ge-

ſchwundenen rohen Naturkraft ſeiner Landsleute aus dem Munde derer, welche den Ausbrüchen jener Kraft noch als Augenzeugen beygewohnt hatten, und zugleich ward er auferzogen unter allen Früchten der Kultur, welche eine geſetzliche Freyheit ſeinem Vaterlande geſchenkt hatte. Aus meiſt örtlichen Gründen hatte ein Theil der ſchottiſchen Halbinſel ſich in roher patriarchaliſcher Freyheit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten, während die höchſte Kultur unter den ſüdlichen Nachbarinſulanern herrſchte. So ward zur ſelben Zeit auf derſelben Inſel eine Zeitſchrift wie der Spectator geſchrieben und mit allgemeinem Entzücken geleſen, während das Fauſtrecht galt, feindliche Stämme in Blutrache ſich vernichteten und abergläubiſche Gebräuche aus dem grauen Heidenthume gäng und gäbe waren. — In einem ſolchen Momente, wo die fortſchreitende Kultur auf der einen Seite die großartige Barbarey auf der andern nicht mehr dulden kann, und dagegen dieſe ſich mit aller Kraft gegen das Neue, was ihr verächtlich, weichlich, den Mann entehrend erſcheint, entgegenſtemmt, in ſolcher Zeit der Kriſis, wo nothwendig eines der nicht vereinbaren Elemente untergehen muß! entwickeln ſich die großartigen Charaktere. Für die Poeſie iſt Brutus und Kato gleich groß mit Cäſar. Der Dichter betrachtet die Aufbietung und Entwicklung der menſchlichen Kraft, während es dem Philoſophen überlaſſen bleibt, auf ſeinem Wege die Motive in Beziehung auf die Weltgeſchichte abzuwägen. — Wo ſolche Gegenſätze in der Kultur ſich finden, als die zwiſchen den Bergſchotten und verfeinerten Bewohnern des Thallandes, wo der Glaube die verwandten Stämme in die wunderlichſten Sekten trennt, wo Einige von Raub und Krieg, die Andern vom Handel, Gewerbe und Ackerbaue leben, und für jede Partey und Sekte der vaterländiſche Boden reich an ruhmwürdigen Ereigniſſen der Vorzeit und Thaten ihrer Altvordern iſt,— da müſſen, wenn die gewichtige Frage: was Rechts iſt? im blutigen Streite entſchieden werden ſoll, und auf der einen Seite ſchwärmeriſche Anhänglichkeit für ein altes vertriebenes Königshaus, Mitleid für unglückliche Prinzen, Tapferkeit und ungebändigter Freyheitsſinn, auf der andern aber Liebe für die wohlthätige Ordnung, für die geſetzliche Freyheit und eine milde, beſtehende Regierung gegenübertreten, gewaltige Kämpfe im Aeußern und Innern gefochten werden, und der Menſch, der in dieſen Konflikt geräth, muß ſeine verborgenſten Kräfte aufbieten und in ſeiner ganzen Größe, wie ſie von höherem Standpunkte aus betrachtet auch nur klein ſich zeigen mag, erſcheinen. — Während jetzt (abgeſehen von der ſchönen Gleichheit vor dem Geſetze und in ſtaatsrechtlicher Hinſicht) alle Stände durch einen gleichmäßigen Anſtrich der konventionellen

Bildung gleich erſcheinen, bot jene Zeit in Schottland in jeder Klaſſe, in jedem Stande etwas Beſonderes dar. Während jetzt überall der Pöbel — etwa einer großen Stadt — in Wahrheit nur die Hefen, der ſchlechte Bodenſatz der Vornehmeren iſt, und alle Laſter derſelben, nicht aber ihre geiſtigen Kräfte, mit welchen ſie jene kompenſiren, an ſich trägt, ſo konnten damals die kräftigſten Charaktere aus der niedrigern Klaſſe ſich herausarbeiten, weil ſie in ſich abgeſchloſſen waren, und nicht unter der Kontrolle einer allgemeinen geſelligen Bildung ſtanden. Welche großartigen Geſtalten Walter Scott in dieſer Beziehung gemalt und lebendig hat werden laſſen, weiß jeder, der in einem der Romane auf ſeine Zigeuner, Bettler und Armen geſtoßen iſt. In unſerer Zeit ſolche Charaktere zu zeichnen iſt, wenn man der Wahrheit treu bleiben will, unmöglich. Dieſe Klaſſen zeichnen ſich bey uns, wenn es der Fall iſt, nur durch widrige Ruchloſigkeit aus. — Durch das Hervorheben jener menſchlichen Gigantenkräfte wird aber der Dichter nicht verhindert, auch das Wirken und Treiben in den niedern Kreiſen zu ſchildern. Lebendig ſehen wir die Häuslichkeit in der Hütte und im Pallaſte. Auch der Geiſt der unbeholfenen Beſchränktheit wird uns angezeigt, und es iſt nichts aus den hergebrachten Romanen, das wir in dieſen hiſtoriſchen vermiſſen, als die faden motiv- lebens- und wirkungsloſen Diatriben aus der ſogenannten Gemüthswelt, wo die gedankenloſen Gedanken und Gefühle unabhängig von allen Handlungen in der erſcheinenden Welt ſind, oder die gleich faden Unterhaltungen in verſchiedenen Romanen, die ohne Grund und Zweck nur um Außendinge ſich drehen, und weder in ſich Geiſt beſitzen, noch in geiſtigem Zuſammenhange mit dem ganzen Werke ſtehen.

Wenn wir in der hiſtoriſchen Aufſtellung des Lebens, in der plaſtiſchen Darlegung der Gedanken und in der Wahl hiſtoriſcher Stoffe zu für die Poeſie glücklichen Zeitpunkten, Gründe gefunden haben, aus welchen Walter Scotts Popularität und zugleich der Beyfall, welcher ihm vom denkenden Verehrer der Poeſie zu Theil geworden iſt, ſich erklären läßt, ſo ſind dieß nur ſolche Gründe, welche aus theoretiſcher Betrachtung des Weſens der Romane und der Poeſie ſich ergeben. Wer ohne poetiſchen Geiſt nach dieſen und ähnlichen Regeln Romane für poetiſche Gemüther und die leſeſüchtige Menge ſchreiben wollte, dem möchten wir deßhalb noch nicht die Popularität zuſichern. Scott hat nicht nach Regeln dieſe Romane angefertigt, ſondern der Geiſt ſeiner Poeſie hat ihn getrieben ganz gegen die bisherigen Regeln der engliſchen Romane ſeine vaterländiſchen zu dichten. Sein Genius hat ihm die Sätze eingegeben, woraus der ruhigere Betrachter Regeln ziehen kann. Worin ſein Dichtergeiſt im Be-

ſondern beſtehe aufzuſuchen, gehört nicht in dieſe Kritik, wenn wir nicht etwa über alle Poeſie uns hier auslaſſen wollen. Daß aber eben jene richtige Auffaſſung der Geſchichte, jene Umgeſtaltung deſſen, was der Engländer bisher unter Roman verſtand, eine Eigenthümlichkeit ſeines poetiſchen Geiſtes ſey, braucht kaum bemerkt zu werden. Ein ſicheres äußeres Kennzeichen des echten Werthes ſeiner Poeſie liegt auch darin, daß ſein erſter Roman in dieſer Art lange Zeit faſt unbeachtet blieb, und erſt, als nach geraumer Zeit ſeine Nachfolger erſchienen, die poetiſche Eigenthümlichkeit anerkannt wurde. Ueber andere poetiſche Eigenthümlichkeiten des Dichters iſt ſchon weitläufiger in der erwähnten Anzeige der bedeutenderen unter ſeinen Poeſien und in der Vergleichung mit denen Byrons geſprochen.

Nur ein Umſtand bleibt uns noch im Allgemeinen zu bemerken übrig. Die Abründung eines Romans iſt zwar nicht ſo nothwendig als wir beym Drama verlangen, daß es in ſich ganz abgeſchloſſen erſcheine, und Anfang und Ende in gleicher Wechſelbeziehung unter einander als mit der Mitte ſtehen; denn das Epos ſtellt uns plaſtiſch einen Lebensabſchnitt oder einen Abſchnitt in der Geſchichte vor, wo jeder Theil in ſich und durch ſich ſelbſt abgeſchloſſen erſcheinen kann und ſoll, und der Roman wird nicht ganz die Natur ſeines Geſchlechts verläugnen können, dennoch aber iſt eine gewiſſe Abründung auch hier zur Befriedigung des Leſers nothwendig. Auch aus dem Romane werden und ſollen ſich zwar Auszüge geben laſſen, welche an ſich durch Darſtellung und innewohnendes Leben Intereſſe einflößen müſſen, wir verlangen indeſſen — namentlich der denkende Deutſche — wenn auch keine Idee die ganze Dichtung durchgreift, doch eine gegenſeitige Beziehung der einzelnen Auftritte und Charaktere. Eine bedeutende Erſcheinung oder Perſon, welche müßig daſteht, fällt auch dem minder gebildeten Leſer auf. Iſt das ganze Leben eines Helden das Sujet des Romanes, ſo iſt ſein Tod erſt das Ende des letztern. Iſt es ein beſtimmtes äußeres Beſtreben, eine Intrigue, ſo ſchließt der Roman mit dem Erreichen und Verfehlen oder der Auflöſung des Knotens. Schwieriger iſt dieſe Abründung bey hiſtoriſchen Gegenſtänden, wie den von Scott behandelten. Hier muß man indeſſen ſorgfältig unterſcheiden, was in dem Auge des Dichters die Fabel des Stückes war. Eine Ründung dürften wir in den meiſten Romanen finden, aber bey einigen iſt es der Untergang eines politiſchen Unternehmens, wie im Waverley und Rob-Roy. Hier dürfte dem weniger ſcharfen Auge die ſcheinbare Fabel ſchon aufgelöst erſcheinen, ehe wir noch die Verwicklung erblickt haben. Im Aſtrologen und Alterthümler ſchließt ſich die bürgerliche Erzählung zugleich mit der Abrundung

des in den Hintergrund geſtellten Thema der Sittenſchilderung gewiſſer Kreiſe. Im Herzen von Midlothian wird ſogar die poetiſche Gerechtigkeit in beſter Form Rechtens gehandhabt und nicht eher geſchloſſen, als bis der ganze Knauel der Sünden und der Verwicklungen abgehaſpelt iſt, und daß gerade dieſer Roman vor den andern in Deutſchland gefällt, iſt ein um ſo ſichreres Zeichen, wie dem heutigen ernſten und denkenden Deutſchen nur die Dichtung genügt und populär werden kann, welche auf das Beſtimmteſte in ſich abgeſchloſſen mit Ende und Anfang erſcheint. In wie weit Walter Scott dieſer Anforderung zur Erlangung der Popularität genügt habe, werden wir weiter bey Durchgehung der einzelnen Romane berühren.

Indem wir die Gründe des dem Romanendichter allgemein zu Theil gewordenen Beyfalls aufſuchten, haben wir, der Natur der Sache nach, zugleich auch ſeine Vorzüge berührt; die nicht berührten noch beſonders hervorzuheben, oder alle zuſammen zu ſtellen, kann hier nicht der Zweck ſeyn, da die Schönheiten ja von ſelbſt den Leſer angeſprochen haben, wir einige der beſonders hervortretenden aber bey der ſpeziellen Betrachtung der vorzüglicheren unter den einzelnen Romanen am geeignetſten betrachten. Dagegen iſt es allerdings des Rec. Aufgabe, den lautgewordenen Tadel, in ſeinen einzelnen Punkten aufzuſtellen, und den Dichter zu vertheidigen, oder auf das, was auch ihm gerügt werden zu müſſen ſcheint, aufmerkſam zu machen.

Man wirft ihm Weitſchweifigkeit vor. Die meiſten Romane wären, wenn man ſie auf die eigentliche Fabel reducirte, ſehr unbedeutende Novellen. Auch die Zeit wäre ganz unverhältnißmäßig kurz gegen das voluminöſe Aeußere. Beyde Umſtände ſcheinen uns keinen Tadel zu begründen. Freylich, wenn man von dem Begriffe eines Fieldingiſchen Romans ausgeht, und demnach das Leben des Helden von Geburt auf bis zu ſeinem bürgerlichen und ehelichen Settlement zur Vollſtändigkeit eines Romans verlangt, dürften der Begebenheiten hier zu wenige, und die Zeit zu kurz abgemeſſen ſeyn. Auch dieſe ſchlichte Behandlung der Fabel mag ihre guten Seiten haben, von einem größeren Kunſtwerke wird aber der Leſer lieber fordern ſogleich in medias res hinein verſetzt zu werden. Verräth es nicht gerade eine hohe Kunſt, wenn der Dichter in weniger Zeit das Größte uns vereinigt darſtellt? Doch verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Anforderung ſich weit unter die einer wahren Natur ſtellt. Auch wird der allgemeine Vorwurf wohl mehr die Weitſchweifigkeit in der Erzählung im Gegenſatze zu dem mindern Gewichte des Erzählten betreffen. Rec. kann nun im Ganzen nicht beſtreiten, daß jene Weitſchweifigkeit vorhanden ſey, daß die Schilderungen ſich zu

ſehr mit dem Ausmalen im Verhältniß zum Ganzen unbedeuten-der Einzelheiten verweilen, daß ſelbſt die Geſpräche zu gedehnt ſind, daß wir namentlich im Eingange mehrerer, beſonders der frühern Romane, mit der exakteſten Genauigkeit in Verhältniſſe eingeweiht werden, welche einen weit edlern Hauptgegenſtand des Romans verſprechen, als wir nachher in der That auffinden, kurz daß der Leſer Troß aller Natur, Troß der Poeſie und der geiſtrei-chen und erfreulichen Anſicht des Verfaſſers, zuweilen nicht umhin kann, ſich zu langweilen, — aber alles dieſes zugeſtanden, iſt dieſe Ausartung ihm doch lieber, als der entgegengeſetzte Fehler einer zu gedrängten Darſtellung — scilicet im Romane. — Darin ver-einigen ſich alle beſſern Romane, daß die Erzählung in ihnen gleich einem breiten ſchönen Strome ruhig zwiſchen lachenden Ufern da-hin fließt. Und Rec. glaubt, daß dieſe Behandlung auch der Natur der Sache angemeſſen ſey. Wir ſehen aber, wie das Epos eine gedrängte bilderreiche Anſchauung des heroiſchen Le-bens uns gab. Der Roman hat im Ganzen dieſelbe Beſtimmung, nur nimmt er, ſtatt der Heroen einer mythiſchen Zeit, die Men-ſchen, wie ſie ſind; ſtatt der kräftig hervorſpringenden Helden-thaten, jede motivirte und mit dem ganzen Leben in irgend einer Verbindung ſtehende Handlung; ſtatt der farbenreichen Bilder be-gnügt er ſich auch den Schatten der Gegenſtände zu malen, wor-aus dann folgt, daß nicht alle plaſtiſchen Momente grell neben einander ſtehn, ſondern durch die überall mitaufgenommene Schat-tirung eine gewiſſe Gleichheit und Weichheit, oder — wenn man es nicht mißverſtehen will — eine Harmonie entſteht. Hieraus ergibt ſich denn auch, daß die gedrängte Anſchauung des Lebens wegfällt; denn wo auch der Schatten der Gegenſtände abgemalt wird, bedarf man mehr Platz, als wenn man jene in gleichem Lichtglanze neben einander hinſtellt. Wir werden noch auf einen andern Grund kommen, aus welchem dieſe ruhige, ſich nie über-eilende Darſtellung ſich rechtfertigt, wenn wir nämlich betrachten, was denn eigentlich der Hauptgegenſtand des Romanes ſey, die Subjektivität der Helden, oder die Objekte, welche er auf ſeiner Lebensreiſe erblickt? Hier nur noch ſo viel. Auch wenn wir von der gewöhnlichen Erklärung des Romanes, nach welcher er das Leben eines Menſchen in ſeiner allmäligen Entwicklung nach in-nen oder außen ſchildert, ausgehen, ſo iſt ja eben die erſte in der Natur begründete, und durch die älteſten Sprichworte darge-thane Wahrheit, daß die Macht des Augenblickes wohl groß, alle Entwickelung aber organiſchen Geſetzen unterworfen ſey. Alles Wachsthum der Natur iſt aber allmälich, nur der Taſchenſpieler läßt die Pflanze durch Künſteleyen im Momente aus dem Boden emporſchießen. Wäre es nun auch nicht der Zweck des Romans,

eines Helden Leben zu ſchildern, ſo wird doch Niemand den Zweck abläugnen können, Leben überhaupt zu ſchildern. Dieſes aber iſt in jeder Geſtalt denſelben Geſetzen unterworfen. —

Jeder Dichter verweilt gerne bey den Geſchöpfen ſeiner Phantaſie, oder den Bildern, welche ſeine Einbildungskraft ihm lebendig vor Augen gezaubert hat, auch der durch Kunſt gebildete Leſer mit ihm. Aber es gibt Romane, wo Neuigkeiten über Neuigkeiten kommen, Ueberraſchnng auf Ueberraſchung folgt, und das Wunderbare vom Ungeheuern todtgeſchlagen wird. Dergleichen Dichtungen kann ein wahrer Dichter nicht mit Liebe, ſondern nur mit Hinblick auf die leſegierige Menge ſchreiben. Wie aber das Schickſal jeder Neuigkeit iſt, ſie wird mit der Zeit alt, ſo alt dieſe effektreichern Dichtungen, da die Ueberraſchung nur ein Mal wirkt, und nur das bleibt friſch, was nach den Geſetzen der Natur gediehen iſt. Auch der Dichter muß ſich eingeſtehen, daß dieſes Haſchen nach dem Effekte fur ſeine Dichtungen keine Brücke zur Unſterblichkeit ſey, ja daß er bey fortwährender Steigerung zuletzt ſelbſt unvermögend werde, die Anforderungen ſeines eigenen Publikums zu befriedigen, wenn er nicht endlich in Bombaſt und völlige Uebertreibung der Natur ausarten will. Wir brauchen kein Beyſpiel zu nennen, wo uns ſo viele nahe liegen, und wir im allzeit fertigen Romanenverfertiger den untergegangenen Dichter bedauern müſſen. Selten vermag, wer einmal in dieſen Anlauf — oder beſſer, Ablauf — von der Natur zur Unnatur gekommen iſt, bey Zeiten umzukehren; in der heißen Verfolgung des einen Zieles werden die meiſten ſtumpfſinnig und vermögen nicht einmal frey um ſich zu blicken.

Muß daher eines der beyden Extreme im Romane gewählt ſeyn, ſo iſt um der Poeſie willen das ſichere die Weitſchweifigkeit. Ueberall in Walter Scotts Romanen begegnet uns, oder ſchiffen wir mit dem ſchönen ruhigen breiten Strome. Die meiſten Ströme dieſer Art ergießen ſich bald ins Meer. Sogleich des Dichters vaterländiſcher Themſe, iſt auch der Lauf ſeines Stroms nur kurz, dafür können wir aber nach allen Richtungen zu beyden Seiten weit ins Land hineinſteuern, und hier die flachen, reizenden Wieſenufer, dort ſchroffe Felſen, Schluchten, Hölen und den Fluß beherrſchende Schloßtrümmer erblicken. Selten oder nie ſtemmen ſich Felsriffe und unterliegende Klippen gegen den Strom, und zwingen ihn zum Sturze oder gänzlichem Falle. Immer ſpiegelt ſich der Himmel in ſeinem breiten Bette, und der mitſchiffende Pilger kann ſich in behaglicher Sicherheit ruhig in den Kahn legen, ohne ſich um deſſen Lenkung zu bekümmern. — Um aus dem Bilde zu fallen — wo ſehen wir Handlungen, die nicht motivirt ſind; pikante Auftritte, welche nicht

in der Natur begründet, oder von der Nothwendigkeit herbeygeführt ſind? Nirgends bricht der Erzähler ab, um etwa auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit die Erwartung zu ſpannen. Bey ſolchem Werthe kann man gerne die Breite vergeben, welche ſich überdieß nur in einigen Romanen findet. Auf jeden Fall ſichert die getreue und gediegene Darſtellung dem Dichter das Fortleben der meiſten ſeiner Romane in der Nachwelt, welches, wenn er nur nach dem Pikanten geſucht und nur die Sinne Reizendes dargeſtellt hätte, ſehr zweifelhaft wäre. Er hat Menſchen und Verhältniſſe gezeichnet, welche nicht nur einem Volke zu einer beſtimmten Zeit angehören, ſondern mit ihrem Titel als Menſchen und was aus Menſchen hervorgegangen iſt, zu jeder Zeit und unter jeder Nation, wo geſunde Natur herrſcht, auftreten können, ohne daß ſie zu fürchten brauchten, daß, ihres altfränkiſchen Koſtüms wegen, ihnen die Aufnahme verſagt würde.

Mit jener gerügten Weitſchweifigkeit hangt ein anderer Tadel zuſammen. So breit die Expoſition der Romane ſey, ſo langſam wir in den erſten Theilen fortſchritten und uns hier und dort verweilten, ehe wir auf die eigentlich leitende Handlung ſtießen, eben ſo ſchnell komme dann die Entwickelung, und der Roman ſtürze zu Ende, ähnlich der Lawine, welche erſt langſam, dann immer ſchneller den Berg hinunter rollt, bis ſie zuletzt ſtürzt, endlich fliegt. — Im Allgemeinen ſcheint dem Ref. auch dieſe Eigenthümlichkeit nicht zu rügen. Wie die Tragödie nach der Kataſtrophe ſich nicht hinziehen darf, ſondern die Handlung Schlag auf Schlag uns zum Ende führen muß, ſo ließe ſich eine verwandte Regel auch bey dem langſam daher ſchreitenden Romane denken. Scott ſelbſt ſpricht in einem der letzten Kapitel des Waverley eine ähnliche Meinung aus. In der Schöpfung jedes größeren poetiſchen Kunſtwerkes — (ja am Ende bey der Verfertigung jeder Arbeit — auch bey einer Kritik) — liegt vor uns eine Maſſe von Materialien. Daß dieſes Chaos plötzlich, wie durch Eingebung eines elektriſchen Schlages, vor der Seele des Dichters ſo geordnet ſtehe, daß auch der kleinſte Umſtand ſeinen beſtimmten Platz habe, mag der glauben, welcher von der Poeſie nur durch Hörenſagen vernommen hat; Fleiß und ordnender Geiſt helfen auch den Meiſtern in der Poeſie, wie es denn bekannt iſt, daß Arioſt mehr als acht Mal angefangen und geſtrichen hat, bis er nur den erſten Vers ſeines Orlando furioso niedergeſchrieben hatte, wie wir ihn jetzt leſen. — Jene Maſſe von Materialien wird nur nachgerade verarbeitet. Je mehr der Materialien verarbeitet ſind, um ſo leichter wird die Sichtung unter den noch vorhandenen, je näher wir alſo dem Ende kommen, um ſo ſchneller können wir weiter gehen, und

wenn zuletzt nur noch einzelne Dinge unverbraucht ſtehen, ſo ordnen ſich dieſe von ſelbſt als Schlußſteine dem der Vollendung nahen Kunſtwerke an. — Jedoch auch noch aus einem andern Grunde können wirs nicht tadeln, wenn der Eingang langſamer iſt als der Ausgang.

Im Anfange, namentlich des Romanes, ſoll uns der Dichter das Land, den Himmelsſtrich zeichnen, in welchem die Handlung vorgeht. Das Bild ſoll ſo lebendig werden, daß wir ſelbſt mit den Perſonen der Dichtung dort leben könnten. Es genügt da nicht eine großartig entworfene Skizze, ſondern es erfordert eine bis in die kleinſten Details ausgeführte Malerey, um uns eine Gegend ſo anſchaulich zu machen, daß uns darin heimiſch wird. Daß eine ſolche niederländiſche Malerey niemand beſſer verſtehe, als Walter Scott, wird desgleichen Niemand läugnen. Der Leſer — mit oder ohne Phantaſie — wird gezwungen, mit dem Romanhelden in der Fiſcherhütte, beym Bettler oder unter den kleidumgürteten Hochländern zu wohnen, und es ſich mit ihnen bey ſchmaler Koſt gefallen zu laſſen. Er ſchmauſt mit dem reichen Pächter, und friert und wird ermüdet bey den Nebelwanderungen über das Heidemoor. — Eine ſolche Zeichnung verlangt immer Platz, auch wenn ſie weniger mit jener erwähnten niederländiſchen Genauigkeit, als mit Auffaſſung des Geiſtes, welcher aus den genannten Zuſtänden herausweht, und welche höhere Art der Auffaſſung dem ſchottiſchen Dichter durchaus nicht fremd iſt, aufgetragen iſt. Nur wenn wir überall auf bekannten Boden treten, wenn uns die Gegenſtände ringsum in irgend einer Art befreundet ſind, können wir auch die dort ſich tummelnden Freunde, wie marſchierende Heere auf der Landkarte, verfolgen. Deßhalb möge immer die Scenerie den langſamen Eingang, den ſchnellen Ausgang entſchuldigen, wenn nur die Handlung ſelbſt in ſich proportionirt iſt.

Unter Scotts Romanen müſſen wir in dieſer Hinſicht ſorgfältig unterſcheiden. Bey allen könnte man nach dem erſten Leſen das Urtheil des zu ſchnellen Endigens fällen, bey einigen aber iſt es nur ſcheinbar. Wirklich iſt die eigentliche Handlung bey den meiſten gehörig proportionirt. Nur das Kloſter, der Pirat und theilweiſe Robin der Rothe machen hiervon eine Ausnahme. Namentlich ſcheint der Dichter des erſten Romans im weiteren Fortarbeiten überdrüßig geworden und geeilt zu ſeyn, um nur das Ende zu erreichen. So breit die Fabel anfängt, eben ſo dünn wird zuletzt ihr Faden. Momente, welche von einem Dichter, wie Scott vollkommen verdient hätten aufgefaßt zu werden, überſpringt er mit einem Randgloſſenſtyle, läßt Intereſſen, welche im Anfange mehr des Leſers Aufmerk-

ſamkeit als die Haupthandlung erregten, unberührt, und ſcheint nur froh, daß er die angeregten Begebenheiten einiger Maßen durch einen deus ex machina zu Ende gebracht hat. Unten werden wir noch näher auf dieſen im Anfange ſo viel verſprechenden Roman zurückkommen. Auch im Piraten ſtürzt die Kugel der Erzählung, nachdem ſie ſich während zweyer Bände langſam auf einem hügelichen Plateau herumgerollt hat, plötzlich im dritten Bande in die Tiefe. Es iſt in dieſem dritten Theile ſo viel Handlung zuſammengefaßt, daß, wenn man ſie proportionirt nach den beyden erſten Theilen ausdehnen wollte, noch füglich ſechs Bände daraus zu entnehmen wären. Jedoch trifft den Piraten nicht der Vorwurf, daß der Leſer unbefriedigt in Hinſicht der verſchiedenen angeregten Intereſſen von dannen ginge. In dem trefflich und plaſtiſch bis kurz vor dem Ende gehaltenen Robin dem Rothen hat der Dichter nach der großen, geſchichtlichen Kataſtrophe, welche erſt ganz zuletzt eintritt, nicht gewußt, wie er die großen Charaktere mit gleicher Würde nach dem Falle halten ſolle. Daß Raſhleigh umſpringt, iſt gut motivirt durch den Charakter dieſes cunning Böſewichts; aber mit dem Umſpringen ſcheint er auch ſeine Ueberlegung zu verlieren, und der jetzt hervorblickende rohe Trotz ſcheint Rec. ſelbſt dann nicht gerechtfertigt, wenn man ihn der Abſicht, das Gewiſſen zu übertäuben, zuſchreibt. Raſhleigh hat kein ſolches Gewiſſen mehr. Er muß in allen Lagen ſich gleich bleiben, denn auch ſeine heuchleriſche Larve iſt ihm zur andern Natur geworden. Er kann nie roh werden, da er nicht durch den Reiz der Sinne, welche er ganz ertödtet hat, ſondern durch kranke Beſtrebungen der ehrgeizigen Seele zu dem Grade der Verworfenheit gekommen iſt, deren eigenthümliches Weſen es aber immer bleiben wird — nicht gemein erſcheinen zu wollen. Eben ſo wenig hat der Dichter gewagt, eine weibliche Heroin wie Diana Vernen, nachdem ihr ganzer Stolz dahingeſunken iſt, anders als ſkizzirt uns zu geben. Und ſo ſchließt vielleicht der gehaltenſte Roman mit einzelnen Effekten und kurzen Berichten über ſo außerordentliche Dinge, deren Motive kaum zu entziffern ſind.

Eine verwandte Unart mit jener gerügten Uebereilung beym Schluſſe hat Walter Scott mit den namhaften Romanendichtern ſeines engliſchen Vaterlandes gemein. Wenn das Ende der Fabel erſchienen iſt, wenn die Hauptperſonen glücklich unter Dach und Fach gebracht ſind, bekümmert ſich der milde Dichter auch um das übrige zahlreiche Perſonale. Statt aber ſich die Mühe zu geben, ihre Geſchichte, ſo weit es nothwendig iſt, daß wir ſie erfahren und dieß angeht, in die Auflöſung der Hauptfabel zu verweben, erzählt der engliſche Novelliſt nur mit dürren

Worten die ferneren Fata der geringern Helden, als: X. wurde vom jungen Ehepaare zum Haushofmeiſter gemacht und nahm die liebliche Miß G. zur Frau; dem Y. kaufte der wohlwollende Squire eine Hauptmannsſtelle, er heiratete, zeugte viele Kinder und ſtarb; Z. ergab ſich dem Trunke und ſtarb im Schuldthurme u. ſ. w. Leider finden wir dieſe militäriſchen Regiſter der Perſonen nach gehörigem Range und mit gehörigen Rubriken-Nachrichten ihrer Schickſale auch am Ende der meiſten Scottiſchen Romane. Was kümmern uns aber dieſe Notizen? Der Roman ſoll das gegenwärtige Leben malen, nicht von der Zukunft uns Skizzen geben.

Doch nicht allein der ſchnelle, ſondern auch der oft grelle Ausgang wird dem Verfaſſer vorgeworfen. Leider iſt dieſer Vorwurf mehr als begründet. Bey jeder Dichtung fordert der rohe wie der gebildete Leſer eine gewiſſe Befriedigung, mit welcher er beym Schluſſe das Buch weglegen kann. Dieſe Befriedigung kann mannigfach verſchieden ſeyn, wie ſie denn Einige nur im glücklichen Ende, andere gerade umgekehrt nur im traurigen finden wollen. Die meiſten verlangen ſie in einer gewiſſen Gerechtigkeit zu entdecken; die Nemeſis ſoll zum Schluſſe in ihrem Spiegel die ganze Handlung dem Leſer als nothwendige Folgereihe von Vergehen und Strafe, Verdienſt und Belohnung, Urſach und Wirkung zeigen. Auf dieſem Wege gelangt man zum Begriff der poetiſchen Gerechtigkeit, welcher zugleich bekundet, daß in jedem Sterblichen der Funke des Göttlichen glimme, daß der Menſch aber in ſtarrer Einſeitigkeit die ſchönſte Ahnung zu einem ungöttlichen Begriffe herabgezogen habe. Dieſe ſtrenge gehandhabte poetiſche Gerechtigkeit, wie ſie die Menge verlangt, iſt allerdings das Gegengift aller freyen Poeſie und verdiente den treffenden Spott, welchen Schiller in den Xenien ausſprach:

Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.

Dieſes überall vorblinkende Henkerſchwert gewährt dem Gefühle keine Befriedigung, es zeigt uns wohl überall den ſtrengen Jehova, der keinen Frevel ungeahndet läßt, nicht aber den Gott der Chriſten, welcher die Liebe und die Gerechtigkeit zugleich iſt. Ueberdieß verſtößt eine ſolche Auffaſſung auch gegen die Wahrheit des Lebens, denn ſelten folgt ſo regelrecht, Schlag auf Schlag, Vergehen und Strafe. Oft iſt der Frevel jedem menſchlichen Auge unſichtbar, und die Strafe ſcheint ein unſchuldiges Haupt zu treffen; oft blüht in Fülle des Glückes der Frevler und nur ein Wurm verzehrt ſeine inneren Kräfte. — Deßhalb ſehen Andere die Befriedigung nicht in der ſtreng in irdiſchen Thaten und Begebenheiten ſich ausſprechenden Gerechtigkeitspflege, ſondern

im befriedigten Bewußtſeyn und in dem gequälten Gewiſſen. — Bey der Tragödie iſt der Ausdruck tragiſche Befriedigung gebräuchlich geworden, und man verſteht darunter die Ueberzeugung, welche ſich nach der Kataſtrophe des Zuſchauers und Leſers bemächtigt, daß der Held nach einer, von höherem Standpunkte aus betrachtet, wohlthätigen oder nothwendigen Anordnung habe untergehen müſſen. Die meiſten Tragödien ſchließen mit einem ſolchen Lichtblicke. Nachdem die dunkeln Wolken der Leidenſchaften vorübergegangen ſind, oder das von auswärts angetriebene Gewitter ausgewüthet hat, erkennen entweder die leben bleibenden Perſonen oder auch nur wir unbefangene Zuſchauer, daß es ſo ſeyn mußte, um von einem überirdiſchen Geſichtspunkte aus zum Frieden zu kommen, um die aufgeregten Intereſſen zu verſöhnen. Es gibt Tragödien, welche ſich allein um dieſe tragiſche Befriedigung herumdrehen. — Dagegen gibt es andere, berühmte Dichtungen, welche mit einem offenbaren Zwieſpalt ſchließen. Kaum erſcheint die äußere Handlung beendet; dem Gedanken nach weiß man nicht, ob der Dichter uns habe verſpotten wollen, oder ſelbſt im Chaos ſtecken geblieben ſey? Auch jene tragiſchen Dichtungen mit verſöhnendem und befriedigendem Ende hinterlaſſen oft durch hingeſtreute Worte oder ſeltſame Wendungen einen Zweifel in der Seele des Leſers, ob es der Dichter auch wirklich ſo verſöhnend gemeint habe, als jener klare Schluß beſagt. Hier kommen wir auf die Ironie, eine Befriedigung eigener Art. Dem ſcharfen Blicke zeigt ſich die Wirklichkeit gerade umgekehrt als ihre Erſcheinung. Der Geiſt wird befriedigt, indem er die ewigen Zweifel betrachtet, in welche ſich vor ihm die ſtolze Gewißheit des Menſchen auflöst. Aber wie erhaben auch dieſe Befriedigung in der ironiſchen Auffaſſung aller irdiſchen Erſcheinungen uns dünken mag, auch die Ironie darf nicht im Zweifel befangen bleiben, ſondern ſie muß zu einer göttlichen Gewißheit ſich ſteigern, wenn ſie nicht ſich ſelbſt vernichten will. Dieſen Schlußſtein finden zu laſſen, ergreifen Philoſophie und Religion die Hand des Menſchen, über deren Bahnen uns keine Entſcheidung zukommt; wie ihn aber die Poeſie zur Befriedigung führe, iſt unſere Aufgabe auszuſprechen.

Die Poeſie bekümmert ſich nicht ängſtlich darum, ob dem Guten und dem Böſen nach ihrem Verdienſte ein gleicher Theil von Belohnung und Strafe zugemeſſen werde, ſie läßt es nicht ihre erſte Sorge ſeyn, das Gewiſſen der Menſchen zu erforſchen, und abzuwägen die innere Qual und die innere Luſt, — ſie malet uns aber getreu den Menſchen und alle Erſcheinungen wieder, wie ſie in ihrem magiſchen Spiegel erſcheinen. Wie ſich der Hauch der Gottheit in der erſcheinenden Welt offenbart, ſo er-

ſcheint er auch wieder in der wahren Dichtung. Der Dichter thut beſſer, wenn er weniger nach dem Einklange ſucht, als wenn er vertrauungsvoll die Natur darſtellt, in welcher ja die göttliche Harmonie von keinem fühlenden Geiſte verkannt werden kann. Wie im Pflanzenleben und der Thierwelt die organiſchen Geſetze auch dem verſchloſſenen Gemüthe ſich zeigen, ſo wird dem Erweckten auch eine göttliche Ordnung im Treiben der geiſtigen Welt offenbar. Auch die trübſte Erſcheinung hat eine heitere Seite, wie ja auch der finſterſte Charakter zuweilen froh ſeyn und lächeln muß. Dieſes göttliche Walten wird ſich dem ahnenden Geiſte des Poeten, ohne daß er wie der ſecirende Anatom und Chemiker die innerſten Theile durchwühlt, von ſelbſt offenbaren, und dann wird er, vermöge der innewohnenden Kraft, es unbewußt in ſeiner poetiſchen Schöpfung mit allen den feinen Zügen wieder geben, welche es vor der Deutung roher Abſichtlichkeit bewahren.

Bey welchem Dichter ſollte man wohl mehr dieſe höhere Harmonie in der Abründung ſeiner Dichtungen, vermuthen als bey Walter Scott? Er, der auch die trübſten Erſcheinungen, die drückendſten Verhältniſſe von einer Seite darzuſtellen weiß, daß, wenn wir auch nicht überhaupt ihnen Liebe abgewinnen können, wir doch einen freundlichen Einklang mit den Erſcheinungen derſelben Zeit und deſſelben Kreiſes nicht verkennen, von dem erwartet man auch, daß er in den eigenen Erfindungen das Widrige nicht vorwalten laſſen, ſondern der verſöhnenden Liebe die Herrſchaft einräumen werde. In der kritiſchen Anzeige der Poeſien des Verfaſſers war es des Rec. angenehmes Geſchäft, nur dieſe freundlichen Erſcheinungen hervorheben zu dürfen. Er konnte überall den Standpunkt zeigen, auf welchem dem Dichter die veralteten Inſtitutionen ſeines Vaterlandes, ſelbſt die unſerm Zeitalter furchtbar und entehrend dünkenden Verbindungen eines barbariſchen Kulturzuſtandes, freundlich und wohlthuend erſcheinen. Es freute ihn zu ſehen, wie dem Schotten ſein Schottland unter allen Ländern am ſchönſten vorkam, weil er überall mit Liebe das Schöne aufſuchte. Daſſelbe kann er auch jetzt noch über die große Mehrheit der vorliegenden Romane ſagen. Ueberall ſpricht ſich die milde Betrachtung aus, in jedem eigenthümlichen Verhältniſſe weiß Scott, trotz der objektiven Darſtellung, das zum Grunde liegende freundliche Princip, oder wenn ein entgegengeſetztes ſich klar darthäte, die dem ohngeachtet wohlthätigen Wirkungen hervorzuheben. Dieſe Parteylichkeit muß dem Nationaldichter erlaubt ſeyn. Dagegen nimmt er nirgend Partey unter den von ihm aufgeführten Parteyungen ſeines Vaterlandes. Auch die verworfenſte Sekte muß bey ihm ſich ſelbſt darſtellen

und wenigſtens in ihrer Konſequenz und in einem, wenn auch beſchränkten Streben, ſich achtungswerth zeigen. Wenn man auch an des Dichters perſönlicher Vorliebe für die vertriebenen Stuarts zu glauben berechtigt wäre, ſo könnte man doch aus den Romanen keine offenen Beweiſe dafür anführen. Nirgends ſpricht der Dichter; dagegen bieten ſeine Helden alle Kraft der Beredſamkeit auf, um für ihre Sache zu überzeugen. Ja, in dieſer Objektivität geht er ſo weit, daß, nach antiker Art, oft keine Verbindung, kein Schluß folgt, und uns nur die Ermattung beider ſtreitenden Parteyen, oder der Untergang der einen gezeigt wird. Zuweilen glauben wir in ihm ſelbſt Gefühl und Verſtand mit einander ringen zu ſehen. Jenes läßt ihn ſich hinneigen mit aller Liebe, mit aller Theilnahme zu dem verdrängten Geſchlechte, zu den, mit letzterem untergegangenen romantiſchen Inſtitutionen der Vorzeit, er kann wohl ſogar eine Thräne vergießen; aber nie läßt ihn der Verſtand wirklich jene Zuſtände zurückwünſchen, und die Umwandlung bereuen. In ſo weit huldigt er dem Principe der geſetzlichen Ordnung, welche ja auch nur eine Verzweigung der göttlichen Harmonie iſt, welche ſich in allen Erſcheinungen ausſpricht.

Aber wenn ſich alle Zweifel in Verſöhnung aufzulöſen ſcheinen, wenn der befriedigende Schluß herannaht, und man vom zartfühlenden Dichter die Beſtätigung der etwa nothwendig gewordenen Beymiſchung des Tragiſchen erwartet, wenn man hoffet, daß der Tod des Verbrechers mit wenigen Worten gemeldet werden, der Untergang des Edlen ſo wenig als möglich zerreißend erſcheinen werde, dann ſiegt die engländiſche Natur über den Genius des Dichters, der Romanſchreiber zieht eben das herbey, was zu vermeiden war, er beſchreibt und malt mit Luſt das aus, wovon er ſich hätte abwenden ſollen, und das Schreckliche wird dadurch zum Widerwärtigen. Daß Rec. ein Freund der treuen Schilderung der Natur ſey, wird er nach dem Vorhergehenden nicht erſt zu beweiſen nöthig haben; man wird ihm daher wohl ohne Mißtrauen beypflichten können, wenn er in der Uebertreibung deſſen, was ihm an ſich nur lobenswerth erſcheint, einen verdienten Vorwurf ſieht. Der Niederländer malt nur das Freundliche des Lebens mit gewiſſenhafter Treue, nie aber das Gräßliche. Ich könnte mir vorſtellen, daß ein Gerhard Dow die Abſchlachtung des Fualdes in einem kleinen Bildchen darſtellte, und das Geſchirr, in welchem die Mörder das vom Tiſche herabrinnende Blut auffangen, ſo treu wie den geſcheuerten Keſſel in irgend einer niederländiſchen Küche, abbildete, und mit aller Genauigkeit eine Magd das Blut zuſammen fegen ließe — ein ſolches Bild würde mich aber nur mit Entſetzen erfüllen. Der-

gleichen Schreckensſcenen dürfen entweder gar nicht von der Kunſt adoptirt werden, oder wenn es geſchieht, muß die Auffaſſung großartiger geſchehen, das eigentlich Gräßliche muß zurück, dafür das Charakteriſtiſche, das Erhabene hervortreten. Der Engländer beſchreibende (descriptive) Poeſie aber verſchmäht auch dieſe Gegenſtände nicht mit aller haarkleinen Genauigkeit dem Leſer zu zeigen. Der Galgen iſt eine ſo gewöhnliche Erſcheinung in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben, Hinrichtungen ſind ein public act, für Viele ſogar Volksvergnügungen, ſo daß beyde auch in der Poeſie nicht fehlen können. Spielt ja doch ſogar der ganze Akt eines Schauſpiels vor dem Galgen! Somit dürfen auch Auftritte von dieſer und ähnlicher Art nicht überſprungen werden, und wenn ſie gleich am Schluſſe einer in anderem Geiſte geſchriebenen Dichtung vorfallen, dürfen ſie doch dem Leſer nicht geſchenkt bleiben, weil es ja Momente ſind, welche dem leſenden Britten bey weitem lebendiger in der Anſchauung werden können, als alle Harmonie der Dichtung, welche ja im Gedanken nicht einmal recht klar iſt, geſchweige denn zu einem betaſtbaren Bilde werden kann.

Auf welche Weiſe Scott dieſen Fehler nicht vermieden hat, lehrt gleich ſein erſter Roman. Daß Fergus Mac Ivor enden, und vielleicht auch ſo enden mußte, werden wir unten berühren, daß Waverley von ihm einen rührenden Abſchied nahm, war erklärbar, aber weder nothwendig noch zu entſchuldigen, daß wir alle Präparate zur Exekution ſehen müſſen, daß die Schleife zum Galgen vor unſern Augen die beyden Unglücklichen aufnimmt, ja daß wir zuletzt noch zuſammen ſchaudern, als wir die Köpfe der Freunde auf den Thoren zu erblicken fürchten. Es verbittert dieſe herbe Beymiſchung jede Freude bey dem ſchon nur ſo ſo freundlichen Ausgange. Wer kann nach ſolchen Scenen noch ruhig die der unbedeutenden Vorfeyer einer ziemlich gleichgültigen Hochzeit leſen? — In uns erregte — ſo feſt wir auch von der äſthetiſchen und moraliſchen Nothwendigkeit des Todes jenes unglücklichen Helden überzeugt waren — dieſes Verweilen, dieſe äußerſte Genauigkeit im Aufzählen aller Umſtände während des Hinausſchleifens, die Vermuthung, daß die Begnadigung doch noch kommen würde, und obgleich wir uns geſtehen mußten, daß dieß eine Sünde gegen die innere Wahrheit der Dichtung geworden wäre, ſo wurde unſer Gefühl doch aufs unangenehmſte durch die Täuſchung gereizt. — Im Aſtrologen gibt es an ſich ſchon furchtbare Geſtalten, das Wunderbare iſt mit der Wahrheit verbunden, ſomit ließe ſich auch das Schreckliche im Ausgange eher ertragen; dennoch zerreißt die getreue Ausmalung des vom Schleichhändler begangenen Selbſtmordes, ſo wie der vorgängi-

gen durch ihn gehandhabten Gerechtigkeit an dem Böſewichte unſer Gemüth. Der grelle Ausgang im Herzen von Midlothien iſt mehr innerer Natur und muß unten beſonders betrachtet werden; gewiß aber bemächtigt ſich des denkenden Leſers am Schluſſe dieſes Romanes kein geringerer Schauder, als bey allen Schrecken der Exekutionsſcene im Waverley. Im Robin dem Rothen war es nicht zu vermeiden, daß der Tod mit ſeiner Senſe ganze Schaaren hinweg raffte, und unter ihnen alle Söhne des alten Herrn Osbaldiſtone und ihn ſelbſt, aber uns werden glücklicher Weiſe die Details ihres Hinſcheidens nicht erzählt; dagegen befriedigt Rashleighs Tod zwar die poetiſche Gerechtigkeit, nicht aber das Gefühl. Auch im Ivanhoe wird das Gräßliche zu ſehr ausgemalt, um der Gerechtigkeit willen. Im Kenilworth waltet ein rein dramatiſches Intereſſe, der Tod kommt nicht als verwirkte Strafe, ſondern als der bittre Kelch, welcher jede menſchliche Glückſeligkeit vergiftet, und es wäre in ſo weit nichts gegen das wieder ausgemalte Schreckliche zu ſagen, wenn wir ſelbſt nur vorher mehr in das Leben eingeführt wären, ſtatt daß uns die handelnden Perſonen aus demſelben in dramatiſcher Vollendung entgegen treten.

Noch allgemeiner als der eben berührte Vorwurf des zu grellen Ausganges iſt der Tadel, daß er zu Helden ſeiner Romane unbedeutende, charakterloſe junge Menſchen erwählt. Daß die Thatſache begründet iſt, unterliegt keinem Zweifel. Eduard Waverley in Romane gleiches Namens, Brown im Aſtrologen, Lovel im Alterthümler, Franz Osbaldiſtone im Robin dem Rothen und die minder oder mehr in den Vorgrund tretenden Helden in einigen andern ſind liebenswürdige Nullen, erſte Liebhaber, wie ſie wohl häufig in engliſchen Romanen, namentlich denen der Frauen, vorkommen. Schön, gebildet, beleſen, beſcheiden, muthig, reich, immer nur ſprechend, wenn ſie gefragt werden, ſind ſie das Ideal von Männern für die ſchriftſtelleriſchen und in idealer Sentimentalität ihnen verwandten Damen. Solch ein Lord Orvil in den Romanen der Miß Burney, die ähnlichen tugendreichen Lords in den Romanen der Miß Edgeworth, Miß Opia, bis hinauf zu ihrer gemeinſamen Quelle, dem Richardſon, ſind ein Ausbund aller Vortrefflichkeiten und jeder Tugend. Ihr Charakter iſt indeſſen nur eine fortgeſetzte Negative. Daß es ſolche ſchöne, der Weiblichkeit verwandte, junge Männer in England gab, und auch wohl noch gibt, iſt nicht zu bezweifeln, deßhalb eignen ſie ſich aber eben ſo wenig zu Sujets für die Dichtung, als umgekehrt die Exekutionen durch den Nachrichter. Sie dürften gleich-

falls nur angedeutet werden, und aus der Skizze würden wir genugſam die ganze ſchöne Bildſäule erkennen.

Sind denn aber dieſe negativen Perſonen die eigentlichen Helden der Walter Scottiſchen Romane? — Hier müſſen wir auf den Begriff eines Helden zurückgehen, und ſtoßen zugleich auf das früher in dieſer Hinſicht Berührte. — Ein Held iſt ein Mann, der durch Kraft und Freyheit des Willens entweder im Widerſtande gegen eine von innen oder außen andrängende Gewalt, oder durch auf irgend eine Art wirkungsreiche eigne Thaten ſich vor Andern auszeichnet. Solch ein Held — worunter der Sieger in Schlachten, wie der noch größere gegen moraliſche Kräfte verſtanden wird — iſt der Gegenſtand der Tragödie. Wenn wir Schwächlinge, oder aber Männer, welche, ſtatt durch Handlungen, im Dulden ſich auszeichnen, als Hauptperſonen in einigen ausgezeichneten Tragödien erblicken, ſo ſind dieß Ausnahmen. — Wirkliche Helden gehören desgleichen für das Epos. — Im Romane aber mußten — nach unſerer oben gegebenen Ableitung — aus den heroiſchen Helden tüchtige Männer, wie wir ſie jetzt im Leben erblicken, werden. Der Name wurde beybehalten, konnte aber im Romane nichts weiter als die Hauptperſon bedeuten, für welche wir uns intereſſiren. Dennoch lag in der Beybehaltung des Namens ein Mißverhältniß, indem ſo viele, vom etymologiſchen Begriffe ausgehend, auch immer Heldenmäßiges in der Hauptperſon erwarteten, welches der Aufgabe des Romans doch einmal entgegen iſt. Noch ſchlimmer würde dieſes Mißverſtändniß, wenn, ſtatt der tüchtigen, praktiſch geſunden Männer, ſolche ihre Rolle einnehmen, welche, wie es im Leben doch noch häufiger der Fall iſt, von Schwächen befallen, von Untugenden beherrſcht werden. Daß wir uns oft für dieſe im Leben gerade am meiſten intereſſiren, iſt nicht zu läugnen, ſie mußten daher auch nothwendig in den Roman. Hier half man ſich indeſſen, indem man nur die Schwächen für würdig hielt, welche eine verdorbene Kraft, einen nicht befriedigten Geiſt verrathen, und welche daher immer etwas Heldenmäßiges an ſich tragen. Aber auch dieſe Quellen verſiegen, man kommt immer wieder zu gewöhnlichen Schwächen der menſchlichen Natur zurück, und muß einen andern Ausweg aus dieſen Irrungen ſuchen.

Das höchſte Geſetz aller Poeſie iſt Objektivität. Die Lyrik des Individuums iſt etwas Schönes, aber Bedeutung erhält auch ſie erſt, wenn ſie vom Individuum getrennt als eine Schöpfung unter den übrigen Erſcheinungen daſteht. Der Dichter muß nach der möglichſten Objektivität ringen. Auf gleiche Art mit ihm der Leſer, indem er ſich in die Schöpfungen des Kunſtwerkes hineinzuverſetzen, und ſein eigenes Ich für ſo lange abzuſtreifen bemüht.

Digitized by Google

Wirft man die Frage auf: was iſt Hauptſache im Romane, das Individuum des Helden, oder die Begebenheiten, welche ſich mit ihm ereignen, und die Perſonen und Gegenſtände, mit welchen er in Berührung kommt? — ſo dürſten Einige für den erſtern, Andre für die Totalität der letzteren ſprechen. Urſprünglich — glauben wir — bezweckte der Roman, als zur Proſa herabgeſtimmte Epopöe, nichts weiter, als eben das Leben des Einen ſtatt zu beſingen — zu beſchreiben. Jedes Individuum iſt aber todt, wenn es nicht in Berührung mit andern Schöpfungen tritt, ja es läßt ſich nicht einmal eine ſolche Exiſtenz denken. Wie in der Natur muß daher auch der Romanenheld in Verwickelungen mit der Außenwelt kommen, und mit je mehreren Erſcheinungen er in Konflikt geräth, um ſo intereſſanter wird der Roman. Steigern wir dieſes Verhältniß immer mehr, ſo wird endlich die Perſon des ſogenannten Helden ganz zurücktreten, wogegen die andern mannigfachen Gegenſtände zur Hauptſache im Romane werden. Dieß ſcheint uns der Sieg der Objektivität über die Subjektivität und vielleicht die Beſtimmung aller Romane. Ueber dem Reichthum aller Erſcheinungen des Lebens wird uns das Leben des Individuums ſelbſt nur zu einer ſolchen einzelnen Erſcheinung, welche aber nur im Verhältniß zu den andern Bedeutung gewinnt. Iſt dieß nicht auch in ſo vielen Stücken die Bedeutung des Lebens? In welchem raſchen Wechſel däucht dem Kinde und Jünglinge bald dieſes Spiel, bald dieſe Leidenſchaft der Lichtpunkt des Lebens, die Hauptſache zu ſeyn, ohne welche die Erde ein todter Klumpen wäre; und dem Manne erſt erſcheinen alle dieſe Affekte nur in objektiver Bedeutung, als Bildungszuſtände, als Sturm und Drangperioden, welche zur Erhaltung der menſchlichen Natur nothwendig ſind. Iſt aber der Mann von ſolchen einſeitigen Affekten frey? Sind es ganze Nationen, ganze Zeitabſchnitte der Geſchichte? Ideen herrſchen in Zeitperioden ſo despotiſch, daß ſelbſt der Denkende von der abſoluten Richtigkeit derſelben eingenommen iſt. Folgende Generationen erkennen dann oft kaum ihre hiſtoriſche Bedeutung an, und werden doch eben ſo von Principien beherrſcht, welche ſie für die allein richtigen halten.

Weßhalb aber bedarf es überhaupt eines ſolchen Nichthelden, wenn die objektive Darſtellung der mannigfachen Erſcheinungen des Lebens die Hauptſache des Romans ausmacht? — Die gewöhnliche Antwort dürfte ſeyn: der Held (d. i. eines Menſchen Leben) muß den Faden der Erzählung, an welchen ſich die einzelnen Begebenheiten und Erſcheinungen anreihen können, abgeben, die aus der innern Natur entnommene Erklärung dürfte ſich jener anſchließen. Wie der Chor in den alten Tragödien der

Digitized by Google

Repräſentant des Volkes, der öffentlichen Meinung war, ſo iſt der ſogenannte Held im Romane der Repräſentant des Leſers. — Rec. bedient ſich zur Erklärung des Begriffes der Poeſie folgenden Bildes: Im Gemüthe jedes Menſchen liegt ein wunderbar geſchliffener Spiegel, in welchem ſich alle Erſcheinungen und bildlichen Gedanken, denen des Menſchen Sinne und ſein Geiſt begegnen, abſpiegeln. Dem wahren Poeten werden auch die zarteſten Gegenſtände, die unſichtbaren Geiſter der Luft deutlich auf dem Spiegel ſich darſtellen, ihm werden die Dinge zwar nur in den Außenzügen, wie ſie in der Wirklichkeit erſcheinen, aber doch im geläuterten Farbenlichte ſich zeigen, und der Spiegel wird ſolche reflektirende Kraft haben, daß der Poet die darauf erſcheinenden Bilder auch Andern außer ſich zeigen kann. Beym phlegmatiſchen Menſchen iſt dagegen der Spiegel nur unklar oder ganz verroſtet und ſpiegelt deßhalb auch nur minder oder mehr die Außendinge. Auf den Roman dies Gleichniß angewendet, ſo liegt, wenn der ſogenannte Held unſer eigener Repräſentant iſt — in ihm der Spiegel, welcher uns die Gegenſtände, denen er begegnet, klar zeigt. Wäre dieſes Helden Subjektivität zu bedeutend, ſo würde ſein Spiegel — gleich wie von Leidenſchaften die Seele beunruhigt wird, getrübt ſeyn, und uns nur undeutlich und ſchwankend die Gegenſtände zeigen. Wir ſehen begierig, welchen Eindruck die Anſchauungen und Begebenheiten im Romane auf den Helden machen, und prüfen uns ſelbſt dabey, wie wir in ähnlichen Lagen gefühlt, oder wie wir gehandelt hätten. Dieß begreift denn auch eine andre gewöhnliche Erklärung über die Erſcheinung des Helden in ſich, nach welcher er exiſtirt, damit der Leſer ſich für niemand beſtimmt intereſſiren und Partei nehmen könne. Als ob den Leſer, wenn es bloß auf dieſe Art des Intereſſe ankäme, nicht jede lebendige Erſcheinung eben ſo gut intereſſiren könnte! Es iſt uns hier erlaubt auf das oben gebrauchte Gleichniß vom Strome zurückzudeuten. Der Strom ſelbſt ſoll nicht ſtürzend und brauſend unſere Aufmerkſamkeit feſſeln, ſondern ruhig dahin ſtrömend uns die reichhaltige Pracht ſeiner Ufer entweder in ſeinem Waſſerſpiegel, oder beym behaglichen Fahren über ſeine Wellen in der Luft zeigen.

Wenn wir nun in den vorliegenden Romanen einen Eduard Waverley, Lovel u. ſ. w. die Helden nennen, ſo verſtehen wir nur darunter die Perſonen, für welche wir in ſo fern uns intereſſiren und Partey nehmen, als wir uns in ihre Seele und ihr körperliches Leben hineindenken, indem wir ihnen auf ihren Reiſen, bey ihren Abenteuern und dem Zuſammentreffen mit den mannigfachen nationalen Erſcheinungen, deren Darſtellung der Verfaſſer bezweckt, folgen. Dieſe in Abſicht übergehende Auf-

faſſung ſpricht ſich bey Walter Scott deutlich genug aus. Gewöhnlich iſt der ſogenannte Held ein Südbritte, welcher, obgleich ſonſt in allen Fächern des Wiſſens gebildet, doch noch unbekannt mit den nationalen Einrichtungen Schottlands in dieſes Land auf eine oder die andere Art verſchlagen wird, und allmälich die Eigenthümlichkeiten mit Verwunderung kennen lernt. Eduard Waverley und Franz Osbaldiſtone ſind die Repräſentanten der durch neue Bildung kultivirten Europäer, und als ſolche ſtellt ſich der Verf. der Natur gemäß ſeine Leſer vor. Seine frühern und ausgezeichneten Romane ſind deßhalb gewiſſer Maßen in Form von Memoiren geſchrieben. Es ſind die vom Dichter ausgefüllten Tagebücher der Helden, in welche ſie das ihnen Neue und Bemerkenswerthe eingetragen haben. Auch in dieſer Beziehung ſteht Robin der Rothe als Meiſterwerk voran, und wir wüßten nur den Titel, nach welchem dieſe trefflichen, modernen Memoiren zur »kaledoniſchen Sage« gemacht worden, zu tadeln. Da wir unten noch einmal auf den Roman zurück kommen, können wir hier nur bemerken, daß, wie er ein poetiſches Meiſterwerk iſt, er auch in der Darſtellung allen Regeln entſpricht. Wer iſt der eigentliche Held im Romane? war ungefähr unſere oben aufgeworfene Frage. — Franz Osbaldiſtone iſt der, welchen die Menge ſo benennt, dem Dichter war er nur Mittelsperſon, um den Leſer zu dem wahren Helden im Robin und den gleich gewaltigen Geſtalten der Diana Vernon und Raſhleigh zu führen. Welcher Genius leuchtet aus dieſer Anordnung hervor? Nicht die Hälfte des Eindruckes würde jener merkwürdige Räuber auf uns machen, wenn uns der Dichter von Anfang bis zum Ende ihn verfolgen ließe. Wenn wir in ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen, gleichſam beym Aufſtehen und Zubettegehen, ihm zuſähen, würde bald jenes poetiſche Intereſſe für den Helden verſchwinden, und er dürfte uns bald nicht mehr intereſſiren als die Mittelsperſon des ſogenannten Helden. Wie ſteht dagegen Robin, ſo oft er erſcheint, immer neu und friſch uns vor Augen, ohne daß der Dichter nöthig gehabt hätte, durch künſtliche Effekte, oder Ueberbietung der Natur das Intereſſe zu ſchrauben.

Daß wir troß des Reichthums in der Erfindung oft in den verſchiedenen Romanen verwandte Geſtalten wieder erblicken, wird dem Verfaſſer häufig vorgeworfen. Hier ſcheint der faktiſche Thatbeſtand des Tadels dem Rec. nicht recht begründet. Es läßt ſich nicht läugnen, daß generelle Aehnlichkeiten vorwalten, daß etwa die jugendlichen Helden ſich gleichen, daß alte, wunderbare Weiber in den meiſten Romanen eine Hauptrolle, wo nicht gar jene des Schickſals ſpielen, daß die Bettler und Zigeu-

ner thätig eingreifen u. ſ. w.; aber eine Gleichheit oder ein Abſchreiben der Charaktere dürfte man nirgends bey genauerer Zuſammenhaltung der angeſchuldigten Individuen finden. Die Aehnlichkeit der unbedeutenden Jünglinge rechtfertigt ſich aus dem oben Angeführten, die der verwandten Charaktere unter einem und demſelben Stande aus der ſchottiſchen Nationalität, und Scott iſt ein vaterländiſcher Dichter, dem nach der allgemein menſchlichen Wahrheit die nationale Wahrheit zunächſt, wo nicht gar auf gleicher Höhe ſtand. Uebrigens findet namentlich auch unter den alten Hexenfrauen ſelbſt zwiſchen der Meg Merrilies und der Neran im Piraten, welche gewöhnlich als Nachbildung jener bezeichnet wird, ein bedeutender Unterſchied Statt, wie wir unten bemerken werden.

Leider kann Rec. wenig zur Widerlegung und Vertheidigung gegen den letzten Tadel ſagen: daß Scott zu viel ſchreibe, und ſeine letzteren Romane an Weitſchweifigkeit zu-, an geiſtigem Inhalte abnähmen. Genügte ein Gemeinplatz, ſo könnte ein Vertheidiger an der Stelle des Dichters ſagen: homo sum, nil humani a me alienum puto, und wenige könnten dieſen Spruch mit gleichem Rechte als Scott gebrauchen, denn Wenige haben gleich ihm geſtrebt, nur Menſchen und nichts als Menſchen darzuſtellen. Der geborne Dichter läßt ſich indeſſen überall nicht verkennen. Die gediegenſten, an Poeſie reichen Stellen erſcheinen oft wie Quellen in den Wüſten, und dünken dem Leſer — vielleicht der Vergleichung wegen — poetiſcher, als die ihrer Schönheit wegen anerkannten in den früheren Werken.

Es iſt wohl mehr als Vermuthung, daß der Autor des Waverley, — wie ſich der Verfaſſer der vorliegenden Romane noch immer nennt, — die Geſchichte ſeines Vaterlandes Schottland zu ſchreiben beabſichtigte, und dieſe Romane nur als Vorarbeiten unternahm, theils um durch Vermittelung der Poeſie Vorliebe und Aufmerkſamkeit im Publikum auf das erſtere Studium zu lenken, theils aber, und wohl noch mehr, um ſich ſelbſt auf dieſe Weiſe die Sitten und Anſichten der verſchiedenen Zeitabſchnitte lebendig werden zu laſſen, ohne welche Vorbedingung alle Geſchichte nur eine pragmatiſche Relation der Staatsaktionen, oder umgekehrt ein nüchternes philoſophiſches Raiſonnement wird. Dieſen Zweck würde der zukünftige Geſchichtſchreiber erreicht haben, denn kein Hiſtoriker kann die Sitten einer Zeit mit ſolcher innerer Wahrheit und ſolcher Anſchaulichkeit ſchildern, als wir die Schottlands in den Romanen erblicken. Jede bedeutende Zeit, d. h. von dem Augenblicke an, wo die Kriſis zwiſchen dem Alten und Neuen beginnt, bis zu dem Augenblicke, wo die letzten Spuren der individuellen Kraft während der Herrſchaft

der Kultur zu verſchwinden drohen, iſt in den verſchiedenen Romanen charakteriſirt. Bey Durchgehung ihrer hiſtoriſchen Reihenfolge iſt die ſinnige Anordnung des hiſtoriſchen Dichters nicht zu verkennen. Das Kloſter, der erſte Roman, beginnt mit der Reformation in Schottland, denn die frühere Zeit gehört mehr dem mythiſchen Heroenalter an, alſo in der Poeſie, nicht dem ſittenſchildernden Romane, ſondern der Epopöe, wie denn auch Scotts Jungfrau vom See, der letzte Minſtrel u. ſ. w. kurz vor der Zeit der Romane ſpielen. Im Kloſter und deſſen Fortſetzung, dem Abte, veränderte ſich der alte Glaube, noch aber bleiben die alten Sitten, die Kontraſte im Kulturzuſtande ſind noch unbedeutend. — Die vorzüglichſten Romane ſchildern den fruchtloſen Kampf der Stuarts und ihrer Partey zur Wiedergewinnung des Thrones. Hier treten ſchon die alten und neuen Sitten in grellem Kontraſte gegen einander auf. Die alte Verfaſſung, die alten Verhältniſſe gehen unter. Die patriarchaliſche Macht der Klanhäuptlinge hört auf, und es ſoll fortan nur das allgemeine Geſetz herrſchen, welches aber den rohen Geiſtern weit despotiſcher dünkt, als die Willkür ihrer angebornen Häuptlinge. Im Aſtrologen unterwirft ſich allmälich Alles dem wohlthätigen Geſetze, und nur in den niedern Klaſſen, den Zigeunern, Schleichhändlern u. ſ. w. zeigt ſich noch ſtarre Vorliebe für die geſetzloſe Freyheit. Im hiſtoriſch zuletzt ſpielenden Romane, dem Alterthümler, ſind die alten Herrſcher verſchwunden, der alte Glaube lebt nur noch traditionell, die europäiſchen Sitten beherrſchen das Land, und Schottland genießt die wohlthätigen Einwirkungen einer geſetzlichen Freyheit. Der Alterthümler ſucht mit Kopfbrechen und lächerlichem Eiſer nach den Ueberbleibſeln jener Zeiten, welche die früheren Romane beſchreiben. Nicht zu vergeſſen iſt hier noch der Umſtand, daß dem Lande während der Revolution in Frankreich eine neue Umwälzung von außen her droht, ohne indeſſen von Wirkung zu ſeyn, da Schottland zum geſegneten Zuſtande der Ruhe geführt iſt. Liegt nicht in dieſer Anordnung ſämmtlicher Romane wiederum die Anlage zu einem großen gerundeten Kunſtwerk? — Ob der Verfaſſer noch Schottlands Geſchichte ſchreiben werde, iſt eine bedenklichere Frage. Viele Hiſtoriker ſammeln ihr ganzes Leben durch Stoff und Quellen für die zu ſchreibende Geſchichte, und werden möglichſt mit dem Sammeln fertig, wenn ihre Geiſteskräfte ſchwächer werden; ſo dürfte Walter Scott in den Vorbereitungen zur Geſchichte die Geſchichte ſelbſt vergeſſen haben.

Mit dem Waverley, or 'tis sixty years ago begann der Dichter die Reihe ſeiner vaterländiſchen und der zwiſchen eingeſchobenen Romane. Der letztere Titel ſcheint, je weiter wir uns

von dem Augenblicke, in welchem der Verfaſſer den Roman niederſchrieb, entfernen, immer unpaſſender zu werden, und in dieſem Jahre 1823 dürften wir nicht ſagen »Waverley, oder vor ſechzig Jahren,« ſondern Waverley, oder vor acht und ſiebzig Jahren.« Indeſſen bedarf es dieſes zweyten Titels gar nicht, denn er hat auf den Inhalt weiter keinen Einfluß, als daß der Verfaſſer bey jeder auffallenden nicht mehr vorhandenen Erſcheinung, gleichſam wie im Refrain einer Volksballade, ausruft: denn ſo war es vor ſechzig Jahren! Der Haupttitel bezieht ſich nur auf den ſogenannten Helden, auf den Memoirenſchreiber, und da auf den Titel überhaupt wenig ankommt (außer etwa um Leſer und Käufer zu locken), ſo wüßte Rec. hier nichts zu rügen. Lindau hat in ſeiner Ueberſetzung den Vornamen des Helden ſtatt ſeines Geſchlechtsnamens zum Titel gewählt und den Roman Eduard genannt; vielleicht um damit die generellere Eigenſchaft des charakterloſen Helden anzuzeigen. Wäre nicht Scotts Name an ſich ſchon lockend, dürfte indeſſen der erwähnte nichts beſagende wenig anziehen, wogegen Waverley, ohne daß er die Hauptſache bezeichnet, doch ein charakteriſteriſches Siegel aufdrückt.

Rec. weiß nicht, ob er denen, welche noch mit dem Dichter und ſeinem Schottland unbekannt ſind, rathen ſollte mit dieſem Romane anzufangen oder nicht? Zum Verſtändniß aller folgenden iſt er gewiſſer Maßen nothwendig, indem er uns, die er als gebildete Europäer des neunzehnten Jahrhunderts, aber noch unbekannt mit der untergegangenen Nationalität ſeines ſchottiſchen Vaterlandes vermuthet, allmälich dort einführt, und mit einer ſeltſamen Erſcheinung nach der andern bekannt macht. Die erſtern Theile ſind gewiſſer Maßen Wörterbücher, welche uns fremde Ausdrücke, die in den andern Romanen als gewöhnlich vorkommen, erklären. Wir werden zuerſt in das ſchottiſche Niederland, von ſächſiſchen Abkömmlingen bevölkert, geführt, und von den Eigenthümlichkeiten, welche dieſe Schotten von ihren brittiſchen Nachbarn auszeichnen, unterrichtet, dann erſt ſteigen wir ins Hochland hinauf und ſehen die merkwürdigen Einrichtungen der noch erhaltenen Stammverfaſſung mit ihren erfreulichen und den zum Theil uns herbe dünkenden Früchten. Zugleich werden wir von der ganzen, im brittiſchen Reiche noch herrſchenden Vertheilung zwiſchen Torys und Whigs, Anhängern der Stuarts und der hanöverſchen Linie, Epiſcopalen und Presbyterianern, welche dieſem, ſo wie faſt allen folgenden Romanen zum Grunde liegt, ausführlich benachrichtigt. Aber eben dieſe Ausführlichkeit dürfte viele Leſer, welche ſogleich das Pikante, wenigſtens Handlung und lebendige Perſonen verlangen, zurück-

ſchrecken. Es iſt nicht zu läugnen, daß der ganze erſte, und theilweiſe der zweyte Band allzu weitſchweifig iſt. Ganz nach Art der gewöhnlichen engliſchen Romane erfahren wir die Geſchichte der Aeltern und Erzieher des Kindes, ſeine Pathen bey der Geburt desſelben, und Geſchworne bey der über ſeine Erziehung beſtellten Jury, und der eigentliche Roman beginnt erſt, wenn das Kind, zum Jünglinge herangewachſen, das älterliche Haus verläßt, um in die Welt zu ziehen. Lindau hat deßhalb in ſeinem Eduard faſt den ganzen erſten Theil geſtrichen, was wir indeſſen auch nicht billigen möchten. Vielleicht hat dieſer unfruchtbare Eingang auch in England den ſpäter dem Romane gewordenen Beyfall ſo lange verzögert. Auf der andern Seite kann man gewiſſen Leſern, welche nur das Pikante lieben, nicht anrathen, ihn nach einem Robin, Aſtrologen, Kenilworth zu leſen, denn die Verwickelungen und ſpannenden Auftritte, welche zum Theil jene ausgezeichneten Romane ſo intereſſant machen, finden ſich im Waverley durchaus nicht, und es kann darin faſt nichts intereſſiren, als die gediegene Darſtellung ganz gewöhnlich ſcheinender Begebenheiten.

Dieſe Darſtellung iſt aber ſo ausgezeichnet, daß ſie den treffendſten Beleg für die Wahrheit gibt, daß nur in der Einfalt die höchſte Kunſt ſey. Wir möchten dieſen Roman deßhalb einigen Meiſterwerken der alten Klaſſiker an die Seite ſetzen Niemand dürfte uns nur drey Stellen angeben, wo eine unnatürliche Folgerung, eine geſchraubte Sprache, ein Haſchen nach Effekt zu ſehen wäre. Wir möchten den Waverley deßhalb nicht Roman in der Sprache unſers gewöhnlichen Lebens nennen, weil auch das dem Romanhaften Verwandte daraus faſt ganz verwieſen iſt. Wer die Geſchichte jener Zeit nur einiger Maßen kennt, weiß voraus, wie die Handlung fortſchreiten und ſich endigen werde. Das Schickſal der einzelnen Perſonen trennt ſich nicht von dem der Parteyen, welchen ſie angehören. Einzelne Verwickelungen ſind unbedeutend, und löſen ſich ſo bald auf, daß ſie nicht das Intereſſe des Romans ausmachen können. Es iſt ſomit lediglich die getreue, ſchlichte Erzählung der ruhig fortſchreitenden Handlung und die meiſterhafte, mehr durch Momente ihrer Thatkraft als durch Worte des Autors bewirkte Schilderung der Charaktere, welche jeden Gebildeten an dieſen Roman feſſelt. Wer die Wahrheit auf geiſtreiche Art vorträgt, wird bey weitem mehr als der unbeholfene Erfinder wunderbarer Lügen den Hörer anziehen, und ſo gewinnt auch hier der einfache Bericht über Dinge, welche uns aus dem Vorhergehenden ſchon bekannt ſind, ein hohes Intereſſe, indem wir bey naturgemäßer Steigerung immer auf feſten Boden treten. Auch den Nichtjuriſten muß z. B. das

artikulirte Verhör, welches Waverley nach ſeiner Rückkunft von den Hochlanden vor dem Major Melville zu beſtehen hat, intereſſiren, obgleich er die Antworten auf alle Fragen ſelbſt geben könnte, da er von Allem, was dem Helden begegnete, unterrichtet iſt; aber die logiſche und der Natur gemäße Entwickelung einer Frage aus der andern ſpannt am angnehmſten die Erwartung. Ueberhaupt wäre dieſes Verhör das Muſter einer klaren und geſchickten kriminaliſtiſchen Vernehmung.

Zwey Charaktere, nicht außerordentliche, nicht makelloſe, aber in kräftiger und doch der Natur ganz gemäßer Individualität hervortretend, beleben dieſen Roman. Der alte Baron von Bradwardine iſt mit allen ſeinen vorzüglichen Eigenſchaften und lächerlichen Mängeln eine Geſtalt, welche ſo aus der Wirklichkeit der menſchlichen Natur gegriffen iſt, daß wir ſie noch jetzt erblicken könnten, wenn unſere geſelligen Verhältniſſe einiger Maßen eine Abänderung erlaubten, welche die Entwickelung ſchroffer Charaktere zuließe. Trotz ſeines keineswegs liebenswürdigen, ſondern im Gegentheile lächerlichen Aeußeren werden wir gezwungen, ihn zu ehren und zu lieben, und unſre regſte Theilnahme gewinnt er im Unglücke, deſſen Größe er mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit erträgt. Während früher ſein Kleinigkeitsſinn unbedeutende Umſtände zu wichtigen Dingen umwandelte, betrachtet ſeine große Seele jetzt das große Mißgeſchick als eine kleine Prüfung. Zu den ergötzlichſten Zügen gehören ſeine Bedenken nach der glücklichen Schlacht, ob er, deſſen Lehensdienſt erheiſcht, dem Könige die Stiefeln nach der Schlacht auszuziehen, dem für den König erſchienenen Prinz-Prätendenten die hochländiſchen Schuhe ohne Vergebung ſeiner Würde ausziehen dürfe! — Welche große und herrliche Geſtalt iſt im Gegenſatze der kühne, feurige und von Ehrgeiz getriebene Fergus Mac Ivor! Auch zu ihm zieht uns eine bewundernde Liebe hin, obgleich wir ihn größerer Schwächen, als den Baron, ja ſelbſt der Verſtellung zeihen müſſen. So ergreifend ſein Schickſal und jede Handlung und Aeußerung desſelben von Intereſſe iſt, ſo könnte jeder aufmerkſame Leſer doch im voraus den Ausgang dieſes Helden errathen. Ein ſolcher Geiſt, der alles Zeitliche auf eine Glücksnummer, und alle Geiſteskräfte auf ein Unternehmen geſetzt hat, der wachend nur denkt und ſchlafend nur träumt von der einen Hoffnung, muß nothwendig untergehen, wenn die Hoffnung fehl ſchlägt. Leicht wäre es dem Dichter geworden, den Helden entkommen zu laſſen, ohne im Geringſten die äußere Wahrſcheinlichkeit hierdurch zu verletzen. Aber die innere Natur würde ſolcher Rettung deſto mehr widerſtreben. Das Fieber ſeiner Begeiſterung hatte den höchſten Grad erreicht. Mit dem Um-

ſchlagen der allgemeinen Sache war auch jede Privathoffnung für ihn untergegangen. Seine Kräfte waren daher ſo erſchöpft, daß er geiſtig als todt anzuſehen war. Welches Leben hätte Fergns Mac Ivor im Auslande führen ſollen? Dem geiſtigen Tode würde der phyſiſche gefolgt ſeyn, wenn nicht der edle hohe Geiſt ſich dem gemeinen Sinnenrauſch, um Vergeſſenheit zu erlangen, hingegeben hätte. Darum läßt ihn der Verfaſſer ſterben, und ſterben auf dem Richtplatze. Auch dieß iſt zu vertheidigen. Für einen Geiſt, der mit ſolchen Mitteln ſo hoch ſtrebte, war auch ein ſo ſchmerzlich außerordentlicher Untergang angemeſſen. Bewundernswürdig hat der Dichter in dieſem Charakter die beyden Miſchungen der rohen feurigen Naturkraft und der Politur des Hoflebens zu zeichnen gewußt. Wen ergriffe es nicht bis zur innerſten Seele, als Fergus, von ſeinem baldigen Untergange überzeugt, plötzlich umgewandelt erſcheint; als der feurige Held, den wir eben im furchtbarſten Jähzorn erblickten, wehmüthig geſtimmt, faſt kraftlos zu ſeinem Freunde tritt! — Ihm verwandt, obgleich überall beſonnener auftretend, iſt der Prätendent. Scott ſchildert ihn, den geſchichtlichen Ueberlieferungen getreu, als einen liebenswürdigen, feurigen, jedem romantiſchen Unternehmen holden Prinzen. Neben ſeinem gewaltigen Entwurf auf Großbritanniens Krone, welcher allein ſchon alle Kräfte auch eines Stärkern erfordert hätte, tritt er als polirter Ritter auf und ſucht Liebende zu vereinigen. Leider blieb er nach ſeinem Unglücke nicht derſelbe, ſondern verſank in ſinnliche Gemeinheit, was zu berichten außer dem Kreiſe des Dichters lag. Aber hat er nicht vielleicht durch die Erfindung des verwandten Charakters unſers Fergus Mac Ivor darauf hindeuten wollen, daß das Ueberleben eines ſolchen Unglücks nach ſolcher Anſpannung des Geiſtes eben nur den Tod desſelben zur natürlichen Folge haben könne? Auf der traurigen, und an ſich ſo intereſſanten Flucht begleiten wir den Prätendenten nicht mehr. Ueberhaupt erſcheint er im Romane, wenn auch als Hauptperſon, doch nicht in ſeiner hiſtoriſchen Eigenſchaft, ſondern nur immer als Vermittler zu dem Helden des Romanes.

Mac Ivors Schweſter, Flora, ihm an hochſtrebendem Sinne ähnlich, aber nicht gleich an Ehrgeiz, von reinen, romantiſch treuen Abſichten, iſt ein ideales, aber nicht aus der Luft, ſondern der vollen Wirklichkeit gegriffenes Weſen. Denn auch ſolche ideal erhabene Geſchöpfe hat die neuere Zeit nicht allein in den Büchern, ſondern auch im Leben erzeugt. Bey Flora iſt dieſe Idealität indeſſen keine hohle Sehnſucht nach einem beſſern Zuſtande, ſondern eine ſchwärmeriſche Treue für gewiſſe alt hergebrachte Grundſätze, verbunden mit poetiſchem Geiſte und

wahrem Seelenadel. Auch ſie hat alle Kräfte ihres Geiſtes auf das eine Unternehmen geſetzt, und auch ſie kann nicht mehr Antheil am Leben nehmen, nachdem die Hoffnung und mit ihr der Bruder, welchem ſie, nächſt jenem Unternehmen, ihr Daſeyn gewidmet hatte, untergegangen iſt.

Der Held in dieſem Romane iſt nicht bloß ein ſogenannter, ſondern der Dichter hat in ihm einige der charakteriſtiſchen Züge der ſchwachen menſchlichen Natur perſonificirt. Allerdings können wir für ihn, der zwiſchen zwey ſo beſtimmt auftretenden Parteyen in ewigem Zweifel erſcheint, ob er dieſer oder jener zugehören ſoll, und endlich durch geringfügige äußere Umſtände ohne innere Ueberzeugung bewogen, ſich der einen anſchließt, keine beſondere Achtung hegen. Aber ſchildert er uns hierdurch nicht die gewöhnliche Natur des Menſchen? — Wird denn ſo häufig der Menſch durch innere Ueberzeugung zu der Partey, zu dem Glauben geleitet, welchen er angehört? — Ficht nicht vielmehr der Sohn für die Sache, welche ſein Vater vertheidigte? Iſt nicht die Mehrzahl den Anſichten ihres Standes, oder derer, welche ſie erzogen, unterworfen? Endlich, wenn durch verſchiedenn Meinungen neue Parteyen ſich geſtalten, ſind es nicht verhältnißmäßig wenige von beyden Seiten, welche prüfen und wählen? wie Viele werden durch Verhältniſſe, durch zufällige Beweggründe hieher oder dorthin gezogen? Und alle vermeinen nach kurzer Zeit des gemeinſchaftlichen Kampfes, ſie ſeyen echte, erwählte Streiter einer allein gerechten Sache. Sind die Beyſpiele in unſerer bewegten Zeit ſo ſelten, wo der Redliche, der Prüfende gezwungen wird, parteylos in der Mitte zu ſtehen, weil ihm keine der ſtreitenden wüthenden Parteyen anſteht? Dieſes Schwanken, dieſer ewige Zweifel iſt ein Charakterzug unſerer Natur. Im Kunſtwerke verräth es aber die Objektivität des Dichters. Hätte Waverley durch innere Ueberzeugung die Partey des Prätendenten ergriffen, würde Jedermann geurtheilt haben, der Dichter hält dieſe für die gerechte. Jetzt ergreift er ſie nur durch das Zuſammentreten ſcheinbar zufälliger Umſtände, und es bleibt unentſchieden, ob der Anſpruch der Torys, oder der Beſitz der Whigs der gerechte ſey?

Merkwürdiger iſt das Schwanken des Helden im Punkte der Liebe. Zuerſt reizt ihn die irdiſche, freundliche Schönheit Roſa Bradwardines, ſpäterhin wird er gefeſſelt von der erhabenen Schönheit Flora's, und kehrt, als die Verhältniſſe ihn von dieſer trennen, wieder zur irdiſch lieblichen Roſa zurück. Rec. ſieht in dieſem Bilde des ſcheinbaren Wankelmuthes ein ganzes Lehrgedicht über die menſchlichen Bildungsſtufen. Zuerſt liebt Ivor die derbe Wirklichkeit, ohne Ahnung des höhern Lebens

darin, dann verläßt er ſie als zu gemein, und will ſehnſüchtig das Höhere in einem gefühlten Ideal, d. h. im Unbeſtimmten finden, endlich, wenn er hier keine Befriedigung und Troſt gefunden hat, kehrt er mit inniger Liebe zum Irdiſchen, in welchem ſich ja auch Gott offenbaret, zurück. Dürfte man nicht auch einen ähnlichen Wechſel der Liebe häufig im Leben finden?

Auch die Nebenperſonen in dieſem Romane ſind charakteriſtiſch. Kaum dürften wir den ironiſchen Obriſt Talbot hieher rechnen, da er in den wenigen Momenten ſeines Auftretens durch ſeine perſönliche Kraft ſo bedeutend erſcheint, daß wir die Würde des Mannes bewundern müſſen. Lord Melville, der Geiſtliche, ſind die Vertreter der geſetzlichen Ordnung. Der Räuber Mac Lean, der getreue Fähnrich Maccombich, der pietiſtiſche Cameronianer Callum Bey, der franzöſiſche Begleiter des Prätendenten, der kindiſche Galladley, alle dieſe Nebenperſonen ſind mit wenigen Strichen ſo treffend gezeichnet, daß wir ſie lebendig vor uns erblicken.

Wenn wir auch nicht die Weitſchweifigkeit im Eingange und die allzugrelle Ausmalung der Exekutionsvorbereitungen billigen können, ſo möchten wir doch den Waverley allen jungen Schriftſtellern als das Muſter einer klaren, ruhigen Darſtellung, und als den Beweis dafür, daß dieſelbe auch ohne romanhafte Verwicklungen und wunderbare Begebenheiten die höchſte Spannung und das wahrhafteſte Intereſſe hervorbringen kann, anempfehlen. Die einzige Verwickelung, die Entführungsgeſchichte Waverley's, iſt an ſich ſo unbedeutend, daß ſie durchaus nicht zur Spannung des Intereſſe mitwirkt, und es gar nicht einmal der ſpäterhin erfolgenden weitläufigen Aufklärung bedarf, indem das Dunkel nie von der Art war, daß es uns am Ueberblicke der ganzen Anordnung verhindert hätte.

Guy Mannering or the Astrologer iſt, Hinſichts ſeiner Kompoſition, der wunderbaren Zuſammenſtellung und gleichartigen Entwickelung, ſo wie der Friſche wegen, welche uns in jeder Erſcheinung anſpricht, einer der ausgezeichnetſten Romane. Die Poeſie wird zuweilen ſo mächtig, daß ſie ohne das Medium einer plaſtiſchen Darlegung in lyriſcher Geſtalt ſich zeigt. Der Moment, in welchem dem ſchiffbrüchigen Brown an der Küſte des ihm fremden Schottlandes wunderbare Rückerinnerungen aufſteigen, er die von der Abendſonne gerötheten Trümmer der Burg Ellangowan, und über dem Thore einen Spruch, der ihm bekannt ſcheint, ein Wappen, welches er ſchon geſehen haben muß, erblickt, als ihm Bruchſtücke alter Balladen, welche auf dieſe Gegend nothwendig Bezug haben müſſen, ins Ohr klingen, — dieſer Moment verräth, daß die Poeſie über den Dichter Meiſter

geworden iſt. Aber doch nicht ganz, denn während dieſer ergreifenden Scene naht der Böſewicht, und der eine Zug, wie das Gewiſſen desſelben den wunderbaren Zuſammenhang verrathen muß, und ihn in Brown das von Zigeunern und Schleichhändlern geraubte Kind, den rechtmäßigen Herrn der Burg und des Landes und den gerechten Gegner aller ſeiner ungerecht erworbenen Anſprüche erkennen läßt, — dieſer Zug verräth zugleich den denkenden Pſychologen. — Jener Zug iſt aber nicht der einzige reeller angeborner Poeſie. Die ſchrecklichen Scenen unter den Schleichhändlern am Meere, in den Felshölen des Geſtades, bey der furchtbaren Meg Merrilies, die Mondſcheinnächte, kurz, die meiſten Schilderungen und Auftritte dürften mehr auf eine noch rege jugendliche Phantaſie ſchließen laſſen, als auf den Denker, welcher die meiſten dieſer hiſtoriſch treuen Romane komponirt hat. Dieſer Vermuthung entſprechen auch die Hauptcharaktere im Aſtrologen. Ein Dirk Hatteraick, ein Gloſſin, eine Meg Merrilies, namentlich die beyden erſteren Böſewichter, ſind Geſtalten, wie ſie lieber der enthuſiaſtiſche Jünglingsdichter aufſtellt, als der beſonnenere Mann. Deßwegen ſagen wir nichts gegen die innere Wahrheit beyder Perſonen. Unter dem wilden ſchleichhändleriſchen Seevolke, welches keinen beſtimmten Gott verehrt, keiner beſtimmten Nation angehört, und keine beſtimmte Sprache ſpricht, ſondern dem Intereſſe folgt, und der Luſt des Augenblicks dient, können wohl noch furchtbarere Individuen hervortreten als dieſer Dirk Hatteraick. Eben ſo gibt es unter den Emporkömmlingen zu allen Zeiten ſo verworfene Subjekte, als jener zum Herren gewordene Schreiber; nur würde unſere geſellſchaftliche Civiliſation die Anwendung ſolcher Mittel verbieten, als Gloſſin gebraucht, oder vielmehr ſolche Mittel würden jetzt nicht zum Zwecke führen. Wenn wir beyder Perſonen ſpecielle Wahrheit anerkennen, ſo behaupten wir nur dabey, daß der beſonnene Mann ſeine poetiſchen Helden weniger unter dieſen Extremen, als unter dem Mittelſchlage aufzuſuchen pflegt.

Meg Merrilies iſt eine Königin unter allen von Scott ſpäter aufgeführten alten Weibern, welche mehr thun als die Spindel drehen. Sie iſt eine übernatürliche Erſcheinung, weil ſie alle Mittel gebraucht, welche ihr die Natur geboten hat, um mehr zu ſcheinen als ſie iſt. Durch ihre Kraft als menſchliches Weſen vollbringt ſie das Ungewöhnliche, nie aber tritt ſie aus ihrem angebornen Kreiſe heraus. Sie iſt eine Zigeunerin mit allem, was der Volksglaube an Zigeunern zugegeben hat, und mit allen Kräften und Mitteln, welche die Erde dieſen ihren wilden Kindern darleiht. Aber nur ein Land wie Schottland, nur ſolche wunderbare Vermiſchung von Lehnstreue mit patriarchaliſcher An-

hänglichkeit, verbunden mit dem Intereſſe, welches rohe Naturmenſchen gegen das Andrängen der Civiliſation und deren, ihnen ſchrecklich dünkenden Folgen vereinigt, konnte einen ſo feſten, wunderbaren und liebenswürdigen Charakter hervorbringen.

Im Ganzen dürfte im Aſtrologen das Intereſſe der Handlung der Ausmalung der einzelnen Charaktere vorgehen. Der Roman ſelbſt bildet ein ſchön gerundetes Ganze, und jede Epiſode iſt auch an ſich betrachtet ein reizendes Bild. Das Wunderbarſte ſteht neben dem Gewöhnlichſten, das Großartigſte neben den matten Schilderungen eines niederländiſchen Lebens. Zu dem letztern rechnen wir das lebendige Leben im Haushalt des Pächters Dinmont, das charakteriſtiſche Spiel der Rechtsgelehrten in Edinburg, die Erbſchaftsprätendenten u. ſ. w. Welche haarſträubende Scenen bietet uns das Leben der Zigeuner im Thurme, Meg Merrilies, die über dem Todten und Verlornen wachte, der gefangene Schleichhändler? Welche Angſt preßt uns der dem rückkehrenden Helden vorbereitete Untergang aus, der Sturm auf ſein Gefängniß, der Arm der Gerechtigkeit, welcher den Böſen ſelbſt hülfreich werden muß? Und daneben die komiſchen Auftritte zwiſchen Meiſter Sampſon und der Hexe in demſelben Thurme, wo wir Zeugen des Allerfurchtbarſten waren. Ueberall gewährt uns der Hinausblick auf das weite Meer das Gefühl der Freyheit und Ahnung, wenn die Gegenwart zu drückend wird. So iſt dieſe örtliche Gränze nicht die zeitliche, welche den ganzen Roman ſo wunderbar in zwey Hälften theilt.

Die Charaktere ſind mehr ſkizzirt, dennoch erblicken wir die meiſten lebendig vor uns. Außer den drey erwähnten iſt Meiſter Sampſon eine jetzt zwar bey uns ſeltener gewordene, unter den brittiſchen Sonderlingen aber wohl noch oft geſehene Erſcheinung. In Zeichnung dieſer Art von wunderlichen und doch in einer Hinſicht liebenswürdigen Alten ſind die engliſchen Novelliſten überhaupt Meiſter. Wer ſähe nicht vor ſich und fühlte ſich gedrungen ihm die Hand zu ſchütteln, den humoriſtiſchen alten Herrn mit vielem Witze, noch mehr Frohſinn und gleichem Appetite, obgleich auch dergleichen Leute in ſo weit bey uns ſchwer zu finden ſeyn dürften, als Witz und Frohſinn in größeren Doſen als der Appetit geſucht würden. Beyden Ehrenmännern ſchließt ſich der dritte, der ehrliche Pächter Dinmont an. Die edlere Seite iſt etwas ſchwächer gerathen. Guy Mannering hat einige Härten und Schwächen, und ſteht deßhalb in der Charakterzeichnung noch am kräftigſten da, aber Herr Brown und Lord Hazelwood ſind, beſonders der letztere, an ſich betrachtet ziemlich unbedeutend. Hazelwood's Geliebte theilt mit ihm ein gleiches Loos, und Julie Mannering iſt, obwohl

charakteriſtiſch durch ihren Witz, als Prima Donna nicht eben ausgezeichnet genug zur Erhaltung ihrer Würde.

Wie dürftig im *Antiquary* die äußere Fabel erſcheint, ſo reichhaltig iſt dieſer Roman an innerem Leben. Jene beſteht in dem drey Bände ſtarken Buche faſt nur aus der etwas breit gehaltenen Entwicklung einer in der Vorzeit ſpielenden nicht unintereſſanten Novelle. Aber nicht dieſe Novelle iſt es, welche dem Romane Leben gibt — ſie erſcheint nur wie der Kopf einer Gliederpuppe; die Puppe kann ihre Glieder für ſich bewegen, der Kopf aber gibt ihr erſt das Anſehen des Menſchen — ſondern die Perſonen, welche ſcheinbar der Zufall zuſammen führt, um ein ſchreckliches Vergehen in ſeinen wohlthätigen Folgen vergeſſen zu machen. Wollte man eine Skizze der Begebenheiten entwerfen, ſo dürfte der Fremde zum Glauben verleitet werden, einen faden Roman ohne Zuſammenhang zu finden, bis im dritten Theile die Schleuße der Novelle ſich aufthut und ſo das Zerſtückelte allenfalls in einem großen Strome aufnimmt. Was zieht ein junger, charakterloſer Menſch, der nach Schottland gekommen iſt, um hoffnungs- und thatenlos ein nicht viel beſſer charaktriſirtes Mädchen anzugaffen, uns an? Was kümmert uns ein alter halber Sonderling, wenn er ſich des jungen Menſchen ohne Urſach und der Alterthümer der Gegend annimmt? Wie ſoll die Fiſcherfamilie und der Bettler uns intereſſiren, obgleich er eine Familie aus den Fluten rettet, und ein Duell zwiſchen einem Brauſekopf und dem Helden verhindert? Was endlich ein verunglücktes Schatzgraben, wenn alle dieſe Begebenheiten ohne Zuſammenhang daſtehen, und erſt am Ende des letzten Theiles ein ſolcher von außen dazu kommt, ohne deßhalb alle die einzelnen früher geſchloſſenen Handlungen zu motiviren oder unter ſich ſelbſt zu vereinigen?

So fragen wohl Mehrere, und legen unbefriedigt den Alterthümler aus der Hand. Wir wollen uns über den äußern Zuſammenhang, ob die Handlung gehörig in die drey Theile vertheilt iſt, ob die in den erſtern Bänden vorfallenden Begebenheiten zur Hauptſache gehören und führen, und ob ſie ordentlich motivirt ſind, gar nicht auslaſſen. Uns ſcheinen dieſe Fragen, wie ſie auch an ſich erheblich ſeyn mögen, in dieſem Romane ganz unwichtig Glücklicherweiſe ſind es wohl mehrere, aber es iſt nicht die Mehrzahl der Leſer, welche am Alterthümler wenig Intereſſe findet. Glücklicher Weiſe iſt unſer Publikum ſo gebildet, daß es auch an den weit feineren Reizen, am innern Leben dieſes außerordentlichen Romanes Behagen findet. Zugegeben, daß der äußere Faden der Geſchichte vernachläßigt iſt, ſo iſt die zweyte

Hauptſache mit deſto größerer Sorgfalt behandelt, es iſt dieß die Poeſie des Alterthümlers ſelbſt.

Diejenigen, welche mit dem Worte Gemüthlichkeit zugleich den Sinn desſelben verſtehen, werden einräumen, daß die Gemüthlichkeit ſelten oder nie von einem engliſchen Schriftſteller ſo dem deutſchen Begriffe getreu aufgefaßt iſt, als hier in der Perſon des Oldbook von Monkbarns, der ja auch körperlich von deutſchen Voraltern abſtammt. Wo iſt ein Zug des guten, wunderlichen, alten Herren, in dem wir ihn nicht lebendig ſähen und ſeiner Denk- und Handlungsweiſe folgten? So beſchränkt und kleinlich ſein Wirkungskreis ſcheint, ſo reif iſt doch ſein Verſtand, und ſein Gedanke ſo weit fliegend, als ſeine wohlgeprüften Kräfte zur Ausführung ihm folgen können. Weiter will er nicht, daher iſt an ihm alles wahr. Wahrheit erzeugt Leben; unter lebendigen, uns verwandten Weſen wird aber auch uns wohl und gemüthlich. Der Alterthümler iſt ein trockener Humoriſt, langſam mit ſeiner Freundſchaft, immer mit ſatyriſchen Hieben bereit. Jene aber, wenn ſie gewonnen iſt, thut wohl; dieſe ſchmerzen nur, wenn ſie eine wirkliche Wunde treffen. Nur im gleichmäßigen Hergange des Lebens, oder ſo lange der Mann das Leben ſo anſehen kann, ſcherzt er über Empfindung und Gefühl, ſobald aber wirklich Gefahr droht, tritt ſein eigenes, inniges Gefühl hervor, Troß der ſcheinbar langen Verſtellung.

Aehnliche Gemüthlichkeit ſpricht ſich in dem Bettler Ochiltree aus. Ohne die ſcheinbar übernatürliche Macht, welche wunderbare Umgebung und Geburt der Zigeunerin Meg Merrilies verlieh, wirkt der alte Eddie durch die Kraft ſeiner reinen Natur, durch geſunden Menſchenverſtand, ein treffliches Herz und die Beredſamkeit, welche ihm der Augenblick verleiht, und keine Furcht vor nichtiger Größe verſtummen läßt. Sein unbefangner Blick läßt ihn unter allen Uebrigen allein über den ſchärfer als Jedermann blickenden Monkbarns triumphiren. Er beſchämt die Verliebten. Mit allem Scharfſinn, welchen die Natur, der freye Umgang mit Menſchen jeden Standes, ihrem unverdorbnen Sohne eingab, weiß der alte Invalide Wahrheiten ſeinem feurigen Hauptmann und dem verſtändigen Lovel zu ſagen, welche beyde hätten vom Duell abbringen müſſen, wenn überhaupt die Leidenſchaft durch Gründe zu überwinden wäre. Wie thätig und beſonnen erſcheint er als Retter in der Flutſcene, wie witzig als er den Betrüger in ſeiner eignen Grube fängt, wie impoſant im Augenblicke, wo der Bettler ungebeugt vor dem mächtigen Earl daſteht, und, wenn beyde die Kleider tauſchen dürften, der Zuſchauer in ihm den Größern nicht verkennen würde: denn dieſen drückt die Schuld zu Boden, jener kann frey, auf unverdor-

benen Sinn und ehrenwerthe Jahre trotzend, ſeine Stirne erheben. Einen ſolchen Bettler kann man bey uns weder jetzt finden, noch dürfte je hier ein Aehnlicher ähnlich bedeutungsreich aufgetreten ſeyn; damit iſt aber nicht die Wahrheit ſeiner Natur beſtritten. Bey andern Verhältniſſen bilden ſich die Kräfte anders aus. Die großartigen Elemente dieſes Landſtreichers würden, wenn er eine andere Lebensweiſe ergriffen hätte, welche ihm nicht dieſes beſtändige Luftbad, das Einathmen immerwährender Freyheit, den fortwährenden Anblick der großen Wunder in der Schöpfung gewährte, einen andern Sinn, eine andere Richtung ſeiner Kräfte bewirkt haben. So zeichnet Scott auf ähnliche Art Böſewichter, deren großartiger Geiſt für das menſchliche Auge nur durch unglückliche Verhältniſſe die verkehrte Richtung genommen zu haben ſcheint. Wie die Liebe, Treue, Anhänglichkeit bey der Anfangs ſehr verfänglich ausſehenden Schlauheit des Vagabunden bey jeder Gelegenheit, wo es gilt, ſich hervorthut, läßt ſich nicht auszugsweiſe angeben. Was uns in der Seele des Dichters am meiſten an der Erſcheinung des Bettlers erfreut, iſt, daß jener ſich begnügt hat, rein plaſtiſch in dieſer durch und aus ſich ſelbſt herausgeſchaffenen Bedeutung und Wirkſamkeit ihn hinzuſtellen, und nicht zuletzt auf irgend eine Art ſeinen Stammbaum mit in die Geſchichte einverwebt hat, was einem ſo erfindungsreichen Romanſchreiber leicht geworden wäre. Eddie bleibt ein kerngeſunder, Freyheit und Müßiggang liebender Bettler, ihn feſſelt weder Abſtammung, Verwandtſchaft, Lehnstreue, noch ſelbſt Dankbarkeit, da er keine bedeutenden Gaben annimmt und die geringern auf eine oder die andere Art wieder vergilt. Er iſt der freyeſte Mann, weil ſeine Freyheit auf die Entfernung jedes Beſitzes und einen von nichts gebundenen Sinn baſirt iſt. Die einzelne Erſcheinung einer ſolchen Freyheit iſt wahr, ihre Realiſirung beym Zuſtande der Kultur im Allgemeinen aber unmöglich.

Dieſen beyden Charakteren gegenüber ſteht die Familie Mucklebackit. Es iſt hier weniger jedes einzelne Mitglied, welches durch ſeine individuelle Kraft uns intereſſirt, als der Eindruck, den die Verbindung ſo charakteriſtiſcher Menſchen zu einem wunderbaren Ganzen macht. Auch dieſe Fiſcherfamilie wird ſo lebendig in ihrer Häuslichkeit uns vorgeführt, daß wir in ihrer Hütte einziehn könnten, dennoch kann uns bey ihr nicht wie beym Alterthümler und dem Bettler gemüthlich werden. Eine Schuld laſtet auf ihr, Leichtſinn und Armuth drücken ſie nieder, und neben den erhabenſten Bildern freundlicher Eintracht blickt noch häufiger traurige Zerriſſenheit hindurch. Bis auf die alte Elsbeth zeichnet keine außerordentliche Eigenſchaft die einzelnen Mitglieder dieſer Familie aus, dennoch hat der Dichter es ver-

ſtanden, ſo den geheimſten Zügen dieſer rohen Leute nachzuforſchen und ſie darzuſtellen, er hat gewiſſer Maßen den innern Menſchen herausgezogen, und läßt uns jeden Gedanken, jede Geiſtesrichtung ſehen, ſo daß uns dieſe Leute außerordentliche Erſcheinungen dünken. Es ſind aber nur was wir in der Sprache des gewöhnlichen Lebens *gemeine* Leute nennen würden, und nur die Kunſt des Dichters hat ſie ſo zu charakteriſiren verſtanden, daß wir in ihnen mehr zu ſehen glauben, als in den Menſchen dieſer Klaſſe, welche uns täglich begegnen: der derbe Fiſcherbube, die ſchreyenden Kleinen, die zankende und auf Verdienſt erpichte Mutter, der ſtörrige Vater, jeder von dieſen hat eigentlich keine beſonders ausgezeichnete Seite, doch aber erſcheinen ſie in Lagen, wo wir in jedem von ihnen den tiefangelegteſten Charakter vermuthen. Nur die alte Großmutter, eine echt Scottiſche Figur, hat, wie ſie in der Jugend eine über ihren Stand hinausliegende Bildung erhielt, auch außerordentliche Gaben. Es macht den furchtbarſten Eindruck, wenn wir die alte *Elsbeth*, gleich einer lebloſen Ueberlieferung der Vorwelt, auf ihrem Stuhle, ſtumm und todt, im Winkel ſitzen ſehen. Ihre Sinne ſind für Alles, was in der Gegenwart vorgeht, völlig abgeſtumpft, nur der Vergangenheit gehört ihr Geiſt an, und nur der Erſcheinungen jener Zeit verwandte Klänge entlocken ihr Spuren des Lebens. Wenn ſie Verſe aus alten Balladen ſingt, wenn ſie bey Hörung eines ihrem Jugendkreiſe angehörigen Namens aufſtarrt und mitſpricht, ſo muß dieß auch den verſtockteſten Sinn ergreifen. Nur eine Geſchichte, die der unſeligen Schuld eines alten Hauſes, lebt bis auf die kleinſten Umſtände in ihr fort, und ihr Daſeyn hört erſt auf mit dem Augenblicke, wo ſie das auf ihr laſtende, furchtbare Geheimniß abgewälzt hat. Eine der furchtbarſten und größten von *Walter Scott* gezeichneten Figuren, welche übrigens, trotz der anſcheinenden Aehnlichkeit, von der *Meg Merrilies* völlig verſchieden iſt. *Elsbeth* iſt aber nicht bloß Figur, ſondern ein wahres menſchliches Weſen. Wenn dergleichen Erſcheinungen auch glücklicher Weiſe nur ſelten vorkommen, ſo findet man doch als Ausnahme alte Leute, welche, geiſtig und körperlich für die Gegenwart abgeſtorben, noch in *einer* Erinnerung leben, die oft ſo mächtig wird, daß der letzte Hauch der Phantaſie ihnen jene Vergangenheit zur Gegenwart zaubert.

Faſt ganz ungemüthlich tritt der alte Sir *Arthur* auf. Er lebt, aber in keiner Sphäre, in welcher uns wohl würde. Impoſant und von wahrhaft ritterlichem und zugleich natürlichem Geiſte beſeelt, erſcheint er nur in den Ruinen der Kirche, im Augenblicke, wo der furchtbar Getäuſchte, dem ſelbſt allmälich die Hoffnung dahin ſchwindet, den Betrüger zu entlarven

droht. Herzliches Mitleid wird ihm, Trotz der eigenen Verſchuldung, im Augenblicke des äußerſten Unglücks Niemand verweigern. Seine Tochter iſt weniger lebendig geſchildert, obgleich einzelne Züge der Miß Wardour bey mehr Willen und Raum einen intereſſanten Charakter verſprechen. Das von ihr bearbeitete deutſche Mährchen aus dem Harze kommt ihrer Charakteriſtik nicht zu Gute, denn man ſieht zu deutlich die Feder des Meiſters. Der Stoff iſt ein bekannter, die Bearbeitung gerundet und intereſſant, doch durfte man von Walter Scott mehr Studium deutſcher Individualität erwarten. Vielleicht hat er aber gerade, um dieſem Anſpruche auszuweichen, eine Dame zur Verfaſſerin gemacht. In dem Schatzgräber, Myſtiker und Betrüger Douſterſwiwel, welchem der Verfaſſer Deutſchland zum Vaterlande gegeben hat, wollen, wie verſichert wird, die Engländer einen getreuen Repräſentanten unſerer deutſchen Nation ſehen. Es iſt möglich, daß deutſche Abenteurer, welche, wie überall in der Fremde, auch in England durch allerhand Kunſtfertigkeiten ihr Glück zu machen ſuchen, dort in dieſer Geſtalt aufgetreten ſind; hier in Deutſchland iſt uns eben ſo wenig ein verwandtes Subjekt aufgeſtoßen, als der Name ſelbſt deutſch iſt. Daß deutſche Doktoren, beſonders unter der niedern Volksklaſſe, in England bedeutendes Glück machen, berichtet unter andern auch Herr von Brettſchneider in ſeinen durch Göcking herausgegebenen Memoiren, und wenn, nach dem letzteren, deutſche Doctores juris vermöge ihres Doktordiploms dort eben ſo gut als mediziniſche Doktoren kuriren, ſo läßt es ſich leicht denken, daß deutſche Chemiker dort zu Schatzgräbern werden. Unſerer Anſicht nach iſt der Alterthümler ſelbſt ein deutſcher Charakter.

Die finſtere Geſtalt des Grafen von Glenallan tritt erſt ganz zuletzt hervor. Den letzten Sprößling eines alten Geſchlechtes hat das Bewußtſeyn einer vermeintlichen Schuld ſo niedergedrückt, daß der freye Geiſt ausgeſtorben, und an ſeine Stelle die gräßliche Erinnerung getreten iſt. Man begreift nicht gut, wie dieſer Mann, nachdem er über zwanzig Jahre von der Welt, und allen ihren lebendigen Erſcheinungen abgeſchieden iſt, nach der plötzlich erfolgenden Aufklärung wieder ins Leben werde zurück treten können? Im Romane gehört er nicht zu den lebendigen, handelnden Geſtalten, er erſcheint nur im Hintergrunde, ſo daß es nicht der Betrachtung, ob ſolche Erſcheinungen unſerer menſchlichen Natur entſprechend ſind, bedarf.

Die übrigen Perſonen ſind, wenn auch nur leicht, doch trefflich gezeichnet. Der aufbrauſende Neffe des Alterthümlers lebt. Daß ſein hochländiſches Blut beym Vorwurfe des Oheims, von

einem Seehunde überwältigt zu ſeyn ausfocht, iſt leicht erklärbar, und auch ein minder reizbarer Sinn würde bey den fortwährenden Sticheleyen des Alten die Geduld verloren haben. Der Friſeur Caxon muß intereſſiren, wenn man auch nur ſeine Angſt beym Uebelbefinden eines ſeiner drey Perrückenkunden betrachtet. Der Unglückliche ſah nicht voraus, daß je die Zeit der Perrücken wieder kommen dürfte! Des Alterthümlers Schweſter iſt gut gezeichnet, verdient aber unter den Scottiſchen Geſtalten keiner beſondern Erwähnung, da dergleichen ſonderbare alte Jungfern in allen komiſchen Romanen, namentlich denen der Engländer, zum Ueberfluß vorkommen. Die Nichte des Alterthümlers, welche in Verbindung mit ihrer Tante das »Weibsvolk« des alten Jonathan Oldbook ausmacht, iſt nur angedeutet.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Charaktere oder die einzelnen Scenen in dieſem trefflichen Romane den Vorzug verdienen? Da es aber wenig auf die Entſcheidung eines ſolchen, an ſich ſchon erfreulichen Wettſtreites ankommt, können wir uns gern mit der Aufführung des Vorzüglichſten unter beyden begnügen. Eigentlich lebt im Alterthümler jede Scene, von dem erſten Einſteigen in die Edinburger Landkutſche bis zur letzten Zuſammenrottirung des Landſturms beym vermeintlichen Einfall der Franzoſen. Doch laſſen einzelne Auftritte und Bilder an Schönheit und Treue die andern gelungenen weit hinter ſich. — Der ſelige Hofmann pflegte von der berühmten Flutſcene im erſten Theile zu ſagen: Hätte Walter Scott nichts weiter als dieſe Scene geſchrieben, er wäre doch der Dichter, welchen wir bewundern. Er zeigt ſich hier gleich groß als Maler und als Pſychologe. Wie die Sonne ſinkt, ſinkt auch die Hoffnung, und wie das Meer ſteigt und immer höher ſteigt, und gegen die Felſen drängt, ſo ſteigt immer höher die Angſt in der Seele der Verlorenen. Welche kindiſche Furcht und welche Seelengröße die Gewißheit des nahenden Todes erzeugen können, ſehen wir in dieſem Bilde. — Von minderer Bedeutung, aber höchſt ergötzlich iſt die Auffindung des römiſchen Lagers und die Enttäuſchung des beglückten Alterthumsforſchers durch den frechen Bettler. Voller Gewicht iſt das Duell, ergreifend und poſſierlich zugleich das zwiefache Schatzgraben; doch iſt auch der wohlunterrichtete Leſer zuletzt mehr zum Schrecken als zur Ergötzung geneigt, ſo weiß der Künſtler auch die einfachſten Mittel zu ſpannen. — Die von der tiefſten Kenntniß des menſchlichen Herzens und von dem ſchärfſten Beobachtungsgeiſte dem Dichter in die Feder diktirte Scene iſt indeſſen unſtreitig die Trauer der Familie Mucklebackit um ihren im Meere ertrunkenen Sohn. Der rohe Mann, ohne höhern Troſt, iſt zuerſt in ſtummen Schmerz

verſunken, dann weint er und verwünſcht ſein Schickſal. Jeder Zuſpruch beleidigt ihn. Im ungeheuren Schmerze verſchwinden rund um ihn alle Verhältniſſe, er wehrt ſeine Freunde ab, er achtet nicht mehr die Vornehmeren, ſelbſt nicht die Befehle der ſonſt als heilig betrachteten uralten Großmutter. Nur die Noth treibt ihn wieder zur gewöhnlichen einförmigen Beſchäftigung: aber da die traurige langſam fortſchreitende Arbeit ſeinen Gedanken freyen Spielraum läßt, ſo tritt das Trauergeſpenſt jeden Augenblick wieder ſo furchtbar vor ſeine Seele, daß es ihm unmöglich wird, weiter zu arbeiten. Sein Zuſtand gränzt alsdann an Wahnſinn. Aehnlich iſt der ſeiner Frau. In wunderbarer Vermiſchung erſcheint ihre gemeine Anſicht der Dinge, ihr Eigennuß und die Betrachtung der Nichtigkeit alles Erdenglückes, wenn der Schmerz in ihr zu mächtig wird.

Scott theilt uns in dieſem Romane ſchätzbare Bruchſtücke einiger vermuthlich ſehr alten ſchottiſchen Balladen mit. Daß wenigſtens ein Vers wie der folgende (in der Lindau'ſchen Ueberſetzung) nicht gemacht ſey, ſondern aus der nationellſten Anſchauung der Bilder einer wunderbaren Natur entſtanden, ergibt ſich von ſelbſt.

Den Häring freut das luſtige Mondlicht,
Der Makrel' der Wind iſt recht,
Fiſchergeſang die Auſter beſticht,
Denn ſie ſtammt vom beſſern Geſchlecht.

Eben ſo wenig dürfte die Ballade vom Kampfe der Glenallans gegen die Hochſchotten, welche den Heldenmuth des Knappen Robert Cheyne erzählt, von neuerer Erfindung ſeyn. Sie trägt in der einfachen Darſtellung zu ſehr die Spuren des Alterthums.

Während, wie wir oben anführten, der Alterthümler mühſam alle Ueberbleibſel der Zwietracht jener entſchwundenen Zeit aufſucht, erfreut ſich Schottland der glücklichen Eintracht und der Früchte einer fortſchreitenden Kultur, und jetzt findet der einen Einfall drohende Feind, — die Franzoſen, — alle Schotten von den verſchiedenſten Parteyen zum freudigen Widerſtande vereinigt. So hat der denkende Künſtler ſinnig dieſen Zeitpunkt erwählt im Gegenſatze zu denen ſeiner frühern ſchottiſchen Romane, wo jeder landende Franzoſe als Bundesgenoſſe irgend einer Partey willige Aufnahme fand.

Nachdem wir einen in verſchiedener Hinſicht ausgezeichneten Roman genauer betrachtet haben, iſt es ſchwierig einen folgenden, der nach unſerer Anſicht ein eben ſo großes Lob verdient, wenn er nicht vielleicht der gediegenſte unter allen Werken des Verfaſſers iſt, gehörig zu würdigen, ohne in den Verdacht des übermäßigen Lobpreiſens zu gerathen. Wenn der *Rob Roy* weniger

durch helle, lebendige Bilder, als der Alterthümler, ausgezeichnet iſt, ſo erreicht er und übertrifft ihn an tief angelegten Charakteren. Auf jeden Fall bildet er aber ein weit vollendeteres Ganze als jener. Wir können indeſſen kürzer bey der Betrachtung ſeyn, da wir einige der ausgezeichnetſten Seiten dieſes Romans ſchon oben an mehreren Stellen als Belege für die treffliche Auffaſſungsgabe des Dichters angeführt haben.

Ein junger gebildeter Mann wird von ſeinem Vater, weil ihm der Kaufmannſtand, zu welchem ihn jener beſtimmt hat, widert, von London fort zu entfernten Verwandten nach Nordengland geſchickt. Schon hier lernt er unter dem northumberländiſchen Adel die katholiſchen Torys kennen, welche dahin wirken, das vertriebene Königshaus zurück zu rufen. Er lernt wilde, furchtbare Geſtalten, aber zugleich auch die ausgezeichnetſten tiefgebildetſten Charaktere kennen, vor welchen er, Trotz ſeiner Reſidenzkultur, zurücktreten muß. Die Verhältniſſe treiben ihn von dort nach Schottland, zuerſt nach Glasgow, wo er die althergebrachte Bürgerfreyheit, dann in das Hochland, wo er die ungebändigte Naturfreyheit, die Hoffnungen und den Charakter dieſer wilden Völker kennen lernt, und Zeuge der großartigſten Thaten wird. Sein eigenes Leben greift nur unbedeutend in die Ereigniſſe. Er zeigt ſich nicht gerade ſchwach, aber faſt überall paſſiv, und es wird uns ſchwer, zu glauben, daß eine hochherzige Diana Vernon ſich in den Lehrling eines Kaufmanns, der eben weiter keine hervortretenden Eigenſchaften als die Abneigung gegen jenen Stand und einige feine Bildung hat, verlieben ſollte. Indeſſen iſt die Liebe über alle Geſetze und Regeln hinaus, mithin darf auch der kältere Leſer nicht mit der lebendigen Vorſtellung des Dichters rechten.

Wenn wir Robin den Rothen den gediegenſten unter den Scottiſchen Romanen nannten, ſo begründen wir dieß Urtheil darin, daß der Dichter den poetiſchen Stoff mit ſeinem klaren Verſtande ganz durcharbeitet hat. Die Sage von einem gefeyerten Freybeuter der jüngſt verfloſſenen Vorzeit ſeines Landes, noch in Balladen und Wiedererzählungen im Munde der ſchottiſchen Landleute lebend, hat er dergeſtalt zu einem modernen Roman verarbeitet, daß wir einen von den tiefangelegteſten Charakteren, motivirte große Handlung und Entwicklung erblicken, ohne deßhalb den Zauber der romantiſchen Volkspoeſie zu verlieren. Die Aufgabe löſte der Verfaſſer zum Theil auf die oben angegebene Art, indem er uns nicht das ganze, gewöhnliche und außerordentliche Leben des Volkshelden vor die Augen führte und uns auf jedem ſeiner Schritte ihm folgen ließ, ſondern uns einen andern Wegweiſer vorſchob, auf deſſen gemeſſenen Bahnen

wir den wahren Helden nur in ſeiner Thatkraft, moraliſchen oder phyſiſchen, erblicken. So bleibt uns Robin immer neu, immer gleich intereſſant, ja wir gewinnen ihm jedes Mal eine neue Trefflichkeit ab. So erfüllt Scott nur die Anforderung, welche man an jede poetiſche Volksballade macht. Er wirft mit roh ſcheinenden Strichen die charakteriſtiſchen Züge hin, er ſchmückt nicht mit fremden Federn, läßt aber auch das Eigene fort, welches keine Bedeutung zum Ganzen hat. Auf der andern Seite kann Niemand läugnen, daß Robin der Rothe einer der polirteſten, abgerundetſten, und in der Darſtellung aller todten Erſcheinungen ſowohl als der Charaktere ein meiſterhafter Roman ſey. Ruhig werden wir in alle Kreiſe eingeführt. Ehe wir nicht eine klare Anſchauung von allen darin Auftretenden gewonnen, ehe nicht Alles Leben für uns erhalten hat, oder wir ſelbſt darin leben, eher fangen die in den Kreiſen lebenden Perſonen nicht an zu handeln, damit wir völlig in Stand geſetzt werden, mit dem Gedanken in ihrem Intereſſe lebend, ihnen weiter zu folgen. Iſt dieß aber errungen, dann erzeugt ſich Handlung aus Handlung, und in logiſcher und naturgemäßer Steigerung ſchreiten wir weiter, bis endlich Alles lebendig wird, und die Kataſtrophe mit dem allgemeinen Aufbruche ſchließt.

Wir ſind überzeugt, daß der Dichter lange Zeit an dieſem Romane gefeilt habe; denn außer dem etwas weitläufigen Eingange ſcheint faſt kein Satz überflüſſig und jedes Wort zur Charakteriſtik des Ganzen von Bedeutung. Der ausgezeichneten Bilder ſind wenige, auch die Scenen und Auftritte haben weniger Intereſſe an ſich, und dienen nur den innern Werth und die Kraft der Charaktere zu entwickeln. Deßhalb können ſie auch hier nicht, wie bey den andern Romanen, beſonders hervorgehoben worden.

Welches wunderbare Bild bietet uns die politiſche Verbindung der drey Hauptperſonen dar? Raſhleigh, Robin und Diana Vernon! Bey ſolchem Bunde muß ein von der Perſönlichkeit ganz entferntes Intereſſe die Gemüther vereinigen, welche an ſich unter einander nur Abſtoßungskraft haben. Doch ſind alle drey gewiſſer Maßen durch die allen gleich ertheilten geiſtigen Gaben verwandt. Jeder von ihnen, auch Diana Vernon, iſt ein Mann im vollen Sinne des Wortes. Die höchſte geiſtige Kraft, aus Verſtand, Entſchloſſenheit, Geſchick den Augenblick zu ergreifen, Gelaſſenheit, Menſchenkenntniß u. ſ. w. zuſammengeſetzt, macht dieſen Mann aus, welcher durch ſich allein das Gewaltigſte zu vollbringen verſteht. — So zeigt ſich Raſhleigh; außer dieſen Eigenſchaften waltet aber in ihm die höchſte Klugheit vor. Dieſe ließ ihn Alles, was die Wiſſenſchaften bieten, ja ſogar Fertigkeiten, zu welchen ſein verdorbener

Körper nur irgend fähig war, erwerben, nicht als Zeitpnnkt ſeines Strebens, ſondern nur als Mittel, ſeinem ungeheuren Ehrgeize zu dienen. Er kennt jeden Menſchen. Dieſe Menſchenkenntniß verleitet ihn aber nicht, wie es gewöhnlich geht, zu äußerer Geringſchätzung beym Gefühle des innern Werthes, dieſen kleinen Stolz überwindet der nach dem Höchſten Ringende. Er zeigt ſich gefällig gegen die Schwächern, iſt ein fügſamer Unterhalter und gewinnt in dem Augenblicke ſeine Umgebungen, wo ſie im Wahne ſtehen, ihn ſich ganz unterworfen zu haben. Aber dieſer Ehrgeiz hat ihn zum Teufel gemacht. Indem ihn jede Erſcheinung nicht in ihrer ſubjektiven Bedeutnng erſcheint, indem er ſie nur als Mittel zu ſeinem Zwecke anſieht, und nur durch äußere Rückſichten bewogen ihr ſcheinbar Achtung zollt, indem ihm ſomit die ganze Welt todt geworden iſt und nur ſein Ich lebt, iſt auch alle Liebe untergegangen, er ſteht ganz ohne Gemüth, und in dieſer Negative iſt ja der Teufel ſelbſt. Selbſt ſein Ziel — die Wiedereinſetzung der Stuarts — iſt nur ein Mittel für ſeinen Egoismus, da er, der nichts liebt, auch nicht den Enthuſiasmus, welcher aus dem Gefühle der Anhänglichkeit und Treue entſtanden iſt, theilen kann. Meiſterhaft iſt Raſhleigh in allen Geſprächen geſchildert. Sein Haß gegen Franz Osbaldiſtone iſt vollkommen motivirt, denn außer den faktiſchen Gründen, welche ihn dazu bewogen, muß auch der trübe ſpekulative Egoiſt Niemand mehr haſſen, als den glühenden Enthuſiaſten, und den offenen Menſchenfreund.

Robin ſelbſt dagegen iſt Menſchenkenner, ohne die Wiſſenſchaften als Medium gebraucht zu haben. Er redet wenig, und handelt deſto mehr. Er iſt zuerſt im Geiſte ſeiner hochländiſchen Ahnen erzogen, aber die ganze kultivirte Welt iſt ſeine Schule geworden. Daher kann es denn auch nicht fehlen, daß er praktiſch zu reden verſteht, und der Witz ſein Diener iſt. Wie kräftig tritt er in ſeiner ſchlichten Einfalt beym erſten Tiſchgeſpräche auf? Mit welcher Kühnheit und richtigen Berechnung des Effektes erſcheint er als Vertheidiger beym Friedensrichter, wo er als Angeſchuldigter ſtehen müßte? Nirgends ohne Mittel, flieht ihn, wenn auch aller fremde Beyſtand ihn verlaſſen hat, doch nie ſeine Beſonnenheit, ſein Humor, und ſein ſcharfes Auge entdeckt auch in der weiteſten Ferne den Ausweg aus der Grube. Sein Leben in der Welt hat ihn mit allen Ständen und Verhältniſſen vertraut gemacht. Obgleich ſeine dauernden Beſchäftigungen ihn mehr in Verbindung mit den niedrigeren Klaſſen gebracht haben, und er von ihnen die beſtändig fröhliche Laune angenommen hat, ſo weiß er doch auch, Kraft ſeines angebornen Werthes, mit Würde vor Höhern zu erſcheinen. Er hat aber noch

Digitized by Google

mehr mit dieſem praktiſchen Studium des Lebens gewonnen — überhaupt eine fröhliche Anſicht des Lebens. Zwar widmet auch Robin ſein ganzes Leben einem Entwurfe, der nur aus Unzufriedenheit mit ſeiner Gegenwart hervorgegangen iſt. Dieſer Entwurf iſt aber nur aus ſeiner perſönlichen Stellung, aus angeſtammter Vorliebe für die vertriebenen Stuarts entſtanden, und bände ihn nicht dieſe Pflicht, würde er außer ſeinen Handthierungsfehden mit aller Welt in Frieden leben. Sein perſönlicher Unwille äußert ſich überhaupt nur humoriſtiſch. Das hochländiſche Feuer, der gäliſche Zorn hat ſich im Umgange mit dem Niederlande gänzlich verloren, und er ſteht ſogar in gewiſſem Widerſpruche mit ſeiner Frau, welche ganz Hochländerin iſt. Er hat eine objektive Anſicht der Welt gewonnen, doch kann, während er die Erſcheinungen achtet und liebt, ihm keine mehr ſo imponiren, daß er ſeine Faſſung verlöre.

Diana Vernon iſt wirklich Enthuſiaſtin für die Sache, zu welcher ſie mit jenen Beyden ſich verbunden hat. Dabey aber iſt ſie eine leidenſchaftliche Verehrerin alles Edlen und Guten, und muß ihren Mitkämpfer Raſhleigh aus tiefem Herzen haſſen. Anfänglich erſcheint ſie unweiblich, bald aber erklärt ſich, weßhalb ſie, um ihr Anſehn unter den rohen Fuchsjägern nicht zu verlieren, dieſe Kleidung anlegen müſſen, und wir erfahren, wie auch bey kühnen Entwürfen und männlichem Geiſte der weibliche Sinn erhalten werden könne. Sie iſt eine der liebenswürdigſten und dabey gewiß die kräftigſte unter allen von Scotts Feder gezeichneten Frauen.

Mit jenen drey Geiſtern wirkt noch eine Maſſe bloßer Körper für dieſelbe Sache. Der alte Sir Osbaldiſtone mit ſeinen ſieben ungeſchlachten Söhnen, alles grünen Fuchsjägern, die kaum etwas mehr als den Gebrauch der Sprache von dem übrigen nicht fuchsjagenden Theile der Menſchen haben, werden ſo lebendig, daß der Rec. noch immer ihre beſchlagenen Stiefeln über die Steintreppe, des alten Schloſſes poltern zu hören glaubt. Es war vielleicht die ſchwerſte Aufgabe, unter dieſen Halbmenſchen noch Abſtufungen zu zeigen, es iſt dem Dichter aber gelungen, beſonders zwiſchen dem Vater und den Söhnen. Die ganze Erſcheinung dieſer Unholde gleicht übrigens einem mährchenhaften Stoffe von verzauberten Rieſen oder dergleichen. — Ueberaus zart iſt im Gegenſatze der freundlich phlegmatiſche Friedensrichter, der ſo gern ſeinen Freunden durchhilft, und dafür ſo viel von ſeinem ſchurkiſchen Schreiber leiden muß, hingeſtellt. Ihm verwandt iſt unter der Gegenparthey der koſtbare Meiſter Jarvin, einer der echt komiſchſten und zugleich am tiefſten aufgefaßten Charaktere in ſämmtlichen Scottiſchen Romanen. Der

eigentliche Spaßmacher Andreas trägt zu ſehr die Maske an ſich, und gleicht meiſtentheils dem Gracioso in den ſpaniſchen Dramen, wenn er froſtig iſt. So ſchwebte dem Rec. im Augenblicke, wo er in der höchſten Noth auf einem Felſen ſich verkriecht, die ähnliche Scene aus dem Leben ein Traum vor. Schlüßlich bilden einen furchtbaren Gegenſatz und eine ſchreckliche Vereinigung der furchtſame Morris und das Heldenweib Robins, Helena Mac Gregor. Die Natur kann zu ſolchen Extremen geſteigert werden, ob die Erſcheinung aber hiſtoriſch gegründet ſey, vermögen wir nicht zu entſcheiden.

The black Dwarf und *Montrose* ſind die beyden kürzeſten und vermuthlich auch die unbedeutendſten unter Scotts ſämmtlichen Romanen. Es ſcheint überhaupt dem Rec. ſehr zweifelhaft, ob der Autor des Waverley einen großen Antheil an der Erfindung und Ausarbeitung des letztern Romans habe. Sollte er wirklich von ihm herrühren, ſo bewährte er das Sprichwort: interdum dormitat bonus *Homerus*, oder aber er iſt ein aufgewärmtes Jugendprodukt. Kaum iſt der eine Charakter des Hauptmann Dalgetty ein wirklich Scottiſcher. Eine Annot Lyle und ſelbſt der Seher Mac Aulay ſind viel zu ſehr von der Wirklichkeit entfernt, um etwa mit der wunderbaren Erſcheinung einer Meg Merrilies in ein verwandtſchaftliches Verhältniß geſetzt zu werden. Auch treten die Kinder des Nebels höchſt ſelten auf. Vor allem aber macht die romanhafte Naivetät des ganzen Romans denſelben verdächtig. Dalgettys Kerkerſcene erinnert zu ſehr an die gräßlichſten Banditenromane. Die Liebe des Helden, der Traum, die Prophezeyung und deren verkehrte Erfüllung, alle dieſe wunderbaren Fata deuten auf einen mindeſtens noch nicht zu ſolcher Klarheit und Objektivität gediehenen Geiſt, als wir ihn beym Autor des Waverley vorausſetzen.

Wer etwa noch Zweifel hegt, ob der Verfaſſer wirklich den Grad der objektiven Anſchauung erreicht habe, welcher es ihm möglich macht, nicht allein mit Begeiſterung die Darſtellung der Sache beyder Gegner anzunehmen, ſondern auch aus den kämpfenden Extremen dem menſchlich Wahren, welches immer in der Mitte liegt, ſich mehr und mehr zu nähern, der dürfte von dem Romane Old mortality, welchen Lindau nicht mit Unrecht die Schwärmer überſetzt hat, zu jener Ueberzeugung geführt werden. Die gemäßigte Partey, welche nicht herrſchen, nur Geiſtesfreyheit haben will, und in welcher ſich die durch Moral veredelte Humanität repräſentirt, wird gerade deßhalb von den wüthenden Fanatikern beyder Theile am heftigſten angegriffen. Dem wilden Parteygeiſte, der nun eben in dem einſeitigen Streben befangen iſt, geht jene freyere Anſicht von einer höhern Weltord-

nung verloren, und wenn er auch urſprünglich auf etwas Gutes zielt, muß ſein Unternehmen doch bald verderblich werden, indem er ſich den Einflüſſen verſchließt, welche zeitgemäß ſeinen Feuereifer zum Guten lenken ſollen. Die nicht mit ihm in der ſich immer mehr beſchränkenden Sphäre fortgehen, die nicht mit ihm gleich unduldſam ſind, ſieht der Fanatiker für ärgere Feinde ſeiner Sache an, als die, welche ihm offenbar als Feinde gegenüber ſtehen. Es iſt mit den Glaubensſchwärmern wie mit denen bey politiſchen Kämpfen. Der Gemäßigte wird von beyden Seiten oft am heftigſten verleumdet, und mit der gehäſſigen Anſchuldigung der Halbheit, der Lauigkeit werden gerade die edleren Gemüther belegt, welche aus dem Strudel der Parteywuth ein rettendes Ufer für die mit hineingezogenen zu ſuchen ſtreben. Wie liegt gleich im Anfange des erſten Theiles der Plan des ganzen Romans uns vor Augen. Während die furchtbare Unterdrückung und Verfolgung der Presbyterianer unſere ganze Theilnahme für ſie in Anſpruch nimmt, müſſen wir doch mit dem Milnwood bekennen, daß wenn dieſe Presbyterianer aus den unterdrückten Bekennern Herrſcher werden ſollten, der von ihnen ausgeübte Druck noch bey weitem härter, und ihre Herrſchaft eine finſtre ſeyn werde. Schon während des Zuſtandes ihrer Schmach haſſen ſie und trennen ſich von den gemäßigt Geſinnten; als ſie der Sieg trunken macht, fangen ſie an feindlich gegen ihre Mitkämpfer aufzutreten, und als endlich König Wilhelm, alle Glaubensparteyen duldend, auch ihnen freyen Gottesdienſt gewährt, und ſie in der That nichts mehr zu wünſchen haben, ſind ſie auch mit dieſer lauen Geſinnung ihres erſehnten Retters unzufrieden, und die gegen alle Parteyen ausgeübte Duldung erſcheint ihnen als ſo große Tyranney, daß ſie auf dem Wege ſind, mit ihren frühern Unterdrückern in unnatürlicher Verbindung zuſammen zu treten, um nur durch vereinte Gewalt die laue Duldſamkeit zu vertilgen. Der tiefe Kenner des menſchlichen Geiſtes zeigt ſich in der Graduirung der einzelnen Schwärmer. Auch talentvollen Erzählern würde es ſchwer geworden ſeyn, unter dieſen Schwärmern, welche an ſich ſchon als Extreme der Ueberſpannung erſcheinen, Charaktere, welche nur ein einſeitiges Leben führen, ſo zu individualiſiren. Wenn wir den Pfundtext disputiren hören, muß ſein Weſen uns ſchon gehörig überſpannt dünken. Wie viel finſterer tritt Balfour auf? Balfour aber ſcheint durch Weltſitte geadelt, im Gegenſatze zu dem fantaſtiſchen Schwärmer Mac-Briar, alle aber ſind gemäßigte Vertheidiger ihrer Meinungen gegen den wahnſinnigen Vielgrimm gehalten. Unter den Weibern iſt die Schwärmerey der Frau Headrigg mehr lächerlich als furchtbar, der Presbyterianismus der guten Wirths-

frau in der Heide, welche den Mörder ihrer beyden Söhne mit Gefahr des Lebens beherbergt, und auf die Vorwürfe der Ihrigen, »daß ſie ihn nicht wie Jael den flüchtigen Siſſera getödtet habe,« nichts zu erwidern weiß, als der Geiſt habe es ihr nicht eingegeben, iſt dagegen wahrhaft rührend, und zeigt, wie der angeborne edle Geiſt, ſelbſt von der finſtern Schwärmerey, die ſich des Gemüthes bemächtigt hat, nicht unterdrückt werden kann. Auf der den Schwärmern gegenüber ſtehenden Seite tritt hier, ſtatt eines entgegengeſetzten Glaubens, der grauſame Despotismus der Willkür auf. Es war nicht des Verfaſſers Zweck, dieſen Geiſt, gleich dem der Schwärmer, genau zu charakteriſiren, und ſo müſſen wir uns begnügen, wenn wir ihn in den Abſtufungen von dem edeln Lord Evandale zum despotiſchen, doch adeligen, Claverhouſe bis zum wilden Feldwebel Bothwell und der rohen Soldateska der Blut ſaugenden Dragoner erblicken.

Die Fabel des Romanes iſt ſo einfach als möglich, aber der Eingang anziehender als das Ende. Der Grund davon liegt jedoch nicht im Verſehen des Dichters, ſondern in der Natur des vorliegenden Stoffes. Unſere Theilnahme iſt bey weitem lebendiger, wenn wir den grauſam Unterdrückten zuweilen ſchüchtern aus ſeinem Verſtecke hervor- und bemüht erblicken, den Händen ſeiner Henker zu entkommen, als wenn wir ihn nachher im Siegestaumel trunken die Rolle des Unterdrückers eintauſchen ſehen. Lord Evandales Tod iſt herbe. Ob nicht ein freundlicherer Ausgang möglich geweſen wäre? Die Liebe der beyden Nebenbuhler hat der Dichter eben ſo wenig lebendig als den geliebten Gegenſtand ſelbſt zu ſchildern vermocht, dagegen iſt der großmüthige Wechſelkampf zwiſchen Morton und Frandale gelungen zu nennen, hätte aber nicht auch ein Glied an dieſe ſchöne Kette gehängt werden, und ſomit der herbe Ausgang vermieden werden können? — Was den Charakter betrifft, ſo ſteht Balfour von Burley als eine gigantiſche Erſcheinung vor uns. Die Anfechtungen des blutigen Mörders, und ſein Kampf gegen den Teufel charakteriſiren einen Schwärmer, welcher die Vorſtellungen des Gewiſſens als Verſuche des Teufels anſieht, ihn von dem Wege der Erkenntniß abzulenken. Balfours Ehrgeiz und ſeine gänzliche Verwilderung beleidigen faſt das Gefühl, welches den Helden wenigſtens in einer Beziehung ganz rein erwartete. Der alte Milnwood, Claverhouſe, Bothwell, Culibert und die genannten Schwärmer ſind wohl die lebenvollſten Perſonen, obgleich ſie alle gegen Balfour zurücktreten müſſen.

Nach der längſterfolgten Vertreibung der Stuarts iſt mit der bürgerlichen Ordnung auch eine ſcheinbare Ausgleichung der

Digitized by Google

ergrimmten Parteyen eingetreten. Noch aber ſind die Wunden des Bürgerkrieges nicht ganz verharſcht, und die Whigs, die Partey, welche für Duldung und Geiſtesfreyheit focht, jetzt im Beſitze der Macht, gebraucht ſie mit weniger Mäßigung, ſo daß der Zuſtand der Freyheit nicht die Früchte darbietet, welche man ſich von ihm verſprach. Der Presbyterianismus iſt herrſchend, aber noch immer hat er nicht den herben, pietiſtiſchen Beygeſchmack, welchen er in der Zeit ſeiner Entſtehung und denen der Bedrängniß angenommen, abgelegt; und noch erſcheinen dem Frommen die Güter, welche der Reichthum darbietet, und die Freuden der Kunſt als Teufelswerke und Verſuchungen. Wenn aber diejenigen, in deren Händen Reichthum und Macht mit der Luſt, ſie zu gebrauchen, ſind, daſſelbe Bekenntniß abzulegen genöthigt werden, dann wird die Frömmigkeit bald als Heucheley erſcheinen. So iſt in dem Roman *the bride* Sir William Ashton das getreue Bild eines ängſtlichen und im Kleinlichen gewandten Staatsmannes. Ungeachtet ſeiner Ränke kann man ihn, deſſen Herzen, wenn keine Nebenrückſichten eintreten, Wohlwollen zum Grunde liegt, nicht ganz verdammen. Aber ihm kann weder ein freyer Blick noch wahre Frömmigkeit zugeſchrieben werden, der als Mann bey ſolchen Mitteln und bey ſolchem Rechte nicht aufrecht zu ſtehen vermag gegen die verwerflichen Anmaßungen ſeiner Gattin. Seine Kraft ging nur ſo weit, ſich im Strudel der Bürgerkriege auf den Schultern der mit ihm Kämpfenden zu ſeiner Höhe empor zu ſchwingen.

Ihm gegenüber ſteht der letzte Sprößling eines durch die Bürgerkriege und Ashtons Ränke heruntergekommenen alten Hauſes in jugendlicher Schönheit und Kraft. Düſtre Schwermuth laſtet auf ſeiner Stirne, nicht allein als Zeugniß der Trauer um den geſunkenen Glanz ſeines Hauſes, ſondern als Stammerbtheil aller ſeiner Altvordern, denen ſelten das Glück lächeln wollen. Die Feudalherrlichkeit iſt dahin und nichts vermag den Geſunkenen wieder zu heben. Aber der wilde Rachgeiſt ſpornt den Jüngling, am Grabe des gekränkten Vaters Vergeltung dem Feinde zu ſchwören, und ſich ſelbſt den Untergang zu bereiten. Er muß dahinſinken, indem er ſelbſt die Mängel der Zeiten erkennt, in welchen ſein Geſchlecht glänzte, ohne den Willen zu haben, ſich der neuen Zeit zu beugen. Noch ſcheint indeſſen ein wunderbares Ereigniß wieder neues Leben dem ſterbenden Geſchlechte der Ravenswoods einimpfen zu wollen, indem der Jüngling die Tochter ſeines Feindes liebt. Es iſt aber gleichſam nur der Hohn eines geſpenſterartigen Schickſals, dem Hauſe iſt der Untergang bereitet, und die Selbſtüberwindung des Jüng-

lings, welche ihn bewegt, das uralte Princip ſeiner Familie zu verlaſſen und der Familie, welche er aus Herzensgrunde haßt und verachtet, die Hand zu reichen, beſchleunigt nur den Untergang.

Daß dieſer Roman einigen Verehrern der Scottiſchen Muſe weniger gefällt, als des Dichters andere Romane, welche mehr das Siegel ſeiner beſchreibenden Poeſie an ſich tragen, läßt ſich denken; unbegreiflich ſcheint es aber, wenn Mehrere unter jenen dieſen Roman an ſich zu den ſchwächern geſellen. Wir geben, wie geſagt, zu, daß kein Charakter hier ſo lebendig hervor, keine Scene ſo plaſtiſch heraustritt, als etwa im Robin dem Rothen, welche eigenthümlichen Reize hat dagegen die Schilderung der Braut, und wie bewährt ſie des Dichters Genius, der ſich auch aus der Sphäre der ſchildernden und referirenden Dichtung in die der romantiſchen Novelle verſetzen kann? — Wir möchten dieſen Roman mit ſeiner harmoniſchen Diktion, mit ſeiner Einheit und Rundung den beſten Novellen des Cervantes und Göthes an die Seite ſtellen. Der Zauber einer ſtets gleichgehaltenen Darſtellung intereſſanter und bewegender Handlungen wird nur ſelten durch beſonders kräftig heraustretenden Dialog unterbrochen, und was uns in andern Romanen des Dichters als herrliche Indioidualität erſchien, deſſen Weglaſſung müſſen wir, von anderem Standpunkte aus betrachtet, hier loben.

Von einer andern Seite könnte man tadeln. Wer durchaus allen und jeden Schickſalstheorien abgeneigt iſt, dürfte dieſe Dichtung als einen neuen Verſuch, das aus dem Gebiete der Tragödie glücklich verdrängte geſpenſtiſch waltende Schickſal im Romane einzubürgern, anſehen. Allerdings laſtet ein furchtbares Verhängniß über dem Geſchlechte Ravenswood, und es ſpiegelt ſich furchtbar ab in dem Schickſale des letzten Sprößlings. Aber es iſt am Ende kein Fluch, keine geſpenſtiſche Vergeltung, welche forterbend Glied um Glied ins Verderben zieht, ſondern es iſt die hiſtoriſche Entwickelung, welche den herrlichen Glanz der einzelnen Geſchlechter nicht länger dulden kann, da ein anderes Licht über das Land aufgegangen iſt.

Daß die Fabel des Romanes, der wenigen Handlung ungeachtet, ſehr intereſſant iſt, wird niemand läugnen. Aber auch in der sceniſchen Darſtellung gleicht der Roman einer vollendeten Tragödie. Ohne Rückſchritt, nur zuweilen aufgehalten, gehet Alles dem Ende zu. Schon in der Expoſition ſehen wir den düſtern Ausgang, und die Todesboten treten uns überall entgegen. Obgleich gerade der dramatiſche Dialog in der Braut nicht das ausgezeichnetſte iſt, ſo möchten wir doch eben aus der Anordnung des Romanes auf das dramatiſche Talent des Autors ſchließen.

Auch die Charaktere ſind, obgleich nicht ſo lebendig und mit

den ſpeciellſten Zügen, wie in den andern Romanen, meiſterhaft gezeichnet. Der düſtre Junker von Ravenswood tritt mit wenigen Andeutungen ſo adelig auf, wie keiner der andern jugendlichen Helden Walter Scotts, und flößt uns neben dem lebhafteſten Intereſſe auch ein großartiges Mitleid ein. Sir William Ashtons haben wir erwähnt, ſeine ſtolze Gattin lebt vor uns, auch Lucie, die junge Braut, in ihrer jungfräulichen Innigkeit. Bucklaw, Craigengelt ſind keine bedeutenden Charaktere, wohl aber bedeutend in der Erſcheinung. Echt Scottiſch glänzt der treue Diener Caleb mit ſeinen ergötzlichen, treu gemeinten Lügen. Die Amme Alix iſt eine ſchöne, mit der Sehkraft begabte Alte, im Gegenſatze zu den furchtbaren drey Todtenweibern, deren Erfindung verräth, daß der Genius des Dichters auch in das Entſetzlichſte mit Geſchick ſeinen Fittig zu tauchen verſtand.

Auch die Scenerie des Romanes iſt ergreifend. Das alte Felſenſchloß am Meere geht mit ſeinen Bewohnern dem nahen Untergange entgegen. — Der Schluß iſt für leicht bewegte Gemüther furchtbar; denn alles Edle fällt, und niemand iſt vorhanden, der um die Gefallenen trauern könnte. —

Mit Recht wird der Roman, welchen der Dichter wunderbarer Weiſe the heart of Mid-Lothian betitelt hat, überall geleſen und bewundert, und es läßt ſich erklären, weßhalb er gerade bey Damen den meiſten Eingang findet, da zwey Frauen, meiſterhaft geſchildert, die Hauptperſonen ſind, und ſich die moraliſche Tendenz des Dichters ziemlich verſtändlich in der Dichtung ausſpricht. Deßhalb aber gebührt ihm nicht der erſte Preis unter allen Scottiſchen Romanen, der ihm wohl häufig im Kreiſe mancher begeiſterten jüngern Literaten ertheilt wird. Abgeſehen von ſeinen Mängeln und Schwächen, von denen wir unten ſprechen werden, iſt er allerdings eine ſchöne gerundete Dichtung, voller lebendigen Bilder, wirkungsreicher Scenen und einer trefflichen Charakteriſtik; gegen einen Waverley, Aſtrologen, Robin und ſelbſt gegen den Alterthümler gehalten, erſcheint er indeſſen nur als Stern mittlerer Größe. Er verhält ſich zu ihnen etwa wie eines der gelungenen bürgerlichen Trauerſpiele zu den großartigen vollendeten Tragödien. Wir intereſſiren uns lebhaft für die freundlichen, mit ganzer Wahrheit geſchilderten Geſtalten, wir befinden uns wohl bey ihnen, weil hier die Natur uns ſo anſpricht, wie ſie ſich überall, wenn man ſie in dieſen beſcheidenen Sphären aufſucht, verkündet. Aber nur das Herz findet hier Befriedigung, der Geiſt wird weder durch die Kraft einzelner Charaktere, noch durch höheren Aufſchwung bey kühnen Beſtrebungen, noch durch, in der geſchichtlichen Sphäre,

gewaltig daherſchreitende Geſtalten erhoben, jenes höhere Intereſſe, welches im Robin und Waverley uns fortwährend belebt, fehlt hier gänzlich.

Man wolle den Rec. nicht mißverſtehen und den Ausſpruch dieſes Nichtdaſeyns als eine Rüge betrachten. Rec. wollte nur die Meinung derer, welche dieſen Roman für den erſten unter allen Scottiſchen auszeichnen, bekämpfen. Uebrigens iſt in ſo weit dem Dichter gar nichts vorzuwerfen. Er hat nicht mehr gewollt, als unſer freundliches Intereſſe für die freundlichen Geſtalten in ihrer kleinen Sphäre immer wach erhalten, und dieß hat er vollkommen erreicht. Es iſt dieſer Roman gewiſſer Maßen ein Stillleben, wenn auch beſonderer Art, es wird genug darin gehandelt, aber ohne Anwendung ſeiner menſchlichen Thätigkeit kann der regſame Dichter nicht ruhen. Jenny Deans ſchreitet zwar über ihren weiblichen Wirkungskreis hinaus, indem ſie für das Leben der Schweſter, allen Gefahren, aller Unkunde der Sprache trotzend, nach London pilgert, um zu den Füßen des Thrones zu bitten; aber ſie bleibt ſowohl in ihren hohen Beſtrebungen, als auch nach der glücklichen und ehrenvollen Beendigung ihres Geſchäftes, immer die demüthige, weiblich fromme Jenny Deans. Ueberhaupt — wenn wir von den einzelnen Charakteren reden — iſt dieſe Jenny der ausgezeichnetſte Charakter. Ihre aufgehende Theilnahme und Menſchenfreundlichkeit liegt nicht im Gebiete der Ideale, ſondern kann erſcheinen und erſcheint auch noch in der Wirklichkeit. Sie iſt ſich immer gleich treu gehalten. Ihre Schweſter Effie, ſchön, feurig, auch wohlwollend, aber unterthan ihrer Eitelkeit, ihren Neigungen, und dadurch dem Leichtſinne, der ſie ins Verderben ſtürzt, unterworfen, ſteht mit wenigen Zügen in ihrem tadelnswerthen Liebreiz vor uns. Ihr Charakter iſt aus Unbeſtändigkeit und Feſtigkeit zugleich gemiſcht. In dieſem Wechſel bleibt ſie im Unglück und im Glück ſich gleich. Der alte Deans, ein Puritaner, iſt gleichfalls ein lebendes Bild, und zweifelten wir an der Wahrheit ſeiner poetiſchen Erſcheinung, ſo könnte uns die verwandte mancher Pietiſten davon unterrichten. Der Wüſtling Robertſon erſcheint faſt nur als kühner, unternehmender Jüngling, treu gegen ſeine Geliebte, und klug, mißtrauiſch, ſtolz bey verändertem Glück; in ſein Inneres zu blicken, wird uns nicht vergönnet. Mit dem ſchärfſten Blicke in die Geheimniſſe des menſchlichen Geiſtes hat der Dichter die Sinnesumwandlung dieſes Charakters entworfen. Der als Jüngling mit gränzenloſer Sehnſucht, aber ohne Leitung der Religion oder der Wiſſenſchaft, alle Formen des Lebens im wilden Krafttaumel zerſprengen will, der die glücklichſten und geehrteſten Verhältniſſe verläßt, weil ſie ihm langweilig dünken,

und mit der Hefe des Pöbels in genialer Ungebundenheit ſich freuet, wenn er die Geſetze muthwillig umgehen kann, — derſelbe Jüngling wird im Alter, nachdem die Folgen der jugendlichen Ausſchweifungen ſeinen Körper entkräftet haben, ſo geiſtesſchwach, daß jede Rückerinnerung an die Ausgelaſſenheit ſeiner Jugend ihn verſtimmen kann, daß er ängſtlich ſich in den konventionellſten Förmlichkeiten des Lebens verbirgt, daß er ſtolz wird, aber nicht ſtolz auf geiſtige Gaben, ſondern auf den geringſten Theil der äußerlichen Ehren, deren volles Maß er früher übermüthig verſchmähte. So ſtraft ſich die Sünde durch ſich ſelbſt. Aber, können wir fragen, ſollte nicht in ſolchem Feuergeiſte, der fähig iſt, alle Annehmlichkeiten des Reichthums und Standes wegwerfend, der Freyheit und der Luſt nach abenteuerlichen Thaten wegen, ſich jeder Gefahr preis zu geben, ſollte in ſolchem Geiſte nicht auch ein wahres Gemüth ſeyn, und hätte der Dichter uns nicht auch mitunter ſein Inneres zeigen ſollen? Freylich iſt Robertſon ganz irr geleitet, das beſſere Princip in ihm ward überwältigt; aber dennoch hätte ein Walter Scott es noch auf andere Art ſollen vorleuchten laſſen, als durch die wenigen Züge ſeiner ſchwärmeriſchen Anhänglichkeit an den hingerichteten Freund und die unglückliche Geliebte. Unter den übrigen Perſonen zeichnet ſich wohl am meiſten die wahnſinnige Magda Wildfeuer aus. Effies Leichtſinn potenzirt, und bey noch wenigerem Fond von Religion und Bildung, führt, wenn er nicht auf dem entgegen geſetzten Wege völliger Ruchloſigkeit ſich Platz macht, zu dieſer Verirrung. Der ſchlaue Dieb Radcliff, ſpäter in Würden und Ehren, von der einen, und der gelehrte fromme Buttler auf der andern Seite, ſtehen ſich gleich in guter Charakteriſtik. Die alte Hexe, der Magda Wildfeuer Mutter, iſt zwar widriger, aber nicht eben ſo individuell dargeſtellt als die andern alten Frauen dieſer Romane. Wir ſehen und lieben den trefflichen Herzog von Argyle, obgleich er nur in wenigen Scenen auftritt, wir glauben jede Bewegung ſeines meiſterhaften Geſpräches mit der Königin Karoline zu bemerken und jedes Wort zu hören. Auch die Edinburger Bürger ſind ſo lebendig wie die Scene der Porteous-Hinrichtung gemalt, wie denn überhaupt eine jede einzelne Erſcheinung bis auf den blödſinnigen Laird anſchaulich und wahr iſt, und an ihrem Platze ſteht.

Nur die Kompoſition trifft, wenn auch nicht unſer Tadel, doch unſer Vorwurf. Der Roman iſt ein mit ſo moraliſchen Abſichten abgeſchloſſenes Gedicht, daß, der Moral willen, ſogar die Poeſie zuletzt entwichen iſt. Es genügte aber dem Verfaſſer nicht, überall in der Erzählung dieſe moraliſche Abſicht hervorblicken zu laſſen; ſo furchtbar und derb ſie auch im Ausgange hervortritt,

Digitized by Google

glaubte er doch, ſie dem Leſer noch nicht anſchaulich genug gemacht zu haben, und ſprach ſie noch mit dürren Worten nach der Beendigung des Romanes als Epilog aus. Obgleich Effies und Robertſons Sünden nicht von der Art ſind, daß beyde Perſonen nicht durch Reue ihrer Schuld büßen, und Ruhe und Frieden auch noch auf Erden wieder gewinnen könnten, ſo wollen wir es doch nicht tadeln, daß beyde fortwährend büßen müſſen — durch die Qualen ihres Gewiſſens. Beyde, aus Schmach und Schande errettet, genießen des höchſten äußeren Glückes, ohne ſich deſſen freuen zu können, da ihr Herz erſtorben iſt, ihr Gedanke noch immer in der ſchrecklichen Vergangenheit weilt. Dagegen wird Jenny Deans und ihr Buttler, nach langen Leiden, nachdem faſt alle Hoffnung ihnen verſchwunden war, glücklich, indem ſie ſich eines beſcheidenen, ihren Wünſchen angemeſſenen Looſes erfreuen. Bis dahin mochte dieſe poetiſche und moraliſche Wiedervergeltung und Abrechnung, — wie ſchnurgerade und regelrecht ſie auch erſcheint — immer, ohne der Poeſie Eintrag zu thun, beſtehen; aber dieß genügte dem diesmal mathematiſch abrechnenden Dichter nicht, die Sünde mußte auch noch äußerlich beſtraft werden, das Laſter mußte ſich förmlich erbrechen, kurz die poetiſche Gerechtigkeit in beſter Form Rechtens ausgeübt werden. So fällt Robertſon durch Räuberhand, ehe die äußere, glückliche Entwickelung vor ſich geht, im Augenblicke vor der freundlichen Erkennung und Wiedervereinigung der getrennten, unglücklichen Familienglieder. Nach ihm trifft noch der Fluch ſeiner Schuld ſeinen wilden Sohn, ehe ihm das Licht irgend einer Erkenntniß aufgegangen war. — Wen aber treffen eigentlich dieſe entſetzlichen Unfälle, wem raubt der Druck der Gewitterſchwüle den freyen Athem? Nicht den eigentlichen Verbrecher; dieſer ſtirbt, ohne das Unheil zu erfahren. Nicht den Sohn, die Frucht ſeiner Sünde; dieſer iſt unfähig, das Entſetzliche ſolcher Lagen zu begreifen. Endlich nicht ſeine Frau, denn dieſe erfährt nichts von der furchtbaren Entdeckung, und beweint nur den Tod ihres Gatten. Wen anders drückt alſo die Wiſſenſchaft dieſes entſetzlichen Verhängniſſes als die unſchuldige Jenny und den Leſer? Rec. kann wenigſtens, obgleich ſchon geraume Zeit verſtrichen iſt, ſeitdem er dieſen Roman geleſen hat, nicht ohne Schauder an den grellen Ausgang denken. Er fühlt die Gewitterſchwüle am Himmel, er hört den Donner, die Flintenſchüſſe und ſieht dann das namenloſe verworrene Unglück, deſſen Kenntniß allein auf der armen Unſchuldigen laſtet. Freylich drückt bey innerer Kraft ſolches Leiden weniger, als die eigene Schuld. Aber doch iſt dieſe Wiſſenſchaft, dieſer Zweifel, die Unmöglichkeit, Hülfe zu ſchaffen, für ein edles Gemüth eine der

furchtbarſten Qualen, und deßhalb, wenn einmal die poetiſche Gerechtigkeit ſtreng gehandhabt werden ſollte, durfte der edlen Jenny nicht zuletzt noch dieſe Bürde aufgelegt werden. Wäre es nicht erhebender geweſen, wenn beyde Gatten in Klarheit und Frieden geſtorben wären, nachdem ſie die inneren Leiden Jahre lang ertragen hätten; aber es ſollte nun einmal ein moraliſches Schreckbild aufgeſtellt werden!

Noch ſchließen ſich den erwähnten Romanen, welche wir als die älteren und mit der größten Sorgfalt und noch friſchem Geiſt gearbeitet anſehen, zwey Romane an, denen Schottlands Geſchichte zum Hintergrunde dient, und in welchen die Schilderung ſeiner nationalen Verhältniſſe verſucht wird. Obgleich das Kloſter und der Abt in der früheſten vom Dichter beleuchteten Zeit ſpielen, ſo dürften ſie doch auch außer dem Beweiſe, welcher in ihrer verſpäteten Erſcheinung liegt, aus inneren Gründen erſt nach jenen Matadoren unter den Scottſchen Romanen wenn auch nicht erfunden, doch erſt ausgeführt ſeyn. Es läßt ſich zwar nicht läugnen, daß in beyden Geſchichten Anklänge aus den beſten Zeiten des Dichters ſich finden, ja daß einzelne Stellen den poetiſchen Genius mehr als ſonſt bekunden; aber den klaren Geiſt des Dichters, welcher ſeine Schöpfungen zuvor mit dem Gedanken ganz durcharbeitet, ehe er ſie dem Papiere anvertraut, vermiſſen wir hier gänzlich; neben den poeſiereichſten, neben den ausgearbeiteſten Stellen ſtoßen wir auf andere, welche von offenbarer Uebereilung zeugen.

Der erſte Roman, the Monastery, verſpricht im Eingange ſo außerordentlich viel, als er im Ausgange durch Seichtigkeit und Uebereilung die Erwartung täuſcht. Viele wollen auch den Eingang zu gedehnt und langweilig finden, welchem Urtheil der Rec. widerſprechen muß. Freylich findet ſich wenig Handlung, d. h. äußere Thaten mangeln, dagegen entfaltet ſich das reichſte, erfreulichſte Leben in den Kloſterſcenen. Walter Scott zeigt hier, wie weit ihn das Studium der Geſchichte über die gewöhnlichen Anſichten der Ritterromanſchreiber und ſelbſt über die Vorurtheile ſeiner proteſtantiſchen Landsleute, welche beyde ſo gern unter dem Kloſterleben des Mittelalters alle mögliche Scandaloſa ſich denken wollen, hinausgeſetzt habe. Wenn auch manche Schwäche ſich in den einzelnen Brüdern zeigt, ſo waltet doch im Allgemeinen ein freundlicher, liebevoller Geiſt durch alle Mitglieder des Konventes, und keiner von uns dürfte es verſchmähen, in die gaſtfreundlichen Hallen des Kloſters unſerer lieben Frauen zu Kennagwhair einzukehren. Aber auch davon abgeſehen, daß es vielleicht einigen unrecht oder langweilig geweſen iſt, immer nur vom öden Kloſterleben unterhalten zu werden, ſo ſind

doch zwey gleich Anfangs hervorgehobene Mitglieder dieſes Kloſters ſo charakteriſtiſch, daß ſie auch unter jeder andern Verſammlung unſere Aufmerkſamkeit und Theilnahme auf ſich ziehen würden. Wie liebenswürdig erſcheint uns nicht der fröhliche, offne Abt? Wenn er auch nicht durch Verſtand und männliche Entſchloſſenheit imponirt, ſo wird doch auch kein Menſchenkenner der ſich in ihm bey jeder Gelegenheit offenbarenden menſchenfreundlichen Geſinnung die Achtung verſagen können. Wie kräftig tritt im Gegenſatze zu ihm der ſilberhaarige, mehr als verſtändige Subprior Euſtach, der begeiſterte und geſchickte Kämpfer für ſeinen Glauben, auf? — Wie tief iſt der Dichter bey der hülfreichen Zuſammenſtellung Beyder in das Weſen jeder Verbindung von Menſchen eingegangen, obgleich er nur die einzelne, ſo oft vorkommende Erſcheinung, daß dem glänzenden Vornehmen ein für ihn denkender Geringerer beygeſellt wird, hier darſtellen wollte? Ueberall müſſen ja nach der Ordnung der Natur der Verſtand dem Gemüthe, die Kraft dem Glanze zu Hülfe kommen, und ſelten oder nie findet ſich in den Individuen eine Univerſalität, die nur in der Idee begründet iſt. Welche treffliche Scenen bieten die Geſpräche, in welchen der wohlwollende Abt zu herrſchen und der demüthig rathende Euſtach zu gehorchen ſcheint, obgleich in Wahrheit jener dieſem völlig unterthan iſt. Nur einmal, als Euſtach ſich durch ein himmliſches Verhängniß für ſeinen weltlichen Hochmuth geſtraft glaubt, legt er ſich ſelbſt die Buße auf, vor dem erſtaunten Abte ſeinen unter der Maske der Demuth verborgenen Stolz zu beichten, und jenem hinfort alle Macht über ſich ſeiner Sünde wegen zu übergeben. Es iſt höchſt anziehend, welche gutmüthige Bußen der freundliche Beichtvater, der eigentlich nie erzürnt werden kann, ihm auflegt, und wie er nun zu eigenem Vortheil ſich des Geſtändniſſes bedient, übrigens aber vermöge des natürlichen Verhältniſſes zwiſchen beyden nicht lange der Herr bleiben kann. Der furchtſame Frevler und der alte Hiſtorienerzähler vom Abt Ingelram ſind gleich lebendige Mitglieder der glücklichen Kloſterfamilie, und es iſt beſonders zu rühmen, daß er überhaupt in der letztern, trotz der mannigfachen Gradationen, auch nicht der Zeichnung eines einzigen Böſewichts bedurft hat.

Wie fruchtlos auch dem hiſtoriſchen Betrachter das Ringen des Einzelnen erſcheinen mag, dem gegen ihn andrängenden Strome zu widerſtehen, ſo wird doch auch jener ſeiner menſchlichen Kraft und ſeinem redlichen Willen die Achtung nicht verſagen können. Der für edlere Erſcheinungen empfängliche Mann wird den, welcher mit redlicher Abſicht dem gewiſſen Verderben ſich preisgibt, ſelbſt wenn er ſeine beſchränkte Einſicht erkennet,

bewundern. Es iſt ja ſchon an ſich eine erfreuliche und erweckende Erſcheinung, wenn wir aus der vom Phlegma oder egoiſtiſcher Gleichgültigkeit beherrſchten Menge einzelne Streiter auftreten ſehen, welche ihr Alles daran ſetzen und wagen, irgend einer Sache mit ſelbſtverläugnender Kühnheit zu dienen. Selbſt wenn der ihn leitende Gedanke auf Irrwege führt, freut ſich doch der Unbefangene des göttlichen Funkens im Menſchen. Wie viel mehr verdient aber der an ſich ſchon unſere liebevolle Theilnahme, der ſeine ganze Exiſtenz mit der gewiſſen Vorausſicht ſeines Unterganges daranſetzt, um das, was ſich für ihn durch das bisherige Beſtehen als das Rechte erprobt hat, zu vertheidigen. So erſcheint uns Euſtach. Er iſt ein tragiſcher Held, er trägt gleichſam den Tod im Buſen; dennoch widmet er alle Kräfte der von ihm als recht erkannten Sache. Ref. iſt kein Freund der Wehmuth, welche ſich ſelbſt zur Schau trägt, und Hätſcheln mit ſentimentalen Empfindungen über die Hinfälligkeit der Erdendinge u. ſ. w., er muß aber geſtehen, daß er die hin und wieder eingeſtreuten Aeußerungen einer herben Wehmuth aus dem Munde jenes Mannes nur mit der allergrößten Rührung leſen konnte. Es waren keine neue Gedanken, auch wohl keine neuen Bilder; aber die Stellung des Mannes, das ganze Gewicht des feyerlichen Augenblickes, welches ſie ſeinem ſtählernen Buſen auspreßt, geben ihnen die wunderbare Kraft.

Leider hält ſich dieſer wahre Held eben ſo wenig als der ganze Roman im Fortgange. Zwar zeigt er ſich noch groß im Geſpräche mit dem eiſernen Heinrich Warden, auch wohl noch im letzten Widerſtande gegen die weltliche Macht; aber es wird uns nicht mehr vergönnt, in ſeine ſtarke und edle Seele zu blicken, und ſo verſchwindet allmälich die lebhafte Theilnahme. Keine einzige der andern Perſonen tritt beſonders charakteriſtiſch hervor. Halbert und Eduard Glendinning ſind Anfangs wenig geſondert, im Fortgange erfährt man vom letzteren faſt nichts, der Sinn des erſteren iſt aber ſo ſchnell wie eine Wetterfahne in den wichtigſten Dingen umgewendet, ohne daß wir von den Motiven mehr erführen, als etwa die Marginalkontrolle eines Geſchichtswerkes vom Inhalt ſagt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dem Verfaſſer dieſer Held gleich dem ganzen Romane langweilig geworden ſind, daß er, ſich nach dem Ausgange ſehnend, nur geeilt hat, erträglichen Zuſammenhang und Abſchluß in die Geſchichte zu bringen. Der Euphuiſt Sir Piercy Shafton iſt, wenn auch charakteriſtiſch gezeichnet, doch nur die Maske einer modernen Abirrung von der Natur, und hätte auf keinen Fall ſo breit behandelt werden ſollen, indem er ſehr viel zur langen Weile des Ganzen beyträgt. Julian von Avenel in ſeiner rohen Raubritterkraft

iſt weder ein neuer noch ein intereſſanter Charakter, und vom Heinrich Warden ſehen wir nur Skizzen des ungeſtümen Eiferers.

Die engliſchen Kunſtrichter haben ihre Kritik vornämlich auf die wunderbare Erſcheinung der weißen Frau von Avenel gerichtet, und die Frage aufgeſtellt, ob es dem Dichter überhaupt erlaubt ſey, übernatürliche Geſchöpfe als Mitſpieler in den Dichtungen als der wirklichen hiſtoriſchen Welt auftreten zu laſſen? — Von unſerer Seite kann wohl die affirmative Beantwortung der Frage nicht zweifelhaft ſeyn, da dieſer äußere Umſtand, gleich ſo vielen andern, lediglich vom Genius des Dichters und der poetiſchen Auffaſſung einer jeden Dichtung abhängt. Wenn wir aber die Erſcheinung der weißen Frau an ſich gelten laſſen, ſo verſteht ſich darum nicht dasſelbe von dieſer weißen Frau. So glücklich Walter Scott in der Behandlung der wirklichen Welt iſt, ſo wenig ſcheint er es hier in der der Feenwelt zu ſeyn. Wahrſcheinlich iſt die ganze Idee von dem mit der deutſchen Literatur bekannten Dichter auch aus deutſchen Dichtungen — vielleicht Fouqués Undine — entnommen. Die Ausführung iſt aber ungeſchickt gerathen. Anfänglich erſcheint das Geſpenſt als neckender Waſſerkobold, und mochte als ſolches paſſiren, obgleich ſeine Aeußerungen, daß es keine Seele, keinen Willen und nur Treue habe, befremden. Wenn es aber ohne Seele pathetiſch zu werden anfängt und erſcheint, oder ſich aufſuchen läßt, wird es mehr langweilig als wunderbar. Seine endliche Auflöſung durch Zerreiben ſeines Leibgürtels iſt mehr lächerlich als Grauen erregend.

The Abbot iſt die Fortſetzung dieſes Romanes. Man hört ihn entweder als eine der intereſſanteſten Scottiſchen Dichtungen anpreiſen, oder als einen der ſchwächſten Romane tadeln. Beyde Urtheile ſind gewiſſer Maßen wahr. Als ein in ſich abgeſchloſſenes und proportionirtes Kunſtwerk, als welches wir den Roman anſehen, kann der vorliegende nicht betrachtet werden. Es ſind nur einzelne Scenen, welche den Dichter intereſſirt haben; er hat ſomit auch nur einzelne — aber höchſt intereſſante Scenen mit beſonderer Vorliebe ausgemalt, und was dann noch ſonſt zum nothdürftigen Abſchluß des Romanes gehört, mit dürren Worten hinzugefügt. Vermuthlich war ſeine Abſicht dahin gegangen, ſo wie er im vorigen Romane die erſten Verſuche der Reformation, durch die Gebirgsſchluchten der Gränze in das Land einzudringen, und den mannigfaltigen Wider- und Beyſtand, welchen ſie in den nationalen Einrichtungen gefunden, ſchildern wollen, in dieſem folgenden Romane ihren völligen Sieg zu beſchreiben. Die Geſchichte dieſes Sieges war aber nicht von der Hauptgeſchichte des Landes zu trennen. Er mußte die hochgefeyerte, ſchöne, un-

5*

glückliche Königin, die nicht geſchaffen war, den Stürmen, welchen ihre Regierung ausgeſetzt war, mit ruhiger Stirne zu begegnen, ſelbſt erſcheinen laſſen, und indem des Schottländers Phantaſie und Gedanke dahin arbeitete, das Bild der intereſſanten Königin in ſich lebendig werden zu laſſen, übermannte es ihn dergeſtalt, daß er über die Reize der einen Geſtalt im Bilde das ganze Gemälde vergaß. Man kann nicht ſagen, daß er ſubjektiv geworden, denn er vergaß ſich ſelbſt in der Beſchauung einer außer ihm lebenden Erſcheinung; aber durch dieſe ausſchließliche Hervorhebung des einen Gegenſtandes konnte er gleich dem Liebenden, welcher nur ſeine Geliebte auf Koſten der um ihn blühenden andern Schönen ſchön findet, die andern Gegenſtände, außer der Maria Stuart und der mit ihr in Verbindung ſtehenden Umgebungen nicht ihrer innern Natur nach mit gehöriger Sorgfalt betrachten. So finden wir denn, ſtatt der Geſchichte des die Oberhand gewinnenden Proteſtantismus die Geſchichte der erſten Gefangenſchaft, Befreyung und Flucht aus Schottland der unglücklichen Königin Maria Stuart. Uebrigens iſt ihm die Zeichnung derſelben ſo gelungen, wie wohl ſelten einem Dichter die einer eben ſo merkwürdigen hiſtoriſchen Perſon. Er hat ſie keinesweges idealiſirt, Maria erſcheint in ihrer menſchlichen Natur, mit mannigfachen Schwächen der Eitelkeit behaftet, leichtſinnig, bitter ſarkaſtiſch; aber dennoch hat der Dichter es verſtanden, einen ſolchen Zauber poetiſcher Anmuth über dieſe anmuthigſte aller Königinnen auszugießen, daß wir mit innigem Wohlgefallen auf das Bild der Unglücklichen hinblicken, obgleich wir zugleich uns ihre Mängel nicht verbergen können. Abgeſehen von ihrer Schönheit und Anmuth muß ein Weib mit dieſem Witze und mit dieſem ſcharfen Verſtande Jedermann feſſeln, auch wenn er ſich geſteht, daß es nur verderbliche, blendende Gaben ſind, welche zum Unglück ihrer eigenen Gebieterin beytragen. Im Gegenſatze zu dieſer, ſo viel uns in der Entfernung darüber zu urtheilen erlaubt iſt, hiſtoriſch ganz getreu gezeichneten Königin dürfte die Maria Stuart, welche der Deutſche aus ſeinem Schiller kennt, nicht hiſtoriſch getreu, ſondern in einiger Beziehung veredelt, ja vielleicht allzu idealiſirt erſcheinen. Aber auch Schillers Maria kann hiſtoriſch treu ſeyn. Seine Maria iſt nicht mehr die jugendlich muthwillige und noch von Lebensluſt emporgehobene Königin, ſondern die vom Gram gebeugte, entthronte Bewohnerin eines Kerkers, in welchem ihr beſtändig

König Darnley's blut'ger Schatten

erſchienen iſt und ſie zur Buße ermahnt hat. Uebermannen ja ſchon die fünf und zwanzigjährige Maria in dieſem Romane zu Augen-

blicken die Furien, und im Wahnſinne ſcheint ihre Kraft ſich aufzulöſen, wenn ſie die furchtbaren Geſtalten der traurigen Vergangenheit aufſteigen ſieht.

Aus dieſem ſchönen Verſehen wird es wenn auch nicht gerechtfertigt, doch mindeſtens entſchuldigt, daß wir im Abte den eigentlichen Roman vermiſſen. Zugleich erklärt ſich daraus, weßhalb der Dichter gegen ſeine Regel, hier eine berühmte hiſtoriſche Perſon auch zur Heldin ſeines Romans gemacht habe. Es iſt aber nur eine Ausnahme. Der äußere Zuſammenhang zwiſchen dem Kloſter und dem Abte iſt eben ſo unbedeutend angelegt, als der geiſtige nicht genügend ausgefallen iſt. Die Helden des Kloſters treten in den Hintergrund, oder erſcheinen vielmehr nur als Einfaſſung zu dem neuen Bilde. Man kann wohl ahnen, daß der unbändige Edelknabe der Sohn des wilden Julian von Avenel geweſen; aber der Zuſammenhang iſt ganz willkürlich. Die alte Großmutter, welche hier das Schickſal ſpielen will, ſteht als verblendete Wahnſinnige gegen die Meg Merrilies und ihre Verwandte ſehr im Schatten. Kaum aber iſt der Name, welchen der Roman trägt, erklärbar, wenn man nicht annimmt, daß des Dichters beſſerer Plan während der Ausführung durch den angeführten Lieblingsgegenſtand ganz verändert worden ſey.

Auch außer den Scenen, in welchen wir die ſchöne, unglückliche Maria auf Lochleven bewundern, ſind einige andere gelungen zu nennen, wohin wir die meiſten Neckereyen zwiſchen dem Edelknaben und der Katharina Seyton rechnen. Der finſtre Schwärmer, deſſen Prädeſtinationsglaube ihn gegen jede Gefahr gleichgültig macht, erregt Schaudern. Der wilde Seyton ſteht mit wenigen Zügen lebendig vor uns. Die Verwechſelung zwiſchen ihm und der Schweſter iſt ſo natürlich, daß ſie ſelbſt den Leſer bis ganz zuletzt in der Täuſchung befangen hält. Auch iſt die objektive Darſtellung des Verfaſſers in den Unterredungen zwiſchen der Königin und der Burgfrau von Lochleven, welche gewöhnlich mit der Niederlage der letzteren, jedes Mal aber mit einem furchtbaren Zwieſpalt endigen, nicht zu verkennen. Als unparteyiſche Richter mit den menſchlichen Gefühlen und Leidenſchaften vertraut, müſſen wir zugeſtehen, daß jede ſolche Unterhaltung, bey der Beſchaffenheit der beyden Frauen, nur in ſolchem bittern Streite enden konnte, und dennoch müſſen wir zugleich ſagen, daß jede der beyden Frauen von ihrem Standpunkte aus betrachtet, Recht hatte und in ihrer Seele nicht anders handeln konnte. Alle dieſe Schönheiten ſind aber nur zerſtreut.

Rec. muß ſeine ſchon anderweitig ausgeſprochene Meinung auch hier wiederholen, Scott iſt ein Nationaldichter; wo er

über die Gränzen ſeines Vaterlandes hinausſchweift, muß er ſich erſt in die fremde Sitte und Zeit einſtudieren und dieſes Studium erſetzt nicht die angeborne Kenntniß der Natur ſeines nebligen Schottlandes, in welchem er, gleich den Helden ſeiner Epopöen, blind alle Stege und Wege finden kann. Scott bleibt immer neben dem Dichter auch ein fleißiger Forſcher nach der Wahrheit des Lebens. Er dichtet ſich deßhalb im fremden Lande keine beliebige Natur, wie wohl viele geniale Dichter, welche das Studium, als etwas Untergeordnetes, verworfen haben, an, ſondern er ſtudirt ſehr fleißig, ehe er an die Dichtung geht. Aber es iſt nicht zu läugnen, daß man in den nicht ſchottiſchen Romanen das Studium hervorblicken ſieht, und Studium erſetzt nur dürftig die Mängel der Natur.

Ivanhoe iſt der Zeit nach der erſte unter Scotts Romanen, nach des Rec. Anſicht aber keiner ſeiner ausgezeichnetern. Es läßt ſich nicht läugnen, daß der ganze Roman aus einer abgerundeten Fabel beſteht, und daß die meiſten der einzelnen Scenen trefflich ſind; dennoch aber gleicht die Fabel des Romans mit ihren Epiſoden und dem Schmucke zu ſehr den Ritterromanen der verfloſſenen Decennien, und viele der einzelnen Scenen tragen zu deutlich Spuren des Studiums der Sitten der fremden Zeit, als daß ſie für ganz lebendig gelten könnten; auch ſtehen ſie ſo ſteif neben einander, als die getrennten Volksſtämme jener Zeit. Selbſt Hinſichts dieſer letztern iſt das Studium in den grellen Kontraſten, durch deren Hervorhebung der Dichter hauptſächlich jene Zeit Richard Löwenherzens zu charakteriſiren geglaubt hat, bemerkbar. Uebermüthige und galante normänniſche Ritter und unterworfene ſtörrige ſächſiſche Voreinwohner des Landes, in Glanz und Macht ſtrahlende Große und geächtete Räuber, Chriſten und demüthige Juden mit muhamedaniſchen Sklaven, Herrn mit leibeigenen Knechten ſtehen von ſo ſchroffen Mauern des Vorurtheils geſchieden da, daß man glauben ſollte, aller lebendige Verkehr müſſe in jenen Zeiten aufgehört haben. Am meiſten werden die großartigen Charaktere dieſes Romanes und die auffallende ſcharfe Individualiſirung derſelben geprieſen. Jene Behauptung können wir nur zum Theil, die letztere wohl als ganz wahr einräumen; aber durch dieſe ſcharfe Individualiſirung ſcheint uns mehr das Studium des Dichters in Betreff der einzelnen Stämme und Kaſten jener großbritanniſchen Periode, als ſein Studium der erſcheinenden Verbindung jener körnigen Elemente bekundet. In dieſer ſcharfen Charakteriſtik, z. B. der Juden, wird uns zwar der Gattungsbegriff mehr als anſchaulich; aber die menſchliche Natur, welche doch in jeder Zeit und unter allen Umſtänden durch die konventionellen Verhältniſſe hindurch-

blickt, wird uns hier nicht klar. Es iſt wahr, daß der Templer ein rieſenhafter Charakter iſt, ein Geiſt, der weit über ſeine Zeit hinausfliegen würde, wenn ihm die Sinnlichkeit nicht die Flügel lähmte. Auch die andern normänniſchen Ritter in ihrer größern oder geringern Verworfenheit ſind dennoch großartige Naturen. Der feurige, ungeſtüme Cedric lebt gleich dem trägen Athelſtan. Im Juden erſcheint der potenzirte Begriff eines Juden. Aber je ſchärfer in allen dieſen aus dem Gemälde herausſpringenden Geſtalten die ſprechenden Züge des Standes und Geſchlechtes, welchem jeder angehört, vor denen ſeiner perſönlichen Individualität hervorgehoben ſind, um ſo mehr muß es verwundern, in Rebecca ſtatt der Tochter jenes Juden, ſtatt einer Jüdin ein über alle Begriffe idealiſirtes weibliches Weſen, welches mit individueller Seelenſtärke, aufopfernder Großmuth auch von allen philanthropiſchen Ideen unſers und des vergangenen Jahrhunderts durchdrungen iſt, zu ſehen. Wollte der Dichter etwa durch dieſen ſchlagenden Gegenſatz zu den andern vom Konventionellen mehr als befangenen Geſtalten Effekt machen? Dem Verfaſſer des Waverley u. ſ. w. läßt ſich eine ſolche Abſicht nicht zutrauen. Aber er wollte vermuthlich der ihm gewordenen Rüge, als verſtehe er nicht, edle weibliche Charaktere zu zeichnen, widerſprechen! Bey ernſterer Prüfung muß er aber ſelbſt gefunden haben, daß ſeine unter dieſen Umgebungen auftretende Rebecca wohl das Erzeugniß einer ſchönen Einbildungskraft, aber kein menſchliches Weſen ſey.

Vortrefflich iſt noch der Prinz Johann, der künftige Johann ohne Land, der unfreywillige Gründer von Englands Ehre und Freyheit gezeichnet. Sein Leichtſinn und Wankelmuth ſpricht ſich namentlich in der Turnierſcene charakteriſtiſch aus. Freylich hat Scott dieſen hiſtoriſchen Charakter nicht mit der patriotiſchen Schonung des Shakeſpear dargeſtellt; aber beym letzteren ſteht Johann als königlicher Repräſentant des ganzen Englands da, hier iſt er nur ein rebelliſcher Prinz, und der große Richard Löwenherz iſt Englands Hort und Schmuck. Beſonders iſt die Auffaſſung dieſes merkwürdigen ritterlichen Königs zu loben. Wie ihn die Poeſie in den glanzendſten Farben, ſo zeigt ihn die Geſchichte in einem ganz andern und oft ſehr dunkeln Lichte. Scott hat das Mittel gewählt. Sein abenteuerlicher Sinn, ſein Muth, welcher ihn das Sonderbare, wenn Gefahren dabey ſind, aufſuchen läßt, iſt nicht zu beſtreiten, und ſo finden wir ihn als irrenden Ritter bey den Geächteten, zugleich aber deuten einzelne Züge auf ſeine keinesweges königliche Eigenſchaft der Faulheit, mit welcher in der Wahrheit ſo manche andere Schwächen verbunden waren. Sein Erſcheinen

beym Bruder Klausner iſt vielleicht die gelungenſte Scene im ganzen Romane, wie denn überhaupt die niederländiſchen Auftritte unter den Geächteten, den Sachſen u. ſ. w. den lebendigen Theil des Romans ausmachen. Von den Kennern des engliſchen Alterthums wird gerügt, daß der Verfaſſer einen der größten Helden der altengliſchen Volkspoeſie, den Robin Hood, nicht würdig genug behandelt habe. Gewiß iſt, daß er den weniger gefeyerten namensverwandten Freybeuter ſeiner ſchottiſchen Vorzeit, Robin den Rothen, weit lebendiger und doch zugleich in das mythiſche Dunkel der Sage gehüllt, hat auftreten laſſen.

Kenilworth ſpielt in den gefeyerten Zeiten der Königin Eliſabeth und daher dem gegenwärtigen Kulturzuſtande bey weitem näher als der vorige Roman. Dennoch mußte auch in dieſe Zeit ſich der Dichter erſt durch fleißiges Studium hineinverſetzen, weil der Königin Eliſabeth glänzender Hof nicht mit denſelben Farben gezeichnet werden durfte, welche ausreichten, die Nebelgegenden, Felſenſchlöſſer und Moore ſeines Schottlandes zu malen. Lebendiger iſt dieſer Roman unſtreitig als der vorige, indeſſen iſt auch hier das Studium nicht zu verkennen. Aber er hat eine Auszeichnung ſo wohl vor jenem, als auch vor ſämmtlichen andern Romanen — wenn wir es auch nicht Vorzug nennen wollen, da dieſe Eigenſchaft keine weſentliche Bedingung des Romans ſeyn kann — er iſt durch und durch dramatiſch. Es ſind keine Geheimniſſe, welche uns ſpannen, ſondern es iſt die draſtiſche Entwicklung, die unſere Aufmerkſamkeit von Scene zu Scene mit fortreißt, bis nach naturgemäßen Progreſſionen mit der Auflöſung und dem Verſtändniß der handelnden Perſonen unter ſich das ergreifende Drama ſchließt. — Wie ſehr Rec. aber auch dieſe draſtiſche Kraft und Entwicklung bewundert, kann er doch nicht umhin zu geſtehen, daß ihm die weniger künſtlichen, aber mehr das angeborne Leben athmenden Romane, wie Waverley, Robin u. ſ. w. lieber ſind.

Die Scenen am Hofe der Eliſabeth ſind an ſich dramatiſch, und zugleich ſo der innern Natur getreu, daß ſie nicht allein von dem dramatiſchen Geiſte des Dichters Zeugniß ablegen, ſondern auch von ſeiner ſpeciellen Kraft, ein Drama auszuführen. Bey der Armuth der neuern engliſchen Literatur an Dramen iſt es, nach dieſem Romane zu urtheilen, ſehr zu bedauern, daß Walter Scott ſich nicht ernſtlich auf dieſem Felde verſucht hat. Bey uns, wie in London, iſt der Kenilworth zum Drama umgewandelt auf die Bühne gebracht worden. Es iſt aber ganz etwas anders, wenn eine fremde Hand aus einem ſchon vollendeten Kunſtwerk anderer Art ein Bühnenſtück zurecht ſchneidet, als wenn der Dichter ſelbſt den dramatiſchen Stoff zeitig

Digitized by Google

erkennt und gerecht behandelt. Auch dem Autor des Kenilworth ſelbſt dürfte jetzt die Umbildung des Romans in ein Drama nicht gelingen. Uebrigens iſt die auf unſern Bühnen erfolgte Verwandlung des tragiſchen in einen frohen Ausgang nicht der größte Mißgriff.

Außer dem Charakter der Eliſabeth und des Varney dürften die übrigen ſich keiner ſolchen ſcharfen Individualiſirung als die Perſonen in den frühern Scottiſchen Romanen erfreuen. Ob Eliſabeth ganz hiſtoriſch treu ſey, kann nur der kritiſche Geſchichtsforſcher jener Zeit, dem mehr als die gewöhnlichen Mittel zu Gebote ſtehen, entſcheiden; daß ſie aber hiſtoriſch treu erſcheine, und zwar treuer als ſie bisher bey irgend einem Dichter aufgetreten iſt, muß jeder behaupten, der ihre Zeitgeſchichte ſtudirt hat. Auf alle Fälle iſt die Eliſabeth im Kenilworth ein groß gezeichnetes Weib, und eine würdige Königin. Zeichnete den Verney nicht die äußere Abgeſchliffenheit aus, ſo würde ſein Geiſt allzu verwandt dem eines Franz Moor erſcheinen; daß aber Verhaltniſſe einen ſolchen Böſewicht bilden können, unterliegt keinem Zweifel. Auch Leſter, Raſhleigh, Blunt, Fuſter u. ſ. w. treten lebendig auf, weniger aber durch ſich ſelbſt, als durch die Lebendigkeit der Handlung, in welche ſie verflochten ſind. Emmi Robſart iſt eigentlich und weniger, aber liebreizend gezeichnet. Offenbar ſchwebten dem Dichter bey der Ausmalung ihrer erſten Zuſammenkunft mit Leſter, die Scenen zwiſchen Egmont und Klärchen aus Göthe's Trauerſpiele vor. Ueberhaupt finden ſich in dem ganzen Romane mehrere deutſche Anklänge.

The Pirate führt uns zwar wieder in den Norden Schottlands, und zwar auf die nebelumhüllten Schettlandsinſeln, aber dennoch ſind es keine Hochſchotten, keine breitſprechenden ſächſiſchen Niederländer, welche uns hier begegnen, ſondern däniſche Abkömmlinge, welche die alten Felſeninſeln, ſtolz auf die Mühe, die ihre Bebauung ihnen koſtet, bewohnen. Auch hier führte den Dichter erſt das emſige Studium ein. Wenn wir auch durch die lange Einleitung der zwey erſten Theile in dieſem armen Nebellande einheimiſch werden, ſo ſcheint uns das Studium doch allzu deutlich aus dem wunderbaren Stolze der däniſchen Abkömmlinge auf dieſe ihre Heimat hervorzublicken. Wir können uns des Gedankens nicht enthalten, daß der Dichter ſeine ſchottiſchen Begriffe von Anhänglichkeit an ererbten Boden auf dieſe traurigen, kaum mit Vegetation begabten Nordländer hinüber getragen habe.

Gleich dürftig mit dem Boden dieſes Landes iſt die Fabel des Stückes. Wie ſchon angeführt, dienen die ſtarken beyden erſten Theile nur um uns in die Natur und Verhältniſſe der

Schettlandsinſeln einzuführen, und die einzige Handlung, welche ſich über den ganzen Raum zweyer Bände erſtreckt, iſt ein Gaſtmal. Es mag vielleicht in der Abſicht des Dichters gelegen haben, durch eine ſo ausgeprägte Schilderung der geſelligen Tafelfreuden, dem Leſer die beſtändige Ausſicht auf die feuchten und düſtern Nebelfelder zu entziehen, und gewiſſer Maßen zu zeigen, wie geſunde und frohe Menſchen die Schreckniſſe auch der traurigſten Natur zu überwinden vermögen. Aber dem Rec. dünkt, daß der Dichter, um dieſe einfache Wahrheit zu zeigen, keines Vorbaues einer ſo gewaltigen Scenerie bedurft hätte. Der hier aufgeführte berechtigte zu ganz andern Erwartungen, als welche der redliche Trinker, Magnus Troil, das Zauberweib Norna, der an das Geſtade geſchleuderte Pirat und die zwey liebenden Schweſtern erfüllen. Die letzteren ſind zwar äußerſt lieblich und treffend geſchildert. Sie aber ſowohl, als ihr Vater, Magnus, der vom göttlichen John Dryden begeiſterte Klaudius Halcro, und ſelbſt der wunderbare Cleveland hätten an jedem anderen Geſtade eben ſo gut wohnen können. Die Norna allein gehört dieſem nordländiſchen Boden an. Iſt aber dieſe Norna, gleich jener Meg Merrilies, das wirklich aus den Eigenthümlichkeiten ihres Volkes hervorgegangene Prophetenweib? Keineswegs. Des Dichters Abſicht iſt über die poetiſche Natur Herr geworden. Er hat ein phantaſtiſches Weib zeichnen wollen, welches Gebieterin über die Elemente und Kennerin der Zukunft zu ſeyn glaubt, und doch zuletzt einſieht, daß ſie überall blind zu ihrem eigenen Verderben gewirkt habe. Die Abſicht iſt moraliſch und erbaulich, aber nicht poetiſch; auf keinen Fall rechtfertigt aber dieſe Abſicht jene Vorbereitungen, und auch anderwärts als auf Hialtland hätte ſolches Zauberweib ihr Weſen treiben können.

Da nun einmal der Zuſtand dieſer wunderbaren Nordländer das Grundthema eines Romans werden ſollte, ſo hätte Walter Scott weit beſſer gethan, wenn er, in den Volksglauben ſeiner Bewohner eingehend, auch die Geſchichte märchenhaft und mythiſch behandelt hätte. Er geſteht ſelbſt zu, das Werk eines Freundes über dieſe Inſeln benutzt zu haben. Nach den uns in öffentlichen Blättern daraus gewordenen Auszügen, enthält es die poeſiereichſten Geiſtergeſchichten und einen Mythos, der reich an allen romantiſchen Zuſammenſetzungen und zur Erweckung der lebendigſten Gefühle geeignet iſt. Hier hätte der ſinnreiche Poet ſich zeigen können. In Hogs Eveningtales ſind die Geiſtergeſchichten aus einem benachbarten Gebiete zu ſo ergreifenden und doch ſo einfachen Erzählungen benutzt, wie ſie wohl ſelten ein Roman enthält.

Noch ſind von dem Autor des Waverley the fortunes of Nigel erſchienen, und ein Roman Peveril of the peak iſt im Erſcheinen. Wir wünſchen, daß der ausgezeichnete Verfaſſer, mehr auf ſeinen Nachruhm als den Vortheil des Augenblicks ſehend, ſich mehr Muße nehme, und dem Umfange nach kürzere, dem Inhalte nach gediegenere Romane, als ſeine letzteren ſind, in Zukunft zu Tage fördere.

Unſern Wunſch, daß ein Dichter, wie er in der größern und beſſern Hälfte ſeiner Romane erſcheint, bey unſerem Leſe-Publikum beliebt bleiben möge, haben wir oben ſchon ausgeſprochen, wenn auch für die Kunſt jene Popularität ſchädlich iſt, welche in London die meiſten ſeiner Romane, zu Schauſtücken umgewandelt, auf der Bühne ſehen will. W. A.

Art. II. Das katholiſche Glaubens-Princip, aus der Geſchichte der chriſtlichen Offenbarung nachgewieſen, in der lateiniſchen Abhandlung von der Kirche als Grundlage zur Dogmatik des hochwürdigſten Herrn Gregor Thomas Ziegler, vor kurzem ordentlichen Profeſſors der Theologie an der Wiener Hoch-Schule, jetzt Biſchofs zu Tyniez in Galizien. Von zwey Freunden der theologiſchen Literatur, mit Vorwiſſen des Verfaſſers, frey überſetzt und mit deſſen Vorrede begleitet. Wien, 1823, bey Anton Schmid, k. k. privil. Nied. Oeſt. Landſchafts-, deutſch- und orientaliſchen Buchdrucker. gr. 8.

1. In der Vorrede erzählt der hochwürdige Herr Biſchof Ziegler mit wenig Worten die Geſchichte ſeiner theologiſchen Laufbahn, darin merkwürdig, daß er, ungeachtet ſeines vieljährigen, unverdroſſenen Studiums der orientaliſchen Sprachen und der Alterthumskunde, das eigentliche Ziel ſeiner Wünſche, nämlich die chriſtliche Glaubens- und Sittenlehre in ihrer ganzen Ausdehnung pünktlich nachzuweiſen, mit allem Vorrathe von Erudition ſo wenig habe erreichen können, daß er oft ſeufzend Schreibtiſch, Zelle, Bibliothek und Kanzel verlaſſen habe, und daß er endlich unvermerkt wieder dahin zurück gebracht worden, wo er angefangen hatte: das Chriſtenthum zu vernehmen von dem, durch Chriſtus geſtifteten, allzeit ſichtbaren, allzeit von Gottes Geiſte erleuchteten und bewahrten Lehramte (magisterium apostolicum, divinitus institutum, divinitus servatum, magisterium Petro-apostolicum), als einzigem oberſtem Princip des theoretiſchen, wie des praktiſchen Chriſtenthums. Dieſes Princip nun, das der gelehrte Herr Verfaſſer noch vor ſeiner Erhöhung zum Biſchof in einer lateiniſchen Abhandlung von der Kirche, als Grundlage ſeiner Dogmatik, aus der Geſchichte der chriſtlichen Offenbarung nachgewieſen, und das zwey öſterreichiſche Stifts-

geiſtliche in die deutſche Sprache überſetzt haben, überreicht der hochwürdige Biſchof gleichſam als ein frommes Lebewohl ſeinem theuren Vaterlande, und ſchließt mit den gewichtigen Worten: Ein Gott, ein Chriſtus, ein Glaube, eine Kirche, ein Mittelpunkt der Apoſtel.

Es wäre hier vielleicht am rechten Orte, die Verdienſte des Benediktiner-Ordens, wozu der hochw. Hr. Verfaſſer gehört, um die Kirche und die Literatur in gedrängter Kürze zu rekapituliren, und dadurch anſchaulich zu machen, wie wohlthätig derley chriſtkatholiſche Inſtitute für die Chriſtenheit von jeher geweſen ſind. Aber wir begnügen uns, gleichſam nur im Vorübergehen an den Monte-Caſſino und die Kongregation des h. Maurus zu erinnern, zu erinnern an die mühſamen großen Leiſtungen franzöſiſcher und deutſcher Benediktiner im Fache der Geſchichtsforſchung und Geſchichtsſammlung, und rücken unſerem Zwecke näher mit der Behauptung, daß, gleichwie die Thätigkeit dieſes Ordens in aller Welt und durch alle Jahrhunderte ſeines Beſtehens ſegensvoll geweſen, derſelbe auch in den neueſten Zeiten faſt in allen poſitiv-wiſſenſchaftlichen Fächern, vorzüglich in der Geſchichte und Gottesgelehrtheit, die ausgezeichnetſten Männer hervorgebracht habe. Zur Bekampfung des bösartigen Typhus, womit die Philoſophie der letzteren Decennien behaftet war, und womit ſie alles poſitive Wiſſen bedrohte, hat dieſer Orden redlich, wie alle Zeit, mitgewirkt, und ſich in einigen ſeiner Glieder unverweltlichen Ruhm erworben. Beda Mayer, Ildephons Schwarz und auch der hochw. Hr. Verfaſſer dieſes vorliegenden Werkes ſind hierfür, was Deutſchland betrifft, ſprechende Beweiſe, und wahre Ehrenmänner unter den chriſtkatholiſchen Dogmatikern und Polemikern der neueſten Zeit. Ihre Schriften ſind in Aller Händen und der beſte Commentar dieſes Lobes. Beda Mayers brennender Eifer in Vertheidigung der natürlichen, chriſtlichen und katholiſchen Religion, ſein rüſtiger, kampfgeübter Geiſt in Widerlegung der Gegner, ſeine bis ans Gewagte reichenden Vorſchläge zur Wiedervereinigung der von der Kirche getrennten Brüder, Schwarzens ſanfter, ruhig erwärmender Ton, womit er ſeine Ueberzeugung ausſpricht, ſeine große Beleſenheit, die uns auf jeder Seite entgegen tritt, und deren er ſich dennoch ſehr prunklos und beſcheiden bedient, um ſeine Sätze mit Ausſprüchen der größten Denker verfloſſener Jahrhunderte gleichſam als Zugabe zu belegen, müſſen jeden gründlichen Theologen mit Ehrfurcht gegen dieſe beyden Männer erfüllen und kleinliche Eiferſucht um ſo mehr zum Schweigen bringen, als von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, von jenem nämlich der unparteyiſchen Würdigung reeller Verdienſte

um Kirche und Literatur, das ſogenannte Korporations-Intereſſe geiſtlicher Gemeinſchaften zu tief liegt, um den heiteren Blick in das Reich der Wahrheit, in das Reich Gottes, zu verwirren. Reibung, Hemmung und Hinderniß waren von jeher nur Beförderungsmittel des wahrhaft Guten, und dienten nur dazu, den Triumph der Wahrheit zu verherrlichen.

2. In der Einleitung erklärt der H. V. mit apoſtoliſchem Freymuthe, welchen Standpunkt die katholiſche Theologie eigentlich einnehmen ſolle. »Lange genug habe ſie um den Beyfall der Tags-Philoſophien gebuhlt, ſie, die Reiche, die Herrliche, die Lehrerin der ewigen göttlichen Wahrheit. — Erhaben über jede Philoſophie, ſpreche ſie feſt und ſicher über alle Forſchungen im Gebiete des Ewigwahren ein klares und gültiges Urtheil, denn ihrer Wahrheit Bürge ſey der lebendige, ewig wahre, als Menſch mit Menſchen redende Gott.« Hierauf geht der hochw. Hr. Verfaſſer über auf den Wahn, als ob der Menſch Selbſtſchöpfer des Wahren ſey, und mit ſeiner Vernunft alles erſinnen könnte, was ihm von den göttlichen Dingen zu wiſſen nöthig iſt. »Der Menſch, mit ſeiner alten Sündhaftigkeit angethan, ſetze ſich an Gottes Stelle, und belüge ſich in ſeinem Hochmuthe; — die alte Geſchichte des Menſchen, der ſeyn wolle wie Gott, weil er von dem Lügengeiſte gereizt und verführt ward, wiederhole ſich immer wieder. Die göttliche Wahrheit ſey nothwendig objektiv, alles Raiſoniren und Deraiſoniren von einer ſubjektiven göttlichen Wahrheit ſey Selbſttäuſchung; — die Wahrheit ſelbſt ſey niemals dem Menſchen unterworfen und in dem Sinne ſubjektiv, weil ſie weit über ihn, und er für immer unter ihren ewigen Geſetzen ſteht. — Kein Menſch könne daher von Gott etwas lehren aus ſich ſelbſt, denn Niemand erkennt den Sohn, ſagt Chriſtus, als der Vater, und Niemand erkennt den Vater, als der Sohn, und dem er es offenbaren will.« Daher könne auch Niemand von Gott reden, als der dazu berufen iſt. — Das Anfragen der chriſtlichen Theologen bey allen menſchlichen Autoritäten, ob ſie auch eine göttliche Autorität einführen dürfen, ſo wie das eigenmächtige Auswählen jener Offenbarungslehren, die uns gut dünken, werden gerügt, und alle dieſe Verkehrtheit dem Grundirrthum einer ſubjektiven Religion zur Laſt gelegt. »Der Menſch brauche in alle Wege einen feſten Punkt außer ſich, worauf er ruhe, alſo auch einen Gott außer ſich und über ſich.« Die ſubjektiven Religionskünſtler täuſchen ſich ſelbſt; wer mit ſubjektiver Religion auslangen wolle, bete ſich ſelbſt an. »Die grundfalſche Lehre von der Autonomie des menſchlichen Willens endlich ſey eigentlich eine Peſt der Menſchheit, und eine nothwendige Folge davon, daß Jeder ſein eigener Geſetzgeber ſeyn wolle, womit keine menſchliche Glückſe-

ligkeit beſtehen könne.« Nach allem dieſem wird der Glaube als unerläßliche Bedingniß der Erkenntniß Gottes, und die Kirche, als von Gott verordnete Wächterin und Hüterin der Offenbarung, als Glaubensregel, ja als bleibendes Sprachorgan Gottes dargeſtellt. »Dieſe Kirche ſey vor der Bibel da geweſen und müſſe ein höheres Anſehen haben als die Bibel. Die Worte der Schrift ſeyen zur Darſtellung der Geſchichte der Kirche, die Schrift ſelbſt nur als hiſtoriſche Urkunde zu brauchen, damit es nicht ſcheine, als würde die Kirche aus der Schrift, und umgekehrt, bewieſen.«

Wie aus dieſer ganzen Einleitung, und beſonders aus dem Schluſſe derſelben zu entnehmen, ſoll dieſe Schrift bey den katholiſchen Religionslehrern und überhaupt bey denkenden Katholiken das Vertrauen zu ihrer Kirche und zum Glaubens-Principe derſelben ſtärken, und jene Zuverſicht und Feſtigkeit begründen, welche allen Lockungen und Verführungen, dem menſchlichen Stolze ſchmeichelnder Theorien von bloßer Vernunftreligion und falſcher Willens-Autonomie Trotz bieten und ſich durch keine menſchliche Autorität irre machen laſſen in dem demüthigen Glauben auf die göttliche Autorität der katholiſchen Kirche.

Dieſer Stoff war von jeher ein Lieblingsgegenſtand katholiſcher Dogmatiker und Polemiker, die Oriflamme, für welche und mit welcher zu ſtreiten der Ausgang für ſie nie zweifelhaft ſeyn kann. Dieſer Gegenſtand wird um ſo intereſſanter, wenn er, wie in vorliegendem Werke den Namen eines gelehrten Biſchofs an der Stirne trägt, wodurch die Sache noch überdieß die Salbung des Berufes erhält. Aber eben um dieſer Salbung willen iſt es, daß, wie ſehr ſich auch der gläubige Katholik an der offenen, unumwundenen Sprache des hochw. Hrn. Verfaſſers erbauen kann, er doch manchen Ausdruck in dieſer Einleitung mit Recht ein wenig gemildert wünſchen dürfte. Denn was das Buhlen der katholiſchen Theologie mit den Tags-Philoſophien und das Anfragen chriſtlicher Theologen bey allen menſchlichen Autoritäten betrifft, ſo dürfte dieſe Beſchuldigung, ſo rückſichtslos wie hier ausgeſprochen, dennoch ein wenig übertrieben und darum ungerecht ſeyn. Schreiber dieſes iſt weit entfernt, die Art und Weiſe jener Dogmatiker in Schutz zu nehmen, welche, ſey es aus gelehrter Eitelkeit oder Neuerungsluſt, ſey es der Zeit zu gefallen, ihrem Lehr-Syſteme eine Art mode-philoſophiſchen Zuſchnitt gaben, und die alte geſunde katholiſche Lehre bald in tranſcendentalem, bald in tranſcendent-idealem oder realem Koſtume ausboten; auch dünkte ihm jene demüthige und ängſtliche Stellung, in der ſo mancher Theologiae doctor, ſey es aus Mangel an Muth oder aus Beſchränktheit des Geiſtes, nach dem Wetterhahne der Zeit ſah, um zu erfahren, wo der Wind herkomme,

jeder Zeit der katholiſchen Theologie unwürdig. Aber mit allen dieſen Leuten haben ſo manche andere, recht ehrenwerthe, Männer nichts gemein, welche für das poſitive Chriſtenthum und ihre Kirche ſtreitend, ſich der Waffen des Feindes nicht ſchämten, und nach dem apoſtoliſchen Grundſatze: Prüfet Alles, das Beſte behaltet, auch aus Schriften der Gegner in gebundener und ungebundener Rede Sätze ſammelten, welche pro domo sua, und auch wohl liebevolle Erinnerungen für jene außer dem Hauſe waren. Das große Gemeingut der Wahrheit, ſey es immerhin, wie der hochw. Hr. Verfaſſer verſichert, im Grunde rein objektiver Natur, konnte ſich eben darum niemals ſo ganz ſelbſt aus den verkehrteſten Köpfen und Herzen verlieren, daß nicht doch zuweilen noch ein Reſt mütterlichen Erbtheils aus beſſeren Zeiten übrig geblieben wäre, das verſöhnlichen Herzen ſo leicht zum Wahrzeichen des Wiedererkennens, oder zum Berührungspunkte zwiſchen dem geraden Wege der Wahrheit und den Krümmungen des Abfalls dienen kann. Die Theologie iſt ja noch nicht die Kirche. Für dieſe, für das von Gott eingeſetzte, von dem heiligen Geiſte gegen Irrthum bewahrte Lehramt wäre eine derley Autoritäten-Haſcherey, ein ſolches Anfragen bey menſchlicher Weisheit allerdings eine Erniedrigung; aber die katholiſchen Theologen dürfen bey Vertretung ihrer göttlichen Committentin allerdings den Feind mit des Feindes Waffen, menſchliche Autorität mit anderer menſchlichen Autorität ſchlagen, wenn ſie nur der Kirche, für welche ſie ſtreiten, dabey nichts vergeben. Ein guter Kämpfer für das Reich Gottes wählt jene Waffe, womit er am ſicherſten den Sieg erringt, führt den geiſtigen Kampf bald offenſiv, bald defenſiv, beſchränkt ſich nicht darauf, die eigene Veſte zu wahren, ſondern verſucht alle Mittel, den Feind zum Frieden oder zur Unterwerfung zu bringen. So knüpfte Paulus zu Athen an die daſelbſt vorgefundene Verehrung eines unbekannten Gottes die himmliſche Botſchaft von Jeſus Chriſtus; ſo ſtritten die heiligen Väter wider die heidniſchen Philoſophen mit heidniſcher Philoſophie u. ſ. f. In der That, wollte ſich der katholiſche Theolog nur begnügen, ſeine auf Felſen gebaute Burg zu hüten, und die Angriffe abzuwehren, ſo würde dadurch, weil die Felſenburg ohnedieß, und zwar für die Hölle ſelbſt unüberwindlich iſt, wenig gewonnen: es würden die Feinde zwar abgewehrt, aber ihr nicht zugekehrt, nicht unterworfen, nicht dem unnatürlichen Zuſtande ewigen Krieges und Kampfes ein Ende gemacht werden. Um dieß zu bewerkſtelligen, müſſen die Feinde des Chriſtenthums oder der Feſtigkeit ſeines objektiven Beſtandes aus allen Schlupfwinkeln der Sophiſterey, aus allem Bollwerke unhaltbarer Autorität und Geſchichtsverdrehung herausgelockt und dann entblößt von dieſen trügeriſchen Waffen mit dem Schwerte des

Glaubens, mit der göttlichen Autorität der Kirche bekämpft, mit dem Zauber der brüderlichen Liebe aber gefeſſelt und für immer wiedergewonnen werden. Allein, um in die Schlupfwinkel der Sophiſterey zu gelangen, muß man ſichs nicht verdrießen laſſen, die Schlangenwege zu wandeln, die dahin führen, die Parole zu brauchen, deren ſich die Feinde bedienen; vor der Verirrung muß einen ſolchen chriſtlichen Kämpfer der Leitſtern aufrichtigen Glaubens und die Gewiſſenstreue ſchützen.

3. Doch der hochw. Hr. Verfaſſer iſt als ein gewandter Wortführer für das Reich Gottes von allem dieſem ſelbſt gar wohl überzeugt: denn wie ſehr er auch gegen alles bloß Subjektive in den Religionswahrheiten und mit Recht eifert, ſo ſtellt er dennoch an die Spitze ſeiner Darſtellung der von Chriſto geſtifteten Kirche §. 1. nebſt dem philologiſchen, den philoſophiſchen Begriff der Kirche, und redet von einer ſubjektiven Möglichkeit göttlicher Offenbarung, ſo wie von den möglichen Mitteln, eine ſolche Offenbarung unverfälſcht zu erhalten und weiter zu verbreiten, darunter denn das von Gott ſelbſt gewählte, einer ſichtbaren Kirche, eines perpetuirlichen unter göttlicher Leitung ſtehenden Lehramtes allerdings jede Forderung befriedigt, welche nur immer von der ſpekulativen Philoſophie an die Offenbarung gemacht werden kann. Aber wenn der hochw. Hr. Verfaſſer ſchon in ſeinem, aus der Geſchichte der chriſtlichen Offenbarung nachgewieſenen katholiſchen Glaubens-Principe dem philoſophiſchen Begriffe der Kirche einen Platz verſtattete, warum nicht noch einige philoſophiſche §§. mehr von der Natur der moraliſchen Gewißheit (etwa nach *Bergier*, Traité de la vraie Religion), von der Nothwendigkeit und dem hohen Werthe der Ueberlieferung als Fortpflanzungs- und Bewahrungsmittel der Wahrheit? Wenn auch die Anlage dieſes ſeines Werkes rein hiſtoriſch, laut Titel, ſeyn ſoll, ſo iſt die ganze Tendenz desſelben doch, nicht bloß Katholiken, ſondern ſelbſt andere Glaubensgenoſſen von der Haltbarkeit und den Vorzügen des katholiſchen Glaubens-Princips zu überzeugen; und wie könnte man philoſophiſche Gegner beſſer widerlegen, als durch eine rein philoſophiſche Theorie über die Natur und den praktiſchen Werth der moraliſchen Gewißheit?

Der §. 2. handelt von dem bibliſchen Begriffe, der §. 3. von den Eigenſchaften der von Chriſto geſtifteten Kirche: a) von der Allgemeinheit, b) §. 4. von der unverwüſtlichen Dauer, c) §. 5. von der Sichtbarkeit, d) von der Einheit der Kirche Jeſu, und zwar 1) im Bekenntniſſe, 2) in der Gemeinſchaft unter den Gläubigen; alles dieſes nach den gewöhnlichen und bekannten Schriftſtellen des neuen Bundes. Recht gut wird die Einheit der Kirche Jeſu nach den zwey Beſtandtheilen des Bekennt-

niſſes und der Gemeinſchaft abgetheilt; nur wäre zu wünſchen, daß der hochw. Hr. Verfaſſer dieſen Gegenſtand eben wegen ſeines hohen praktiſchen Intereſſe mehr erſchöpft hätte für Gelehrte wie für die ungelehrten Gläubigen. Denn dieſe doppelte Einheit der Kirche dem Bekenntniſſe und der Gemeinſchaft nach iſt ein gar wunderbarer Spiegel und Prüfſtein echter Katholicität: ſie ſchneidet allem Sektengeiſte den Rückzug in die ſogenannten reservationes mentales ab, ſcheidet alle falſchen Freundſchaften aus, dringt auf gänzliche Aufrichtigkeit. Die Einheit des Bekenntniſſes ſoll in der wahren Kirche Jeſu ſtets mit der Einheit liebevoller Gemeinſchaft und frommen Gemeingeiſtes verbunden ſeyn, wie im einzelnen Chriſten Wort und That und Geſinnung eines ſeyn ſollen. Wäre es erlaubt, dieſe Einheit des Bekenntniſſes mit einem philoſophiſchen Epitheton zu belegen, ſo könnte man ſie die formelle, die Einheit der liebevollen Geſinnung aber die materielle nennen. Liebe, chriſtlicher Bruderſinn ſind das Subſtrat, die Materie, Bekenntniß aber gleichſam die Form, das in die Sinne Fallende der Einheit. Es gibt keine wahre Form und kann auch keine geben ohne Materie, und Materie ohne Form iſt ein Unding. Darum ſind Orthodoxie ohne Liebe, Gerechtigkeit ohne Liebe, Liebe ohne Bekenntniß lauter, mit dem eigentlichen Geiſte der chriſtkatholiſchen Kirche unvereinbare Vereinzelungen, wovon Chriſtus und ſeine Apoſtel nichts wiſſen wollen. — Dieß für die Prediger der ſogenannten allgemeinen Menſchenliebe ohne gleichförmiges Bekenntniß, und für jene Orthodoxen, die nichts weiter als das ſind, ohne Gefühl und Bruderliebe. — Wer die Liebe nicht hat, wer nur mit dem Munde ruft, Herr, Herr! iſt wohl geeinter katholiſcher Chriſt dem Bekenntniſſe, aber nicht der Gemeinſchaft nach; und wer die Liebe zu haben vorgibt, oder die Einigkeit des Herzens, und ſchämt ſich des Bekenntniſſes, hat nicht die ganze Liebe, die nämlich über alles. Einzelne wohlwollende, menſchenfreundliche Neigungen reichen da nicht aus; Chriſtus, die Kirche, wollen den ganzen Menſchen mit ſeinem Wiſſen und Wollen, ein gänzliches Dahingeben ohne Vorbehalt im Bekenntniſſe, in der Geſinnung und in der That. Darum könnte man die Einheit des Bekenntniſſes in anderer Hinſicht wieder die theoretiſche, und die Einheit der Gemeinſchaft oder der Liebe die praktiſche Einheit in der wahren Kirche Jeſu nennen, weil das Bekenntniß auf die Wahrheit und das Fürwahrhalten, die Gemeinſchaft aber auf die chriſtlichen Rechts- und Liebespflichten hingeht, woraus ſich dann wieder die Begriffe von theoretiſch und praktiſch einigen, und in Betreff theoretiſch und praktiſch abtrünniger Glieder der allgemeinen chriſtlichen Kirche, viel-

leicht auch die tröſtliche Hoffnung ergäbe, daß bey thätigem und angeſtrengtem Eifer für die praktiſche Einheit langſam auch die leider ſo zerriſſene theoretiſche Einheit wieder hergeſtellt werden könnte? —

4. Im §. 7 wird von der äußeren, göttlich angeordneten Geſtaltung der chriſtlichen Kirche oder der Apoſtolicität, d. h. von dem apoſtoliſchen Lehramte, Kirchenregimente, von der ſogenannten chriſtkatholiſchen Hierarchie nach Zeugniſſen der Bibel geredet. Hierauf folgt im §. 8 der Primat des heiligen Petrus aus den Worten Jeſu ſelbſt (wobey ein Commentar über die dreymalige Frage Jeſu an Petrus: Liebſt du mich? z. B. von dem höchſten Grade einer, den ſchwachen Menſchen durchdringenden, reinen, alles aufopfernden Liebe zu Jeſus, dem göttlichen Meiſter, als bedingnißartiger Weihe zum Primate nicht am unrechten Orte geweſen wäre), aus Thatſachen in der Apoſtelgeſchichte, aus den heiligen Kirchenvätern (darunter auch Stellen von Origenes und Tertullian—), beſonders des heiligen Cyprian, der unſtreitig den tiefen Sinn des katholiſchen Primats am deutlichſten dargelegt hat *). Der §. 11 handelt von der Erhaltung und Leitung oder der Heiligkeit der chriſtlichen Kirche. Im §. 12 werden Begriff und Möglichkeit der kirchlichen Unfehlbarkeit kurz, aber lichtvoll entwickelt. Die kirchliche Unfehlbarkeit ruht nämlich auf der Heiligkeit derſelben, d. h. darauf, daß ſie des ewig fortwährenden Beyſtandes des unfehlbaren Gottes ſelbſt genießt. Der hochw. Hr. Verfaſſer nennt ſie eine paſſive, die negativ kein Irrthum berückt, poſitiv richtige Erkenntniß leitet. Die reale Möglichkeit derſelben ſoll ſich aus der Regierung der Welt, aus der Inſpiration der göttlichen Schriften und aus der Theokratie des jüdiſchen Staates, die moraliſche aus dem Bedürfniſſe der Unfehlbarkeit ergeben.

*) Wir können bey dieſer Gelegenheit nicht umhin, auf eine ſchon etwas ältere, zwar nur ſehr kurze, aber vortreffliche Schrift, der Papſt im Verhältniſſe zum Katholiriſmus (Luzern, bey Joh. Martin Anich, 1817, dritte Auflage) aufmerkſam zu machen, deren Inhalt dem Weſen nach ganz mit der Lehre des hochw. Hrn. Biſchofs Ziegler von dem Primate übereinſtimmt, und in neunzehn Nummern alles enthält, was ſich über Papſtthum und kirchliche Unfehlbarkeit in ſo kurzem Raume ſagen läßt, und davon der faſt lakoniſche Schluß dieſer: Ohne Offenbarung keine Religion, ohne Kirche kein beſtimmter Sinn der Offenbarung, ohne Papſt keine Kirche. Offenbarung mit Kirche und Papſt, katholiſche Kirche; katholiſche Kirche das vom weltlichen Reiche unabhängige Reich Gottes auf Erden.

Im §. 13 wird die Realität der Unfehlbarkeit aus Weiſſagungen des alten Bundes und aus Verheiſſungen Jeſu Chriſti, §. 14 aus der Erfüllung der Verheiſſungen Jeſu, §. 15 aus dem letzten wichtigen Worte Jeſu, Matth. 28, 20. ſehr gründlich dargethan und zwar mit vieler Wärme. Recht zweckmäßig ſind die Geſtändniſſe der beſſer denkenden Akatholiken für eine unfehlbare Autorität hier angeführt. Die Thatſache, daß mehrere ausgezeichnete Geiſter unſerer Zeit in den Schooß der alten Mutterkirche zurückgekehrt ſind, iſt nur eine, allerdings ſehr bedeutungsvolle Wiederholung ähnlicher Fälle im Verlaufe des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, da die unbefangene Anſicht der Dinge noch nicht zur heutigen Reife gediehen war. Man erinnere ſich an Piſtorius, Betzold, Holſtein, Lambecius, Joh. Georg Eckard u. a. m. Daß dieſe Unfehlbarkeit (infaillibilité) oder Irrthumsloſigkeit (non-errance) der Kirche in Glaubens- und Sittenlehren auch von den Apoſteln gelehrt und von den erſten Chriſten geglaubt wurde, wird §. 16 aus dem erſten Briefe an die Korinther 12, aus dem Briefe an die Epheſer 3; ferner in §§. 17, 18, aus andern Bibelſtellen, dann aus der Uebung der alten Kirche bey Koncilien dargethan.

Vortreffliche Worte werden bey dieſer Gelegenheit in den Anmerkungen zum §. 8 geſprochen: von der Oekonomie, deren ſich Gott zur Erhaltung der Wahrheit und Rechtgläubigkeit in der Kirche bedient, wo oft ein einzelner, nicht einmal berühmter, Mann hinreicht, die Luftgeſtalten des Irrthums und des Fanatismus zu verſcheuchen; ferner über das ſo viel verkannte Mittelalter und über die Verdrehung und Verzerrung der Geſchichte in den Dutzendkompendien nach eigenen Launen und Zwecken. Mit Freuden wird jeder beſſere Hiſtoriker derley mit Grunde geführte Klagen des hochw. Hrn. Verfaſſers über das Geſchichtsunweſen neuerer Zeiten unterſchreiben und ſelbſt zugeben, daß eben dieſes ungründliche und übermüthige Herabſetzen des ganzen Mittelalters bey der Jugend gar Vieles beygetragen zu jenem modernen Geiſte des Dünkels, der Abſprecherey, Inſubordination und Anfeindung aller geiſtlichen und weltlichen Autorität. Aber wenn wir jetzt allmählich anfangen, über das Herauswachſen des Unkrautes die Hände zuſammen zu ſchlagen, ſo müſſen wir nie der Ausſaat im verfloſſenen Jahrhunderte vergeſſen. Ließe ſich wohl von derley Samen eine andere Ernte erwarten? In dieſer Angelegenheit wird die Zeit über ſich ſelbſt Gericht halten; bey Gott iſt ſie ſchon gerichtet. —

Der allgemeine Glaube der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, daß die Kirche nie verfälſcht werden, nie im (am) Glauben untergehen könne, iſt §. 19 erſichtlich a) aus den öffentlichen Glau-

bensbekenntniſſen, b) aus den Zeugniſſen der heiligen Väter des erſten, zweyten, dritten, vierten Jahrhunderts §. 20—23, aus der erſten Kirchenverſammlung zu Nicäa §. 24, aus der Liturgie §. 25, hiſtoriſche Beweiſe, welche an Zahl und Gewicht denen ſicher gleich kommen, wodurch andere Thatſachen gewöhnlich bewieſen werden. — In einer Anmerkung zu dieſem §. bittet der fromm geſinnte und gelehrte Hr. Verfaſſer die getrennten Brüder zur wahren Kirche zurückzukehren; in einer andern zeigt er das Vernunftmäßige des Glaubens an die Geſammtlehre der Kirche und würdigt etliche neuere Gegner der kirchlichen Unfehlbarkeit (Blau, Freykirch, Beaufort, Jaſon, Alexander Geddes) nach Gewicht und Werth.

5. Aber nur die iſt die wahrhaft göttliche, heilige, urſprüngliche Kirche Jeſu Chriſti, fährt der hochw. Hr. Verfaſſer im §. 26 fort, welche ſich auf die apoſtoliſche Aufeinanderfolge und Sendung ſtützet, und worin man das Princip des Alterthums, der Einigkeit und Allgemeinheit vorfindet, alſo zeugen der heilige Clemens zu Rom, der heilige Ignatius, die Kirche zu Lyon, Titus Flavius Clemens, Vorſteher der Katecheten-Schule zu Alexandria, die afrikaniſchen Kirchen, Tertulian, Origenes, die Kirche zu Karthago unter dem heiligen Cyprian und viele andere gewichtige Männer des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts, §. 27—35; dasſelbe beſtätigen §. 36 die Koncilien-Beſchlüſſe und der Glaube aller Chriſten des Mittelalters, wie zu erſehen aus Vincenz von Lerins, Petrus Lombardus, Thomas von Aquin. Derſelbe Glaube von der wahren Kirche in der ganzen Chriſtenheit wird §. 37 dargeſtellt und beurkundet aus den öffentlichen, uralten, allgemein angenommenen liturgiſchen Gebeten, ein ſehr wichtiger § Dazu finden ſich noch einige inhaltsſchwere Anmerkungen über die Regierungsform der wahren Kirche und über die apoſtoliſche Aufeinanderfolge der Kirchenhirten. Im §. 38 wird der Satz aufgeſtellt: So wie die Einheit des chriſtlichen Volkes im rechtmäßigen Prieſterthume des neuen Bundes beſteht, ſo beſteht die Gemeinſchaft des Prieſterthums ſowohl als des Volkes im rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Petrus. Die Nothwendigkeit des Primates wird aus der Natur der Sache, dann §. 39 bewieſen, daß der heilige Petrus zu Rom erſter Biſchof war, und §. 40, daß eben darum nach uralten Thatſachen der Primat an die Nachfolger Petri in der römiſchen Kirche überging. Dieſe uralten, unläugbaren Thatſachen beweiſen, daß ſchon in der älteſten Zeit die in der Welt zerſtreuten Biſchöfe bey einzelnen Vorfällen ihr Augenmerk auf Rom, als auf den Mittelpunkt der Kircheneinheit gerichtet hielten, daß ſie dorthin refe-

rirten, appellirten, dorther Schiedſpruch, Urtheil, Weiſung, Troſt und Aufmunterung erhielten. Ueber denſelben Gegenſtand werden ſodann §. 41 — 45 die Koncilien, die heiligen Väter des vierten und fünften Jahrhunderts, endlich einige Päpſte ſelbſt vernommen. Hierauf folgt §. 46 die bekannte Thatſache des neunten Jahrhunderts, nämlich die Kirchenſpaltung zu Konſtantinopel durch Photius, worin ſich der allgemeine Kirchen-Primat zu Rom im klarſten Lichte zeigte. Der §. 47 faßt Zeugniſſe der griechiſchen und lateiniſchen Kirche alter, mittlerer und neuerer Zeit über den gleichförmigen Glauben der ganzen Chriſtenheit vom Primate in ſich, und im §. 48 wird ſodann das Reſultat aus allem Bisherigen als poſitives Grund-Princip mit den Worten aufgeſtellt: Die wahre Kirche iſt die Römiſch-katholiſche, der wahre Glaube der Petro-apoſtoliſche.

In der erſten Anmerkung zu dieſem §. wird die Eintheilung des Primates in primatum honoris, auctoritatis et jurisdictionis vorgeführt, dann der katholiſche Primat als divini juris, der Primat des römiſchen Stuhles aber mit Bellarmin auf die Thatſache, daß Petrus, wiewohl nicht ohne Fügung Gottes, zu Rom ſeinen Sitz wählte, gegründet dargeſtellt. In einer zweyten Anmerkung werden dann aus bewährten Theologen und Kanoniſten einige Sätze über die Machtvollkommenheit des Papſtes als Kirchenoberhaupt angeführt. Der Gegenſtand liegt nicht ſo eigentlich im Plane der Schrift, und ſcheint daher nur im Vorbeygehen berührt. In der dritten Anmerkung iſt der hochw. Hr. Verfaſſer gar nicht in Verlegenheit, die Fehltritte mancher Päpſte einzugeſtehen. Warum ſollte aber auch der Katholik über dieſen Punkt in irgend einer Verlegenheit ſeyn? Wandelt der Papſt nicht auch im menſchlichen Fleiſche? Wo iſt jener Stand, jenes Amt, jene Würde, die nicht bisweilen menſchlicher Gebrechlichkeit ausgeſetzt geweſen wären? Nur Gott allein iſt gut und nur ſein eingeborner Sohn iſt ohne Fehl gefunden worden. — Die übrigen Anmerkungen ſind meiſtens eine Reviſion der Literatur über den Primat, und Zeugniſſe für denſelben aus Profan- und akatholiſchen Schriftſtellern.

Im §. 49 wird gezeigt, daß unter dem Namen der chriſtkatholiſchen Kirche weder der Papſt allein, noch die übrigen Biſchöfe ohne Papſt, verſtanden werden. Bey dieſer Gelegenheit kommt in einer Anmerkung zur Sprache, ob der Papſt über das Koncilium, oder dieſes über den Papſt ſey? — Dieſe Worte werden auf eine ſehr befriedigende und gut katholiſche Art erklärt; auch ſind die neueren Schriftſteller für und wider die Unfehlbarkeit des Papſtes angeführt, und dieſer Gegenſtand erſcheint mit

jenem, ob der Papſt über das Koncilium ſey, auf eine Linie geſetzt. Der §. 50 iſt überſchrieben: Einzelne Kirchen haben zwar eine rechtmäßige Autorität, gelten aber in ihren Ausſprüchen nicht als unbedingte Glaubensrichtſchnur. Dieſe unbedingte Glaubensrichtſchnur iſt §. 51 nur im Bekenntniſſe der alleinigen allgemeinen Kirche, d. h. in den durch das lebendige Wort verkündigten und ſtets in unverweslicher Kraft erhaltenen Glaubens- und Sittenlehren derſelben, §. 52 beſonders bey dem apoſtoliſchen Hirtenamte oder bey der lehrenden Kirche enthalten.

6. Der §. 53 behandelt die Frage, was Glaubens- und Sittenlehre ſey, und gibt die Antwort darauf nach vier Formeln, deren eine nothwendig aus der andern folgt:

A. Alles iſt Glaubens- und Sittenlehre, was Jeſus Chriſtus zu glauben und zu thun befohlen hat;

B. was die von Gott geſtiftete und erhaltene Kirche zu glauben und zu thun gebietet;

C. oder, was das von Chriſto eingeſetzte Apoſtolat, das Petro-apoſtoliſche Hirtenamt unter beſtändiger Leitung des heiligen Geiſtes zu glauben und zu thun vorſtellt;

D. oder, was die römiſch-katholiſche Kirche, d. h. das prieſterliche, römiſch-katholiſche Lehr- und Hirtenamt zu glauben und zu thun lehrt.

In dem §. 54 läßt ſich der hochw. Hr. Verfaſſer über die Bibel und Tradition als Beweisquellen für die wiſſenſchaftliche Deduction der Glaubenslehre vernehmen: der theologiſchen Beweisführung wird in ſo fern ein Werth zugeſprochen, als der objektive Sinn der Beweisſtellen getroffen iſt, d. h. mit dem Sinne übereinſtimmt, den die Kirche darin findet. Ausſpruch des Kirchenraths von Trident darüber §. 55. Von hoher Wichtigkeit iſt der §. 56, darin die falſche Anſicht, als ob die Religion an ſich perfektibel ſey, ihre Abweiſung findet. Hierauf folgt eine Unterſuchung über Objekt und Subjekt der Unfehlbarkeit. Im §. 58 wird ſofort das Princip des Rationalismus (Unterſchied zwiſchen guten und ſchädlichen Rationaliſten in der Theologie), im §. 59 das der Pſeudomyſtiker oder Inſpirirten (Unterſchied zwiſchen verderblicher und lobenswerther Myſtik —), im §. 60 das der alten Proteſtanten (Bibliolatrie), im §. 61 das doppelte Glaubens-Princip der Episcopalen gewürdigt, und endlich §. 62 über Werth und Gültigkeit der auch von den Katholiken aufgeſtellten Principien genauere Beſtimmung gegeben. »Nur der Ausſpruch der h. h. Väter der ganzen Kirche in oder außer einem Koncilium,« ſagt der hochw. Hr. Verfaſſer eben ſo kurz als richtig, »iſt die Stimme Gottes, iſt der wahre, unvergängliche, göttliche Glaube.« Sodann ſpricht er ſich ſchön und katholiſch über den ei-

gentlichen Werth der gewöhnlich ſogenannten heiligen Väter aus, und findet Gelegenheit, die Verdienſte des Benediktiner-Ordens um das Studium der Väter nach Verdienſt zu würdigen, und den Jeſuiten Germon zurück zu weiſen.— Der §. 63 zeigt den Vorwurf, als bedienten ſich die Katholiken in Anſehung ihres Glaubens-Princips eines Zirkelbeweiſes, in ſeiner Nichtigkeit, der §. 64 aber den Fehlgriff vieler katholiſcher Theologen bey Abweiſung dieſes Vorwurfs. Objekt der Unfehlbarkeit iſt dem hochw. Hrn. Verf. §. 65, was immer zu der, uns von Chriſto bereiteten, Heilsordnung gehört, was mit göttlichem Glauben für wahr zu halten, was aus göttlichem Gehorſam zu thun, was zur Erlangung des ewigen Heils von Chriſto ſelbſt angeordnet und eingeſetzt worden iſt. Subjekt der Unfehlbarkeit ſind §. 66 Petrus und die Apoſtel, alſo der Papſt und die Biſchöfe vereint, als die eine von Chriſto beſtellte Lehr- und Hirtengewalt. — In der erſten Anmerkung zu dieſem §. wird ſodann das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung, der Philoſophie zur poſitiven Religionslehre (chriſtkatholiſchen Theologie) in ſcharfer Abgränzung gezeigt, wobey ſich dem Unbefangenen unwillkürlich folgende Bemerkungen aufdringen. Alles zu ſtrenge Abſcheiden trägt nicht den Charakter jener Liebe, welche Chriſtus gelehrt. So wie ſich im Leben, trotz allen Gleichheitslehren, das Ungleichartige, ſey es nach Weisheit, Adel, Macht oder Reichthum von ſelbſt faktiſch ſcheidet, und nicht anders als ſo geſchieden zu unſerem Bewußtſeyn gelangt, ſo iſt es ja ohnehin auch mit der untergeordneten Stellung, welche die Vernunft zur Offenbarung einnimmt. Keine geſunde Philoſophie wird dieſes untergeordnete Verhältniß der Vernunft läugnen; auch werden die Kenner der menſchlichen Natur und des Ganges, den die Geiſtesentwickelung der Menſchheit genommen, gerne zugeben, daß die Vernunft von der Offenbarung gar vieles empfangen, was verkehrte, undankbare Philoſophen für das urſprüngliche Eigenthum der Vernunft ausgegeben haben. Aber wenn wir uns denn alles Götzendienſtes der Vernunft rein entſchlagen, ſo dünkt uns dennoch ſo Manches in dieſer Anmerkung, was der hochw. Hr. Verfaſſer von dem Werthe der Vernunft und Philoſophie ſagt, etwas ſcharf oder hart, kurz nicht ſo, wie wir es von ſeinem gütig ſanften Herzen erwartet hätten. S. 203 wird doch zugegeben, »daß die chriſtliche Religion nothwendig den rechten Gebrauch der geſunden Vernunft fordert.« Es verhält ſich demnach die geſunde Vernunft zur Offenbarung beyläufig, wie ein gutes Augenglas oder wie das Auge ſelbſt zu dem, was dadurch geſehen werden ſoll. Aber wenn wir nun ſchon ohne die-

ſes Glas, ohne unſer Auge, nicht ſehen, dürfen wir darum dasſelbe geringſchätzen, weil es nicht die Sonne oder die Sache ſelbſt iſt, die wir eigentlich durch dasſelbe ſehen? Kann es uns gleichgültig ſeyn, wie das Sehwerkzeug beſchaffen, wodurch wir nun einmal ſehen müſſen? Iſt ein derley gut beſchaffenes Werkzeug, ſey es rein nur Werk der Natur oder auch der Kunſt, — nicht auch eine Gabe Gottes, der eben ſo, wie er zum Sehen ſeiner geſchaffenen Dinge die Sonne aufgehen läßt, zum Erkennen ſeiner himmliſchen Offenbarung im Menſchen das Licht des Verſtandes anzündet? Und dürfte aus dieſem Geſichtspunkte der Theolog billiger Weiſe mit der vornehmen Miene ſeiner Facultät auf die Vernunft überhaupt und auf die Philoſophie insbeſondere herabſehen? Gott iſt gütiger und gerechter: er gab das Licht der Vernunft dem Menſchen, und wollte, daß er dasſelbe gebrauche, ſelbſt beym Anſchauen der Offenbarung gebrauche, aber nicht mißbrauche und überſchätze; und er gab die Offenbarung andererſeits nicht, daß der Menſch die Vernunft und die Vernunftwiſſenſchaften geringſchätze. Gottes- und Weltweisheit ſchließen einander nicht aus; aber die Weltweisheit vermißt jenen göttlichen Beyſtand und jenes göttliche Kreditiv, wodurch ſich die Gottesweisheit als die höchſte und heiligſte Angelegenheit des Menſchen erweiſet. Beyde ſollen jedoch zu einem und demſelben höchſten Zwecke hinführen, einander ſchweſterlich die Hand reichen, liebevoll unterſtützen und ſich wechſelſeitig ehren. Darum wird der echte Gottesweiſe, der beſcheidene Theolog, ohne deßhalb den mit der Vernunft, mit der Weltweisheit, getriebenen Mißbrauch und Unfug zu verkennen, niemals in das Zetergeſchrey derer einſtimmen, welche den Gebrauch ob des Mißbrauches verdammen, wie zeitgemäß ein ſolches Geſchrey auch ſcheinen möchte; ſondern er wird in Erinnerung jener Zeiten, da auch mit der Theologie arger, und für das Heil der Kirche verderblicher, Mißbrauch getrieben wurde (die meiſten Stifter der Spaltungen waren ja doch Theologen, von Arius anzufangen, bis auf Luther und Calvin), die Verirrungen der Vernunft beweinen und Gott preiſen, daß er ihn berufen, die unfehlbare Lehre Jeſu Chriſti zu verkündigen, während der Weltweiſe oft bey dem beſten Willen mit ſeiner beſchränkten Vernunft gegenüber der Offenbarung zu Schanden wird. Ueberhaupt die Vernunft, die Philoſophie geringſchätzen, weil wir die Offenbarung haben, iſt gerade, wie wenn man das Waſſer geringſchätzen wollte, weil es Feuer; die Erde, weil es Luft gibt. Im Reiche Gottes hat Alles ſeinen angewieſenen Platz, und darum ſeinen eigenthümlichen Werth, wie in der Natur. Vernunft und Weltweisheit bedürfen der himmliſchen Weisheit, wie eines Thaues von oben, auf daß ſie gedeihen und ſich über die Erde erheben; die himmliſche

Weisheit hingegen bedarf wieder der Vernunft und der Weltweisheit, um auf Erden einheimiſch zu werden, wie dieß der hochw. Hr. Verfaſſer ſelbſt eingeſteht. Darum ſey Friede und Liebe zwiſchen Offenbarung und Vernunft, Theologie und Philoſophie, zwiſchen den Wortführern jener und dieſer auf obige Bedingungen: ſie ſind ja Beyde im Dienſte des Herrn, der da herrſchet über Himmel und Erde. Die Natur-Philoſophie lehrt, daß ſelbſt die gewaltſamſten Revolutionen in der Natur, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Donnerwetter, Stürme u. ſ. w. hinterher ihre heilſamen Folgen haben; wer weiß ob nicht im Reiche Gottes das durch die Philoſophie ausgeſtreute Gift ſein Gegengift ſchon ſelbſt mit ſich führe, und ohne daß es die Philoſophie und die Philoſophen beabſichtigten, einzig durch die Fügung Gottes, der Offenbarung und Theologie, mehr als man jetzt durchblicken kann, in die Hände arbeitet. Für den denkenden Hiſtoriker, der ſo oft in den Jahrhunderten aus Krieg, Brand, und Ruinen neue herrliche Saat hervorwachſen ſieht, iſt ein derley philoſophiſcher Glaube verzeihlich: und der Theologe wird gern geſtehen, daß die Wege des Herrn unergründlich ſind. Die Welt muß ſich bald durch Feuer, bald durch Waſſer, bald durch Fäulniß von ihren Schlacken reinigen.

Die zweyte Anmerkung ſoll der erſten gleichſam zur Beſtätigung dienen. Die dritte Anmerkung geißelt die falſchen Brüder unter den Katholiken, bezeichnet ziemlich richtig die gleißneriſchen Umtriebe derer, die es mit dem wahren Wohle der Kirche zwar recht gut zu meinen vorgeben, aber es im Grunde mit ſich ſelbſt doch am beſten meinen. Darum iſt ihr ewiges Winſeln nach einer alle Sekten umfaſſenden Liebe (eine Art Glaubens-Indifferentismus unter dem Deckmantel der Orthodoxie des Herzens, Willens und Handelns —), oder auch ihr inquiſitoriſches Schreyen nach Reinigung des Schafſtalles (eine alte Verlarvung der Liebloſigkeit hinter zelotiſchem Eifer jener Orthodoxie), nur eine Lockſpeiſe für Unerfahrne, Gutmüthige, Reine, ein wahrer Sirenen-Geſang, um die Steuermänner des evangeliſchen Schiffes irre zu führen, ſie einzuſchläfern in ihrer Sorgſalt, oder aufzureizen zu unvorſichtigen Schritten. Solche Leute verfolgen gewöhnlich nur das gröbere oder feinere Intereſſe ihres eigenen Ichs, haſſen giftiger als die Spinnen, und würden, wäre es nicht im neunzehnten Jahrhunderte, trotz ihrer allgemeinen Menſchenliebe, und trotz ihres Eifers für den Gott der Liebe, mit ſüßer Freude Jeden auf dem Scheiterhaufen ſehen, der nicht in ihr Horn bläst. Jene Liebe Chriſti, die zwiſchen Samariter und Publikaner keinen Unterſchied macht, ſo oft es gilt, zu helfen, zu retten, ſich zu erbarmen; jene Liebe, welche das ſuchen geht,

was verloren gegangen, und darum wohl auch mit Sündern zu Tiſche ſitzt und bey Zöllnern einkehrt, iſt derley Indifferentiſten und Rigoriſten gänzlich fremd. Was der hochw. Hr. Verfaſſer von dem Einſtehlen ſolcher Gleißner in das Vertrauen der Kirchenhirten ſagt, dünkt uns nicht bloß eine treffende Bemerkung aus dem wirklichen Leben, ſondern auch wohl eine heilſame Warnung für alle, welche berufen werden, die verſchiedenen Abtheilungen der Herde Jeſu Chriſti zu weiden; denn das Einſchleichen der Wölfe in Schafspelzen kommt gewöhnlich dann recht in Uebung, wenn die Wolfshaut entweder ſchon zu abgetragen oder bekannt iſt, oder wenn die Hirten ihre Sorgfalt zu verdoppeln anfangen. —

7. Die folgenden §§. handeln von den allgemeinen oder ökumeniſchen Koncilien, und zwar der §. 67 davon, daß dieſelben über Glaubens- und Sittenlehren unfehlbar entſcheiden; der §. 68 gibt eine geſchichtliche Darſtellung der für ſolche Verſammlungen von den Apoſteln ſelbſt vorgezeichneten Form, welche dann auch §§. 69, 70 von den Nachfolgern der Apoſtel beobachtet wurde. Noch näher und genauer iſt dieſer Gegenſtand im §. 71 entwickelt. Mit dem §. 72 beginnt eine hiſtoriſche Darſtellung der vier erſten Koncilien, nämlich des erſten zu Nicäa, 325 n. Ch., §. 73 des erſten zu Konſtantinopel im Jahre 380, §. 74 des Epheſiniſchen 431, und §. 75 des Chalcedonenſiſchen, aus denen ſich die Form der allgemeinen Koncilien entnehmen läßt, §. 76. Der §. 77 zeigt, welch hohe Meinung die h. h. Väter von den allgemeinen Koncilien hatten; in den Anmerkungen zu dieſem §. werden die bedeutendſten Einwürfe, welche bisher von Akatholiken gegen die Koncilien aus dem alten Teſtamente, aus heil. Vätern, aus den Koncilien ſelbſt gemacht werden, in klarer Gedrängtheit widerlegt und als nichtig gezeigt. Der §. 78 und 79 beleuchtet die Merkmale eines allgemeinen Koncils, als da ſind a) ein für die ganze Kirche wichtiges Objekt der Berathung (Glaubens- und Sittenlehre —), b) Verſammlung aller Biſchöfe, die möglicher Weiſe dabey erſcheinen können, c) Vorſitz und Leitung des Petro-apoſtoliſchen Stuhls, d) Beſtätigung des Beſchluſſes durch das Anſehen der ganzen apoſtoliſchen Verſammlung. Im §. 80 wird das Verhältniß des römiſchen Papſtes zu den allgemeinen Koncilien beſtimmt, im § 81 die Nothwendigkeit einer ſicheren Beſtimmung des Weſens eines allgemeinen Konciliums dargethan, worauf der hochw. Hr. Verfaſſer die für allgemein zu haltenden Koncilien und die Schriften aufzählt, welche als Lehre der Kirche angeſehen werden.

Nach allem dieſem geht der hochw. Hr. Verfaſſer über zur Lehre von dem göttlichen Urſprunge der katholiſchen Religion und

Kirche, ihrer göttlichen Würde und Wirkſamkeit, zur Beſtimmung ihres Weſens, und was von der Toleranz zu ſagen iſt. Der 82. § handelt von dem Alter der katholiſchen Kirche; der 83. § zeigt die Religion, die Offenbarung und Kirche in ihrer nothwendigen innern Verbindung; der 84. § erklärt, warum der katholiſchen Kirche das Prädikat der allein ſelig machenden beygelegt wird. Im 85. § wird eine hiſtoriſch wahre Beſchreibung der katholiſchen Kirche gegeben, und darin ſind folgende Worte inhaltsſchwer: »Ob Jemand außer der ſichtbaren Kirche doch zur unſichtbaren Gemeinde der Heiligen gelangen könne? Darüber können wir hier nur kurz ſagen: daß bey jenen, welche alle ihre Hoffnung und (all ihr) Vertrauen auf Jeſum den Gekreuzigten ſetzen, ein ſtillſchweigendes Verlangen, der wahren Kirche anzugehören, das nämliche leiſten möge, was bey Katechumenen im Falle der Unmöglichkeit, getauft zu werden, die Begierdtaufe leiſtet. Dieß gilt vorzüglich von jenen, welche durch das geheiligte Bad im Worte des Lebens, Epheſ. 5, 26, abgewaſchen, geheiligt und gerechtfertigt im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti, und im Geiſte unſers Gottes, I. Korinth. 6, 11, mit dem unauslöſchlichen Merkmale der chriſtlichen Würde bezeichnet worden ſind.«

Der 86. § iſt »von der Toleranz« überſchrieben, und durch ein Salomons-Urtheil ſehr geiſtreich zur deutlicheren Kenntniß gebracht. Das Glaubensgebot kennt keine Toleranz, das Gebot der Liebe eine menſchliche, bürgerliche, politiſche. Bibliſche Zeugniſſe dafür im 87 § und noch einige beſondere Zeugniſſe des Alterthums für die Nothwendigkeit der Ausſchließung jeder falſchen Lehre § 88 und 89. Die Anmerkungen zu dieſem letzten § ſind voll ausgebreiteter theologiſcher Erudition, und der Schluß §. 90 voll Feſtigkeit und Salbung. R.

Art. III. Grundriß der Mineralogie, von Friedrich Mohs. Erſter Theil. Mit 5 Kupfertafeln. Dresden, in der Arnoldiſchen Buchhandlung, 1822. Seiten LXII und 604.

Vorliegender Grundriß der Mineralogie enthält erſtlich allgemeine Grundſätze der Naturgeſchichte, dann die Terminologie, Syſtematik, Nomenklatur der Mineralogie und die bereits ſchon bekannte Charakteriſtik der Mineralien. Letzterer iſt in dieſen Jahrbüchern ſchon erwähnt worden. Damals konnte man aber auf die Grundſätze, welche den Verfaſſer bey ihrer Aufſtellung geleitet haben, bloß ſchließen; gegenwärtig liegen dieſelben aus einander geſetzt vor, und laſſen ſich daher umſtändlicher beurtheilen. Der Verfaſſer iſt in der Vorausſetzung, wie aus mehreren Stellen ſeines Werkes deutlich hervorgeht, daß die von ihm hier

ausgeſprochenen Grundſätze in der Zoologie und Botanik von jeher beobachtet worden wären, und mithin in der Mineralogie, weil ſie ebenfalls ein Theil der Naturgeſchichte ſey, auch gelten müſſen.

Prüfen wir das Verfahren der Zoologen und Botaniker genau, ſo zeigt ſich bald, daß mehrere der vom Verfaſſer aufgeſtellten Grundſatze eben ſo wenig in der Zoologie und Botanik beobachtet wurden, als ſie von Keinem dieſer Schriftſteller erwähnt worden ſind. Irrige Anſichten über die Grundſätze in der Naturgeſchichte ſind inzwiſchen unvermeidlich, wenn man auf die verſchiedene Natur der organiſirten und unorganiſirten Naturkörper, und die deßhalb nothwendig verſchiedene Behandlungsart nicht die gehörige Rückſicht nimmt. Referent hält ſich aber auch überzeugt, und wird zu überzeugen ſuchen, daß dieſe Grundſätze für eine Wiſſenſchaft, die ſich mit dem Kennenlernen der Naturkörper beſchäftigt, und für die Mineralogie insbeſondere nicht zweckmäßig ſind.

Vor allem iſt es aber nothwendig, den Standpunkt feſtzuſetzen, von welchem aus die Grundſatze und das Verfahren der Naturgeſchichte beurtheilt werden müſſen. Die Ableitung der Naturgeſchichte als Zweig aus der Naturwiſſenſchaft, ihr Verhältniß zu den übrigen naturwiſſenſchaftlichen Zweigen in Bezug auf Objekt und Prädikat, wodurch unſer ſämmtliches Wiſſen von Naturdingen erſchöpft wird, dann der Mineralogie zur Geognoſie ꝛc. vermiſſen wir in dieſem Werke, obgleich ſie unſers Bedünkens deſſen Verfaſſer zu geben um ſo mehr ſchuldig geweſen wäre, weil er ſowohl den Geſichtspunkt, als auch das Objekt der Mineralogie veränderte. Eine ſolche Ableitung hier zu geben würde indeß den Ref. weiter führen, als es unbedingt nothwendig iſt. Es dürfte hinreichen, eine höchſt einleuchtende Wahrheit, welche, obgleich noch von keinem Naturforſcher geläugnet, aber bey Behandlung der Naturgegenſtände ſchon ſo oft außer Acht gelaſſen wurde, in Erinnerung zu bringen, nämlich daß alle Naturkörper bloß durch die Sinne (und nicht a priori) erkannt werden, daß wir durch die Sinne keine Begriffe, ſondern bloß Bilder von ihnen erhalten, welche wir uns aus den an ihnen wahrgenommenen Eigenſchaften machen. Auf dieſe ſinnliche Wahrnehmungen ſtützet ſich alles unſer Wiſſen von Naturgegenſtänden. Unſere Schlüſſe über ihren Zuſammenhang, Entſtehung können und müſſen ſich ändern, je nachdem wir mehr oder weniger Eigenſchaften an ihnen wahrgenommen haben, oder je nachdem unſere ſinnliche Kenntniß von ihnen mehr oder weniger vollſtändig iſt. Die ſinnlichen Wahrnehmungen bleiben ſich dagegen gleich, und werden ſich immer gleich bleiben, ſo lange die Organiſation unſerer Sinne

dieſelbe bleibt. Man kann aber, und wird zu keiner Zeit von einem Naturgegenſtande behaupten können, daß man alle ihm zukommenden ſinnlich wahrnehmbaren Eigenſchaften kenne, und ſomit wird kein Schluß über Naturkörper ſicher ſeyn, daß er nicht eine Veränderung erleide.

Da nun bloß ſinnliche Wahrnehmungen die bleibende Baſis der Naturwiſſenſchaft ausmachen, und die ſich darauf gründenden Anſichten und Schlüſſe von Zeit zu Zeit ändern, ſo iſt vor allem darauf zu achten, daß niemals ſinnliche Beobachtung mit Verſtandesſchlüſſen und Anſichten vermengt oder verwechſelt werden. Jene Zweige der Naturwiſſenſchaft, welche die ſinnliche Erkenntniß der Naturkörper, das Auffaſſen aller ihrer Eigenſchaften zum Gegenſtande haben, müſſen ſich bloß auf ſinnliche Wahrnehmungen beſchränken, und ſich niemals der Schlüſſe anſtatt Wahrnehmungen bedienen. Nur auf dieſe Weiſe werden ſie den Forderungen entſprechen, welche die andern Zweige der Naturwiſſenſchaft an ſie zu machen gezwungen ſind, ihnen als ſichere und unwandelbare Baſis zu dienen. Welche Irrthümer aus Vernachläßigung dieſer Wahrheit ſchon erwachſen, wie viel Rückſchritte deßhalb nöthig geweſen, iſt aus der Geſchichte der Erfahrungswiſſenſchaften hinreichend bekannt.

Nachdem wir dieſes vorausgeſchickt, gehen wir zur Beurtheilung des Werkes über.

§. 2 wird das Wort Naturgeſchichte, wie ſchon ſo oft geſchehen, als unbezeichnend getadelt. Das Wort Naturgeſchichte iſt eine Ueberſetzung des griechiſchen φυσεως ιϛορια, und kömmt ſchon bey Ariſtoteles vor. Man kann aber dem genialen Stagiriten nicht vorwerfen, daß er eine nach unſrer gegenwärtigen Anſicht ſo unzweckmäßige Benennung gewählt habe. Er beſchäftigte ſich faſt bloß mit den Thieren, und da er bey den Thieren vorzüglich die Lebensweiſe, die Gewohnheiten, Entwickelung ꝛc. im Auge hatte, konnte er wohl keine zweckmäßigere Benennung wählen, als ζωων ιϛορια, Geſchichte der Thiere, denn er ſchrieb ihre Lebensgeſchichte. Auch bey den Pflanzen iſt noch eine Geſchichte in dieſem Sinne möglich, in ſo fern bloß ihre Entwickelung und die dabey vorkommenden Erſcheinungen Gegenſtand der Beobachtung ſind. Dieſe Betrachtungen machen einen Zweig der Naturgeſchichte nach unſerer gegenwärtigen Anſicht, aber nicht die ganze Naturgeſchichte aus. Auf die Mineralien paſſet dieſer Ausdruck ganz und gar nicht, denn ſie haben keine Entwicklungsperioden, und zeigen keine Veränderungen, die zu einer Geſchichte Stoff gäben. Inzwiſchen dürfte die von mehreren Naturhiſtorikern gebrauchte Benennung Physeognosis dasjenige treffend etymologiſch bezeichnen, was wir unter Naturgeſchichte be-

greifen. Der Begriff der Worte Naturerkenntniß, Naturbeſchreibung ſind zu eng, und Naturkenntniß offenbar zu viel umfaſſend.

§. 3, S. 2 beſtimmt der Verfaſſer die naturhiſtoriſchen Eigenſchaften folgender Maßen: »Naturhiſtoriſche Eigenſchaften ſind ſolche, mit welchen die Natur die Dinge hervorgebracht hat, und die ſo wie die Dinge ſelbſt während ihrer Betrachtung unverändert bleiben; und ein Ding befindet ſich in ſeinem natürlichen Zuſtande, wenn und ſo lange es dieſe Eigenſchaften an ſich trägt... Aus dieſen wählt die Naturgeſchichte diejenigen, welche ſie ihren Principien und Zwecken gemäß gebrauchen kann... Die ſo gewählten Eigenſchaften eines Dinges ſind deſſen naturhiſtoriſche Eigenſchaften. Alſo iſt jede naturhiſtoriſche Eigenſchaft eine ſolche, die dem Dinge in ſeinem natürlichen Zuſtande zukömmt, aber nicht jede von dieſen iſt eine naturhiſtoriſche Eigenſchaft. Der Inbegriff der naturhiſtoriſchen Eigenſchaften eines Naturkörpers heißt deſſen natürliche Beſchaffenheit.« Dieſer Satz wird ohne Beweis als Grundſatz angegeben, welcher in der Zoologie und Botanik immer beobachtet, aber in der Mineralogie vernachläßigt worden ſey, für welche er aber eben ſo gelten müſſe, da letztere wie die erſteren Zweige einer Wiſſenſchaft, nämlich der Naturgeſchichte wären.

Sollte er bloß für die Beſtimmung der Eigenſchaften gelten, welche gebraucht werden ſollen, um die ſchon als einerley oder verſchieden beſtimmten Naturkörper zu erkennen und zu unterſcheiden, oder ſie im Syſteme aufzufinden, ſo ſtimmt Ref. in ſo weit überein, daß Eigenſchaften dieſer Art zum Erkennen zweckmäßig ſind, weil ſie an einem Gegenſtand mehrmals aufgefunden und nachgewieſen, und gewöhnlich ſehr leicht erkannt werden können; er ſieht aber keinen Grund, daß ſie nothwendig gewählt werden müßten. In der Zoologie und Botanik kennt man dieſen Grundſatz nicht. In der Zoologie pflegt man ohne Ausnahme von Ariſtoteles bis auf unſere Zeiten von Kennzeichen aus der Anatomie entlehnt zur Unterſcheidung wenigſtens der allgemeinen Abtheilungen, Klaſſen, Ordnungen ꝛc. Gebrauch zu machen. Die Eintheilung der Thiere in Rückgrathige und Rückgrathloſe, die Unterabtheilungen der erſteren nach den Athemswerkzeugen, der letztern nach dem Vorhandenſeyn des Gefäß- und Nervenſyſtems, knotiger und knotenloſer Nerven ꝛc. wie aus den vorzüglichſten und allgemein befolgten zoologiſchen Syſtemen bekannt iſt, dürften dafür hinreichende Belege ſeyn. Daß nun die Thiere, wenn ſie zergliedert werden, nicht in dem Zuſtande bleiben, in welchem die Natur ſie hervorgebracht, und in welchem ſie vor der Zergliederung waren, bedarf wohl keines Beweiſes. Selbſt in dem künſtlichen Linnéiſchen Pflanzenſyſtem iſt nicht ſelten nothwendig,

Blüten und Früchte zu zergliedern, um die Pflanzen im Syſteme zu finden.

Sieht man inzwiſchen auf die Folgerungen, welche der Verfaſſer aus dem aufgeſtellten Satze zieht, ſo erkennt man leicht, daß er dadurch bloß die chemiſchen Kennzeichen, das heißt, die von ihren Beſtandtheilen entnommenen, und durch das Verhalten gegen andere bemerkbaren für den Gebrauch der Naturgeſchichte ausgeſchloſſen wiſſen will, und daß der erwähnte Grundſatz bloß zu unbeſtimmt ausgedrückt ſey, wahrſcheinlich weil der Verfaſſer bloß Mineralien im Auge gehabt hat, welche durch mechaniſche Theilung keineswegs wie die organiſirten Naturkörper das aufhören zu ſeyn, was ſie zuvor waren. Man kann ein Stück Gold in ſo viel Theile man will zertheilen, die Stücke haben nicht aufgehört Gold zu ſeyn, nicht aber einen organiſirten Naturkörper, der aus verſchieden gebildeten Theilen beſteht, und von deren Zuſammenwirken ſeine Exiſtenz abhängt. Allein auch von chemiſchen Kennzeichen machen die Zoologen und Botaniker Gebrauch. Einer der erſten jetzt lebenden Naturforſcher, Kurt Sprengel, gibt in ſeiner Anleitung zur Kenntniß der Gewächſe (zweyte Auflage 1817) als den beſten Unterſchied der Thiere von den Pflanzen einen Verbrennungsverſuch an, wo dann durch den beſondern Geruch ſich Thiere von Pflanzen unterſcheiden. »Der beſte Unterſchied iſt der von der Miſchung entlehnte, ſind ſeine Worte. Die Zoologen haben mit beſonderem Fleiße alle Unterſchiede aufgenommen, welche die Chemie unter den Thieren nachwies, ſo daß die Knochen der Rückgrather aus phosphorſaurem, die feſtharten Theile der Rückgrathloſen aus kohlenſaurem Kalke beſtehen. Selbſt quantitative Miſchungsverhältniſſe bemerkten ſie. Nur haben die chemiſchen Unterſuchungen bisher ſo wenig Verſchiedenheiten unter den Thieren gezeigt, welche ſich noch dazu faſt bloß auf qualitative beſchränken. Und hierin liegt der Grund, warum die Zoologen von ihnen keinen Gebrauch machen konnten. Mehr Verſchiedenheiten fand die Chemie unter den nähern Beſtandtheilen der Pflanzen auf, und die größten neuern Botaniker haben davon zur Charakteriſirung natürlicher Familien, überall, wo ſie bekannt und unterſcheidend waren, den zweckmäßigſten Gebrauch gemacht, wie das hinreichend bekannt iſt. Referent glaubt durch dieſe Citaten aufmerkſam gemacht zu haben, daß die Naturhiſtoriker in der Zoologie und Botanik die chemiſchen Kennzeichen nicht aus Grundſatz, wie der Verfaſſer meint, vermieden haben. Die organiſirten Weſen zeigen weit mehr Verſchiedenheiten in ihrer Geſtalt und Struktur, als in ihren Beſtandtheilen, und da erſtere meiſtens hinreichen, ſo waren ſie ſelten gezwungen, die Verſchiedenheiten der Beſtandtheile zu gebrauchen, trat aber

ein ſolcher Fall ein, ſo nahmen ſie keinen Anſtand, von ihnen Gebrauch zu machen.

Der Streit der Mineralogen, ob die Mineralien durch äußere oder innere Kennzeichen (wie ſie ſich ausdrückten) erkannt und unterſchieden werden ſollen, gehört in der That zu den ſonderbarſten, welche je zwiſchen Naturforſchern geführt worden ſind, zumal er von beyden Parteyen durch noch ſonderbarere Gründe unterſtützt wurde. Wären diejenigen, welche ſich mit der Kenntniß der Mineralien beſchäftigten, in der Anwendung der äußeren und inneren Kennzeichen immer gleich geübt geweſen, oder hätten ſie nur wenigſtens von beyden gleiche Kenntniß gehabt, es wären ſolche Streitigkeiten gewiß niemals entſtanden. Man hat behauptet, daß die chemiſchen Kennzeichen zur Erkenntniß der Mineralien deßhalb nicht gebraucht werden können, weil dieſelben bloß mittelbar erkannt würden, und in der Naturgeſchichte bloß unmittelbar erkennbare Eigenſchaften anwendbar wären, da die Auffindung der mittelbaren zu ſchwierig und umſtändlich ſey. Man bedachte aber nicht, daß dadurch auch der Gebrauch der Merkmale: Härte und Schwere, aus der Naturgeſchichte ausgeſchloſſen würde, ohne welche die äußern unzureichend ſind, daß ſelbſt die optiſchen Eigenſchaften nur bey Einwirkung des Lichts, alſo im ſtrengen Sinne mittelbar an den Mineralien erkannt werden.

Man hat behauptet, daß man äußere und innere Kennzeichen zugleich nicht gebrauchen könne, weil ſie ungleichartig wären, indem durch die erſtern ausgeſagt würde, wie die Naturkörper unmittelbar vor unſere Sinne, durch die letztern aber wie ſie uns durch wechſelſeitige Einwirkung auf einander erſcheinen, und ungleichartige Kennzeichen könnten ſich widerſprechen und daher zu widerſprechenden Reſultaten führen. Wir begreifen nicht, wie ſich mittelbar oder unmittelbar durch die Sinne wahrgenommene Eigenſchaften widerſprechen ſollen, wenn nicht die Widerſprüche eher in den Köpfen der Syſtematiker lägen. Mit gleichen optiſchen Eigenſchaften iſt eben ſo wenig immer gleiche Kryſtalliſation verbunden, und mit dieſer eben ſo wenig gleiche Härte oder Schwere u. ſ. w. als mit gleichen äußern Eigenſchaften gleiche chemiſche, und doch hat noch niemand behauptet, daß ſich die optiſchen Eigenſchaften mit der Kryſtalliſation, dieſe mit der Härte oder Schwere widerſprächen, und man von ihnen zugleich keinen Gebrauch machen könne. Der Grund hievon iſt, es gab noch keine Mineralogen, die ſich vorſetzten, die Gleichartigkeit der Mineralien bloß nach optiſchen, bloß nach kryſtallographiſchen, bloß nach der Härte oder Schwere zu beſtimmen, oder ſie nach einer dieſer Eigenſchaft zu ordnen. Ein und dasſelbe Kennzeichen wird übrigens bald bloß mittelbar, bald unmittelbar erkannt, ſo

werden z. B. größere Verſchiedenheiten des Gewichts unmittelbar, geringere bloß mittelbar erkannt.

Der Verfaſſer entgeht durch die Beſtimmung, daß man bloß ſolche Eigenſchaften brauchen dürfe, welche durch die Wahrnehmung nicht verändert würden, dieſen Einwürfen. Er ſcheint aber darauf nicht aufmerkſam geweſen zu ſeyn, daß er durch dieſe Beſtimmung die Eigenſchaften, welche wir durch den Geſchmack und Geruch wahrnehmen, aus der Naturgeſchichte ausſchließe; denn die kleinen Theile eines Körpers, welche auf unſer Schmeck- oder Riechorgan die Empfindung erregten, dürften nicht unverändert bleiben, und noch öfter geſchmeckt oder gerochen werden können. Die andern waren nicht Gegenſtand unſerer Wahrnehmung. Selbſt durch das Ritzen, um die Härte zu unterſuchen, bleiben die Körper nicht unverändert.

Ob man zum Erkennen oder zum Auffinden im Syſteme der bereits als gleichartig oder ungleichartig beſtimmten Naturkörper bloß chemiſche, bloß kryſtallographiſche, bloß optiſche ꝛc. oder mehrere zugleich gebrauche, ſcheint uns gleichviel, wenn dieſelben nur hinreichen, die Naturkörper von allen andern zu unterſcheiden und zu erkennen. Es iſt trotz ſo vieler Bemühungen noch kein zureichender Grund angegeben worden, und wie Ref. glaubt, auch keiner vorhanden, warum bloß dieſe oder jene ſinnliche Eigenſchaften zur Erkenntniß der Naturkörper ausſchließlich gebraucht werden müßten; obgleich nicht zu läugnen iſt, daß einige Eigenſchaften in dieſer, andere in jener Rückſicht vorzuziehen ſind.

In ſo fern aber bloß durch dieſe im angeführten Satze (§. 3) bezeichneten Merkmale, wie der Verfaſſer §. 214 will, auch die Einerleyheit und Verſchiedenheit der Naturkörper beſtimmt werden ſoll; in ſo fern dadurch ausgemittelt werden ſoll, ob, wie ſich der Naturhiſtoriker ausdrückt, dieſe oder jene Naturkörper zu einer oder verſchiedenen Species gehören, welche Beſtimmung mit unbekannten und neuentdeckten Naturkörpern vorgenommen werden muß, iſt Referent ganz anderer Meinung. Er hält dafür, daß zur Beſtimmung, welche Körper gleichartig oder ungleichartig, einerley oder verſchieden ſind, nothwendig alle ihre ſinnlich wahrnehmbaren Eigenſchaften berückſichtigt werden müſſen. Denn es läßt ſich durchaus nicht beſtimmen, ob zwey oder mehrere Naturkörper gleichartig ſeyen, wenn man ſie nicht in allen ihren Eigenſchaften verglichen hat. Hat man ſie nur nach einer oder der andern Art Eigenſchaften verglichen, ſo kann man auch bloß urtheilen, ob ſie nach dieſer oder jener Hinſicht verſchieden oder gleichartig ſind. Der Schluß, daß wenn einige Naturkörper in vielen ihrer Eigenſchaften mit einander übereinſtimmen, ſie auch in den übrigen eine ähnliche Uebereinſtimmung zeigen

Digitized by Google

werden, darf nicht für Wahrnehmung gelten, und in der Naturgeſchichte angewendet werden, weil ihre Beſtimmungen nicht auf Schlüſſen, ſondern auf Wahrnehmungen beruhen müſſen. Geſteht man aber den Fall zu, daß Mineralien, die in ſehr vielen Eigenſchaften übereinſtimmen, in einer oder der andern doch verſchieden ſeyn können, ſo läuft man Gefahr, in einer Species ungleichartige Körper zu vereinigen, wenn man ſie nicht nach allen ihren Eigenſchaften verglichen hat. Daß aber eine unbedingte Anforderung an die Naturgeſchichte ſey, zu beſtimmen, welche Naturkörper unter einander gleichartig und ungleichartig ſeyen, nicht bloß nach dieſen oder jenen Eigenſchaften, nach den naturhiſtoriſchen, wie der Verfaſſer ſie nennt, oder nach den chemiſchen, optiſchen &c. erhellt ſchon daraus, weil die Species der Naturgeſchichte in allen übrigen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſoll zu Grunde gelegt werden können, und im gemeinen Leben Anwendung geſtatten muß. Es können die Mineralien nach den Reſultaten der über ſie angeſtellten kryſtallographiſchen, chemiſchen, optiſchen Unterſuchungen, nach Maßgabe ihrer beziehungsweiſen Gleichartigkeit zuſammengeſtellt und geordnet werden, und es iſt zweckmäßig, wenn dieſe einzelnen Unterſuchungen und darauf gegründete Eintheilung unabhängig erhalten werden; aber es muß auch eine Zuſammenſtellung der Mineralien wie überhaupt der Naturkörper nach der Gleichartigkeit in allen ihren Eigenſchaften möglich ſeyn, und nach einer ſolchen ſtrebten die Naturforſcher von jeher in der Naturgeſchichte. Bey der Beſtimmung der Gleichartigkeit von Naturkörpern muß der Naturhiſtoriker daher alle einzelnen Forſchungen über dieſelben, in ſo fern ſie bloß ſinnliche Erkenntniß zum Zwecke haben, als Hülfswiſſenſchaften benützen, obgleich Kryſtallographie, Chemie &c. ganz für ſich beſtehende Wiſſenſchaften ſind. Dieß verhindert jedoch nicht, daß die Beſtimmung der Naturkörper und die Naturgeſchichte früher als die genannten wiſſenſchaftlichen Zweige zu Stande kommen können, weil die Naturgeſchichte dieſe Wiſſenſchaften nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, ſondern von ihnen nur ſo viel benützt, als in ſinnlichen Wahrnehmungen beſteht. Mit der Species in der Zoologie und Botanik kann man die Mineralſpecies nicht vergleichen, denn jene beruht auf Kriterien, von welchen man bey unorganiſchen Körpern nichts analoges findet.

In §. 7 und in den folgenden werden die Naturprodukte in organiſirte und unorganiſirte eingetheilt. Die erſteren wieder nach der Verſchiedenheit, welche ſich auf Erzeugung, Nahrung, Wachsthum, Fortpflanzung und die Beſchaffenheit und Beſtimmung ihrer Organe gründe, in Thiere und Pflanzen. Es liegt hier wenig daran, ob die Verſchiedenheit der Thiere und Pflanzen

wirklich in den angegebenen Unterſchieden liege, die Eintheilung der organiſirten Naturkörper in Pflanzen und Thiere iſt wenigſtens allgemein bekannt und angenommen.

Im §. 9 ſagt der Verfaſſer: Unter den unorganiſchen Weſen findet keine ſolche Verſchiedenheit Statt. Das iſt nun allerdings wahr, denn ſie ſind eine ganz andre Art Weſen, und es mangeln ihnen die Eigenſchaften der organiſchen; inzwiſchen bleibt es merkwürdig, daß der Verfaſſer zwiſchen Erden und Metallen und den Gasarten keine ſo große Verſchiedenheit ihrer Art in den äußeren Eigenſchaften finden kann, als zwiſchen Pflanzen und Thieren vorhanden iſt. Daß Atmoſphärilien und Mineralien unorganiſche Körper ſind, wird niemand läugnen; aber damit iſt nichts geſagt, als daß beyde mehrere Eigenſchaften nicht haben, und noch nicht, daß ihnen außer den allgemeinen der Materie, eine andre gemeinſchaftlich zukomme.

§. 11 verwirft der Verfaſſer die Benennungen von Anorganographie und Oryktognoſie zur Bezeichnung der Naturgeſchichte des Mineralreichs aus Gründen, gegen welche wir nichts einwenden; aber bemerken müſſen wir, daß die Benennung Mineralogie auch nicht das ſtreng bezeichnet, was der Verfaſſer darunter verſtanden haben will. Mineralogie bezeichnet der Etymologie zu Folge die Lehre von den Mineralien, alſo alles, was wir von denſelben wiſſen, die Lehren von ihrem Entſtehen, Vorkommen, wechſelſeitigen Verhältniſſen ꝛc. mit einbegriffen. Der Verfaſſer will aber bloß die Lehre, welche die Mineralien kennen lehrt, bezeichnen. Dieſe Lehre bezeichnet die gegenwärtig von den meiſten Schriftſtellern gebrauchte Benennung Minerognoſie. Wer gegen etymologiſch-falſche Benennungen andrer eifert, muß ſich nicht ſelber ſolche zu Schulden kommen laſſen.

§. 18 wird die Naturgeſchichte als die Wiſſenſchaft definirt, aus der gegebenen natürlichen Beſchaffenheit eines Naturproduktes die ſyſtematiſche Benennung, und aus der Benennung die natürliche Beſchaffenheit desſelben zu finden. Es iſt einleuchtend, daß dieſe Definition weit beſſer ſey, als jene in der erſten Auflage der Charakteriſtik enthaltene, worin es hieß, daß die Naturgeſchichte die Wiſſenſchaft ſey, aus gegebenen naturhiſtoriſchen Kennzeichen eines Naturproduktes deſſen ſyſtematiſchen Namen und umgekehrt zu finden. Inzwiſchen bezeichnet derſelbe doch noch zu wenig den eigentlichen Inhalt und zu ſehr bloß die Methode der Naturgeſchichte. Die angeführte Stelle aus Linné's philosophia botanica: Lege artis mutuo noscatur planta ex nomine et nomen ex planta, utrumque ex proprio charactere; in illo scripto, in hac delineato, deutet bloß auf die Methode, welche die Naturgeſchichte zu befolgen hat, um ihren Zweck zu

erreichen; ſie iſt aber nicht als Definition der Naturgeſchichte ſelbſt zu betrachten.

Linné hat deßhalb ſehr richtig das Wort ars gebraucht, welches ſehr treffend das künſtliche Gerüſte oder die Methode der Naturgeſchichte, aber nicht die Naturgeſchichte ſelbſt als Wiſſenſchaft bezeichnen kann. Wie in jeder Wiſſenſchaft, muß auch in der Naturgeſchichte der Inhalt von der Methode unterſchieden werden. Die Definition der Naturgeſchichte und der Botanik von Linné lautet ganz anders, wie dieß dem Verfaſſer ohnehin bekannt iſt.

Nicht wenig aber hat den Ref. die in demſelben §. weiter unten befindliche Behauptung befremdet, daß die bisherige naturhiſtoriſche Kenntniß von den Produkten des Mineralreichs bloß empiriſch ſey, und nur in der Erinnerung den Gegenſtand, welcher mit einem willkürlichen Namen belegt iſt, ſchon geſehen zu haben beſtehe. Referent unterſcheidet genau den Inhalt der Naturgeſchichte von ihrer Methode; er müßte Werners bleibende Verdienſte um die wiſſenſchaftlich mineralogiſche Kunſtſprache und Hausmanns und anderer vortrefflicher Beobachter darin vorgenommene Verbeſſerungen ganz verkennen, wenn er dieſe abſprechende Behauptung zugeben könnte. Ref. hält Werners und Hauys Methoden, die Kryſtalliſationen als Mittel zur Erkenntniß der Mineralien zu gebrauchen, für unübertroffene Meiſterſtücke; erſtere für die ſinnliche Erkenntniß und Beſchreibung der Kryſtalle, letztere noch vorzüglich für die Erklärung der Möglichkeit des Vorkommens eines und desſelben Minerals in verſchiedenen regelmäßigen Geſtalten. Es gibt treffliche Beſchreibungen von den meiſten Mineralien, und daß man aus gelungenen Beſchreibungen nicht die Naturprodukte erkennen könne, läßt ſich nicht läugnen, zumal in einer vollſtändigen Beſchreibung ſowohl die Kennzeichen als auch die Unterſcheidungszeichen enthalten ſeyn müſſen. Daß genannte Mineralogen ſich weniger um ſyſtematiſche Aufſtellung, genaue Abtheilungen und Unterabtheilungen, und überhaupt um das wiſſenſchaftliche Gerüſte, wodurch die Namen der Naturkörper leicht im Syſteme aufgefunden werden können, bekümmerten, dürfte ihnen kaum zur Laſt gelegt werden können, wenn man erwägt, daß gegenwärtig nicht viel über zweyhundert Mineralſpecies bekannt ſind, und faſt eben ſo viel Arten in mancher Linnéiſchen Gattung oder Gattungen in mancher Ordnung beyſammenſtehen (die Abarten ungerechnet), ohne daß ſelbſt der ſyſtematiſche Linné eine beſondere Eintheilung dafür nöthig fand. Es läßt ſich da auch nichts anders thun, als die zu beſtimmende Pflanze mit allen den im Syſteme auf einander fol-

genden Charakteren und Beſchreibungen nach einander zu vergleichen, um zu erfahren, welcher auf ſie paſſet.

Zweckmäßige Ordnung hat immer ihren Werth in der Naturgeſchichte, aber derſelbe richtet ſich nach ihrer Nothwendigkeit. Je mehr der Naturkörper bekannt ſind, deſto nothwendiger wird eine Zuſammenſtellung, um ſie zu überſehen und aufzufinden. Je geringer die Anzahl, deſto geringer iſt ihre Nothwendigkeit. Die erſte Ausgabe von Linnés Species plantarum enthält 7200 Pflanzenſpecies.

Terminologie.

Nach dem Verfaſſer iſt die Terminologie §. 13, S. 11 die Erklärung der naturhiſtoriſchen Eigenſchaften, in ſo fern ſie gebraucht werden, die Naturprodukte zu erkennen, zu unterſcheiden, zu beſchreiben . . . und diejenigen Begriffe von ihnen zu bilden, welche die Methode verlangt. Dieſe Definition weicht von der bisher von den vorzüglichſten Naturhiſtorikern gebrauchten, nach welcher die Terminologie oder Gloſſologie eine Erklärung bloß der Kunſtausdrücke iſt, welche in der Naturgeſchichte gebraucht werden, gänzlich ab. Es frägt ſich, welches die richtigere ſey? Erwägen wir, daß die richtige Erklärung von was immer für Eigenſchaften der Naturkörper die genaue Kenntniß der Eigenſchaften, und dieſer oder wenigſtens ähnlicher Naturkörper, an welchen ſie ſich finden, vorausſetzt, dieſe erkennen zu lernen die Terminologie aber erſt als Mittel dienen ſoll, ſo begreift man leicht, daß dieſe Definition als bekannt vorausſetze, was man ohne einen Circulum vitiosum zu begehen, nicht vorausſetzen kann. Gehen wir nur einige Sätze prüfend durch, ſo werden wir uns überzeugen, daß der Verfaſſer wirklich dergleichen Vorausſetzungen macht. §. 20, S. 23 heißt es, die Kraft, welche das Individuum im Mineralreich erzeugt, heißt die Kryſtalliſationskraft. §. 21, S. 25. Die Produkte der Kryſtalliſationskraft bleiben Gegenſtände der naturhiſtoriſchen Betrachtung, ſo lange ſie die Eigenſchaften behalten, welche ſie durch die Wirkung dieſer Kraft angenommen haben. Gehen einige oder mehrere dieſer Eigenſchaften an ihnen verloren, ſo hören ſie auf, Gegenſtände naturhiſtoriſcher Betrachtung zu ſeyn. Ein Mineral von denen Eigenſchaften, welche die individualiſirende Kraft ihm beylegt, befindet ſich in ſeinem natürlichen oder urſprünglichen Zuſtande. Ein Mineral, welches dieſe Eigenſchaften mehr oder weniger verloren hat, iſt zerſtört, und hört auf, ein Gegenſtand naturhiſtoriſcher Betrachtung zu ſeyn. Es ſcheint, daß einige Mineralien bey ihrem Entſtehen nicht den Zuſtand der Vollkommenheit der Bildung erreicht haben, welcher das vollendete Produkt der Kry-

Digitized by Google

ſtalliſationskraft iſt. In Abſicht der naturhiſtoriſchen Betrachtung ſind dieſe den zerſtörten gleich zu achten. Sie ſind gleichſam die Krüppel, während jene die Todten im Mineralreiche ſind. Mit beyden beſchäftigt die Naturgeſchichte ſich weder im Thier- noch im Pflanzenreiche.« Hierüber muß Ref. Folgendes bemerken. Die Lehre, die Mineralien zu erkennen, fragt nicht, wie ſind die Mineralien entſtanden, welche Kräfte haben ſie hervorgebracht, ſondern welches ſind ihre Eigenſchaften, woran wir ſie mittelſt unſerer Sinne erkennen. Die Annahme von Kräften bedarf die Phyſik zum Behuf ihrer Erklärungen. Auf eine Kryſtalliſationskraft ſchließen wir nach Beobachtungen und Verſuchen, die größten Theils der Chemie angehören. Daß alle Mineralien bey ihrem Entſtehen Kryſtalle werden ſollten, wie der Verfaſſer vorausſetzt, iſt eben ſo ſehr bloße Vermuthung, als daß alle erdigen Mineralien aus Kryſtallen entſtanden ſind. Will der Verfaſſer anders nicht, daß man ihm dieſe Sätze aufs Wort glauben ſoll, ſo ſetzt er Unterſuchungen und Schlüſſe voraus, welche zum bloßen Erkennen der Naturkörper nicht vorausgeſetzt werden können, und deren Vorausſetzung auch nicht nothwendig iſt. Der Naturhiſtoriker kann nichts als ſinnliche Merkmale zur Beſtimmung, was ein ausgebildetes und nicht ausgebildetes Mineral, was ein Individuum im Mineralreich ſey, anwenden, und muß auf ſolche Vorſtellungen Verzicht leiſten, wenn ſie nicht durch ſinnliche Merkmale zu Stande gebracht werden können. Daß aber Produkte der Kryſtalliſationskraft, von welchen es ſcheint, daß ſie ihr kryſtalliſches Anſehen verloren, oder bey ihrem Entſtehen dieſen vollkommenen Zuſtand nicht erreichten, nicht Gegenſtände der Naturgeſchichte ſeyen, iſt eine willkürliche Annahme und zwingt zu der Frage, in welchem Zweige des naturwiſſenſchaftlichen Gebiets ſie erkennen gelehrt werden ſollen, oder ob ſie des Erlernens gar nicht werth erachtet werden? — Der witzige Gedanke, daß dieſe die Krüppel, jene die Todten im Mineralreiche wären, kann ein ſolches Verfahren nicht rechtfertigen, und um ſo weniger als hinreichender Grund davon angeſehen werden, als er auf ſo geringer Aehnlichkeit beruht.

Der todte und krüppelhafte Zuſtand in höheren Graden wird bey den organiſirten Körpern daran erkannt, daß die Organiſation dem Zwecke, welche mit derſelben im gewöhnlichen Zuſtande verbunden iſt, nicht oder nicht vollkommen entſpricht. Krüppel im geringeren Grade (Monſtroſitäten) nennt man jene organiſchen Weſen, deren Geſtalt, Struktur .. von der gewöhnlichen ihrer Species etwas abweicht, ohne jedoch ſo, daß der durch ihre Organiſation zu erreichende Zweck nicht erfüllt werden könne. Denn der gewöhnliche Zuſtand, in welchem Naturprodukte erſcheinen,

muß, in ſo fern es ſich bloß um ihre Erkenntniß handelt, als der normale angenommen werden. Da nun mit der Geſtalt und Struktur der Mineralien kein eigenthümlicher Zweck, ſo viel wir bisher wiſſen, erreicht werden ſoll, ſo kann es weder Todte noch Krüppel unter den Mineralien geben. Der gewöhnliche Zuſtand, in welchem die Mineralien vorkommen, iſt nun bey den meiſten Species, zu Folge ſinnlicher Wahrnehmung, nicht der kryſtalliſirte, und daher kann auch der kryſtalliſirte Zuſtand nicht als der normale angeſehen werden *).

§. 26, S. 33. »Ein Mineral, welches urſprünglich einen regelmäßig begränzten Raum einnimmt, und denſelben mit einer homogenen Materie ſtätig erfüllt, heißt ein Kryſtall.« Dieſe Definition iſt richtig, aber als Merkmal taugt ſie nicht; denn es frägt ſich, woran man durch die Sinne erkennt, daß er urſprünglich dieſen Raum einnehme. Davon könnte man bisweilen durch deſſen geognoſtiſche Verhältniſſe einiger Maßen belehrt werden. Aber bloß durch Schlüſſe, und dieſe kann die Naturgeſchichte nicht gebrauchen, wie ſie die geognoſtiſchen Verhältniſſe nicht als bekannt vorausſetzen kann. Und ſelbſt durch die letzteren wird es manchmal kaum entſchieden werden können, ob die regelmäßige Geſtalt einem Mineral urſprünglich zukomme, wie z. B. beym Speckſtein.

Ueber die Kryſtallographie des Verfaſſers und über die Zweckmäßigkeit, ſie zum Erkennen der Mineralien anzuwenden, enthält ſich Ref. noch eines beſtimmten Urtheils. Dazu wird Zeit ſeyn, wenn die verſprochene Kryſtallographie ganz vorliegt. Wir können inzwiſchen nicht verſchweigen, daß ſie uns, ſo weit wir ſie kennen, nicht ganz geeignet ſcheint zur Erkenntniß von Naturkörpern (wie auch die reine Mathematik als aprioriſche Wiſſenſchaft, durch deren Hülfe ſie entwickelt wird, es nicht iſt), ſo vortrefflich ſie auch iſt, um zu erklären, wie ein Mineral in ſo vielen, und gerade in dieſen und keinen andern Kryſtallgeſtalten erſcheinet, und welcher Zuſammenhang zwiſchen den Kryſtallgeſtalten Statt findet.

Haüys Methode, obgleich ſie dasſelbe leiſtet, konnte, da

*) Daß der Verfaſſer ſolcher Vorausſetzungen bedarf, um die Vorſtellung von einem Mineral zu erzeugen, welche doch bloß auf ſinnlichen Merkmalen und nicht auf Schlüſſen beruhen ſoll, hat den Grund in ſeiner Methode, die bloß auf Kryſtalle paſſet. Er ſuchte die zu erkennenden Objekte ſeiner Methode und nicht die Methode den vorhandenen Objekten anzupaſſen, und mußte dieſem gemäß die meiſten ſonſt üblichen Vorſtellungen und Begriffe verändern. Sind dieſe angenommen, ſo paßt freylich ſeine Methode vortrefflich.

ſie auf atomiſtiſcher Vorſtellung von der Zuſammenſetzung der Kryſtalle beruht, da bey den deutſchen Naturforſchern immer dynamiſche Anſichten mehr gefielen, bey denſelben um ſo weniger Eingang finden, als ihre Vorausſetzungen oft rein hypothetiſch ſind. Es gelang dem ſcharfſinnigen Weiß eine Methode, die ohne auf atomiſtiſcher Vorſtellung zu beruhen, noch Hypotheſen nöthig zu haben, mit derſelben mathematiſchen Strenge den Zuſammenhang aller an einem Mineral vorkommenden regelmäßigen Geſtalten nachweiſet. Für eine weitere und etwas verſchiedene Ausbildung dieſer Ideen ſehen wir des Verfaſſers Kryſtallographie an.

Seite 371, §. 206 werden die Eigenſchaften der Mineralien, welche weder von ihrer Geſtalt und dem Raume, welchen ſie einnehmen, noch vom Lichte abhängen, unter dem Namen Verhältniſſe der Maſſe und Subſtanz aufgeführt. Zu denſelben werden gerechnet die Aggregation, die Härte, das eigenthümliche Gewicht, der Magnetismus, die Elektricität, der Geſchmack und der Geruch. Daß die Wörter Maſſe und Subſtanz, bemerkt der Verfaſſer dabey, hier nicht in chemiſchem Sinne zu nehmen ſeyen, dieſe Eigenſchaften auch nicht zu den weſentlichſten der Mineralien gehören, bedarf kaum einer Erinnerung. Es iſt dieſe Aeußerung auch nur deßhalb merkwürdig, weil Härte und Schwere zu den drey Kennzeichen gehören, von welchen der Verfaſſer in ſeiner Charakteriſtik faſt durchgehends Gebrauch macht, welche ſogar bey einigen Mineralien, z. B. beym Arſen, Tellur, Platin, Uranerz, Cererz und andern, bey welchen keine Kryſtalliſation wahrzunehmen iſt, faſt als die einzigen charakteriſtiſchen angegeben worden.

§. 207 vermiſſen wir die Merkmale des flüſſigen und elaſtiſch-flüſſigen Aggregatzuſtandes.

§. 208 ſetzt der Verfaſſer die Schwierigkeiten, welche der Erforſchung des Härtegrades eines Minerals, und folglich auch deſſen Anwendung als Kennzeichen entgegenſtehen, gut aus einander. Aber trotz den Mängeln der Scala für die Härtegrade, welche vorzüglich darin liegen, daß die Abſtände der gewählten Einheiten für die Grade nicht gleich ſind, daß die gewählten Mineralien nicht immer denſelben Härtegrad beſitzen, wird ihre Aufſtellung immer eine um die Erkenntniß der Mineralien verdienſtliche Arbeit bleiben. Inzwiſchen dürfte es ſchwer ſeyn, Mineralien aufzufinden, die ſelbſt in kryſtalliſirten Exemplaren einen immer gleichen Härtegrad beſitzen. Ein auffallendes Beyſpiel, wie ſehr ein Mineral in ſeiner Härte differiren kann, möge der Andaluſit geben. Derſelbe wird vom Verfaſſer zu 7,5 angegeben, und von andern Mineralogen ungefähr eben ſo. Inzwiſchen fin-

den ſich Kryſtalle von 6 bis 5 Graden, ja viele werden ſelbſt vom Arragon ſtark geritzt, und laſſen ſich leicht mit dem Meſſer ſchaben, haben alſo kaum eine Härte von 3 Grad. Dahin gehören die meiſten ſich in Tyrol vorfindenden Abänderungen. Wie ſehr unkryſtalliſirte Mineralien in der Härte variiren, iſt unnöthig erfahrnen Mineralogen zu erwähnen.

§. 209 wird beſtimmt, was man unter eigenthümlichem Gewicht verſtehe, und die Vorſichtsregeln angegeben, deren man ſich bedienen müſſe, wenn man ſichere Reſultate erhalten wolle. Wahr iſt es, wenn der Verfaſſer ſagt, daß die Erforſchung der eigenthümlichen Gewichte der Gasarten eine ſehr feine Operation iſt, und Vorrichtungen erfordere, welche nicht jedermann zu Gebote ſtehen; allein wie kann man ſie dann als Eigenſchaften anführen, die doch jedem zum Erkennen dienen ſollen? Bemerkt muß noch werden, daß auch die vom Verfaſſer angeführten Grade der ſpecifiſchen Schwere nur von kryſtalliſirten Stücken gelten können, denn die unkryſtalliſirten zeigen weit größere Verſchiedenheit.

Der magnetiſchen und elektriſchen Eigenſchaften wird nur kurz erwähnt Dieſe beyden Eigenſchaften verdienen um ſo mehr eine genauere Erforſchung in Bezug auf die Mineralien, weil ſich von ihnen viel für die Erkenntniß derſelben erwarten läßt.

Syſtematik.

Der Verfaſſer gibt ſich viele Mühe, feſtzuſetzen, was Species im Mineralreich ſey. Er wird diejenigen befriedigen, welche ſich überzeugt halten, daß Naturkörper ſchon ganz gleichartig oder ungleichartig gehalten werden können, wenn ſie nach einigen ihren Eigenſchaften, die der Verfaſſer naturhiſtoriſche nennt, übereinſtimmen, oder ſich unterſcheiden. Sehr ſinnreich macht er durch ein Beyſpiel begreiflich, daß Mineral-Individuen, welche in einer ihrer naturhiſtoriſchen Eigenſchaften ſich dergeſtalt unterſcheiden, daß dieſe Verſchiedenheiten Glieder einer Reihe vorſtellen, in ihren übrigen Eigenſchaften vollkommen übereinſtimmen können. Ein Individuum nämlich, heißt es, welches in einer zuſammengeſetzten Geſtalt erſcheinet (z. B. Fluß in Würfeln mit abgeſtumpften Ecken, welche Kryſtalliſation eine Kombination aus dem Würfel und Oktaëder iſt), erſcheint zugleich in eben ſo vielen einfachen Geſtalten, als die zuſammengeſetzte dergleichen enthält, und kann in Hinſicht auf dieſe als ein eben ſo vielfaches Individuum betrachtet werden. Mit jeder dieſer einfachen Geſtalten ſind aber die Eigenſchaften des betrachteten Individuums verbunden, und dieſe Verbindungen ſtellen mithin Individuen dar, welche, indem ihre Geſtalten Glieder einer Reihe ſind, nur in dieſen, nicht aber in irgend einer ihrer übrigen Eigenſchaften ſich

unterſcheiden. Schade, daß ſich ein ſo evidenter Beweis bloß bey Kryſtallen anwenden läßt.

Daß es kein Syſtem der Natur gibt in dem Sinne, wie es einige Naturforſcher anführen (§. 229), mag allerdings wahr ſeyn; ſoll die Behauptung aber allgemein gelten, daß, was die meiſten Naturforſcher bisher unter einem natürlichen Syſteme verſtanden und verſtehen, Worte ohne Begriff, oder Begriff ohne Gegenſtand ſind, und einzig der von dem Verfaſſer aufgeſtellte Begriff eines natürlichen Syſtems der wahre ſey, ſo dürften wenige Naturforſcher mit ihm einverſtanden ſeyn. Der Begriff, welchen die Naturforſcher des Thier- und Pflanzenreiches von einem natürlichen Syſtem von jeher hatten, hängt zum Theil mit der Idee einer ſtufenweiſen Entwicklung organiſcher Weſen, welche, wenn auch nicht durchgehends, doch bey mehreren Thierfamilien nachzuweiſen iſt, zuſammen; zum Theil gründet er ſich auf das Vorhandenſeyn einer vom Einfachern zum Zuſammengeſetzteren fortſchreitenden Organiſation im Thierreiche und Pflanzenreiche. Dieſe Ideen ſind nun eben ſo wenig auf die Mineralien anwendbar, als ſie aus ihrer Betrachtung entſprungen ſind. Es ſind die organiſirten und unorganiſirten Naturkörper in ſo vielen Beziehungen unähnlich, daß ſich wenige Begriffe auf beyde gemeinſchaftlich anwenden laſſen. Referent würde übrigens ſchon darum des Verfaſſers Syſtem für kein natürliches anſehen, weil er auf die chemiſchen Eigenſchaften keine Rückſicht nimmt, und deßhalb wenigſtens in dieſer Rückſicht ſehr unähnliche Mineralien zuſammenzuſtellen Gefahr läuft. Den Graphit z. B. werden gewiß viele den Kohlen ähnlicher als den Glimmern halten ꝛc. Die Cetaceen ſind nach dem äußern Habitus den Fiſchen, das Schuppenthier den Echſen als den Sukken, allein in einer natürlichen Ordnung werden ſie bey den Sukken ſtehen müſſen, weil dieſe auf alle, auch auf verborgene Eigenheiten Rückſicht nehmen muß.

Nomenklatur.

Es ſteht jeder Wiſſenſchaft frey, ſich eine eigene, ihren Begriffen angemeſſene Sprache zu ſchaffen, und ſie muß es, wenn ſie im Vorrath der allgemeinen Sprache keine ihre Begriffe ausdrückende Worte findet; aber Worte, die ſchon in einer beſtimmten Bedeutung gebraucht wurden, in einer andern Bedeutung zu gebrauchen, oder ihre Bedeutung willkürlich zu verengern oder zu erweitern, ſteht keiner Wiſſenſchaft zu. Dadurch kann bloß Verwirrung bezweckt werden. Willkürlich erweitert iſt der Name Mineral, wenn er auch Gasarten bezeichnen ſoll; der Name Malachit, wenn auch Kupferlaſur ꝛc. darunter begriffen wird.

Gegen die Benennungen Kies, Blende, Schwefel, Metalle kann nichts eingewendet werden.

Die Benennung der Species ſoll eben ſo wie die Species ſelbſt nicht bloß für ein gewiſſes Syſtem, ſondern allgemeinen Gebrauch haben; es wäre deßhalb zu wünſchen, daß, wenn ihre Benennung nicht in einem eigenen Namen beſtehen ſoll, ſie doch von einer nicht bloß für ein Syſtem, ſondern im Allgemeinen ſehr bezeichnenden Eigenſchaft genommen ſeyn möchte. Wie wenig iſt die Kryſtallform charakteriſirend für das Gold, Silber ꝛc. Einen Namen, welcher einmal gebraucht wurde, um einen beſtimmten Naturkörper zu bezeichnen, auch in der Zuſammenſetzung mit einem zweyten um einen andern Naturkörper zu benennen, anzuwenden, iſt nicht zweckmäßig, weil leicht Verwirrung oder Verwechſelung, wenigſtens beym Anfänger, veranlaßt wird; deßhalb iſt Granatblende, Rubinblende nicht zu billigen. Namen, die ſich bloß auf Meinungen oder vielmehr Hypotheſen ſtützen, wie empyrodoxer Quarz, ſind gar nicht zu dulden; denn ob aller Obſidian, Pechſtein ... durch Feuer entſtanden ſey, geht die Naturgeſchichte nichts an, wenn es auch erwieſen wäre.

In der Wortbildung ſelbſt war der Verfaſſer faſt durchaus nicht glücklich. Die meiſten neuen Benennungen ſind entweder unförmlich lang, oder für den Sprechenden und Hörenden barbariſch, ſo z. B. hemiprismatiſcher Habronem — Malachit — Brachytyper Parachros Baryt.

Charakteriſtik.

In dem Vorhergehenden haben wir die Grundſätze und Regeln geprüft, welche der Verfaſſer für die Naturgeſchichte und vorzüglich die Mineralogie aufgeſtellt; nun werden wir die Charakteriſtik ſelbſt, in welcher er dieſe Regeln angewendet hat, unterſuchen, und zwar vorzüglich in wie fern man durch ſie Mineralien erkennen und unterſcheiden könne.

Es wäre z. B. Magnetkies und Kupferkies zu unterſcheiden. Es iſt allgemein bekannt, daß dieſe beyden Species ſelten kryſtalliſirt vorkommen. In den meiſten Fällen wird man daher von der Kryſtalliſation keinen Gebrauch machen können. Die Härte des einen iſt 3, 5 — 4, die des andern 3, 5 — 4, 5. Die Schwere des einen 4, 1 — 4, 3, des andern 4, 4 — 4, 7. Härte und Schwere geben alſo keine Verſchiedenheit, abgerechnet, daß ſie bey unkryſtalliſirten Mineralien noch weit mehr variren. So bleibt denn bloß die Farbe, welche bey den einen ſpeißgelb ins kupferrothe, bey den andern meſſinggelb angegeben wird, als Unterſchied übrig.

Für Bergmilch, Kreide, Kalkſtein, Kalktuff, Schieferſpath, Stinkſtein, Anthrakolit, Märgel, Duttenſtein, bitumi-

nöſer Märgelſchiefer werden als Merkmale angegeben: rhomboëdriſche Kryſtalliſation und Theilbarkeit, Härte = 3. Gewicht = 2,5 — 2, 8. Dieſe Kryſtalliſation, Härte und Gewicht kömmt aber bloß dem kryſtalliſirten Kalkſtein zu. Die Bergmilch, die Kreide, der bituminöſe Märgelſchiefer, der Stinkſtein, der Kalktuff, der Schieferſpath haben weder rhomboëdriſche Kryſtalliſation, noch einen gleichen Härtegrad, noch einerley eigenthümliches Gewicht.

Eben ſo gibt der Verfaſſer für den Quarz, Eiſenkieſel, Hornſtein, Kieſelſchiefer, Feuerſtein, Kalzedon, Jaspis, Heliotrop, Chryſopras, Plasma, Katzenauge, Faſerkieſel, Schwimmſtein, rhomboëdriſche Kryſtalliſation, Härte = 7 und Gewicht = 2, 5 — 2, 7 an, obgleich an Hornſtein, Kieſelſchiefer, Feuerſtein, Jaspis ... noch niemand Kryſtalliſation wahrgenommen.

Wir geben dem Verfaſſer gern zu, daß analogiſchen Schlüſſen zufolge der rhomboëdriſch kryſtalliſirte Zuſtand des Kalkhaloids der vollkommenſte ſey, oder daß das Kalkhaloid, wenn es aus den flüſſigen in den feſten Zuſtand ungehindert übergeht, in rhomboëdriſcher Struktur mit der Härte 3 und einem Gewichte von 2, 5 — 2, 8 erſcheine. Wir geben ihm ſogar zu, daß der Feuerſtein Hornſtein, Chryſopras ꝛc. (nach §. 188) aus lauter Kryſtallen beſtehe, welche dieſe Mineralien zuſammenſetzen; nur muß er uns dagegen zugeben, daß wir dieſe kryſtalliſirten Zuſammenſetzungsſtücke mit dem Auge, ſelbſt mit dem bewaffneten nicht wahrnehmen, und der Naturhiſtoriker bedarf ſämmtliche Merkmale zum Erkennen und Unterſcheiden. Wie ſoll man nun verfahren, um die Mineralien nach Eigenſchaften kennen zu lernen, welche wir nicht an ihnen wahrnehmen können, welche wenigſtens an den meiſten von als gleichartig oder zu einer Species gehörig beſtimmten noch nicht durch die Sinne erkannt worden ſind. Der Verfaſſer ſchlägt dafür die mittelbare Beſtimmung vor. Unmittelbar können, wie er behauptet, bloß Kryſtalle beſtimmt werden, denn heißt es §. 250, Seite 493: die vollſtändige Beſtimmbarkeit eines Individuums hängt davon ab, daß die drey gegebenen Merkmale, Geſtalt mit Inbegriff der Theilbarkeit, Härte und eigenthümlichem Gewicht daran erkannt werden können. Wenn eines oder das andere dieſer Merkmale fehlt, ſo bleibt die Beſtimmung unvollſtändig. Die mittelbare Beſtimmung geſchieht (§. 252) durch eine Reihe von Varietäten, an deren einem Ende eine unmittelbar beſtimmbare ſich befindet, oder wenn um ein Mineral zu beſtimmen, andere zu Hülfe genommen werden müſſen. (§. 251).

Um alſo z. B. den Stinkſtein, Märgelſchiefer nach dieſer Charakteriſtik zu beſtimmen, bedarf man aller Mittelglieder, welche

zwiſchen dieſem und dem kryſtalliſirten Kalkhaloid ſich finden. Wird man durch einen Glücksfall aller Uebergangsglieder anſichtig, ſo kann man die genannten Mineralien beſtimmen. Fehlen aber eines oder mehrere, oder alle Uebergangsglieder, was eben auch vom Zufalle abhängt, ſo kann man ſie nicht beſtimmen. Die Möglichkeit der mittelbaren Beſtimmung hängt aber ſo eigentlich vom Zufalle ab.

Da nun, wie wir durch unſere Sinne wiſſen, der größte Theil der Mineralien nicht mit den Eigenſchaften vorkommen, welche der Verfaſſer zur vollſtändigen Beſtimmung fordert, oder auf welche deſſen Charakteriſtik paſſet (denn bey einigen, wie bey Gold, Silber, iſt Kryſtalliſation eine Seltenheit, bey andern verhält ſich das kryſtalliſirte Vorkommen zum unkryſtalliſirten kaum wie 1:1000, wie z. B. beym Kalkhaloid), und da die mittelbare Beſtimmung vom Zufalle abhängt, was ſoll man von der Brauchbarkeit dieſer Charakteriſtik halten?

Der Verfaſſer glaubt zwar: (§. 250, S. 493) man könne daraus, daß nicht jedes Mineral durch dieſe Methode vollſtändig beſtimmt werden könne, der Methode keinen Vorwurf machen, denn in den übrigen Theilen der Naturgeſchichte finde dasſelbe Statt. Dieſer Grund wäre nun freylich eine bloße Entſchuldigung, aber er findet nicht Statt. Der Grund, warum nach des Verfaſſers Methode nicht alle Mineralien beſtimmt werden können, liegt darin, weil er denſelben Eigenſchaften zum Grunde legte, die ihnen nicht immer zukommen. Nur ſolche Eigenſchaften aber, welche allen Abänderungen von Naturkörpern, die als gleichartig beſtimmt worden ſind, alſo allen Abänderungen und Varietäten einer Species zukommen, können zu Merkmalen, um dieſelben zu erkennen und zu unterſcheiden, taugen. Wenn jemand für die Menſchenſpecies als Charakter einen Geſichtswinkel von achtzig Graden, weiße Hautfarbe, ovalen Schädel und Geſicht, langes weiches, nußbraunes Kopfhaar aufſtellte, ſo würde er entweder die Neger, Amerikaner und Aſiaten für keine Menſchen erklären, oder ſeine Charakteriſtik wäre unzureichend, weil ſie bloß auf eine Raſſe der Gattung paſſet.

Wir kennen in der That keine Methode, weder in der Zoologie, noch in der Botanik, welche Eigenſchaften als Kennzeichen gewählt hätte, die nur einigen Abänderungen der dadurch zu unterſcheidenden Thieren oder Pflanzen zukämen, und ſind überzeugt, daß jede dieſer Art in verdienter Vergeſſenheit geblieben wäre. Man hat aber ſelbſt dem Linnéiſchen Pflanzenſyſtem vorgeworfen, daß dadurch bloß Pflanzen im blühenden Zuſtande erkannt werden könnten, und es läßt ſich nicht läugnen, daß dieſer Umſtand nicht zu deſſen Vorzügen gehöre, obgleich der blühende Zuſtand zu den nothwendigen Metamorphoſen des Pflanzenlebens

gehöret, und man weiß, daß jede Pflanze einmal während ihres Daſeyns blühen wird. Es kann alſo nach dieſem Syſtem jede Pflanze beſtimmt werden, nur muß man deren Blüte abwarten. Die Mineralien gehen aber keine dergleichen Entwickelungsperioden durch, und aus einer unkryſtalliſirten Mineralmaſſe wird, ſo weit unſere Beobachtungen reichen, nie eine kryſtalliſirte. Dadurch, daß die Methode des Verfaſſers nur für kryſtalliſirte Mineralien eingerichtet iſt, daß die Mineralien durch ſie bloß im kryſtalliſirten Zuſtande beſtimmt werden können, hat ſie in den meiſten Fällen keine Anwendbarkeit, und dieſer Fehler betrifft ſelbſt ihre Anlage. Die Urſache hievon iſt: der Verfaſſer beſtimmte den normalen Zuſtand der Mineralien nach Schlüſſen, und nicht nach reinen Beobachtungen, denen zufolge derjenige Zuſtand als der normale angenommen werden muß, in welchem die Abänderungen der Species am häufigſten und gewöhnlichſten erſcheinen, und dieſer iſt ſelten der kryſtalliſirte.

Der Verfaſſer zweifelt an der Möglichkeit einer Methode, durch welche Mineralien im unkryſtalliſirten Zuſtande unmittelbar wiſſenſchaftlich erkannt und unterſchieden werden könnten. Er behauptet: würde die Methode auf zerſtörte Mineralien oder nicht vollkommen kryſtalliſirte ausgedehnt, ſo gehe ihre Anwendbarkeit ſelbſt für die unzerſtörten verloren. Wenn nun ſich dieß auch von mancher Methode behaupten läßt, ſo möchte Ref. dieſe Behauptung doch keineswegs allgemein aufſtellen, indem die Erfahrung hierin zur Behutſamkeit räth. Was vermöge des Zuſtandes unſrer jetzigen Kenntniß der Mineralien unmöglich ſcheint, kann durch neue an denſelben aufgefundene Eigenſchaften, durch genauere Kenntniß ſchon bekannter ſehr leicht möglich werden. Die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft iſt voll von Beyſpielen. Wir erinnern bloß an die Behauptung des großen Linné, welcher, obgleich er Unterſchiede zu finden wußte, wodurch über 30000 Pflanzenarten beſtimmt und genau unterſchieden werden können, keine naturhiſtoriſchen Unterſchiede nach den Principien dieſer Wiſſenſchaft zwiſchen den Menſchen und Affen finden zu können glaubte. Quod (ſind ſeine eignen Worte in der Vorrede zur Fauna suecica) inter animalia quadrupeda hominem referre ausim, jure mihi nemo succensebit, nimirum homo neque lapis neque planta est, sed animal, namque eum in modum vivit ac movetur, jam vero non est vermis sic enim pede unico contentus foret. Nec insectum, sic enim antennas habiturus esset. Nec piscis est, quod caret pinnis. Nec vero avis, quod caret pennis. Immo quadrupes est, gaudet ore similiter constituto ut in reliquis quadrupedibus, denique quatuor pedibus, quamvis duobus ingrediatur, duobus obvia prehendat,

et certe si vera fateor, qua historicus naturalis nullum characterem hactenus eruere potui, unde homo a simia internoscatur. Daß ſolche Unterſchiede gefunden und aufgeſtellt wurden, hält Referent darzuthun überflüſſig.

Keine Methode, kein Syſtem in der Naturgeſchichte ſoll und kann auf bleibenden Werth rechnen; ſie ſoll dem gegenwärtigen Stande dieſer Kenntniß angemeſſen ſeyn, und dem gegenwärtigen Bedürfniſſe abhelfen, damit hat ſie ihren Zweck erfüllt. Man kann der bisherigen Erfahrung zufolge annehmen, daß ſich unſere Kenntniß von Naturgegenſtänden immer vermehren und vervollſtändigen wird, daß aber bey vermehrter und vollſtändigerer Kenntniß die jetzt ſehr zweckmäßige Methode, die Naturdinge erkennen zu lernen, gleich zweckmäßig bleiben wird, kann man nicht annehmen. Von der Zukunft iſt alſo für die Verbeſſerung einer Methode nichts zu erwarten. Diejenige Methode halten wir für die beſte, welche mit den wenigſten Eigenſchaften ausreicht, deren gewählte Eigenſchaften am leichteſten wahrzunehmen ſind, ſich ſehr deutlich und genau mit Worten ausdrücken und beſtimmen laſſen, welche am wenigſten Kenntniſſe vorausſetzt, und welche mit dem geringſten wiſſenſchaftlichen Apparat das Erkennen und Unterſcheiden der Naturkörper bezweckt. Wir behaupten nicht, daß die jetzt übliche Methode, die Mineralien kennen zu lernen, welche ſich auf chemiſche, phyſiſche, kryſtallographiſche und optiſche Kennzeichen ſtützt, die zweckmäßigſte ſey, wir behaupten aber, daß durch dieſelbe die Mineralogie in den letzten Jahren ſo viele neue Mineralien erkannte, ſo viele bekannte genauer beſtimmt wurden, daß es bedenklich wird, eine andere Methode auf ihre Koſten anzuempfehlen. Jede neue Methode ſoll vor ihrer Annahme ſtreng geprüft werden, und deßhalb haben wir uns dieſe Bemerkungen erlaubt. Ihr geiſtreicher Urheber, deſſen Verdienſte ſeinen Ruhm hinreichend ſichern, wird ſie von dieſer Seite aufnehmen. Es wäre Unrecht, der ſtrengen wiſſenſchaftlichen Konſequenz des Verfaſſers nicht Erwähnung zu thun. Referent wünſchte dieſe Methode ſchon darum unbedingt anempfehlen zu können. F..

Art. IV. 1. Die heilige Allianz und die Völker, auf dem Kongreſſe zu Verona, von Görres. Stuttgart, in der Metzler'ſchen Buchhandlung. 1822. 8. S. 1—168.

2. De l'Espagne, et des conséquences de l'Intervention armée; par M. J. Fiévée Deuxième Édition. Paris, chez le Normant. 1823. 8. p. 1—98.

1. Nicht um die Tugenden und Fehler der Werke des Herrn Görres und ſeine Leiſtungen in der wiſſenſchaftlichen und politiſchen Literatur in ihrem ganzen Umfange zu würdigen, oder über Gebrauch und Mißbrauch ſo vorzüglicher Geiſtesgaben, als die ſeinigen ſind, ein durchgreifendes Urtheil zu begründen, unternehmen wir die Anzeige dieſer letzterſchienenen, wohl nicht eben der bedeutendſten ſeiner Schriften. Wir überlaſſen es andern Gelegenheiten, das Verhältniß desſelben als politiſchen Schriftſtellers zu den Parteyen des Tags auf der einen, und zu der großen Sache der wahren Ordnung und Geſetzlichkeit auf der andern Seite genauer zu bezeichnen; und bemerken nur, daß es unſers Bedünkens zwar eine Verſündigung an Kräften und Anlagen ſehr edler Natur ſeyn würde, wenn man den geiſtvollen Verfaſſer mit gemeinen Stimmführern umwälzender Demokratie verwechſeln und in eine Linie ſtellen wollte; daß wir aber dagegen auch die Natur und die Wirkung ſeiner Schriften für durchaus konſervatoriſch rechtsbegründend und wohlthätig zu halten keineswegs vermögen, ſchon der vielfach vorkommenden Herbe und leidenſchaftlichen Heftigkeit wegen, im Aufdecken des wahren oder vermeinten Uebels, welches bittern Unmuth und Widerſpruch aufzuregen und zu nähren geeignet iſt, ohne daß dieſer durch eine eben ſo beſtimmt entwickelte und deutliche Darſtellung des rechten Zieles, nach welchem alle guten Kräfte ſtreben ſollen, gehörig ermäßigt, und in die wahren Schranken gewieſen würde. — Unſer Vorhaben iſt für jetzt nur, aus dem vorliegenden Werke, welches keineswegs einen bloß momentanen Bezug auf die Verhandlungen des Kongreſſes zu Verona hat, ja kaum in einer ſpeciellen Verbindung damit ſteht, einen Gedanken auszuheben, welcher manchen auch ſonſt von dieſem Verfaſſer verſuchten Schilderungen und ausgeſprochenen Forderungen zum Grunde liegt, und wegen ſeiner anſcheinenden Einfachheit und Gemeinverſtändlichkeit um ſo mehr eine genauere Prüfung zu verdienen ſcheint. Er beſteht darin, daß der Verfaſſer ſich zwey in entgegengeſetzter Richtung die Zeit beherrſchende, beyderſeits als tadelnswerth und verderblich erſcheinende Parteyungen denkt, und nun von den Regierungen verlangt, daß ſie im Sinne keiner von beyden handeln, ſondern von einer über denſelben zu nehmenden Mitte aus beyde dulden und anerkennen

und beyde beherrſchen ſollen. »Es könnte,« ſagt Hr. Görres, »nimmer zum Guten führen, wollten die Regenten ſelbſt Partey ergreifen, und ſich ausſchließlich mit der oligarchiſchen Partey, und »allen, die aus Intereſſe, Neigung oder Grundſatz der abſoluten »Gewalt huldigen, umgeben, und abweiſend alle Reklamationen »der wohlbegründeten Freyheiten und Gerechtſame des Volks, »auf das äußerſte Ende jener Schwerbe ſetzen, und ſich nun ſchaukelnd mit den Parteyen in unziemlichem Spiele, die Geſellſchaft »in einer ſtets auf und nieder ſchwankenden ſchwindelerregenden »Bewegung halten. Das Weſen jeder Regierung iſt Maß, Maß »aller Kräfte und Richtungen, aller vorſtrebenden und rückwärts »ſtrebenden Thätigkeiten; Maß aller Rechte und Pflichten, die »wechſelſeitig ſich bedingen und begränzen; Maß aller Verrichtungen, die in das geſunde, friſche Staatsleben zuſammenſpielen« u. ſ. w. Dann geht der Verfaſſer auf die heilige Allianz über, als »in deren Grundfeſte ſchon die Richtung und das Streben nach jener Höhe gegeben ſey, wo das Stetige, Wandellose und Ewige erhaben über allen Unbeſtand des Wechſels beruhe, und welche alſo auch gleichſam von ſelbſt in den äußern »Dingen die Regierungen auf die feſte und unerſchütterliche Mitte »hinweiſen müſſe, welche fernab von den beyden äußerſten Theilen, beyde gleich ſehr zu beherrſchen im Stande ſey.« Der Verfaſſer führt ſodann aus, daß es eine zweyfache Mitte gebe, wovon die eine u n t e r, die andere ü b e r den ſtreitenden Kräften liege; in jener ſeyen diejenigen geſtellt, welche als die gänzlich Indifferenten alles Edle und Gute, ſo wie alles Böſe und Verwegene zu gleicher Nichtigkeit verdammen möchten. Er nennt ſie K a m e r i l l a, und die Schilderung derſelben erſcheint uns als eines der glänzenden Bruchſtücke des Werkes, wozu aber die Farben in greller Schärfe, nicht ohne Leidenſchaft gewählt und aufgetragen ſind. Die zweyte Weiſe der Vermittelung nimmt dagegen, nach dem Verfaſſer, ihren Stand ü b e r den Parteyen; »ſie will den Streit nicht ſchlichten, durch Lähmung und Ertödtung »der ſtreitenden Kräfte, noch ihren Gegenſatz ſtumpfen und brechen »durch Betäubung und Lähmung, ſondern ſie duldet und hegt (?!) »ihn, als eine nothwendige Ergebniß der Entwicklung der Zeiten, »aber ſie weiß ihn zu beherrſchen mit Ueberlegenheit; damit aber »eine ſo ſichere, in ſich ſelber begründete, von Zufällen völlig »unabhängige Beherrſchung möglich werde, muß die Autorität, »die ſolche Vermittelung übernimmt, außer der gährenden Miſchung der ſtreitenden Elemente ihre Stellung nehmen, nicht in »jener trägen Mitte, noch an den äußern ſcharf aufglühenden »Extremen, oder an irgend einer Sproſſe der Leiter, die von »dem einen zu dem andern führt, ſondern gänzlich von aller

»Parteyung und ihrer bloß mechaniſchen Vermittelung gelöſt, in »einer höheren Ordnung der Dinge.... Eine ſolche Stelle für »die Majeſtät habe der Weltverſtand des engliſchen Volkes, wel»cher in harten Stürmen früh gereift, und zeitiger als in irgend »einer andern europäiſchen Staatsgenoſſenſchaft mündig gewor»den ſey, ſeit lange ausgefunden. Die dortige Regierung habe »lange und hart an der Spitze des oligarchiſchen Princips gegen »das ſtets anwachſende demokratiſche gekämpft, und letzteres durch »ihren fruchtloſen Widerſtand ſtufenweiſe bis zur höchſten Wuth »entzündet. Dann habe die Volksherrſchaft ſich bis zu wilder »Anarchie entwickelt, dieſe habe wiederum eine Tyranney herbey»geführt, aus welcher dann wieder eine demokratiſche Rückwir»kung ſich entbuuden habe, in welcher die frühere Legitimität ih»ren alten Rang und Bedeutung wieder gefunden. Erſt nachdem »dieſe in einer falſchen Stellung ſich lange Zeit hindurch wieder»um fruchtlos abgemüdet, habe man zuletzt klar erkannt, wie »die Stelle des erſten Bewegers nothwendig au»ßer dem Umfange des Bewegten fallen müſſe. »Von da an habe in jenem Lande die Autorität, ausgeſtattet mit »Unverletzlichkeit und Unfehlbarkeit, ſich nicht ferner mehr be»müht, den nothwendig gewordenen Streit des oligarchiſchen »Princips mit dem demokratiſchen gewaltſam zu unterdrücken oder »aufzuheben, ſondern von ihrem unabhängigen Standpunkte oben »regulirt und geordnet. — Und was nun dort der grübelnde »Verſtand, tappend und verſuchend, und auf künſtlichem Wege, »herausgebracht und mit ſchwerem Lehrgelde bezahlt, das habe »früher das Chriſtenthum in ſeiner Weiſe in Einfalt und Unſchuld »des Herzens ſchon gelöſt, indem es die Autorität als eine hö»here Delegation anerkannt, und dieſe an die Königsweihe feſt»geknüpft. Es ſey in die Augen fallend, wie dieſe ideale reli»giöſe Auflöſung des Problems jener praktiſchen, auf dem Wege »des Wiſſens und der Erfahrung erlangten, in keiner Weiſe wi»derſpreche, daß die eine vielmehr aufſteigend der andern abſtei»genden entgegen komme, daß beyde nun wie Urbild und Abbild »ſich vereinigen, um wechſelweiſe ſich ergänzend, jene geforderte »höhere Vermittelung glücklich zu vollbringen.« — Nachdem der Verfaſſer ſich nun auf die eigenen Erklärungen der die heilige Allianz begründenden Mächte berufen, und Spanien als ein Beyſpiel angeführt, wie verfehlte Richtungen im Gange der Dinge ſich ſelbſt beſtrafen, ſucht er die Bahn, welche der heiligen Allianz im Politiſchen vorgezeichnet ſey, auch dadurch näher zu bezeichnen, daß ſie mit jener übereintreffen müſſe, welche von den Stiftern des Bundes im Religiöſen von Anfang an genommen worden ſey. »Die Möglichkeit einer ſolchen Verbindung innerlich

»getrennter religiöſer Elemente habe nur dadurch gegeben werden »können, daß die Verbündeten jene Unterſchiede, welche aus zeit»lichen und örtlichen Verhältniſſen entſtanden, auf ihrem Werth »oder Unwerth beruhen laſſend, die innerſte und tiefſte Wurzel »der chriſtlichen Lehre zum gemeinſamen Bande der Geſellſchaft »gemacht haben. Eine ſolche über den Parteyſtreit erhabene An»ſicht, obgleich in ihrer Friedſamkeit wohl früher ſchon ſtellen»weiſe verſucht, und mit mehr oder minderer Beharrlichkeit fort»geſetzt, würde nie in der Zeit ſich zu befeſtigen vermocht haben, »als jene Glaubenstrennung zuerſt entſtanden war. Als die hef»tigen Zänkereyen in Byzanz den Oſten von dem Weſten, die »griechiſche Kirche von der römiſchen getrennt, da wollte ſich »kein ſolcher Vermittler finden; er kam erſt zu ſpät, als die »Türken nach vielen Jahrhunderten ſchon vor den Thoren ſtanden. »Als ſpäter die Reformation gleiche, noch tiefer greifende Ent»zweyung zwiſchen dem Norden und Süden eingeriſſen, da dachte »wohl ein tüchtiger Kaiſer an die Wiederverſöhnung der Getrenn»ten auf dem höheren Standpunkte, als dem der gemeinen, er»bitterten Polemik; aber jeder Verſuch ſcheiterte an der Erboßung »der Gemüther und an der nichtswürdigen Politik ſo vieler der »damaligen Fürſten. Darum mußte jener verrufene Krieg aus»brechen, und lehren, daß die Wuth der Menſchen zu ohnmäch»tig ſey, um mit Gewalt auszurotten, was die Geſchichte erhal»ten wollte (?), und daß das Schwert nimmer den Streit, welchen »geiſtige Kräfte führten, zu ſchlichten vermöge.« — »Der Friede »der Streitenden,« heißt es weiter, »habe im Ganzen Keinem ge»geben, was er gewollt, ſondern mit der Verurtheilung in die »Unkoſten des Handels beyde zur nothgedrungenen Ruhe verwie»ſen. Aus jenem Ausgange nun möchten die entflammten Par»teyen der gegenwärtigen Zeit Mäßigung lernen; wo der Streit »zwar bey andern Formen aber von ähnlichen ſtreitenden Fakto»ren geführt werde. Wie damals die Parteyen nach einem Aeu»ßerſten geſtrebt hätten, was mit der im Ebenmaß geordneten »Menſchlichkeit unverträglich geweſen, ſo ſey es auch jetzt alſo »gemeint, daß die eine Faktion Amerika in die europäiſche Ord»nung überverpflanzen möchte, die andere Aſien in ſie hinüber»tragen, und beyde jenes echt und charakteriſtiſch Europäiſche, »was dieſen Welttheil durch die ganze neuere Zeit ganz eigentlich »bezeichnet, und ihn zum herrſchenden auf Erden gemacht, gleich »ſehr zerreißen, und ſo viel an ihnen iſt, untergraben und zer»ſtören.« Darum ſolle nun die höchſte weltliche Autorität, um der Welt die Wiederkehr jenes blutigen Verſuchs zu erſparen, mit der Energie der Mäßigung zwiſchentreten, und indem ſie mit der Rechten eine aſiatiſche Erſtarrung abweiſe, mit der Linken

die amerikaniſche Auflöſung fern halte — vielmehr die alten Monarchien von innen heraus durch Metamorphoſe verjüngend, ohne daß ſie durch eine gänzliche Auflöſung und Zerſetzung hindurchzugehen brauchen — die eigentliche und wahrhafte europäiſche Bildung retten.

In dieſer Darſtellung vermiſſen wir einige weſentliche Unterſcheidungen. Es iſt unläugbar eine eben ſo große als einfache Wahrheit, daß man ſich den Standpunkt der Regierungen alle Mahl außer und über den Parteyen denken muß, wenn eben dieſe Parteyen, eine jede in ihrer Weiſe, etwas wollen und mit blindem, wüthigen Ungeſtüm darnach ſtreben, was mit dem Zweck aller Regierung ſtreitet. Eine falſche Anſicht aber würde es ſeyn, wollte man einen jeden Kampf, der die Welt in entgegengeſetzten Richtungen theilet, eben deßhalb auch ſchon als einen ſolchen Parteyenſtreit betrachten, in welchen beyderſeits etwas gefährliches, ungerechtes und verderbenbringendes bezielt wird. Mitten im Kampfe der Parteyen muß die größte Aufmerkſamkeit dahin gerichtet ſeyn, den davon unabhängigen Kampf der Sachen mit ſcharfem und ſicherem Blicke zu erkennen. In dem Streite der wahrhaft und unverkennbar guten, mit der durch untrügliche Kennzeichen als ſchlecht und verwerflich gebrandmarkten Sache ſollen ſich die Regierungen (wir vermögen es uns nicht anders zu denken) keineswegs außer und über ſeinem Bereiche, auf eine nichtige Höhe ſtellen wollen, in welcher für den Unterſchied von Böſe und Gut kein Raum bliebe, ſondern vielmehr in dieſen Streit ſelbſt ſich geſtellt achten, als mächtige und erkorne Werkzeuge, ausgerüſtet mit einem Beruf aus der Höhe, abwehrend, beſtrafend, zulaſſend, befördernd, im Dienſte der ewigen Gerechtigkeit. Freylich mit Mäßigung und Beſcheidenheit im Verhältniß zum Gange der Weltgeſchichte und zur höheren geiſtigen Natur der ins Spiel gebrachten Kräfte; allein nicht in der Art, als ob von dem, was geſchieht und was in Maſſe vorhanden iſt, auch die Vorſchrift und Richtung des eigenen Handelns abhängig gemacht werden ſollte, nicht als wenn die ewig wahren Grundſätze einer wandelbaren Offenbarung des jedesmaligen Zeitgeiſtes untergeordnet werden müßten; ſondern nur um nicht fehlzugreifen, um nichts Unmögliches zu wollen, und um ſich innerhalb der von der Natur ſelbſt vorgezeichneten Sphäre zu erhalten. Auch die höchſte Autorität vermag allerdings erſt durch eine demüthige Unterordnung unter den höchſten Willen der göttlichen Weltregierung ihre wahre Würde und geſegneten Erfolg zu gewinnen, welche ſich aber wahrlich nicht darin zu zeigen hat, daß ſich die Autorität in irgend einer Weiſe zur eigentlichen Sklavin des Zeitgeiſtes mache, ſondern darin, daß ſie »das Gute

»nicht mit dem Böſen zugleich ausreute,« und ſich in keine ſolche Unternehmungen einlaſſe, deren Ernte mehr Unheil als Gewinn ſeyn muß. In den Kampf des Guten mit dem Schlechten geſtellt, und ſich nicht über denſelben erhaben wähnend, wird die erleuchtete Autorität dasjenige, was die Zeit herbeyführt, und was in der Zeit ſich ausſpricht, nicht als ein Orakel des göttlichen Willens anbeten, wohl aber mit Ruhe und Weisheit prüfen und mit Mäßigung behandeln, und gegen das darin erkannte Verderbliche und Schlechte nach Maßgabe der Umſtände und nach den natürlichen Gränzen einer den Menſchen anvertrauten Gewalt die richtigen Mittel in Anwendung bringen. Es werden ſich Beſtrebungen zeigen, die als unbedingt verwerflich und zerſtörend, und zugleich als unbezweifelt in den Bereich der äußern Staatsgewalt fallend, mit aller Macht bekämpft werden mogen; es werden ſich andere Kräfte und Beſtrebungen zeigen, welche als eben ſo unfehlbar gut und heilſam zugelaſſen, geehrt und befördert werden ſollen; und in Beziehung auf die große Menge der in der Mitte ſchwebenden, nicht ganz böſen und nicht ganz guten, oder nicht mit Sicherheit zu unterſcheidenden Beſtrebungen möge wahre Weisheit zwiſchen voreiligem Eingreifen, und läßiger Gleichgültigkeit die glückliche Mitte finden. Beyde große Grundſätze ſind ins Auge zu faſſen; ſowohl jener: »In Ewigkeit bleibet, o Herr! dein Wort, von Geſchlecht zu Geſchlecht deine Wahrheit; — wahr ſind deine Gerichte, und gerechtfertiget ſind ſie in ſich ſelber« — als auch jener anderen: »daß alles nach der Verſchiedenheit der Zeiten kreiſet« (Omnia suis volvuntur temporibus). Falſch würde es ſeyn, das ewige Geſetz dem Willen der Zeiten unterzuordnen; falſch auch, jenes anwenden zu wollen, unbekümmert um die Verſchiedenheit der Zeiten. Dieß iſt unſere Art, die Sache anzuſehen, ſie ſcheint ſich aus dem einfach aufgefaßten Unterricht der Religion, der Weltweisheit und Geſchichte zu ergeben. — Es wird alſo in bewegten Tagen auf die Unterſcheidung des Falſchen vom Wahren in den Deklamationen, den Darſtellungen und Forderungen der Parteyen alles ankommen, und wenn bey ſo angeſtrengten Bemühungen, die wahre Geſtalt der Dinge unter Trugbilder zu verdecken als unſere Zeit ſie darbietet, allerdings eine große Schärfe und Thätigkeit des Geiſtes erfordert wird, um in dieſer Unterſcheidung iu keiner Art weſentlich fehl zu greifen, ſo ergibt ſich hieraus für den Schriftſteller von Geiſt und feſtem Charakter unſtreitig ein ſehr würdiger Beruf, um nämlich die Sophiſmen der Parteyen zu entkräften, und durch lichtvolle Enthüllung der Wahrheit, ſo viel an ihm iſt, dem unterſcheidenden Scharfblicke der Staatsführer zu Hülfe zu kommen. Er erfüllt aber dieſen

Beruf wirklich nicht, wofern er, gleich als gäbe es für die Staatsweisheit und Staatskunſt durchaus nichts Feſtes und Gemeingültiges, wovon man ausgehen, oder an welches man anknüpfen konnte, allein die Forderung macht, von den eben vorhandenen Parteyen die eine nicht durch Unterdrückung der andern zu heben, ſondern beyde gleichſam zu hegen und anzuerkennen, und beyden nachgebend, dennoch beyde zu beherrſchen. Beyde zu prüfen, ſchien uns das Rechte, und im Dienſte des ewig Wahren und Guten, mit richtiger Anwendung der Grundſätze auf die Verhältniſſe der Zeiten, beyde zu lenken.

Es ſcheint uns demnach ausgemacht, daß die angeführte Anſicht des berühmten Verfaſſers, deſſen Werk uns vorliegt, wenigſtens noch einer weiteren und ſehr weſentlichen Beſtimmung bedürfte, um richtig und anwendbar zu ſeyn, und daß ſie ſo ausgeſprochen, wie wir oben ſagten, nur eine ſehr unzuverläßige Maßgabe des Handelns würde geben können. Es iſt auch nicht ſchwer nachzuweiſen, wenn man ſich mit den verſchiedenen Schriften des Herrn Görres näher vertraut gemacht hat, woher dieſe Trübung oder Mangelhaftigkeit in ſeiner Darſtellung herzuleiten ſeyn möchte. Er hat ſich zu ſehr gewöhnt, indem er die Gerechtſame des Volks als von Dienern einer willkürlichen Gewalt, oder von einer deſpotiſch-oligarchiſchen Partey gefährdet oder verletzt achtet, dagegen die zum Kampf mit jener Partey ſich erhebende Demokratie als die Sachwalterin und als die Rächerin des Volkes zu betrachten. Er macht es ſich keineswegs ſo klar, als es bey dem Umfange und der Schärfe ſeines Geiſtes ihm doch nicht ſchwer fallen könnte, es zu thun, daß durch einen blinden, ins Unbeſtimmte vordringenden, von keinem höheren Geſetz und höherer Autorität gebändigten und geregelten Widerſtand, und vollends durch einen ſolchen, deſſen Benutzung und Lenkung ſich im Finſtern wirkende organiſirte Parteyen und ihre Häupter anmaßen, die wahre Sache des Volks nur immer ärger untergraben und preis gegeben werden muß. Er will nun nicht, daß dieſe Partey durch ausſchließliche Begünſtigung einer entgegengeſetzten oligarchiſchen unterdrückt werde; damit nämlich die wahren Rechte und die wahre Sache des Volks, ſo wie er ſie zu erkennen glaubt, nicht niedergetreten werden möge; denn ſeine eigentliche Meinung glauben wir ſo verſtehen und günſtig ausdeuten zu können. Allein, abgeſehen von der Frage, ob auf den Begriff von Volksrechten, welchen ſich der Verfaſſer gemacht hat, nicht auch mehrere minder richtige Vorausſetzungen und irrige Anſichten Einfluß geübt haben möchten, ſo haben wir es hier nur mit der Erwägung zu thun, daß bey jener Anſicht ganz außer gehöriger Beachtung gelaſſen wird,

daß die Revolution die Sache des Volks verdirbt und untergräbt, daß durch eine verminderte Energie gegen jene, dieſe nicht befördert werden kann; daß eine Darſtellungsweiſe, welche leidenſchaftlichen Unmuth und Unzufriedenheit noch mehr entzündet, ſolche zerſtörende Kräfte zu verſtärken dienen könne, welche der wahren Sache des Volkes geradezu Verderben drohen; und daß ſie von der andern Seite durch Erbitterung noch mehr zu ſchaden, als durch Belehrung zu nützen geeignet ſcheinet. Es wäre offenbar zweckmäßiger, vielmehr zu zeigen, wie ſich eine wahrhaft nützliche Oppoſition mit kraftvoller Behauptung der Macht durch die den ganzen Staat umfaſſende Idee von Ordnung und Gerechtigkeit vereinigen läßt, und ſo erſt ein Beſtandtheil des Fundaments einer würdigen Monarchie werden kann. Es verſteht ſich, daß wir hier nicht an den ganz künſtlichen Begriff einer ſtehenden Oppoſition denken, welche allem, was von dieſem und jenem Regierenden gewollt wird, bloß darum, weil es von dieſem gewollt wird, widerſpricht; ſondern von der natürlichen, aus dem Intereſſe an der für recht und gut erkannten Sache und aus der Vertheidigung des eigenen Rechtes in vorkommenden Fällen hervorgehenden, momentanen und defenſiven Oppoſition. Die legale Möglichkeit eines ſolchen Widerſpruchs wird nicht bloß durch ſtändiſche Verfaſſung von ſelbſt dargeboten, wodurch die Vertreter der untergeordneten Rechte und Partikular-Intereſſen im Volke Antheil an der Geſetzgebung haben; ſie iſt auch an ſich ſelbſt ſchon von dem Begriffe einer wohlgeordneten Monarchie niemals ganz wegzudenken. Gänzlich verſchieden davon aber, und ſogar die geborne Feindin einer ſolchen achtungswerthen und nothwendigen Oppoſition iſt die abſolute Demokratie, welche ganz eigentlich das Streben hat, die einzelnen Freyheiten und Gerechtſame in ihrer Grundlage zu zerſtören, welche jene erſtere zu vertheidigen und zu erhalten ſich bemüht. — Uns ſcheint es unmöglich, Ordnung und Verfaſſung auf zwey entgegenſtehende und unverſöhnte Parteywillen zu gründen, welche einander ausſchließen und feindlich verfolgen. Die Monarchie muß auf einem Theile, nämlich dem ihrer wahren Freunde und Diener beruhen, und gegen den andern, gerade entgegengeſetzten Theil kann ſie zwar Duldung und Mäßigung eintreten laſſen, nicht aber ihn als das Organ eines ſouverainen Willens der Geſchichte ſchmeichelnd verehren. Die wichtige Wahrheit hierbey iſt nur, daß die wahre Theilung der Anhänger und Feinde eine ganz andere iſt, als die ſcheinbare; daß beyde Theile einander in ganz anderer, und vielmehr quer durchgreifender Sonderung gegenüber geordnet werden müſſen, als auf den erſten oberflächlichen Blick nach höchſt unbeſtimmten Begriffen von Macht und Freyheit zu geſchehen

pflegt; und daß bey dieſer gründlichen Sonderung und Muſterung vieles von einander getrennt werden müßte, was dem äußerlichen Schein nach zuſammen zu gehören ſchien, und daß dagegen vieles einander als verwandt und befreundet genähert werden würde, was weit aus einander geriſſen ſchien. — Eine höhere Vermittelung der kämpfenden Parteyen durch die Regierungen kann nur dadurch Statt finden, daß die Monarchie alle Beſtandtheile erkennet und an ſich zieht, welche ihr ſelbſt zur Grundlage dienen können; und nur von dieſem feſten Grund und Boden aus nach untrüglichen Regeln des Verfahrens die feindlichen Kräfte theils duldet, theils unſchädlich macht, theils zu beſſern ſucht, theils bekämpfet. Herr Görres hat in ſeiner Darſtellung die Art und Weiſe, wie eine ſolche höhere Vermittelung zu bewirken ſeyn kann, unſers Erachtens nicht nachgewieſen, weder im Allgemeinen, noch durch die von ihm erwähnten Beyſpiele. Was zuerſt die engliſche Konſtitution betrifft, ſo würde es eine gründliche Unterſuchung erfordern, ob dieſelbe auch wirklich als auf zwey entgegengeſetzten Parteyen beruhend gedacht werden dürfe, und ob nicht vielmehr, in ſo weit auch dort das rein demokratiſche Princip ſich in die Verfaſſung eingedrungen hat, ſich dasſelbe als auflöſend und verderblich für die Verfaſſung ſelbſt erwieſen hat. Von anderer Natur ſcheint uns auch die Friedſamkeit des heiligen Bundes zu ſeyn, welcher, wie unſer Verfaſſer ſelbſt ſich ausdrückt, die innerſte und tiefſte Wurzel der chriſtlichen Lehre zum geſellſchaftlichen Bande gemacht hat; und noch mehr ſcheint uns das tief konſequente und auf Einheit beruhende Syſtem des Mittelalters auf eine ganz andere Bahn zu führen.

Auch müßte, wenn jene Forderung an die Regierungen, Mäßigung mit Energie zu verbinden (wogegen kein Vernünftiger etwas einzuwenden haben kann, wenn ſie nur in dem rechten Sinne genommen wird), wirklich fruchtbringend und Licht verbreitend ſeyn ſollte, nach unſerem Bedünken näher bezeichnet werden, in welcher Art dieſe Mäßigung in Abſicht auf die verſchiedenen Kräfte und Waffen, worin alle Staatsführung ſich wirkſam erweiſet, eintreten ſolle. Es iſt ein ſehr gewöhnlicher Ruf, daß kein Krieg gegen Meinungen geführt, daß die Unabhängigkeit der Nationen und einzelner Staaten heilig gehalten, daß die öffentliche Meinung in jeder Weiſe frey gelaſſen werden ſoll, und ſo lange nun nicht näher präciſirt wird, was eine mit Energie gepaarte Mäßigung in Abſicht auf dieſe verſchiedenen Gegenſtände zu thun und zu vermeiden habe, ſcheint die Forderung allzu unbeſtimmt und ungenügend motivirt zu ſeyn. Es gibt vorzüglich dreyerley Kräfte, vermöge welcher die Beherrſchung und

Lenkung der Begebenheiten bewirkt wird, nämlich das Schwert, das Geſetz und das Wort; und auf dieſe verſchiedenen Kräfte und Organe finden nicht alle Mal die nämlichen Forderungen Anwendung. Sobald nämlich die Parteyen zur That ſchreiten, und durch gewaltthätige Angriffe, Fortſchritte und Reſultate, mögen ſie nun das Banner des Kriegs offen wehen laſſen, oder unter allerley Schein eines falſchen Friedens verbergen, die Bollwerke der wahren Ordnung und des wahren Rechtes einreißen, ſo daß der That mit That, der Gewalt mit Gewalt begegnet werden muß, ſo kann von einer Vermittelung in dem Augenblick weiter keine Rede ſeyn, und es iſt, ſo weit als das Schwert gebieten und entſcheiden muß, ein unbedingtes Parteynehmen unvermeidlich. Weisheit muß darüber wachen, daß das Schwert nicht anders, als ſo weit es die Nothwendigkeit erfordert, gezogen werde. — Der Begriff eines eigentlichen Meinungskrieges iſt alle Mal unbedingt zu verwerfen, allein wohl kann irgend ein beſtimmter faktiſcher Vorgang, worauf weitverbreitete Parteyen der Meinung wegen Werth legen, mit dem Schwert müſſen rückgängig gemacht werden. Es ſcheint hier auf das Maß der Rechtsverletzung, auf die Nothwendigkeit und auf den Beruf anzukommen, den eine Regierung hat, die allgemeine Ordnung gegen jene Rechtsverletzungen zu vindiciren (und Beruf wird bekanntlich in rechtlichen Verhältniſſen durch gewiſſe Garantien der Macht und des Willens begründet). — Es würde unrichtig ſeyn, zu glauben, daß zwiſchen den Regierungen und einer der Parteyen niemals irgend welche Fragen durch das Schwert entſchieden werden könnten. Nicht zwar ſoll die Partey als ſolche, ſey ſie ſchwach oder ſtark, in ſo weit ſie Meinungen und Wünſche hat, mit dem Schwerte bekämpft werden; es ſoll auch nicht gegen eine geiſtige Kraft, welche vielleicht eine halbe Welt mit ſichtbarer oder unſichtbarer Macht ergriffen hat, aus dem Grunde, weil ſie zerſtörend iſt, mit dem Schwerte gewüthet werden; erſteres nicht, weil es der Vernunft und Gerechtigkeit widerſpricht, Meinungen und Wünſche gleichwie Thaten zu behandeln; letzteres nicht, weil es verderbliche Anmaßung wäre, durch Niederlagen der Völker und Ruin der Reiche eine zweifelhafte oder unmögliche Entſcheidung erzwingen zu wollen, welche der guten, gerechten, geiſtigen Macht nur auf ganz andern Wegen, als auf denen der Gewalt verheißen worden iſt. Allein wohl können die Parteyen, wohl können die Diener einer zerſtörenden geiſtigen Weltmacht, wie geſagt, einzelne Gewalthandlungen begehen, welche ganz in die Sphäre des gerechten Vertheidigungskrieges fallen; es iſt nur ein einzelner Akt in dem großen Drama oder der großen Tragödie des Streits der feindli-

chen Mächte, aber dieſer einzelne Akt kann dafür geeignet ſeyn, mit Waffen ausgefochten zu werden. Es bleibt nur dabey ganz vorzüglich zu erwägen, daß aus einem ſolchen partikularen Kampfe nicht ein allgemeiner Kampf der einen Welthälfte gegen die andere entbrenne, um ganz andere und weit allgemeiner eingreifende Gegenſtände, als welche den beſondern Vorwurf des Streits bildeten, und alles ſich in wilden Fauſtkampf oder allgemeine Ermüdung auflöſe.

Das Geſetz in ſeiner allgemeinen Ausdehnung iſt wohl ohne Zweifel die würdigſte Waffe und Kraft der Regierungen, wodurch das hohe Ziel der Ordnung, Gerechtigkeit und billigen Ausgleichung am eigenthümlichſten und ſicherſten befördert werden kann. Wenn das Schwert nur nach einer Seite hin geführt wird, und, einmal angenommen, daß es gebraucht werden ſoll, keine andere Rückſicht zuläßt, als die, daß der Feind gegenüber niedergeworfen oder entwaffnet werde, ſo ſcheint dagegen das Geſetz, auch das verbietende, alle Mal eine Seite zu haben, unter der es begründet und befiehlt. Dem Geſetze, welches zurückhält, unterſagt und beſtraft, ſteht auch alle Mal ein anderes Geſetz zur Seite, welches zuläßt, anerkennt, befiehlt und belohnt. Iſt nun die bekämpfende und zurückhaltende Gewalt des Geſetzes gegen weitverbreitete Parteyen, und in der Zeit herrſchende geiſtige Kräfte aus ähnlichen Gründen mit Vorſicht anzuwenden, aus welchen wir dieſe für das Schwert anerkannt haben; ſo iſt dagegen für die begründende und poſitive Macht der Legislation gewiſſer Maßen noch wichtiger, keine falſchen Beſtandtheile aus beyderſeits falſchen Syſtemen der Parteyen mit aufzunehmen; ſondern in Gemäßheit einer von den Parteymeinungen unabhängigen, zuverläßigen, weil auf untrügliche Annahmen gegründeten Unterſcheidung nur ſolche Einrichtungen aufzunehmen, und ſolche Vorſchriften zu treffen, wodurch möglichſt der konſervatoriſche und wahrhaft gemeinſchaftliche Charakter des Rechts bewahrt und allem aufgedrückt werden möge.

Was nun das Wort, als das dritte große, obwohl mehr mittelbare Werkzeug der äußern Autorität betrifft, ſo iſt wenigſtens einleuchtend, daß es mit in den Bereich der Regierungen fällt, ſobald es von ſeiner eigenthümlichen Natur ausartend, That wird, nämlich wenn es nicht Ueberzeugung und Ueberredung bezweckt, ſondern Zwang durch künſtliche und offenbar trugvolle Bearbeitung der Parteyen. Und da gegen das Wort, als höhere, dem Geiſte unmittelbar mehr angehörige Macht ſich der Staat ebenfalls nie ganz gleichgültig verhalten kann, ſondern wenigſtens der rechten Anwendung derſelben mehr Erleichterung und Hülfsmittel angedeihen laſſen wird, als der entgegengeſetzten,

ſo iſt hier der richtige Blick in die echten und unterſcheidenden Kennzeichen des ſchädlichen vom unſchädlichen, des wahren vom falſchen Worte um ſo nothwendiger, je geiſtiger und alſo urſprünglich und eigentlich fremdartiger der Staatsgewalt dieſes Organ der höchſten menſchlichen Macht iſt. Um ſo ſchwieriger aber iſt auch eben deßwegen, etwas Genügendes an Hand zu geben und vorzuſchlagen, um für eine ſolche Unterſcheidung einen zuverlaßigen Maßſtab oder Leitfaden an Hand zu geben.

Endlich wäre auch näher zu beſtimmen, wie auf die beyden Richtungen, in welchen alle Staatsgewalt ausgeübt wird, die innere und äußere nämlich, jene Forderung einer vermittelnden Mäßigung Anwendung finden ſoll. Da der Verfaſſer von der heiligen Allianz ſpricht, ſo wäre wohl, wie es ſcheint, um ſo mehr der Ort geweſen, hierüber etwas Genaueres anzudeuten. Es gibt nämlich für jedes der drey großen Hebel und Organe aller Politik, das Schwert, das Geſetz und das Wort, ſowohl eine Wirkſamkeit im Innern des eigenen Staats, als eine außerhalb den Gränzen desſelben. Was das Schwert betrifft, ſo iſt dafür die puissance fédérative offenbar noch wichtiger, als ſelbſt die puissance militaire und financière (die bekannte Abtheilung der Macht). Was das Geſetz anbetrifft, ſo kann einmal die auswärtige Macht angewandt werden, um im Innern eines andern Staates das Geſetz aufrecht zu erhalten, und Auflehnung und Anſtrengung wider dasſelbe zu unterdrücken; es kann auch ferner in den Verhältniſſen des einen Staats zu dem andern im Sinn eines allgemeinen Geſetzes gehandelt, und durch gewichtvolle Vermittelung Mangel eines ſolchen wirkſam erſetzt werden. Oder es kann ſich die auswärtige Politik der Staaten ſelbſt Geſetzen unterwerfen, und die Natur des Geſetzes annehmen; — und zwar wiederum auf verſchiedene Weiſe. Es kann die eine Macht ſich mit einer andern Macht nach gewiſſen Verabredungen dahin verbinden, in Anwendung ihres auswärtigen Einfluſſes immer gemeinſchaftlich nach ausgeſprochenen Grundſätzen zu verfahren; es kann auf dieſem Wege ſich eine überwiegende Macht in den Staatsverhältniſſen bilden, gleichſam eine monarchiſche Einheit in der Republik ſouverainer Staaten, welche aber nur dadurch Dauer haben kann, daß ſie ſich ſelbſt beſtimmte Schranken ſetzt, innerhalb welcher ſie ſich wirkſam erzeigen will, ohne die Rechte der kleineren und Mittelmächte zu gefährden. In ſo fern nun als ſolches geſchieht, bildet ſich ein Geſetz für die Staaten in ihren wechſelſeitigen Verhältniſſen, ein poſitives Völkerrecht höherer Art, eine allgemeine Politik mit anerkannten Grundſätzen, welche ſich einem gemeinſamen Staatsrecht für alle Staaten des Welttheils nähern. Oder es können auf dem Wege ganz freyer

Gegenſeitigkeit, ohne alle Rückſicht auf überwiegende Macht, ſich föderative Bundesgeſetze bilden. — Was zuletzt die Waffe des **Worts** betrifft, ſo iſt ebenfalls einleuchtend, daß die defenſive oder unterſtützende und helfende Wirkſamkeit der Regierungen in Bezug auf daſſelbe ſich ſowohl über die innern als äußern Staatsverhältniſſe ausdehnt. Es würde nun offenbar die Meinung des Verfaſſers klarer geworden, und die Erörterung nützlicher geweſen ſeyn, wenn er dargethan hätte, welche Anwendung ſeiner Meinung nach die Idee einer energievollen Mäßigung auf die Verfahrungsweiſe der europäiſchen Regierungen, in allen dieſen Beziehungen nach den wirklich beſtehenden Verhältniſſen und den Grundſätzen der vorhandenen Bündniſſe haben ſollte.

Indem wir nun dieſe Unvollſtändigkeit und weſentliche Mangelhaftigkeit der Anſichten des Herrn **Görres**, unter entſchiedenſter Anerkennung ſeines ſeltenen Talents und reichen Geiſtes, in der erwähnten Beziehung nachgewieſen zu haben glauben, wollen wir uns dem Verſuch nicht entziehen, wenn auch mit geringen Kräften, einen Beytrag zu jener beſtimmteren Unterſcheidung der im Kampf befangenen Theile zu liefern, in ſo weit derſelbe auf dem Gebiete der Staatsverhältniſſe geführt wird. Die entgegengeſetzten Kräfte und Beſtrebungen umfaſſen zwar alle großen geſellſchaftlichen Angelegenheiten, Kirche und Schule eben ſo ſehr, oder noch mehr, als ſelbſt den Staat und ſogar die Verhältniſſe des Hauſes und der Familie, uns aber beſchaftiget die vorliegende Frage für jetzt nur, in ſo fern der Kampf die nächſten Gegenſtände der Staatswiſſenſchaft zum Gegenſtande hat.

Daß die Bezeichnung einer **deſpotiſch-oligarchiſchen** und einer **demokratiſchen** Parthey den Gegenſatz nicht erſchöpfend darſtellt, muß ſchon daraus erhellen, daß bey einer ſolchen Annahme für konſervatoriſche, gerechte und weiſe Grundſätze im Zeitalter keine Stellung übrig bleiben würde. Denn daß ſowohl das oligarchiſche als das demokratiſche zerſtörende und für jeden Staat verderbliche Elemente ſeyen, hat man ſchon vor **Ariſtoteles** erkannt; und es muß doch dem verſchiedenartigen Schlechten und Zerſtörenden gegenüber eine feſte Stellung und Grundlage für das Gute und Erhaltende geben, auf welche eine weiſe Staatskunſt ſich ſtützen kann. Hierauf beruht unſere ganze Anſicht. Es heißt die Sache der Erhaltung der Staaten als ſchutzlos, die Regierungen ſelbſt als unmächtig ſich denken, wollte man bloß beyderſeits falſch gerichtete Parteyungen für die einzigen vorhandenen Faktoren des Streites, für die alleinigen Hebel und Organe des Verfahrens der Macht betrachten. — Es wird auch bey näherer Prüfung einleuchtend, daß

die im Kampfe begriffenen widerſtrebenden Richtungen gar nicht überall zuſammentreffend und identiſch ſind mit den äußerlichen Partenen, worin gerade faktiſch ein Land getheilt erſcheint, und die gewöhnlichen Benennungen reichen zu der von uns geſuchten gründlichen Unterſcheidung nicht hin, weil ſie nur auf ſehr äußerliche Kennzeichen ſich zu gründen pflegen, wie ſie jeder leicht auf den erſten Anblick gewahr wird, worin ſich aber ihre eigene geiſtige Natur nicht offenbart. Der Gegenſatz von Regierenden und Regierten gehört von ſelbſt nicht hierher, weil ja vielmehr dieſe beyden Beziehungen als übereintreffend auf ein gemeinſchaftliches Ziel, und nur in einer der allertraurigſten Vorausſetzungen als entſchiedene und daurende Gegenſätze zu denken ſind. Miniſterium und Oppoſition bildet zwar einen Gegenſatz, aber einen mehr nur zufälligen und veränderlichen, da ja die nämliche Richtung und Ueberzeugung und derſelbe Charakter heute in irgend einem Staate miniſteriell, morgen dagegen opponirend ſeyn kann. Eine ſtehende, advokatenmäßige Oppoſition gegen alles und jedes was ein gegebenes Miniſterium will, iſt nur etwas künſtlich-konſtruirtes, und kann mit einer urſprünglichen Grundrichtung offenbar nicht einerley ſeyn. Monarchiſch und republikaniſch bildet zwar einen Gegenſatz, allein auch dieſen ſcheint das Streben der entgegengeſetzten Parteyen nicht in ſeinem wahren Grunde und ſeiner charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit bezeichnen zu können; denn Viele derer, die in der entſchiedenſten Weiſe der liberal demokratiſchen und revolutionären Tendenz angehören, wollen einen Alleinlenker aller andern Willen zu dem von ihnen erwählten Zweck, einen Alleinherrſcher im Geiſte des Jahrhunderts, wie ſie dieſen verſtehen, und alſo eine monarchiſche Form. Und wiederum finden viele Freunde der Monarchie auch in manchen republikaniſchen Staatsordnungen kräftige Stützen der ihnen heiligen Sache. — Ariſtokratie und Demokratie ſcheint noch eher einen genügenden Gegenſatz zu bilden; allein auch hier wird gleich bey etwas näherer Prüfung die größte Unbeſtimmtheit fühlbar. In den demokratiſchen Bewegungen tauchen jedes Mal eine Menge neuer ariſtokratiſcher Anſprüche und Superioritäten auf, oder vielmehr die Revolutionen werden immer von ſolchen gemacht, die vermöge einer ſchon vorhandenen Ungleichheit über andere eine Gewalt ausüben, und die Verhältniſſe der Ariſtokratie zeigen in höherer Beziehung auch wieder eine gewiſſe Gleichheit, und dieſe bildet das Haupterforderniß der Demokratie. Verſtände man aber unter Ariſtokratie die Herrſchaft der durch Ausſchließung aller andern Privilegirten, und unter Demokratie einen Zuſtand der Staatsverhältniſſe, vermöge deſſen Niemand von

irgend einem Privilegium geſetzlich ausgeſchloſſen iſt, ſondern jede Stufe von Herrſchaft unter Begünſtigung des Glückes ungehindert durch das Geſetz erreichen kann, ſo iſt zwar nicht zu läugnen, daß auf der einen Seite das Beſtreben, eine grelle Ungleichheit durch bloße Ausſchließung Anderer zu behaupten, auf der andern Seite Neid und Unzufriedenheit derer, welche ſich ausgeſchloſſen fühlen, auch wohl ihren bedeutenden Antheil an den Parteykämpfen der Zeit gehabt haben; daß hierin aber das eigentliche Princip und das weſentliche Ziel dieſer großen Bewegungen liegen ſollte, wird heute wohl Niemand kurzſichtig genug ſeyn, zu behaupten. Zur Erklärung ſo umfaſſender, alle Grundfeſten der menſchlichen Geſellſchaft erſchütternden Kämpfe reichen jene geſellſchaftlichen Spannungen und die Triebfedern der ausſchließenden oder der durch Ausſchließung gekränkten Eigenliebe nach unſerm Bedünken nicht viel beſſer aus, als wenn man in mäßigen Küſtenwinden, welche die Oberfläche des Meeres am Ufer kräuſeln, die Urſache von Stürmen finden wollte, welche die Tiefen des Oceans durchwühlen! Es würde dieſes vielleicht ſchon aus jener öfters gemachten Bemerkung ſich darthun laſſen, daß unter den eigentlichen Führern der heutigen Revolutionen ſehr viele in jenem Sinne Privilegirte ſich befinden; und unter ihren Gegnern andererſeits viele nicht im ausgezeichneten Maße Begünſtigte. Iſt doch das unverdorbene, ſchlichter Sitte treue Volk, der echte Bürger, der wahre Bauer, oft das allerſtärkſte Hinderniß der neueren Revolutionen. — Auch liegt die Reflexion ziemlich nahe, daß das Glück immer nur ſehr Wenige weit empor trägt, und eben dieſes Glück ſeine Günſtlinge unter allen Verhältniſſen, ſeyen ſie auch geſtaltet, wie ſie wollen, weit genug bringen kann. Die Hoffnung, die Vorſtellung, daß in einer demokratiſch geſtalteten Geſellſchaft manche Schranken nnd erſchwerende Hinderniſſe des äußeren Glückes hinwegfallen möchten, welche bey einer ariſtokratiſch geordneten dem unbegünſtigten Emporſtreben im Wege ſtehen können, mag zwar allerdings Manche für Theorien und Tendenzen gewinnen, die ſich als demokratiſch ankündigen; allein in ſolchen Antrieben und Täuſchungen eines perſönlichen und dabey kleinlichen Ehrgeizes oder Neides die Summe alles deſſen ſuchen, was unſer Zeitalter bewegt, und hieraus alle Macht des Fanatismus, alle falſche Philoſophie, alle Frevel, alle Ausbrüche der Leidenſchaften, alle glänzenden ſowohl als brutalen Verirrungen des Geiſtes herleiten wollen, welche die Geſchichte der neuern Zeit in ſo vielfacher Geſtalt darſtellet, würde eine große Beſchränktheit des Blickes verrathen. — Wiederum kann man nicht ſagen, alles drehte ſich darum, daß die Einen Superioritäten wollen, die Andern dagegen, daß niemand

den Andern ſuperiör ſey. Denn Jene müſſen doch irgend einen, wenigſtens dunkel verſtandenen Grund und Zweck haben, warum ſie Superioritäten wollen, ihr Zweck kann nicht ſeyn, daß irgend ein Individuum A, welches ganz unabhängig von einem allgemeinen Zweck gedacht wird, über irgend ein anderes Individuum B, gegen welches ſie ganz eben ſo gleichgültig ſind, eine nichts bezweckende und durch nichts beſtimmte Obergewalt ausübe. Und andererſeits iſt auch wohl nicht möglich, daß es den Freunden einer radikalen Gleichheit mit dieſem Hinwegfallen aller Superiorität, ſowohl der des Geiſtes und Talents, als des Reichthums und der Macht, jemals durchdachter Ernſt ſeyn könne, da immer der eine Menſch dem andern ſchon nach der natürlichen Anlage in irgend einer Sache ſuperiör iſt, und alſo auch im Staate dieſes allgemein vorhandene Verhältniß ſich in irgend einer Weiſe wirkſam zeigen muß. Eben ſo wenig kann auch Stabilität und Aenderung den Gegenſatz erſchöpfend bilden, denn das Feſtbegründete nimmt Aenderung in ſich auf, und das durch Aenderung entſtandene ſtrebt, ſtabil zu werden. Grundbeſitz und Geldbeſitz bilden den geſuchten Gegenſatz ebenfalls nicht, da ja der eine des andern nie entbehren kann. Etwas anderes wäre freylich ſchon, wenn man ſich einen Kampf um unbedingte und ausſchließende Herrſchaft der einen Art des Beſitzes über die andere vorſtellte; hier wäre allerdings Gegenſatz und unverſöhnter Streit; aber derſelbe könnte allein die große Entzweyung des Zeitalters nicht beſtimmen. Das wird ſchon daraus klar, daß diejenigen, welche ſich durch einen eingreifenden Geiſt der Zeit verletzt fühlen, größten Theils noch von ganz andern Verhältniſſen, als von denen des Grundbeſitzes und Ackerbaues, ſo wichtig und ehrwürdig dieſe auch erſcheinen mögen, zu ſprechen pflegen, wenn ſie die Gefahren und das Unheil ſchildern wollen, welches die heutigen Revolutionen anſtiften. Sie ſprechen von ehrwürdigen Inſtitutionen, von ſocialen Banden, von geheiligten Gemeingütern, von der Geſchichte der Nationen und den auf Geſchichte begründeten Einrichtungen, von überliefertem Volksglauben u. ſ. w., und ſo ſehr nun auch eine unbeſchränkte Herrſchaft des Geldes in den Verhältniſſen des materiellen Eigenthums dieſen Gütern und Einrichtungen Gefahr bringen mag, ſo ergibt ſich doch von ſelbſt, daß es ſich hier zugleich noch von ganz andern Kräften und Zwecken handelt, als von denen des äußeren Beſitzes und von ſeinen Verhältniſſen.

Am allerwenigſten wird jener Gegenſatz dem richtigen Verſtändniß näher gebracht, wenn man ihn mit Freyheit und Knechtſchaft bezeichnet, wofern man nämlich unter Freyheit verſteht, daß die Einzelnen nach einem in ihrer Individualität

gegebenen oder von ihnen ſelbſt gewählten Geſetze leben können. Denn die allumfaſſende Tyranney und Abſolutheit des revolutionären Geſetzes wird von den entſchiedenen Verkündigern desſelben keineswegs mehr geläugnet; das Individuum, was ſich der uneingeſchränkten Gewalt deſſen, was Einige wollen (ſolche nämlich, die das Geſetz der Revolution gleichſam als bevollmächtigte Organe des Geiſtes der Zeit gegeben haben) widerſetzt, wird nach ihrer Doktrin als Frevler gegen die Majeſtät des Geſetzes, als Verräther gegen die heilige Sache, als vom ſchnödeſten Egoismus beherrſcht, und unfähig dem Wohle Aller ein Opfer zu bringen, gebrandmarkt und beſtraft. Die Privatanſicht, oder der Privatwille, welcher, auf die Rechte des Individuums ſich berufend, ſeinen eigenen, den revolutionären Gewalten entgegengeſetzten Weg gehen wollte, würde durch den härteſten Zwang zurückgeführt werden. Die individuelle Freyheit als Triumphgeſchrey der heutigen Revolutionen iſt beynahe zum Kinderſpott geworden. — Auf der andern Seite aber machen auch die Stimmführer der Monarchie, der legitimen Ordnung ꝛc. keinen Anſpruch darauf, eine völlige äußere Freyheit der Individuen im politiſchen Verhältniſſe nach ihren Doktrinen erreichen zu wollen, ſie erklären vielmehr dieſelbe, unbedingt und ganz uneingeſchränkt verſtanden, als ein logiſches und praktiſches Abſurdum, intereſſiren ſich aber dagegen oft ſehr lebhaft für die Aufrechthaltung und Begründung von dieſer Freyheit entſprechenden und mannigfaltig beſtimmten individuellen Rechtsſphären. — Wenn daher die revolutionäre Tendenz in manchen Verhältniſſen ſcheinbar oder auch wirklich eine größere Freyheit der Einzelnen begünſtigt, ſo iſt dieß etwas Zufälliges; in vielen andern Verhältniſſen vernichtet ſie dieſelbe ganz und gar. Eine vernünftige und verbeſſerte Beſtimmung der individuellen Rechtsſphäre iſt ganz und gar nicht, was jene Richtung bezielt, und weßhalb ſie mit der wohlgeordneten Monarchie ſich in einem unverſöhnlichen Kampfe befindet, mit welcher vielmehr jede vernünftige Verbeſſerung in den Verhältniſſen der Einzelnen der Idee nach am vollkommenſten übereinſtimmen dürfte. — Wenn wir aber alle dieſe oft vorkommenden Bezeichnungen für ungenügend befinden müſſen, ſo frägt ſich, ob vielleicht auf geiſtigem Gebiete eine richtige und erſchöpfende Gegeneinanderſtellung der ſich befeindenden Kräfte zu finden iſt, ſo daß wir etwa jene Ausdrucksweiſe annehmen dürſten, welche ebenfalls vielfach und von nicht unwürdigen Stimmen gebraucht worden, nach welcher nämlich Glauben und Vernunft einander entgegen ſtrebten, weil die Freunde der hiſtoriſchen Monarchien allerdings Glauben als die Grundlage und Seele aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe betrachten,

und die neuern und revolutionären Doktrinen allerdings auf dem Wege des Räſonnements, des Nachdenkens und der Spekulation im Widerſpruch mit dem Glauben entſtanden ſind. Allein auch abgeſehen davon, daß ebenfalls der älteſte Glaube der Vernunft eine überaus große Ausdehnung der Entwicklung läßt, ſo kann man auch von der andern Seite nicht ſagen, daß die Anhänger von Spekulationen und Theorien, welche mit jenem Glauben unvereinbar ſind, überall nichts glaubten. Es gibt darunter manche, die eine ſtarke, obwohl falſch gerichtete und unbeſtimmte Kraft des Glaubens in ſich zu tragen ſcheinen. Außer dieſer Erwägung aber tritt nun noch die weitere ein, daß es ſich bey den Kämpfen der Zeit eben um äußere Verhältniſſe handelt, welches ja nicht zunächſt der Fall ſeyn würde, wenn ſie bloß auf geiſtigem Gebiete geführt würden. So ſehr alſo auch alles darauf hindeutet, daß intellektuelle und moraliſche Triebfedern und geiſtige Mächte dabey im Spiele ſind, und kräftig mitwirken, ſo deutlich dürfte es doch auch ſeyn, daß es nicht bloß um rein geiſtige Angelegenheiten, wenigſtens nicht in ihrer Trennung von den äußern Verhältniſſen ſich handelt, ſondern eben von Geſtaltung und Umwandlung oder Zerſtörung, Organiſation oder Desorganiſirung der äußeren Verhältniſſe nach den Forderungen des allgemeinen Geiſtes, welchem jeder ſich hingegeben hat.

Kann nun das, was die Anſichten und Beſtrebungen der Zeitgenoſſen ſo feindlich trennt, durch alle jene Bezeichnungen, welche wir etwas näher prüften, ſo wie durch manche andere, welche in ähnlicher, unbeſtimmter Weiſe gebraucht werden, keineswegs genügend dargeſtellt werden, ſo irren wir vielleicht nicht, wenn wir die Unterſcheidung in nachſtehender Weiſe zu bezeichnen verſuchen. Wir meinen nicht, im Grunde damit etwas Neues und ſelbſt Gefundenes zu ſagen, wohl aber auf etwas näherer Prüfung im höchſten Grade Würdiges auch unſererſeits hinzuweiſen, indem wir beytragen möchten, das an andern Orten, und ſogar häufig Ausgeſprochene, aber ſelten nach ſeiner vollen Bedeutung Gewürdigte und Angewendete, dem allgemeinen Verſtändniß und Ueberblick um etwas näher zu bringen. Die Doktrin und das Streben der Einen beſteht nämlich, wie wir erachten, darin, daß ſie die Verhältniſſe der Geſellſchaft nach der Natur und den Geſetzen von lebendigen Körpern und organiſirten Verbindungen beurtheilen, und alles dasjenige wollen, was die Geſtaltung, den Beſtand und die Entwickelung der Geſellſchaft, als eines ſolchen belebten Körpers, zu befördern vermag, alles aber ausſchließen, was dieſem leiblichen und organiſchen Leben feindlich entgegen iſt. Die andern aber haſſen die Beſchränkungen, welche aus einem ſolchen organiſch zuſammenhängenden,

leiblichen Leben der Geſellſchaft für die Anwendung einzelner Kräfte fließen; und weil ſie in rückſichtsloſer Erweiterung oder im Gebrauch phyſiſcher oder intellektueller Kräfte durch jenes gemeinſchaftliche Leben der Geſellſchaft in keiner Weiſe gebunden ſeyn wollen, ſo ſtreben ſie aus allen Kräften nach der Zerſtörung desſelben. — Jene erſtern glauben, daß in ähnlicher Art, als es bey der Familie und im umfaſſendſten Sinne des Wortes, bey den Religionsgeſellſchaften von ſelbſt deutlicher iſt, ebenſalls die Volks- und Staatsgeſellſchaften etwas Gegebenes ſeyen, was die Willkür und ungebundene Verabredung der Menſchen nicht machen, was ihre Bemühungen nur fortpflanzen, erhalten, vollkommener ausbilden, oder Schutz- und Trutzwaffen, um ſo zu reden, dafür erfinden ſollen. Dieſe letzteren haben in ihrer Weiſe Recht, daß ein ſolcher willkürlicher und ganz unbeſchränkter Gebrauch einzelner Kräfte, wie ſie denſelben theils aus gemeiner Selbſtſucht, theils aber auch mit falſcher und verblendeter Meinung, vielen andern Menſchen etwas Gutes dadurch mitzutheilen, erobern wollen; — durch ein organiſches Leben der Staatsgenoſſenſchaft vielfache, in der Wahrheit oft ſehr heilſame, ihnen aber drückend und unerträglich ſcheinende Beſchränkung findet; und daß, wenn es ihren konzentrirten Anſtrengungen gelungen wäre, ein ſolches Band des leiblichen Lebens der Staatsgeſellſchaft zu zerſchneiden, ein wilder Ausbruch entbundener Kräfte allerdings erfolgen würde, welcher aber ſeine fürchterliche Strafe zur Enttäuſchung Aller mit ſich führt.

Vielleicht werden manche dieſe Bezeichnungsart noch zu bildlich finden; allein wenigſtens muß anerkannt werden, daß dieſes vom lebendigen Leibe genommene Bild ein ſehr fruchtbares und anwendbares iſt, welches zur Aufhellung der Idee, welche man ſucht, weſentlich beyträgt. Es wird dadurch zunächſt angedeutet, daß der Anfang, gleichſam der Keim der Geſellſchaft, dasjenige, wodurch zugleich der wahre Zweck, und ſomit auch das höchſte Geſetz derſelben beſtimmt wird, welches den Gegenſtand der Erhaltung, Erziehung, Ausbildung, Fortpflanzung, Vertheidigung derer ſeyn muß, welche die Geſellſchaft ausmachen, etwas Gegebenes und Poſitives iſt, von welcher ſich die Einzelnen nicht ganz losſagen, nicht durch Privatwillkür darüber ſchalten, am wenigſten ſich zu ſeinem Untergang verbinden dürfen. Etwas Gegebenes iſt die Abſtammung von den erſten Erzeugern, den Vätern ganzer Nationen, und der denſelben dadurch gleichſam eingeborne und eingepflanzte, unter wechſelnden Schickſalen und im Laufe der Jahrhunderte mannigfach modificirte National-Charakter, die natürliche Grundlage und damit in Ver-

bindung ſtehende Beſtimmung der Nation. Etwas Gegebenes iſt die Ueberlieferung, der von den Vätern auf die Söhne gleichſam übertragene und vererbte Beruf und der an die Nation ergangene Befehl über ihr Verhältniß zur Religion, zur Lehre von Gott und göttlichen Dingen, welches Verhältniß ein ſehr verſchiedenes ſeyn kann. Gegeben iſt die von Urſprung her den Völkern beywohnende Idee der Gerechtigkeit, und einer Gewalt, welche ſie äußerlich handhaben ſoll, und welche alſo Autorität hat; deren Willen in beſtimmten Fällen, als das höchſte, gleichſam göttliche, befolgt und ausgeführt werden ſoll. Gegeben iſt alles, was im Verlaufe der Zeit beym Volke unter dem Schirm ſeiner Geſetze entſtanden iſt, ſo lange es nicht mit dem höheren Gegebenen, mit dem eigentlichen Zwecke der ganzen Genoſſenſchaft in Widerſpruch tritt; gegeben iſt das in Uebereinſtimmung mit dem Ganzen okkupirte und geregelte Vermögen der Einzelnen, die Quellen des Erwerbes, und die mannigfaltige Benutzung, zu welcher die phyſiſche Beſchaffenheit des Bodens die Veranlaſſung darbietet; und alle beſtimmten, reellen Intereſſen und Vortheile, auf deren Genuß ſich in Uebereinſtimmung mit der Geſammtheit einzelne Theile Anſpruch erworben haben. — Man ſieht, daß alſo ſowohl die allgemeinen, als die beſonderen, die urſprünglichen, als die hinzugekommenen Zwecke der Geſellſchaft hier als etwas Gegebenes erſcheinen, und daß die ganze Geſetzgebung und Verwaltung alſo kein anderes Ziel haben kann, als die Erhaltung, den Wachsthum, oder die Vervollkommnung dieſer gegebenen Gemeingüter. — Eben ſo führt jenes Bild des lebendigen Leibes auf die Nothwendigkeit, daß die Aehnlichkeit des Mundes, wodurch der Wille und Gedanke ausgeſprochen wird, in der Geſellſchaft und in ihrer urſprünglichen Grundanlage (in ihrem erſten, weſentlichen Baue) ſchon als gegebenes Organ vorhanden ſeyn müſſe, wodurch der gemeinſchaftliche Gedanke und Wille des Ganzen bindend ausgeſprochen wird; der Wille, welchem alle einzelnen Theile Folge leiſten müſſen. — Ferner bietet dieſes Bild die Anſchaulichkeit des Zuſammenhanges aller Theile dar, ſo daß jedes Glied ſeine beſtimmte Thätigkeit und Verrichtung hat, die allen übrigen zugleich mit zu Gute kommt; ſo daß kein einzelnes Glied verletzt werden kann, ohne daß das Ganze leidet, und wiederum auch das gemeinſame Gefühl des Ganzen, der sensus communis, eine volle und klare Wiſſenſchaft über den Zuſtand des Wohlſeyns oder des Leidens jedes einzelnen Theiles gibt. Dieſes ſind einige von den vorzüglichſten Analogien, welche ſich aus dieſem Bilde ergeben und worauf es hier ankommt; wobey noch zu bemerken iſt, daß auch aus dem Bilde der Krankheiten des Körpers die Gebrechen der

Geſellſchaft und ihre beſte Heilart vorzugsweiſe verſtanden werden können.

Die entgegengeſetzte Tendenz, ſagten wir, ſtrebe nach Zerſtörung des leiblichen Lebens der Geſellſchaft. Sie will nicht, daß die Staatsgeſellſchaft als für Erhaltung, Wachsthum und Ausbildung gegebener Gemeingüter, gleichſam eines organiſchen Keimes und ſeiner Entwickelung eingeſetzet betrachtet werde, ſondern als die verabredete Form des gemeinſchaftlichen Handelns, durch welche die gerade jetzt Lebenden nach ihren eigenen Trieben und Gutdünken den Gebrauch einzelner Kräfte verſtärken oder erweitern können. Es gibt für ſie nicht die Aufgabe, eine beſtimmte Nationalität auszubilden und zu veredeln, noch viel weniger beſteht für ſie ein altgeheiligtes Verhältniß der Nation und der Staatseinrichtungen zum Religionsglauben; es gibt auch nach ihrer Vorſtellung keine urſprüngliche Gewalt zur Handhabung der Gerechtigkeit, kein durch ein von Anfang her gültiges und fortbeſtehendes Grundgeſetz in der Geſellſchaft vorhandenes Organ für den gemeinſchaftlichen Willen, welcher Wille, als wäre er ein göttlicher Ausſpruch, befolgt werden muß, weil er die Stelle des göttlichen Anſehens vertritt; es gibt auch für ſie nichts unter dem Schirm der Geſetze entſtandenes Partikulares, was geheiligt wäre, und nicht angetaſtet und verletzt werden dürfte, und ſie verkennen den organiſchen Zuſammenhang des Ganzen, vermöge welchem die dem einen Theile zugefügte Verletzung als die aller Theile empfunden wird. Anſtatt alles dieſes Gegebenen, Unverletzlichen, Gebietenden, iſt ihnen das von allem dieſen unabhängige, abgelöſte und entkleidete Begehren, Denken und Wollen vieler Einzelnen, unter den Namen der allgemeinen Vernunft und des ſouveränen Volks, unbedingtes und uneingeſchränktes Geſetz. Jene Einzelnen werden ohne Verhältniß zu einer Vergangenheit und Zukunft, als für ſich beſtehend; ſie werden als abgelöſt und entbunden von der Idee der Gemeinſchaft als Private; ſie werden als gleich unter ſich und als die Quelle der Souveränität gedacht. Es iſt gleichſam ein entkörperter, feſſelloſer Verſtand und Eigenwille, der allein, was auch immer geſchehen und erfolgen möge, ohne Hinderniß herrſchen, hauſen und wüthen will; und nichts verlangt er entſchiedener und gewaltſamer, als daß alle jene Schranken und Hinderniſſe hinwegfallen mögen, welche aus dem Daſeyn eines lebendigen Staatskörpers, oder wenn der Ausdruck wohlgefälliger iſt, des Staats als einer moraliſchen Perſon, eines Individuums, welches eine gegebene Geſchichte, einen gegebenen Beruf im Verhältniß zu göttlichen ſowohl, als menſchlichen Dingen, ein erworbenes Beſitzthum, beſtimmte Pflichten und Rechte, be-

ſtimmte Anlagen, Kräfte und Intereſſen hat, und welches ſich ungeſtraft nicht über alles dieſes nach den augenblicklichen Eingebungen der Privatvernunft hinausſetzen kann — heilſam beſchränkend entgegen ſtehen. Die Staats-Organiſation, welche zu dem Ende gewollt wird, um dieſe Zerſtörung recht wirkſam und folgerecht auf ihren Gipfel zu führen, dürfte wohl mit dem Auftreiben einer tödtenden Geſchwulſt im lebendigen animaliſchen Leibe zu vergleichen ſeyn, welche alle Säfte und Kräfte des Körpers in ihr abnormes Gewächs hineinzieht, welches aber kein anderes Ende und Ziel hat, als den völligen Tod des Körpers ſelbſt.

Es wird unſerem Vorhaben entſprechen, noch etwas länger bey dieſer Charakteriſtik zu verweilen. Es würde eine falſche Vorſtellung ſeyn, anzunehmen, daß die Einen, die dem Staat ein körperliches Leben vindiciren, einen trägen und todten Stillſtand wollten, oder der Verbeſſerung in den Grundſätzen des Verfahrens der Geſellſchaft Thür und Thor verſperrt hätten. Keineswegs, und welche Folgerung könnte auch wohl weniger als dieſe aus jenem Bilde, aus der Analogie der Fortbildung eines lebendigen Individuums fließen? — Sie können es aber nicht billigen, wenn irgend eine Verbeſſerung in einer ſolchen Weiſe geſchehen ſoll, welche mit der Geſundheit und dem Leben des ganzen Körpers unvereinbar iſt; nach Ihrer Idee wird die Gewalt, welche eine vorhandene Gewalt richten und verbeſſern ſoll, ſelbſt eine höhere und heiligere ſeyn müſſen; das Abgeſtorbene im Einzelnen kann nur aus der Lebenskraft des Ganzen erſetzt und hergeſtellt werden, und dieſe nur aus höherer Lebensquelle wieder gewinnen, was ſie ſelbſt verloren hatte; oder durch Zurückführung auf ihre eigenen Grundſätze ſich in ſelbſt erneuern. Wenn ein beſſeres Grundgeſetz ſtatt des älteren der Geſellſchaft gegeben werden ſoll, ſo muß derſelben vor allem erſt ein höherer Lebenskeim, ein höheres Gegebenes, welches göttlicher und fürtrefflicher iſt, eingepflanzt werden. Es muß aus höherer, oder wenigſtens aus gleich hoher Autorität und Vollmacht hervorgehen, als das beſtehende Grundgeſetz ſelbſt, und niemals kann der Privatwille der Einzelnen als ſolcher ſich über dasſelbe erheben. Das ſtaatsrechtliche Verhältniß zur Religion kann ein anderes werden, weil dieſe ſelbſt eine ſolche Aenderung erheiſcht, ſey es einer reineren und vollſtändigeren Anwendung ihrer eigenen Lehren nach, oder wegen der veränderten Umſtände, worauf dieſelben angewendet werden müſſen. Eine Abänderung in der Beſtimmung, wie die einzelnen Glieder und Theile des Ganzen bey Bildung des gemeinſamen Willens zugezogen werden und mitwirken, kann alsdann aber auch nur dann erfolgen, wenn das Ganze ſelbſt, das Geſammtgefühl des Körpers der Geſellſchaft, der sensus communis

des Ganzen, le sens du pays, wie man es genannt hat, eine ſolche theilweiſe Aenderung verlangt, um ſchärſer und ſtärker ſich zu äußern. — Die Anhänger jener Grundanſicht wollen nicht, daß irgend welche Individuen als ſolche ihr Gutbefinden zum allgemeinen Geſetz ſollen machen können, oder daß in irgend einem Theile des Ganzen, der ſouveraine Ausſpruch ganz unabhängig von der Zuſtimmung oder dem Widerſpruch der andern Theile gebildet werden ſolle; doch darf auch nach ihren Ideen die Kraſt des Widerſpruchs einzelner Theile in keinem Fall ſo bemeſſen ſeyn, daß eine Zertrennung des ganzen Leibes oder eine Zerſtörung und lähmende Hemmung des ganzen Organismus dadurch bewirkt wird. Die in der entgegengeſetzten Richtung Fortgeriſſenen ſind dagegen über dieſe ſelbſt nicht ſo klar, daß ſie ſich auch in der Praxis und in ganz folgerechter Vorſtellung von allem leiblichen Leben der Geſellſchaſt losſagten; das Bedürfniß nach demſelben iſt dem Menſchen ſo natürlich, daß das richtige Gefühl immer wieder dahin zu treiben pflegt. Iſt das Band der Geſellſchaft bloß durchſchnitten, ſo führen die Theile polypenartig ein korporatives Leben fort, welches um ſo mächtiger und nachhaltiger iſt, je gewaltiger die Lebenskraſt war, die dem Ganzen innewohnte, ja es kann für viele Verhältniſſe ſogar die organiſche Lebenskraft des einzelnen abgeriſſenen Theiles ausreichen. Iſt aber das ganze Leben denaturirt, mehr und minder bis in alle Theile, ſo bilden ſich falſche Organiſationen, die keinen lebendigen Keim in ſich haben, und bald in Fäulniß übergehen, und wovon die eine die andere verdrängt, alle aber dem Ganzen unter vielen Schmerzen, Spannung und Unruhe den baldigen Tod bringen.

Es bedarf wohl nicht der Erinnerung, daß wir bey dieſer hier angedeuteten Bezeichnung der einander bekämpfenden Grundrichtungen, wenn ſie gleich in ganz allgemeiner, auf alle Zeitalter und Völker anwendbarer Weiſe verſucht wurde, ganz beſonders die europäiſchen Staaten und Nationen im Auge haben, und daß namentlich, was das Verhältniß zur Religion betrifft, uns eigentlich und vor allem nur das Verhältniß der Staaten zur chriſtlichen Religion beſchäftigt, wie dasſelbe aus der reinſten und lauterſten Auffaſſung ſeiner eigenen Lehre, in Anwendung auf die wechſelnden Bedingungen der Zeiten zu beſtimmen iſt. — Auch kann jede Unterſuchung nur ſehr fragmentariſch bleiben, welche nicht von Auffindung dieſes Verhältniſſes ſelbſt ausgeht, und für alle verſchiedenen Elemente der Geſellſchaft, für jene auf den intellektuellen ſowohl als materiellen Kräften beruhenden Organe eines gemeinſchaftlichen leiblichen Lebens des Staates, die denſelben eigenthümlichen Geſetze, und die Beſtimmung ihres

gegenſeitigen Verhältniſſes aufſucht. Indeſſen dürfte bey der großen Verſchiedenheit und Unklarheit, welche gegenwärtig noch in dieſer Beziehung über viele Hauptpunkte bey den Zeitgenoſſen herrſchet, während eine gemeinſchaftliche Richtung ihres politiſchen Beſtrebens und Meinens Viele (ſonſt wohl) noch ſehr von einander abweichende Anſichten verbindet und umfaßt — das eigentliche Unterſcheidungsmerkmal der kämpfenden Theile nur in den allgemeinſten Umriſſen, wie wir es verſucht haben, aufgefunden und dargeſtellt werden können.

Von dieſen beyden einander entgegen getretenen und feindlich bekämpfenden Grundmeinungen nun, welche in Hinſicht auf die politiſchen Verhältniſſe die heutige Welt am gründlichſten und weſentlichſten in zwey geſchiedene Hälften trennen, wovon der einen alle Jene angehören, welche im dunklen Gefühl oder deutlicher Erkenntniß ein leibliches Leben und eine moraliſche Einheit der Geſellſchaft wollen, der andern aber Jene, welche, um einzelne Kräfte ungebunden auf den äußerſten Grad ihrer Wirkſamkeit zu bringen, jenes gemeinſame Lebensband auf den Grund zerſtört zu ſehen, das unſelige Beſtreben haben, — von dieſen beyden Grundrichtungen muß die eine den Regierungen befreundet, die andere feindlich erkannt werden. Sie ſind nicht neutral in dieſem Kampfe, ſie ſind vielmehr die erſten und hauptſächlichſten Kämpfer in demſelben, ſie ſtehen nicht über demſelben auf einer rein geiſtigen Lichthöhe, denn ſie ſind von dieſer Welt, und ſollen in Regierung und Lenkung dieſer Welt, als die erſten Unterthanen in einem göttlichen Reiche auf Erden der höheren Ordnung dienen. — Sie ſind an dieſen Kampf und Zwieſpalt weſentlich mit gebunden, und keineswegs willkürliche Preisbeſtimmer und Schiedsrichter in demſelben; denn die Sache des einen Theils iſt ihre eigene, und würden ſie glauben, jene des andern Theils durch ihre freywillige und poſitive Zuſtimmung zu ſanctioniren und deren Beſtrebungen in ſich aufzunehmen, ſo würden ſie ſich ſelbſt den vielleicht theilweiſen und allmälichen, aber ſichern und unvermeidlichen Untergang bereiten. Und was wir in der neueren Zeit von wirklicher innerer Schwäche der Regierungen geſehen haben, davon muß die eigentliche Urſache größten Theils in ähnlichen Fehlgriffen geſucht werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, und wird hoffentlich aus der ganzen Darſtellung, wie wir ſie zu entwerfen verſuchten, klar ſeyn, daß was wir bezielen, keine todtgeborne Wiederherſtellung untergegangener, oder künſtlich täuſchende Aufrechthaltung entarteter und veralteter Korporationen in einer bloß zufälligen, anderen Zeitpunkten angehörend geweſenen Geſtalt ſeyn kann, welche jetzt nur etwas fremdes und lebloſes, etwas bloß täuſchendes ſeyn würde; —

und weniger noch von Hemmung oder Unterdrückung fortſchreitender Vervollkommnung in allen bürgerlichen Einrichtungen, welche insbeſondere auch das wahre, richtig berechnete, und auf innerer Harmonie beruhende, phyſiſche und ſittliche Wohlſeyn der unteren Klaſſen des Volkes zum rühmlichen Zwecke haben. Aber alles, was ſich von ſelbſt, nach dem den Menſchen inwohnenden geſellſchaftlichen Triebe, in den natürlichen und vorhandenen Elementen organiſch zu verbinden und zu geſtalten ſtrebt, dem möge eine weiſe Sorgfalt von oben zu Hülfe kommen, und dem was ſich aufzurichten begehrt, zur rechten Zeit unter die Arme greifen. Nicht in einer ausſchließenden Richtung, welche überhaupt mehr den Zeiten des anfangenden Erſterbens und ohnmächtigen Ringens nach Fortdauer, als jener des friſchen Entſtehens und jugendlicher Kraftfülle eigen zu ſeyn ſcheint; wohl aber in poſitiver Begründung und naturgemäßer Entwickelung mögen die Anfänge und Keime neuer oder verjüngter Korporationen gepflegt und begünſtigt werden.

Gegen die allem korporativen Leben des Staats entgegengeſetzte Tendenz dagegen muß der Kampf zwar mit großer Energie, aber zugleich mit weiſer Mäßigung und Zurückhaltung geführt werden. Nichts wäre falſcher und verderblicher, als auf der einen Seite Irrthümer blutig zu bekämpfen, und auf der andern, aus gleich verderblicher, vielleicht gar aus der nämlichen Quelle gefloſſene andere Irrthümer zu vergöttern. Man muß es der Zeit überlaſſen, Irrthümer, die ſie erzeugte, auch wieder zu berichtigen; und man wäre nicht berechtigt, mit zu tief eingreifender Schärfe falſche Richtungen zu beſtrafen, von welchen man ſich ſelbſt wohl nicht in jeder Beziehung frey zu erhalten vermochte. Eine auf der Verbindung von Kraft mit Milde beruhende Duldung iſt ohne Zweifel am geeignetſten, manche Zerwürfniſſe auszugleichen, und die gereizten Gemüther zu beſänftigen. — Aber die extremen Ausbrüche und zu thatſächlichen Anſtrengungen gediehene Wirkſamkeit jenes Geiſtes politiſcher Zerſtörung möge nöthigen Falls mit dem Schwerte und mit der Schärfe des Geſetzes überwältigt und vereitelt werden; um ſo mehr, weil die in jener Richtung befangenen Parteyen das Beſtreben haben, die äußere Ruhe zu ſtören und allgemeine Kriege aufzuregen, welche die Hoffnung zu Wiederbegründung einer beſſern Ordnung aufs höchſte gefährden, und wie es ſcheint, zwiſchen den gewaltſamſten Anſtrengungen kämpfender Parteyen die noch vorhandenen organiſchen Keime und konſervatoriſchen Bemühungen gleichſam zerquetſchen und zermalmen müßten.

2. Eine gewiſſe Verwandtſchaft der Anſichten über die Art und Natur einer in den Kämpfen unſerer Zeit möglichen Vermittelung ſchien die oben genannte kleine Schrift eines bekannten franzöſiſchen Schriftſtellers, welcher ſelbſt eine Zeit lang als einer der Koryphäen der korporativen Grundſätze in Frankreich ſich ausgezeichnet hatte, dafür zu eignen, in Verbindung mit dem bisher betrachteten Werke des deutſchen Verfaſſers, welcher übrigens an umfaſſendem Reichthum des Geiſtes jenen weit übertrifft, unter denſelben Geſichtspunkt gebracht zu werden. Herr Fiévée bekämpft in dieſer Schrift, im Sinne einer etwas bittern Oppoſition gegen das Miniſterium, die Maßregel des Einmarſches in Spanien, und in ſo weit fällt ſie nicht eigentlich in den Umkreis unſerer jetzigen Aufgabe. Bey Entwickelung der Gründe, aus welchen derſelbe jene Maßregel bekämpft, führt er die Anſicht aus, daß in Spanien ſelbſt keine Vermittelung der Parteyen auf der Baſis gemäßigter Grundſätze möglich ſey; — und dann, daß die allgemeine Politik von Europa, welche ſich als Richterin und Bekämpferin der Revolutionen ankündige, und welcher ſich Frankreich angeſchloſſen habe, nichts als eine Täuſchung ſey, daß es in der Wirklichkeit nur nationale Politik gebe, und der heutige Kampf gegen die Revolution nur als das Werk einer Partey des Despotismus gegen eine andere Partey der Unabhängigkeit zu betrachten wäre, deren Werk und Ziel alſo eine wahre Pacifikation nicht ſeyn könne. Es gehört zu unſerm Gegenſtande, uns in Betreff jener erſteren Behauptung mit der Anſicht des Verfaſſers aus ſeinen eigenen Worten bekannt zu machen.

»Der Grundſatz, welcher von allen Anhängern des Krieges »gemeinſchaftlich aufgeſtellt wird, und welcher dreyerley verſchie»dene Parteyen umfaßt, wovon die gemäßigte unſtrei»tig am weiteſten von den wahren Bahnen der Po»litik entfernt iſt, — iſt die Behauptung eines moraliſchen »Rechts zur bewaffneten Intervenirung, zur Aufrechthaltung ei»nes den Königen zuerkannten Vorrechts, den von ihnen regier»ten Völkern, ſobald es ihnen gut dünkt, Inſtitutionen zu ge»ben, welche letztere niemals ſollen ſelbſt wollen dürfen«... Dann bezeichnet er die erſtere von jenen drey Parteyen (oder politiſchen Hoffnungen) als von denjenigen gebildet, »welche für den »Glauben, und folglich unter Anführung der Prieſter« in Spanien kämpfen wollten, — die zweyte von denen, welche »für »die abſolute Gewalt« kämpfen wollten; — die dritte endlich ſey die vermittelnde. »Die dritte Partey,« ſagt Herr Fiévée, »kann nicht genau bezeichnet werden, ſie hat mehr von einer »Hoffnung, als von einer feſten politiſchen Entſchließung; es iſt »die vermittelnde. Das Miniſterium fürchtet den Triumph der

»abſoluten Gewalt in Spanien..... es fürchtet auch den »Triumph der Cortes..... aber kann man (in der Lage, wozu »die Dinge gediehen ſind) auf eine gemäßigte Partey in Spa- »nien zählen? Ohne Zweifel iſt eine ſolche vorhanden, wenn »man alle jene darunter begreiſt, welche bey allen Ereigniſſen, »wie ſie auch beſchaffen ſeyn mögen, ſeufzen, ſobald die öffent- »liche Ruhe darunter leidet. Dieſe Gemäßigten haben den König »getadelt, ganz im Stillen, daß er ſich in die Nothwendigkeit »geſetzt hat, Männer zu achten, welche durch ihren Muth und »Talente, ihn in ſein Königreich, von fremdem Einfluß befreyt, »zurückgeführt haben; — ſie haben auch jene getadelt, wiederum »ganz im Stillen, welche die königliche Gewalt zu einem Schat- »tenbild herabgeſetzt haben, um ſie öffentlich alles auszuſprechen »zu laſſen, was ihnen gut dünkt; ſie weinen über die Gefangen- »ſchaft der königlichen Familie; ſie weihen Thränen den vertriebe- »nen Prieſtern, und vor allem ſehen ſie mit Schrecken, daß der »Bürgerkrieg neue Kraft gewinnt; aber gerade deßwegen werden »ſie keine thätige Rolle übernehmen, und ſich begnügen, im Ge- »heimen Wünſche für die Rückkehr der Ordnung zu thun, immer »ihrerſeits bereit zur Unzufriedenheit über die Art und Weiſe, wie »dieſe Rückkehr bewirkt wird, oder zur mitleidigen Theilnahme »an der Unzufriedenheit der Parteyen, welche ſich dabey verletzt »finden. — So iſt allenthalben die Maſſe der Nationen, ſie, auf »welcher in allen Ländern in gewöhnlichen Zeiten die öf- »fentliche Ruhe begründet iſt, welche aber nirgends zur Wieder- »herſtellung dieſer Ruhe dienen kann, wo dieſe einmal geſtört »worden, und wo die Begebenheiten eine Verwickelung der In- »tereſſen herbeygeführt haben. Ohne Zweifel gibt es auch ein- »zelne thätige Männer, deren Geiſt von Mäßigung gelenkt wird, »weil ſie Tugenden und Kenntniſſe beſitzen, dieſe aber werden die »heftigſten Gegner jeder bewaffneten Intervenirung ſeyn.... »Was wird es in dieſem Lande mit der Mäßigung der Indivi- »duen werden? Kann man es durch Verbindung des auswärtigen »mit dem innern Kriege erreichen, daraus eine verbundene Ein- »heit zu bilden, allen dieſen Gemäßigten den Antrieb zu geben, »thätig einzuſchreiten, und die nöthige Kraft, um ſich für die eine »Form der Verfaſſung vorzugsweiſe vor der andern auszuſpre- »chen? — Und geſetzt, es würde ſich aus der bewaffneten In- »tervenirung eine um ſo beſſere Entwickelung ergeben, als keine »der extremen Parteyen ſich dadurch befriedigt fände, könnte »man alsdann ein ſolches Reſultat mit Sicherheit unter den »Schirm jener gemäßigten Partey ſtellen? Alle dieſe Hoffnungen »ſind nie etwas anderes, als Täuſchungen geweſen, auch hat »man ſie im Grunde nur als Möglichkeiten hingeſtellt, worüber »die Erörterung frey ſteht, ſo lange die Begebenheiten noch fern

»ſind, und die von ſelbſt verſchwinden, in demſelben Verhältniß, »als die Begebenheiten ſich in der Nähe entwickeln« u. ſ. f. Der Verfaſſer bezeichnet es ſodann als eine unbegründete Hoffnung, daß König Ferdinand, wenn die ſiegreichen franzöſiſchen Waffen ihn wiederum in den Beſitz ſeiner Gewalt geſetzt haben würden, Legislator des ſpaniſchen Volkes werde ſeyn können, wozu es ihm früher weder an Zeit und Rathſchlägen, noch auch an der übernommenen Verbindlichkeit (ſeit der Rückkehr von Valençay nämlich) gefehlt habe. — Seine Anſicht geht dahin, daß zu Anfang der Revolution »der König, nachdem nun einmal »die vorhergegangenen fünf Jahre verſäumt worden, ſeinen »Thron in ihre Mitte hätte ſtellen ſollen (s'asseoir au milieu »de la révolution), dann würden die einzelnen Artikel, wo»durch der Gang der Regierung vorgeſchrieben werden ſolle, von »ſelbſt beſeitigt worden ſeyn, um dem Königthum den nöthigen »Raum zu laſſen... Alle jene ausſchweifenden Vorſichtsmaßre»geln gegen den möglichen Mißbrauch der königlichen Gewalt »würden zu nichts geworden ſeyn, ſobald dieſe königliche Gewalt »wirkſam gehandelt, und ſich ferner entwickelt hätte in der Be»wegung, welche die Macht der Umſtände nun einmal dem bür»gerlichen Verein, an deſſen Spitze ſich noch immer das König»thum befand, gegeben hatten. — Und ſeit der letzten Entwicke»lung der Verhältniſſe hätte Frankreich ſtatt eines Bruchs, nur »eine einflußreiche Stellung gegenüber von Spanien einnehmen »ſollen, ihm die Hülfe ſeiner eigenen Erfahrungen leihen, um »deſſen innere Zerwürfniß zu mildern, um den König und ſeine »Völker einander näher zu bringen, ohne heftigen Stoß und »ohne große Zurüſtung, und vor allen ohne Demüthigung für einen »wie für den andern Theil. Das würde dem konſtitutionellen »Frankreich nicht unmöglich geweſen ſeyn, und es würde »darin weniger oder mehr von allen denjenigen Mächten unter»ſtützt worden ſeyn, welche dabey intereſſirt ſind, die neue und »ſchreckliche, Europa drohende Bewegung aufzuhalten.«

So der Verfaſſer. Wir aber, nach dem ganzen Zuſammenhange der oben entwickelten Anſicht vermögen keineswegs eine andere Richtung und Bahn anzuerkennen, auf welcher weder in der koſtbaren Zwiſchenzeit von der Rückkehr des Königs bis zum Ausbruche der Revolution, noch auch ſeitdem, und künftig — weder durch Führung von oben, noch durch Beſtrebungen aus der Mitte der Nation, noch auch durch fremden Einfluß, wie derſelbe auch immer beſchaffen ſeyn möge — ein gedeihlicher und beruhigter Zuſtand gewonnen werden könne, als jene früher angedeutete, daß in einer wahrhaften Organiſirung des nationalen und lebendigen Staatskörpers die Vermittelung geſucht werde. Einverſtan-

den mit jedem unbefangenen Beurtheiler, daß die abſolute Negation, welche von oben her ſeit der Rückkehr des Königs den Bewegungen der Partheyen und den aufgeregten Verhältniſſen entgegengeſetzt wurde, keine andere, als verderbliche Frucht bringen konnte, vermögen wir auch andererſeits uns nur mit entſchiedener Beſtimmtheit gegen jede Anſicht zu erklären, welche aus einer Anerkennung der materiellen und formellen Principien der Revolution von Cadix, welche die Zerſtörung des leiblichen Lebens der Geſellſchaft, ihres wahren Organismus, geradezu und poſitiv ausſprechen, — irgend eine wahre Befeſtigung der Ordnung herleiten möchte. In wie fern zur Erreichung des wahren Zwecks die fremde Hülfe heilſam wirken und dazu dienen könne oder werde, das nöthige Einheits-Princip für das Geſchäft der Wiederherſtellung und Wiederbelebung eines durch alte und neue Uebel geſtörten Staats-Organismus zu ſeyn, das iſt eine andere, zwar höchſt intereſſante, aber weil von den Umſtänden abhängig, mehr für die Politik des Augenblicks, als für die wiſſenſchaftliche Unterſuchung gehörige Frage. Und über das wie an ſich ſelbſt, könnte ebenfalls nur nach einer ganz speciellen Kunde Spaniens etwas Haltbares geſagt werden, doch laſſen ſich auch aus allgemeiner Beurtheilung folgende Anhaltspunkte als wohl ſchwerlich täuſchende Kriterien angeben.

Was das Formelle betrifft, ſo kann die neue Feſtſtellung der Grundgeſetze Spaniens offenbar nicht anders, als unter Fortwirkung und in Kraft, allerwenigſtens nicht mit gewaltſamer Aufhebung der von Alters her beſtehenden Geſetze geſchehen; es muß das Organ des oberſten Willens mit Freyheit zuſtimmen, wenn die Befugniſſe der untergeordneten Glieder der Monarchie aufs neue feſtgeſtellt und ausgeſprochen werden ſollen. Die königliche Macht muß, wenn nicht bey neuer Organiſirung der Monarchie ſchon davon ausgegangen werden ſoll, die Idee der Monarchie zu vernichten, offenbar und in jedem Fall als Hauptparthey und als freye Macht in dieſer großen Verhandlung auftreten; womit keineswegs geſagt wird, daß das ganze Daſeyn der Rechte und Freyheiten in der Nation von derſelben unbedingt abhängig müſſe gedacht werden. Wenn immer unter zwey ganz gleich berechtigten Mächten oder Theilen nichts auf legalem Wege, als unter freyer Zuſtimmung auf beyden Seiten kontrahirt werden kann, wie viel ſtrenger kann dieſe Forderung zu Gunſten der königlichen Macht aufgeſtellt werden, da der andere Theil derſelben weſentlich unterworfen iſt. Denn die organiſirte Nation, die Nation als Einheit, ſpricht ſich durch den königlichen Willen aus; und alle Stimmen einzelner Theile, auch wenn ſie konzentrirt gedacht werden, auch wenn ſie auf Bildung der

Form für den höchſten legiſlativen Ausſpruch Einfluß üben ſollen, damit nämlich der königliche Wille den wahrhaften allgemeinen Willen der Nation reiner und vollſtändiger ausſprechen könne, müſſen immer als dem königlichen weſentlich unterworfen gedacht werden. Mag es ſich nun de constituenda oder de constituta republica handeln, ſo muß der Antheil und die Mitwirkung der Vertreter einzelner Theile der Nation bey der Geſetzgebung alle Mal dem Vertreter der geſammten Nation untergeordnet ſeyn. Und hierauf gründet ſich auch das Recht der Initiative, zumal wenn eine Faktion ſich unberufen, und mit Anwendung verderblicher Mittel zum Sachwalter der Nationalrechte aufgeworfen, und die natürlichen Organe unterdrückt hat. In einer ſolchen Lage der Sache iſt die königliche Initiative um ſo unentbehrlicher, weil ohne dieſelbe die verſchiedenen Theile der Nation gar nicht einmal dazu gelangen können, ein geſetzliches und natürliches Organ zu haben. — Und, wie wir beyläufig erwähnen wollen, nichts nöthigt den unbefangenen Beurtheiler, in der Thronrede des Königs von Frankreich, nämlich in der vielbeſprochenen Stelle, les institutions que l'Espagne ne peut tenir que de lui (vom Könige nämlich), einen andern Sinn, als den hier entwickelten, vorauszuſetzen.

Was das Materielle betrifft, ſo ſcheint nicht wohl eine andere Grundlage für die künftigen Rechte der geſetzlich verſammelten und vom Könige anerkannten Cortes angenommen werden zu können, als die früheren Befugniſſe der Cortes in den einzelnen Reichen, aus welchen die ſpaniſche Monarchie zuſammengeſetzt iſt, und vorzugsweiſe der kaſtilianiſchen. Nicht als ob aus jeder ehemals anerkannt geweſenen Beſtimmung ein ſtrenges Recht hergeleitet werden könnte, dieſelbe auch jetzt geltend zu machen; denn ſolches ließe ſich ſchon mit juriſtiſchen Gründen entkräften, weil nämlich das, was in einem einzelnen Königreich Rechtens geweſen iſt, auf ganz Spanien zu übertragen, nirgends eine ſtaatsrechtliche Verpflichtung beſteht, und weil eine lange Unterbrechung, oder gar kontradiktoriſch entgegenſtehende Akte und veränderte Verhältniſſe die Herrſchaft des ſtarren Buchſtabens bey einer neuen Anerkennung und Wiederherſtellung alter Rechte nicht geſtatten. Von der andern Seite auch kann es keineswegs ſo gemeint ſeyn, als wenn überall nur ganz die alte Formation der Stände, wie ſie zum Beyſpiel noch unter den Regenten des öſterreichiſchen Hauſes bis ganz zuletzt in den ſpaniſchen Königreichen anerkannt fortbeſtanden, wiederum für immer ins Leben treten ſollte, weil nämlich die Veränderungen der Zeiten in den Elementen der Staatsgeſellſchaft und in dem Verhältniß derſelben zu einander allerdings manche Wechſel herbey-

führen, über deren lokale Natur aus ſo großer Ferne urtheilen zu wollen, wenigſtens ohne eine ſorgfältige nähere Unterſuchung thöricht ſeyn würde. Genug, daß die weſentlichſten Grundſätze der alten Einrichtungen auf die vorhandenen Beſtandtheile angewendet werden müſſen.

Dieſe Geſichtspunkte ſind es vorzugsweiſe, zu deren Andeutung die Schrift des Herrn Fiévée im Zuſammenhange mit unſerem Gegenſtande uns eine nahe Veranlaſſung gab, während die Unterſuchung jener weiteren Frage, in wiefern es im Gegenſatz mit der vereinzelten National-Politik eine allgemeine Politik für ganz Europa gebe, welche begründet auf dem großen Bündniß der Hauptmächte, durch eine Verbindung von Mäßigung mit Energie für dauernde Befriedigung und für Begründung einer feſten Ordnung in Europa ſich wirkſam erweiſen, und welche Principien man als ihre ſtaatsrechtlich anerkannten Grundſätze anzuſehen berechtigt iſt, füglicher einem andern Anlaß vorbehalten bleibt, als welchen die offenbar leidenſchaftlichen und gänzlich unerwieſenen Aeußerungen über dieſen großen Gegenſtand, wozu ſich Herr Fiévée in vorliegender Schrift hinreißen laſſen, darbieten könnte.

Art. V. Die Metropolitankirche zu Sankt Stephan in Wien, beſchrieben von Franz Ziska. Mit einer Anſicht und einem Grundriſſe. Wien, in Karl Armbruſters Buchhandlung, 1823.

Dieſes Büchlein iſt ein ſehr guter Wegweiſer für alle, welche dieſe Kirche, ihre Geſchichte und Merkwürdigkeiten der Kunſt kennen lernen wollen. Die früheren Beſchreibungen, deren man vierzehn zählt, ſind dieſem beſondern Zwecke nicht angemeſſen genug, zum Theile, weil ſie lateiniſch, weil ſie zu wenig genau und vollſtändig, endlich ohne jene Kritik, die einer Beſchreibung von Kunſtwerken auch in Hinſicht auf hiſtoriſche Zeitbeſtimmung unentbehrlich iſt — abgefaßt waren. — Der gelehrteſte unter den Vorgängern war der Jeſuit Fiſcher, aber ſeine Schrift war nicht ausſchließlich dem Dome beſtimmt, berührt ihn meiſt nur berichtigend, und ermangelt ganz und gar nicht bedeutender Irrthümer. Fuhrmann zeigte mehr Kritik, als man ihm zutraut. Ogeſſer ſchrieb fleißig, aber an genügendes Kunſturtheil iſt nicht zu denken. Die vorliegende Beſchreibung bleibt ſtreng bey dem Berufe eines Wegweiſers ſtehen, und gewährt eine treffliche Ueberſicht des Wiſſenswerthen mit Weglaſſung des minder Bedeutenden, aber auch mit zahlreichen Berichtigungen. Dieſe letztern ſind im ganzen Buche eingeſtreut, ohne daß der

Verfaſſer ſie als ſolche zur Schau trüge, weßhalb auch der größte Theil der Leſer dem Büchlein die Mühe, die es gekoſtet, nicht leicht anſehen wird. Strengere Kunſtforſchungen und ausführliche Beſchreibung der Gegenſtände mußten hier freylich ausgeſchloſſen bleiben.

Geſchichte und Beſchreibung ſind, des leichteren Gebrauches wegen, abgeſondert. Wir billigen dieſe Abtheilung, wenn man ſie gleich nicht ſtreng nennen kann, da z. B. die Grabſchriften der Biſchöfe, die wir in dem geſchichtlichen Theile finden, eigentlich nach jener Scheidung dem beſchreibenden zufallen würden, wo ſie aber gewiß weniger paſſend erſchienen, als da, wohin ſie der Verfaſſer geſetzt, in der geſchichtlichen Notiz von jedem Biſchofe.

Einige Worte und Bemerkungen über das Einzelne mögen die Leſer auf die Arbeit aufmerkſam machen, die im Vergleiche mit ſo vielen für das größere Publikum berechneten Wegweiſern, die nur zu oft Irrleiter genannt werden ſollten, ſehr im Vortheile ſteht. —

Die Baugeſchichte iſt ſehr kurz abgehandelt: das Publikum iſt freylich gemiſcht, und die Mehrzahl, für welche der Verleger ſorgen muß, liebt tiefer gehende Unterſuchungen nicht, welche hier, bey ſo ſchwankenden Urtheilen der Vorgänger, nicht ganz hätten können abgewieſen werden. Um ſo mehr thut es Noth, daß dieſe in einer andern Geſtalt doch nächſtens einmal gemacht werden.

Der älteſte Bau iſt von Herzog Heinrich Jaſomirgott, dem Vergrößerer Wiens, im Jahre 1144 begonnen. Der Baumeiſter wird Octavian Wolzner aus Krakau genannt, in einer freylich nicht ganz ſpiegelklaren Quelle, den im ſiebzehnten Jahrhunderte verfertigten Tafeln der Baumeiſterhütte. Gegen einen förmlichen Familiennamen im zwölften Jahrhunderte wird gewiß jeder Geſchichtskenner proteſtiren. Im gelindeſten Falle wird alſo der vorgebliche Wolzner als eine verderbte Form oder Verdrehung gelten müſſen. Weſtſeite und Heidenthürme ſind noch aus Heinrichs Zeit. Die Brände von 1258, 1265 und 1276 mögen der Kirche ſehr geſchadet haben; doch ward ſie von dem letzten Brande in zwey Jahren ſchon ſo weit hergeſtellt, daß K. Rudolf das Dankamt nach der Marchfeldsſchlacht in dieſer Kirche halten konnte. — S. 2. Die damaligen Veränderungen aber zu beſtimmen, dürfte ſchwierig ſeyn; denn Ogeſſer, der dieß wagte, hat auf ganz falſche Vorausſetzungen gebaut. — Die Erbauung der beyden Kapellen neben den Heidenthürmen (den vordern nämlich) zu Albrechts des Lahmen Zeit hat ihre Richtigkeit: wahrſcheinlich entſtanden auch damals die

jetzigen Hauptmauern der unteren Kirche, denn ſie laufen mit jenen Kapellen faſt parallel, und ſind gegenſeitig dieſe durch jene bedingt. — Nicht ohne Grund übergeht der einſichtsvolle Verfaſſer die ſehr ſchwierige Behauptung Ogeſſers, Albrecht II. ſey auch Erbauer und Vollender des jetzigen hohen Chores, welchen dann Rudolf IV. durch die beyden Seitenchöre (Thekla- und Frauenchor) ſoll vergrößert haben. Ogeſſer bedachte nicht, daß in dieſem Falle der hohe Chor Alberts entweder ohne Hauptmauern und Abſeiten beſtanden haben, oder unverhältnißmäßig ſchmäler geweſen ſeyn müßte, als die untere Kirche. Auch iſt ja nicht wahrſcheinlich, daß die anerkannt Rudolfiniſche Krypte unter einem ſchon vollendeten Chor ſollte gegründet und gewölbt worden ſeyn. In keinem Falle iſt der jetzige hohe Chor, wie er beſteht, von Albrechts Anlage; er iſt gewiß ſammt den Abſeiten oder Seitenchören zu einer Zeit begonnen, und, wiewohl langſam, vollendet. S. 3 wäre alſo zu bemerken geweſen: daß der ganze jetzige hohe Chor der Anlage nach Rudolfen, ſeine Vollendung aber Fridrich IV. gehöre. — Rudolfs Hauptverdienſt bleibt die Gründung der hohen Thürme.

Was den bisher mit ſo großer Sicherheit allgemein angenommenen erſten Baumeiſter des Thurms, Georg Hauſer von Kloſterneuburg, betrifft, ſo muß Recenſent, auf ſehr bedeutende Gründe geſtützt, die bisherige Annahme dieſes Namens ſchlechterdings in Zweifel ziehen. Ueberhaupt beſchränkt ſich die Baugeſchichte dieſes Thurmes beynahe nur auf das Wenige, was der Chorherr von St. Stephan, Thomas Haſelbach, ein von Rudolfs IV. Zeit nicht ſehr entfernter vaterländiſcher Geſchichtſchreiber erzählt. Dieſes Wenige iſt von Neuern mit wahren und falſchen Zuſätzen ſo vermehrt worden, daß es nun einmal Zeit ſeyn dürfte, wieder der Quelle nachzuſpüren, welche die erſte Kunde gegeben. Haſelbach ſpricht von einem zwar unbemittelten, aber ſehr verſtändigen Meiſter, den Rudolf in Kloſterneuburg gefunden haben ſoll, welcher den ſchwierigen Thurmbau endlich begann: den Namen dieſes trefflichen Baumeiſters weiß er nicht anzugeben, eben ſo wenig ſein Todesjahr oder die Länge der Zeit, in welcher er baute. In keiner andern bisher bekannt gewordenen Chronik oder anderem Dokumente iſt die geringſte Spur eines Georg Hauſer: bey Lazius, Roo, Fugger, tiefes Stillſchweigen. Der erſte von den ſpätern Beſchreibern der Kirche, der P. Reiffenſtuhl (in ſeiner Vienna gloriosa vom Jahre 1700), der doch den Anton Pilgram als Vollender des Thurmes kennt, ſchweigt ganz und gar von dem Namen des erſten Baumeiſters: Fuhrmann nicht minder. Die erſte, ſehr zweydeutige Angabe eines Georg

Hauſer hat erſt P. Tilmez in ſeinem Büchlein: Memorabilia de templo ac turri ad S. Stephanum, p. 23 gegeben, und aus dieſer höchſt verworrenen und ſich widerſprechenden Stelle, welche offenbar den Baumeiſter des Haſelbach mit dem ſpätern Gregor Hauſer des Cuſpinian vermengt, hat ſich dann der Name in alle folgenden Beſchreibungen eingeſchlichen. Die Stelle verdient eine nähere Betrachtung. »Ich finde zwey Baumeiſter des Thurmes (— ſagt Tilmez —) angegeben, den Georg Hauſer und den Anton Pilgraben; aber welcher von ihnen der Anfänger, welcher der Vollender ſey, darüber ſind die Schriftſteller getheilter Meinung.« Mit Recht vermuthet Tilmez weiter, daß Pilgraben, der nach Manuſcripten bey St. Stephan den Thurm vollendete, nicht der Anfänger ſeyn könne; er entſcheidet um ſo ſicherer für Hauſer, quia geminam turris hujus delineationem antiquae membranae inscriptam in Tabulario Senatus Civici reperiam, quarum una planum, frontem altera, ultra medium eductae accurate exhibet, illisque *nomen Georgii Hauser* adjectum hisce signis G † H conspexerim; quod quidem conjecturam facit, primi eum autoris non postremi laborem esse, etc. Das wäre nun alles recht gut, wenn die erwähnten Pläne nicht neben jenen Buchſtaben und Zeichen G † H den deutlichen, beſtimmten Namen Gregor Hauſer (nicht Georg) mit Schriftzügen des ſechzehnten Jahrhunderts aufwieſen. Welcher Unbefangene wird nun nicht gleich auf die Vermuthung kommen, daß dieſer Gregor eine Perſon iſt mit dem durch die unverdächtigen Zeugniſſe Cuſpinians bekannten Baumeiſter Gregor Hauſer, der mit Leonhard Hauſer unter Max I. und Karl V. den großen Thurm ausbeſſerte? Und die Vermuthung wird zur Gewißheit, wenn man die Unzialſchrift G. H. in den Riſſen ſelbſt betrachtet. Alſo nicht ein dunkler Georg, ſondern der uns anderweitig bekannte Gregor Hauſer um 1520 iſt der Zeichner jener Riſſe, die nichts weniger als die Originalriſſe ſind, wofür ſie gegolten haben. Mit dieſem Balken, auf welchem ſich der eingebildete Georg Hauſer feſthielt, ſtürzt natürlich das ganze ſchwache Gerüſte zuſammen, welches ihm Tilmez und die Nachfolger erbaut haben. Tilmez war klug genug, die Widerſprüche, die er hätte erfahren können, einzuſehen: denn er fand bey Haſelbach, daß der ungenannte erſte Baumeiſter aus Kloſterneuburg geweſen ſeyn ſoll, »während andere Schriftſteller (Autores alii) — ſo ſagt Tilmez — den Georg Hauſer von Freyberg, andere von Friburg kommen laſſen.« (Welches

ſind dieſe Schriftſteller? Keine andern als der gleichzeitige Cuſpinian, der den Gregor Hauſer aus Friburg um 1519 ſelbſt kannte, welchen Tilmez hier ohne Urſache von ſeinem eingebildeten Georg unterſchieden wiſſen will.) — Dieſe Schwierigkeiten wohl fühlend, ſchließt er: Verum rem hanc omnem judicio potius lectorum permittere placuit, quam pro vero id affirmare, quod certis omnino indiciis deprehendere hactenus non licuit. — Auf dieſem Mißverſtändniß des ſonſt nicht ungeſchickten P. Tilmez, der die magiſtratiſchen Riſſe des Gregor Hauſer wahrſcheinlich zu flüchtig betrachtete, ſie der angenommenen Meinung nach für die Originalriſſe hielt, und darauf vielleicht Georg für Gregor las, ſcheint der ganze Irrthum zu beruhen, der, ſonderbar genug, auch dem gelehrteren und umſichtigeren P. Fiſcher entging. Ja Fiſcher fügte noch eine neue Willkürlichkeit dazu, indem er das Handzeichen Greg. Hauſers für eine bekreuzte Sieben hielt, welche andeute, der Thurm ſey 1467 wieder bis auf jene Höhe abgebrochen worden, zu welcher ihn der erſte Baumeiſter aufgeführt hatte. Indeß iſt auch aus dieſer Stelle Fiſchers (p. 24) klar, daß er die magiſtratiſchen Riſſe nicht für die Original-Bauriſſe, ſondern für ſpäter gefertigte Zeichnungen gehalten. — Ogeſſer, der in Betreff Hauſers ſich ganz auf Fiſchern ſtützt, gibt aber S. 44 beſtimmte Andeutung, daß der eigentliche Bauriß, nach welchem der Thurm aufgeführt worden, ein von jenen verſchiedener ſey, der ſich in der Haupthütte der hieſigen Baumeiſter befinde, 15 Fuß in der Länge meſſe, und weder Zeichen noch Namen aufweiſe. Hienach iſt alſo S. 3 die Aeußerung des Verfaſſers zu berichtigen, wenn er die magiſtratiſchen Riſſe für Originalzeichnungen hält, und den Namen Georg Hauſer als entſchieden betrachtet. Eine weitere Ausführung und Begründung deſſen, was Recenſent hier nur andeuten konnte, wird er in dem Verfolge der vom Freyherrn v. Hormayr herausgegebenen Geſchichte Wiens, da, wo von den Denkwürdigkeiten, namentlich unſerm Dome, die Rede iſt, den Kunſtfreunden vorlegen.

S. 4. Rudolfs Antheil am Baue beſteht in der Gründung des hohen Chores, des Thurmes, und in reicher Ausſchmückung des Innern und Aeußern des Domes, wobey Heinrich Kumpf, auch Kußkumpf (wohl eine Zuſammenziehung von Henri-cus-kumpf?), ein Heſſe, und Chriſtoph Horn v. Dünkelſpül thätig waren. — Schlechte Fortſetzung des Thurms nach dem Tode des erſten Meiſters — bis der treffliche Pilgram das Werk angriff, und etwa von 1407 bis 1433 vollendete. — Pilgrams herrliche Zierarbeiten, Kanzel, Orgelchor, Altäre. Von den folgenden Baumeiſtern werden erwähnt: Buchsbaum, † 1454;

Georg Khlaig, † 1506 (in dieſer Kirche begraben); Gregor Hauſer um 1519; Hans Saphoy und Schueler um 1579; und in neueſter Zeit machte ſich um Wiederherſtellung der Kirche ſehr verdient Herr Hofarchitekt Aman. —

Der folgende Abſchnitt handelt von den Pfarrern von St. Stephan bis 1365, und gibt manche, auch für die Geſchichte Oeſterreichs und Wiens wichtige Daten. So erſcheint Gerhard, der 1267 das Kloſter zur Himmelpforte und das Spital bey St. Job im Klagbaume erbauen ließ. — S. 10. Bernard von Prambach ſoll die alte Kirche um 1266 erhöht haben. Heinrich errichtete den Frohnleichnamsaltar 1334, und ſchmückte ihn mit einem an Gold und Edelſteinen reich verzierten Muttergottesbilde. Dieſes Bild iſt nicht dasſelbe, welches jetzt den Speisaltar ſchmückt, das aber als uraltes Denkmal der Malerey in Oeſterreich dennoch nähere Beſchreibung verdient: es iſt auf Goldgrund, in dem eingegrabene Züge und Arabesken ſind, gemalt, und ſtellt die Mutter Gottes ſtehend vor, mit dem Kinde auf dem Arme; über ihrem Haupte halten zwey Engel eine goldene Krone, und zu Füßen ſieht man mehrere kniende und betende Perſonen, in verhältnißmäßig ſehr kleinem Maßſtabe. — S. 12. Die Errichtung der Probſtey durch Rudolf IV., und andere hierher gehörige Verfügungen desſelben; die Kleidung der Domherren, ihre Wohnung, die Hochſchule, deren Kanzler der jedesmalige Probſt von St. Stephan ſeyn ſollte, u. ſ. w. — In der Geſchichte der Pröbſte, S. 14, werden wichtige Daten berührt; eben ſo in jener der Biſchöfe von 1480 bis 1723, welche eine Reihe großer und durch Talent und Tugenden ausgezeichneter Männer aufweiſet: auch die wichtigſten Ereigniſſe, die auf unſere Kirche Bezug haben, z. B. die feyerliche Beyſetzung Fridrichs IV., die Wechſelheirath zwiſchen Oeſterreich und Ungern zu Maxens I. Zeit, die erſte Belagerung Wiens, ſind kurz dabey erwähnt. Zu den ausgezeichnetſten hier erwähnten Männern gehören: der geſchickte Staatsmann und eifrige Prediger des alten Glaubens, Johann Faber, 1530; Fridrich Nauſea, als Schriftſteller berühmt; der berühmte Peter Caniſius, der aber aus Demuth die ihm angetragene Wiener Inſel verbat; Kaſpar Neubeck, Prediger und Theologe; Melchior Kleſel, deſſen Schickſale und Grabſchrift; der gelehrte Anton Wolfrath, der erſte Wiener Biſchof mit dem Titel eines Reichsfürſten, Gründer der koſtbaren biſchöflichen Bibliothek. S. 35. Im Jahre 1723 wurde endlich die Kathedrale zur Metropolitankirche erhoben. Der erſte Erzbiſchof, Kardinal Sigismund Kollonitſch, und ſeine Nachfolger, der gelehrte Graf Joſeph Trautſohn, — Kardinal Migazzi,

10 *

und der letztverſtorbene väterliche Oberhirte Sigismund Graf Hohenwart.

Die ſchlichte und bündige, dem Gegenſtande durchaus angemeſſene Erzählung iſt bey dieſer kurzen Darſtellung ſehr zu loben.

Die zweyte Abtheilung des Buches iſt der Beſchreibung gewidmet, und führt uns in mehreren Abſchnitten das Aeußere und Innere der Kirche, ihre Sakriſteyen, die Thürme, die Reliquienkammer, die Fürſtengruft, die Grabmäler vor Augen. Mit Sachkenntniß ſchildert der Verfaſſer kurz die auf die älteſte Zeit hinweiſenden Eigenthümlichkeiten der Weſtſeite mit dem Rieſenthore und ſeinen Säulen und Bildwerken; nur hätte S. 45 dasjenige, was an der Weſtſeite neuerer Zuſatz iſt, das ſpitze Fenſter in der Mitte, und die Gallerie darüber, endlich die Anbaue rechts und links der vorderen Thürme, von dem Alten unterſchieden werden ſollen, da in neueſter Zeit erſt ganz falſche Anſichten darüber geſchöpft, und falſche Schlüſſe darauf gebaut worden ſind. Der Verfaſſer wendet ſich mit dem Leſer rechts um die Ecke gegen das mit prächtigen Bildwerken geſchmückte Singerthor, neben welchem das Grabmal des luſtigen Neithard Otto Fuchs ſteht, deſſen Schwank mit dem Veilchen hier S. 47 eingeſchaltet wird; von da führt er uns zu den ſchönen Hochbildern unter und neben dem großen Thurme, wovon vorzüglich das treffliche Werk, deſſen Mittelſtück die Beurlaubung Chriſti von ſeiner Mutter vorſtellt, Bewunderung verdient. Um die Vorlage des hohen Chores, an deſſen Außenſeite viele Bildwerke angebracht ſind, gelangt man zur Kanzel Capiſtrans und zu einem Eccehomobilde; das ſehr alte hocherhobene Steinbild der Kreuztragung, welches troß ſeiner grauſamen Verſtümmelung, in der Zuſammenſtellung ſeiner zahlreichen, mehr als halblebensgroßen Figuren viel Merkwürdiges zeigt, wunderten wir uns, hier nicht erwähnt zu ſehen. Mit Recht iſt die Eingangspforte in der Nähe der Kreuzkapelle beſonderer Aufmerkſamkeit gewürdigt.

Ueber das Innere der Kirche werden S. 52 ff. kurze Andeutungen gegeben, und die Bauart gut beſchrieben. S. 54. Das Hochaltarblatt, von Tobias Bock um 1640 gemalt, gehört, wie der Verfaſſer mit Recht ſagt, den beſſern Kunſtwerken dieſes Zeitraumes an. Es nähert ſich wirklich in Hinſicht auf Färbung weit mehr den Kunſtſchulen der älteren Italiener, als es der damalige Schlendrian, der jeder Farbe, außer der ſchwarzen, braunen und ziegelrothen den Krieg anzukündigen ſchien, mit ſich brachte. Es iſt die Steinigung des Erzmartyrers Stephanus; der Ausdruck des Heiligen iſt edel, innig und wahr. Weniger Gutes läßt ſich, nach des Recenſenten Ueberzeugung, von dem

architektoniſchen Theile des Hochaltars ſagen, wenn er gleich ganz aus ſchwarzem Marmor iſt, und ungeheure Summen gekoſtet hat. Er iſt ein rechter Beweis, wie bey verkehrter Anwendung auch die größten Verhältniſſe kleinlich, und die koſtbarſten Stoffe widerlich werden.

S. 55. Die alten kunſtreich geſchnitzten Chorſtühle hätte der Verfaſſer gewiß näher beſchrieben, wenn es der karg zugemeſſene Raum geſtattet hätte. Der nächſte Gegenſtand von Belang iſt das herrliche Grabmal K. Fridrichs IV., deſſen Meiſter, der Straßburger, Niklas Lerch, Steinmetz, den Kunſtfreunden hinlänglich bekannt iſt. Der Verfaſſer ſchildert dieſes ſchöne Werk ſehr genau. Die Bildarbeiten daran beziehen ſich meiſt auf des Kaiſers zahlreiche geiſtliche Stiftungen, deren Mitglieder in acht Feldern gruppirt, für ihres Stifters Seele betend, dargeſtellt ſind. Nach mehreren Grabmälern, und dem Altarbilde des Gekreuzigten von Sandrart, bemerkt der Verfaſſer die Agneskapelle unter dem großen Thurm mit ihrem alten Taufſtein von 1481. —

S. 64. Die Eligiuskapelle mit ſchönen buntgemalten Fenſtern — die Eugens- oder Kreuzkapelle gegenüber, mit den Grabmalen der Helden Eugen und Emanuel von Savoyen; das Grabmal Cuſpinians; S. 67 die herrliche Kanzel und der Chorfuß mit Pilgrams Bildniſſen; das ſteinerne Grabmal Herzog Rudolfs IV. ſind nebſt andern Denkmalen geziemend gewürdigt. Die vom Verfaſſer erwähnten Altargemälde ſind von geringem oder mittelmäßigem Werthe, wir finden die Namen Gries, Johann Spielberger, Martin Altamonte.

S. 73. An die Beſchreibung der vier Thürme mit ihren Glocken, und ſonſtigen Merkwürdigkeiten, — fügt ſich die der Reliquienſchatzkammer, der von Rudolf IV. gegründeten Gruft unter dem hohen Chore, welche zwölf fürſtliche Leichname des Hauſes Oeſterreich enthält. Allein außer dieſer Fürſtengruft hat die Kirche noch dreyßig geräumige unterirdiſche Gewölbe, deren jedes acht Klafter lang, drey Klafter breit, und zwey Klafter hoch iſt.

Den Schluß machen die Verzeichniſſe der in und an der Kirche befindlichen Grabmäler, 181 an der Zahl, der Grundriß der Kirche mit feiner Erklärung, und ein alphabetiſches Namen- und Sachregiſter zum ganzen Buche, das auch im Aeußern durch ſchönen Druck und ein gelungenes Titelkupfer der St. Stephanskirche von der Südſeite, gezeichnet von Wilder, geſtochen von Paſſini, auf empfehlenswerthe Weiſe ausgeſtattet iſt. —

Alois Primiſſer.

Art. VI. Religion und Theologie nach ihrem Weſen und ihrem Fundamente. Ein Beytrag zu den neueren philoſophiſch-theologiſchen Unterſuchungen, von Chriſtian Gottlieb Schmied, Doktor der Philoſophie und Diakon zu Ludwigsburg. Erſter Band. Stuttgard, 1822.

Vorliegendes Werk iſt in dieſem ſeinem erſten Theile als eine Propädeutik der Religionswiſſenſchaft, d. h. als ihr einleitender, allgemeiner Theil anzuſehen.

Der Verfaſſer hat ſich in demſelben kein geringes Verdienſt erworben um die Begründung des Theismus, denſelben aber im philoſophiſchen Sinne, d. h. im Gegenſatze mit pantheiſtiſchen und polytheiſtiſchen Religionsanſichten, und nicht im poſitiv-dogmatiſchen, d. h. im Gegenſatze mit der Trinitätslehre aufgefaßt.

Dem Verfaſſer iſt Religion im Allgemeinen und ſubjektiv genommen: Die Anerkennung eines Ueberſinnlichen, das mit dem Sinnlichen in Verbindung ſteht — oder — die vollkommne Richtung des menſchlichen Geiſtes auf Gott und ewiges Leben.

Bey jener Anerkennung und dieſer Richtung beſteht das Weſen und der Charakter des Theismus darin, daß er feſthält:
- a. eine ſubſtantielle, weſentliche Verſchiedenheit des Ueberſinnlichen und Sinnlichen oder Kreatürlichen (d. h. Gottes und des Geiſtes);
- b. eine Abhängigkeit des Geiſtes von Gott;
- c. eine Theilnahme des Geiſtes an Gott.

Dieſen Theismus ſucht nun der Verfaſſer zu begründen in ſeiner objektiven Bedeutung, d. h. als Religionslehre, durch die Erhebung ſeines Fundaments, d. h. ſeiner Erkenntnißquelle, deren Vorhandenſeyn er nach den drey Kategorien des Möglichen, Nothwendigen und Wirklichen zu erweiſen ſucht.

In der Kategorie der Nothwendigkeit behandelt er die Erkenntnißquelle als nothwendige Vorausſetzung bey der Wirklichkeit der hiſtoriſchen Thatſache, nämlich: des allgemeinen Religionsglaubens überhaupt und des Theismus insbeſondere *).

In der Kategorie der Möglichkeit handelt er von der Denkbarkeit und Erkennbarkeit des Theismus. Und da die Denkbarkeit in der Widerſpruchsloſigkeit des Grundbegriffs beſteht, ſo hat er dieſe nach den Theilbegriffen des Theismus dar-

*) Aus dieſer Angabe werden die Sachkundigen wohl leicht erſehen: daß ſie es mit den Kategorien des Verfaſſers im metaphyſiſchen Sinne nicht ſo genau zu nehmen haben. Recenſent muß ſich aber hier mehr auf den Inhalt jeder der Kategorien, als auf die beſtimmte Ausmittelung ihrer Form beſchränken.

zuthun, nämlich, die Widerſpruchsloſigkeit im Betreff der Exiſtenz des Ueberſinnlichen an und für ſich und desſelben in Verbindung mit dem Sinnlichen. Dort zeigt er: Wie Subſtantialität und Ueberſinnliches einander nicht ausſchließen. Hier ſucht er die Widerſprüche zu heben, die ſcheinbar in jener Verbindung liegen; ſowohl in Betreff der Abhängigkeit vom, als der Theilnahme des Kreatürlichen am Ueberſinnlichen.

Unter Erkennbarkeit verſteht er die Erkenntnißart, die ſich auf überſinnliche Objekte anwenden läßt, im Fall ſie vorhanden ſind. Nachdem der Verfaſſer alle Erkenntnißarten — als das produktive, abſolute, anſchauliche und genetiſche Erkennen — nach ihrer abſoluten und relativen Unanwendbarkeit, kritiſch unterſucht hat (einer der wichtigſten Abſchnitte des Werkes), bleibt ihm keine andre übrig, als die unſinnliche reale Erkenntnißweiſe, die er mit einem eigenen Namen belegt, nämlich der oſtenſiven Erkenntniß.

Dieſes Erkenntnißvermögen, als unmittelbare Erkenntnißquelle des Ueberſinnlichen (Gottes) wird nun gegen alle Einwendungen mit negativen und poſitiven Gründen durchgefochten in der Kategorie des Wirklichen. Und ſo ſtünde Rec. auf der wichtigſten Stelle des ganzen Werkes. Wie überall in den frühern Kategorien, ſo hat ſich der Verfaſſer ganz beſonders in der letzten von Seite ſeiner Gelehrſamkeit im philoſophiſchen Fache ſowohl, als von Seite ſeiner polemiſchen Gewandtheit rühmlich ausgezeichnet. Sein Geiſt, gleich kräftig als elaſtiſch, fürchtet nicht nur nicht die offenkundigen Ausfälle des Zeitgeiſtes in der Spekulation; ſondern er ſucht dieſen ſogar in ſeinem verborgenſten Hinterhalte auf, um ſeine Schwäche ans Tageslicht zu ziehen, und ſeiner Verirrung den Stab zu brechen.

Ja er verſpricht ſogar, in einem eigenen Werke dem Pantheismus und Konſorten den Prozeß zu machen, und die gelehrte Welt dürfte in dieſer Erwartung um ſo weniger getäuſcht werden (nach ſolchen Belegen), als der Hr. Verfaſſer mit mehr Recht verdient, jenen Geiſtern zugezählt zu werden, die mehr Eroberungs- und Deſtruirungs-Talent beſitzen, als Konſtruktions- und Legislations-Talent, welche beyderley Anlagen ſich in einem und demſelben Kopfe wohl ſelten das Gleichgewicht halten.

Ja bey unſerm Verfaſſer iſt der Abgang des Letztern von der Art, daß er dem erſtern offenbar in den Weg tritt, ſo daß er ſeinen Gegnern das mit der einen Hand wieder zukommen läßt, was er ihnen mit der andern entriſſen hat. Belege für dieſe Behauptung werden ſich finden im Verlauf dieſer Arbeit. Im voraus nur ſo viel zum Belege.

1. So viel der Verfaſſer durch die negativen und poſitiven

Gründe über ein unmittelbares Erkennen des Abſoluten gewonnen hat für den Grundgedanken des Theismus nämlich: für die ſubſtantielle Verſchiedenheit Gottes vom Geiſte; ſo ſehr tritt er anderſeits dieſer Verſchiedenheit in den Weg —

2. in und bey der Ausmittelung der Theilnahme, welche die Denkkraft (Verſtand) als mittelbares Erkennen, am Abſoluten hat; indem nämlich ſeine Beweisführung für die ſubſtantielle Verſchiedenheit auch die Elemente für die Behauptung des Gegentheils in ſich ſchließt.

Beſondere Nahrung aber zur Erſtarkung finden jene Elemente in den Anſichten und Ausſichten über Unſterblichkeit und ewiges Leben. Und nun zur Sache.

Unter den entſcheidenden Gründen des Verfaſſers für ein unmittelbares Element im Erkenntnißvermögen des Abſoluten ſollen hier nur einige ſtehen. S. 171.

1. Ein mittelbares Erkenntnißvermögen kann überhaupt nicht ſeyn und beſtehen ohne unmittelbares.

2. Der Einwendung aber: daß dieſes Unmittelbare im Erkennen des Abſoluten eben nur die Sinnenwelt ſey, begegnet er folgender Weiſe.

a. Er läßt den Beweis vom Daſeyn Gottes mittelſt Schluß vom Bedingten aufs Unbedingte nach dem Geſetze des zureichenden Grundes (oder Bedingung) ſtehen, jedoch mit der treffenden Bemerkung, daß dieſe Bedingung, um eine zureichende werden zu können, nur durch die Unmöglichkeit eines Regreſſes der Bedingungen (Urſachen) ins Unendliche, zu Stande komme, d. h. nur durch die Nothwendigket eines Letzten, in ſich Vollendeten. Und nun fährt er fort:

b. Für dieſe unmittelbare Vorausſetzung aber (die keineswegs ſchon im Geſetze der Kauſalität liegt) muß doch ein Vermögen (Organ) im Menſchen vorhanden ſeyn, welches Organ eben das unmittelbare Auffaſſungsvermögen iſt.

Die nähere Beſtimmung desſelben liegt

a. in der Wirkungsweiſe. Von dieſer heißt es: Jenes Vermögen wirkt entweder allein (was alle Idealiſten behaupten, denen die Idee des Abſoluten aprioriſch iſt), oder unter Mitwirkung des Abſoluten. Für das Letztere entſcheidet ſich nun der Verfaſſer aus folgenden Gründen. α. Denn iſt die Idee des Abſoluten nicht bloß ſubjektiv, ſondern hat ſie objektive Realität; ſo muß ſie auch in realer Beziehung mit ihrem realen Objekte ſtehen. Und das zwar hier um ſo mehr, da dieſes Objekt das Objekt aller Objekte iſt, in ſo fern alle andern ihm Exiſtenz und Beſtand zu danken haben.

β. Eine reelle Beziehung aber kann nicht ohne Einwirkung auf das Subjekt der Idee ſeyn. Tritt aber dieſe Mitwirkung ein, ſo iſt γ. jenes Organ im Subjekte zugleich ein Vermögen unmittelbarer Auffaſſung deſſen, was einwirkt und mitwirkt zum Erkennen des Abſoluten.

Die nähere Beſtimmung liegt ferner

b. im Reſultate desſelben, und dieſes iſt der Begriff des Abſoluten, der aber zum Unterſchiede der Begriffe aus unmittelbarer Auffaſſung ſinnlicher Objekte, Idee genannt wird.

Jenes unmittelbare Auffaſſungsvermögen, heißt es hier, iſt alſo wohl das erſte und weſentlichſte Element zur Erkenntniß des Abſoluten, iſt aber noch gar nicht die Erkenntniß ſelber, wie ſie als Ueberzeugung ins klare Bewußtſeyn tritt, in Verbindung mit der Denkkraft (dem mittelbaren Vorſtellungsvermögen).

Aus dem Bisherigen erhellet, wie der Verfaſſer von der Unzulänglichkeit des Kauſalgeſetzes (zureichender Bedingung) aufgeſtiegen iſt zu einem Organe der Auffaſſung der Idee: Eines in ſich Vollendeten (Urgrundes). Von dieſem ferner zur Einwirkung und Mitwirkung des Objektes dieſer Idee.

Es handelt ſich alſo hier beſonders um die Begreiflichkeit der objektiven Realität der Ideenwelt, die der Idealismus läugnet.

Dieſes hat nun aber der Verfaſſer rühmlich geleiſtet früher ſchon in der Kategorie der Möglichkeit, beſonders aber in dem Abſchnitte über Erkennbarkeit. Hier kann indeſſen nur das Unumgänglichſte angeführt werden.

Den Idealiſten gegenüber, die die reinen Begriffe des Verſtandes (Kategorien) und die reinen Begriffe der Vernunft (Ideen) bald als urſprüngliche Formen des Geiſtes in ſeinen Funktionen, bald als Produkte der Abſtraktion ausgeben, und ihnen daher dort wie hier die objektive Realität abſprechen, und ihnen ſtatt eines konſtitutiven nur einen regulativen Werth zuſprechen; dieſen Anſichten entgegen behauptet nun der Verfaſſer, daß zur Begründung derſelben

a. ein abſolutes Erkenntnißvermögen im Menſchen vorhanden ſeyn müßte, was aber dem Menſchen als Kreatur rein abgeſprochen werden muß, da er als ſolche nie aus ſich herauskann, um ſich und andere zu überzeugen: Was irgend ein Objekt der Erkenntniß, außer dieſer, d. h. an und für ſich, ſey, ohne alle Beziehung auf ein erkennendes Subjekt.

Da man aber auch denſelben Grund gegen den Verfaſſer gebrauchen könnte, deſſen Behauptung für eine objektive Realität

dann auch nicht über allen Zweifel erhoben werden könnte: ſo verſtärkt er wenigſtens ſeine Behauptung mit folgendem Gewicht:

b. daß der Idealismus alle Begriffe von Wechſelwirkung exiſtirender Dinge zerſtöre, wenn dieſelbe zwiſchen Subjekt und Objekt als nichtig erklärt wird.

c. Daß ſelbſt die Kantiſche Anſicht bey allem Idealismus doch auf jenen Verkehr, als einen nothwendigen, Rückſicht nimmt, da ſie die äußere Erfahrung für nothwendig erklärt, um die innern urſprünglichen Formen des Geiſtes zum Bewußtſeyn zu bringen.

d. Daß ſelbſt in dem Falle, wenn die reinen Verſtandes- und Vernunftbegriffe unabhängig von aller äußerlichen Erfahrung wären, daraus noch gar nicht folge: daß ihnen kein äußeres Objekt entſpreche. Warum nicht? indem jene Harmonie zwiſchen Objektivem und Subjektivem ja ſchon durch urſprüngliche Einrichtung vorhanden ſeyn könne. — Sollte ihnen aber wirklich kein Objekt entſprechen; ſo könne auch die praktiſche Vernunft keines poſtuliren, da ſie doch auch nichts Undenkbares poſtuliren könne, als eine und dieſelbe Vernunft.

Vorzüglich hat ſich der Verfaſſer verdient gemacht, um die Begründung der objektiven Realität des Begriffes der Subſtantialität und Accidentalität, durch die gründliche Widerlegung der dagegen erhobenen Zweifel. Jedoch ſcheinen ihm die neueſten noch nicht zu Geſicht gekommen zu ſeyn, wie ſie unter andern in Beneke's Neuer Grundlegung zur Metaphyſik (als Programm zu ſeinen Vorleſungen über Logik und Metaphyſik) aufgetreten ſind (Berlin, 1822). Eine Parallele wird hier zwiſchen beyden Anſichten nicht unſchicklich ſeyn.

a. Die Aufgabe der Metaphyſik ſetzt Beneke in die Ausmittelung des Verhältniſſes unſers Vorſtellens zum Seyn; mithin in eine Rekonſtruktion der Thatſachen des Bewußtſeyns (und alſo nicht wie die Idealiſten in die Konſtruktion eines Bewußtſeyns auf Koſten jener Thatſachen). Beneke will aber ſo wenig dem Idealismus, als dem Realismus unbedingt beytreten, ſondern eine Mitte halten, die ihn zum Feinde Beyder, ſo wie zum Freunde Keines macht.

α. Dem Realismus, als der Uebereinſtimmung der Vorſtellung mit dem Seyn (an und für ſich) des Vorgeſtellten legt er zur Laſt:

Daß er die Sinnesvorſtellungen für Vorſtellungen des Seyns (an und für ſich) halte, da doch jene mit dieſen nicht das Geringſte gemein haben. Warum? Weil nur die Vorſtellungen von Seelenthätigkeiten mit dem Seyn (an ſich) dieſer Thätigkeiten übereinſtimmen.

Die unmittelbare Beziehung der Vorſtellung auf ein Seyn

außer uns (ſubjektiver Glaube genannt), die der Idealiſt ganz verwirft, läßt ihm alſo der Verfaſſer nur bedingungsweiſe durch einen Schluß, nämlich, mittelſt unendlicher Vergleichung, d. h. mittelſt Vergleichung aller Fälle nach dem Geſetze: Daß Thätigkeiten ſich erwecken, welche in uns zugleich und nach einander ſich ereignen.

β. Dem Idealismus, als der totalen Negation aller Uebereinſtimmung zwiſchen Vorſtellung und Seyn, legt er zur Laſt: daß er nicht einmal die Uebereinſtimmung zwiſchen Vorſtellung von Seelenthätigkeiten und ihrem Subſtrate den Thätigkeiten ſelber gelten läßt; da doch die Vorſtellung ſelbſt ein Seyn iſt, das mit ſeinem Subſtrat (Thätigkeit = Seyn) vollkommen Eins ſeyn muß, wiewohl oft mehr im Seyn (als Subſtrat) als in der Vorſtellung hievon liegen kann.

γ. Vermög dieſer ſeiner Mitte unterſcheidet er alſo zwiſchen Subſtanz in ſubjektiver und objektiver Beziehung, oder nach ſeiner eigenen Bezeichnung zwiſchen außer-menſchlicher und menſchlicher Subſtanz. Jene iſt ihm ein leeres logiſches Subjekt; dieſe iſt ihm ein volles Subjekt, weil es die Summe aller Eigenſchaften eines Dinges iſt; ſo wie Accidenz nur Eine aus denſelben.

Und in Bezug auf die Funktion des Urtheilens verhält ſich Subſtanz und Accidenz wie Subjekt zum Prädikat. So viel aus jener Grundlegung.

Dieſe ſogenannte Leerheit des Begriffes Subſtanz hat ſchon viele vermocht, denſelben als ein rein logiſches Produkt zu behandeln. Was ſagt nun aber unſer Verfaſſer, auf den wir nun jetzt wieder einlenken, dagegen?

b. S. 52 heißt es: Dieſe Leerheit liegt in der Natur der Sache. Dieſer Begriff muß wenig innere Merkmale haben, wegen ſeiner Höhe in der Abſtraktion. Deßhalb aber ſind ſolche Begriffe nicht abſolut leer und gehaltlos. Ja ſie enthalten ſogar das Weſentlichſte aus allen realen Begriffen.

Gegen dieſe Anſicht des Verfaſſers läßt ſich wohl nichts einwenden, als etwa einiges gegen die beſprochene Höhe der Abſtraktion, und zwar aus dem Grunde, da man die Anerkennung und Handhabung der Begriffe von Subſtanz und Accidenz auch in ſolchen Köpfen antreffen kann, die in dieſer Geiſtesfunktion noch ſehr tief ſtehen. Die Vorſtellung nämlich, daß alles, Erſcheinende etwas haben und ſeyn müſſe, was da erſcheint, oder: daß alles Veränderliche Etwas haben müſſe, was ſich verändert, ohne die Veränderung ſelber zu ſeyn, ſondern etwas mehr noch als dieſe: ſolch eine Vorſtellungsweiſe iſt auch dem ungeübteſten Kopfe einleuchtend. Ja ſchon der Umſtand, daß die treffendſten Beweiſe über die objektive Realität der Subſtanz nur die per ab-

surdum et contrarium ſind, gibt einen bedeutenden Fingerzeig, daß dieſe Vorſtellungs- und Denkweiſe mit der Natur unſers Seyns und Denkens innigſt verbunden iſt. So hat z. B. Georg Hermes in ſeiner Einleitung in die katholiſche Theologie 1819, in dem Beweiſe der Innen- und Außenwelt, die Subſtantialität des Ichs nur dadurch bewieſen, daß er den zureichenden Grund der Veränderungen des Ichs (des Beharrlichen im Wechſel der innern Erſcheinungen) weder in ein Objekt über, noch in ein Objekt unter dem Ich verlegen kann, ohne in Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu gerathen. Denn im erſten Falle wird die freye Perſönlichkeit zum Opfer gebracht; im zweyten aber die unbeſtreitbare Thatſache des Bewußtſeyns: die Mitwirkung nämlich des Subjektes bey aller Einwirkung der Objekte, auf daß jener Wechſel ein ſolcher, und kein anderer ſey.

Allein da nur jener Philoſophie einfallen kann, ſolche Opfer zu bringen, die ſich berufen fühlt, ſtatt Thatſachen des Bewußtſeyns zu deuten, dieſelbe zu konſtruiren, und der Menſchheit für die alten geſunden aber ausgeſtochenen Augen neue einzuſetzen; ſo hält die entgegengeſetzte Anſicht die objektive Realität des Begriffes der Subſtantialität eben ſo feſt, wie ſie es mit dem Begriff der Accidentalität thut, und begnügt ſich auch im Ueberſinnlichen mit einem unvollkommenen Wiſſen (das als ſolches noch kein falſches oder unwahres iſt) um ſo eher, da ſie mit einem gleichen und ähnlichen im ſinnlichen Gebiete vorlieb nimmt (wie das kritiſche Syſtem beweiſt).

Dieſer Gegenbemerkung ſoll nur noch Folgendes beygefügt werden, nämlich: daß die Quelle von Benekes Idealrealismus (der weder kalt noch warm iſt) in einer fehlerhaften Bildung des Begriffes Thätigkeit zu ſuchen ſey; der Fehler aber iſt die Abſolutheit, mit der er ſich jede Thätigkeit denkt. Der Verfaſſer iſt ſo ganz und gar Auge für die Thätigkeit, daß er allen Sinn für den Begriff Sinn, der doch auch nicht ohne alle Thätigkeit gedacht werden kann, verloren zu haben ſcheint. Und daher mag es kommen, daß er Sinn und Sinne der Menſchheit nur wie die Glasaugen gewiſſer Inſekten behandelt, die mehr da ſind, um anzuzeigen, wo die wahren Augen ſtehen würden, wenn die Natur auf dieſer Stufe des Thierlebens lebendige Sinne zu treiben im Stande wäre. Es iſt aber nicht wahr: daß Alles im Menſchen reine (abſolute) Thätigkeit ſey, am wenigſten die Vorſtellung, die ein dynamiſches Produkt iſt von Receptivität und Spontaneität des Geiſtes, was der Verfaſſer jener Grundlegung um ſo weniger in Abrede ſtellen wird, als er die Vorſtellungen mittelſt der Sinne keineswegs läugnet; ſondern ſie nur als bloße Erkenntnißgründe für

Vorſtellungen anſieht, die aber mit der Vorſtellung des Seyns (an und für ſich) gar nichts? gemein hätten. Allein — woher weiß er denn das ſo gewiß? — Aus der Natur des Sinnes gewiß nicht. Denn zu dieſer gehört es ja eben: Mich von einem andern Seyn zu benachrichten, d. h. fremdes Seyn in Mich hinein zu bringen, ohne mich aus mir hinaus zu führen.

Und ſo wahr es iſt: daß der Menſch nicht über ſich hinaus kann, und daß er nichts ſo gewiß hat als Sich; ſo gewiß hat er auch anderſeits in ſeinem Seyn die Thatſache eines andern Seyns, das eben ſo gewiß nicht ſein eigen Seyn iſt; wiewohl die Kunde davon mit ſeiner Perſönlichkeit unzertrennlich vereint iſt. Denn ſo wenig er ſein Ich als den allein zureichenden Grund aller Zuſtände ſeiner Innenwelt und der Zuſtände der Außenwelt anſehen kann; ſo wenig er ſeine Perſönlichkeit als Accidenz einer andern Subſtanz über oder unter ihm anſehen kann und darf: ſo gewiß gibt es außer ſeinem Ich als reale Subſtanz noch andere Subſtanzen, die wenigſtens mitwirkende Urſachen jener Zuſtände ſeyn müſſen.

Bevor wir aber auf den zweyten Punkt unſerer Bemerkung übergehen, wird ſichs der Mühe lohnen, aufmerkſam zu machen auf die eigene Bezeichnung des unmittelbaren Auffaſſungsvermögens des Abſoluten, die in dem Worte (des Verfaſſers) oſtenſiv liegt.

Verfaſſer hat dieſen eigenen Ausdruck gewählt deßhalb, weil der andere auch gewöhnlichere, nämlich Anſchaulichkeit für die Erkenntniß des Abſoluten (Ueberſinnlichen) ſelbſt dann nicht brauchbar ſeyn ſolle, wenn auch das Abſolute eine Erkenntnißſeite haben ſollte; weil dieſe Seite ſelbſt nicht wohl eine ſinnliche ſeyn und als ſolche angenommen werden könnte, ohne dadurch das Abſolute ſeinem Weſen nach zu beflecken.

Allerdings wohl allein eben deßhalb hat die neuere Schule die Anſchauung des Abſoluten — zum Unterſchiede von der ſinnlichen — intellektuelle Anſchauung genannt.

Und hat die Natur des Geiſtes eine paſſive und aktive Seite (Receptivität und Spontaneität), die unſere Sprache mit den Worten Vernunft und Freythätigkeit bezeichnet; ſo iſt unſtreitig die Vernunft von Ver-Nehmen, d. h. dem freyen Nehmen ſo genannt; wirklich Sinn für Gott und Ueberſinnliches.

Merkwürdig bleibt es immer: daß der deutſche Tiefblick ſo glücklich in Erforſchung und Bezeichnung des Geiſtigen, das Zeichen für dieſen überſinnlichen Sinn mehr von dem analogen phyſiſchen Sinne des Gehörs, als von dem des Geſichtes entlehnt hat. Und ſo ſehr man damit einverſtanden ſeyn muß, was der Verfaſſer irgendwo anders in dieſem Werke von dem Beytrage

der Phantaſie zur Erkenntniß des Abſoluten ſagt, nämlich: daß ihre Bilder nie Beweiſe werden dürfen: ſo ſehr kann man auch ſeinem Beyſatze unbedingt beytreten, wenn er nämlich ſagt: daß die Schwierigkeit groß ſey, hierin eine Gränzlinie zu ziehen; zwiſchen Bild der Einbildungskraft als ſolchem und Beweis, deſſen Weſen ſehr oft ſtillſchweigend in jenem verborgen liegt, bis es von dem rechten Geiſte beſchworen, in Sprache und Bewußtſeyn übertritt.

Und geſetzt auch, daß die produktive Einbildungskraft (Phantaſie) unter den übrigen Seelenvermögen nicht den hohen Rang einnähme, den ihr die Identitätslehre einräumt, die in ihrem Namen ſchon das Räthſelhafte ihrer Natur gelöst findet, nämlich: daß ſie ſey die Ineinsbildung des Subjektiven und Objektiven (die wieder nur möglich ſeyn kann, wenn ſich Geiſt und Natur als Gegenbilder paralleliſiren laſſen); ſo dürfte es doch nicht abſurd ſeyn: von einer gründlichern Theorie des Gehör- und Geſichtsſinnes und ihres Verhältniſſes zu einander Winke zu erleben für die höhere Forſchung in Erforſchung des überſinnlichen unmittelbaren Auffaſſungsvermögens.

* * *

Wir ſtünden nun bey dem zweyten Objekte der Gegenbemerkung, nämlich: bey Beantwortung der Frage: Worin beſteht der Beytrag des Verſtandes (Denkkraft) zur objektiven Erkenntniß des Abſoluten.

Als Einleitung zu dieſer Beantwortung unterſucht der Verfaſſer zwey Aeußerungen Jacobis, der bekannter Maßen, weit entfernt vom Idealismus, anderſeits aber auch dem Verſtande alles Recht abſprach, zu einem poſitiven Beytrage, nicht nur zur objektiven Erkenntniß des Abſoluten, ſondern auch zur erweiternden Erkenntniß jedes Objektes, aus dem einfachen Grunde: weil ſich der Verſtand bloß beziehe, auf das gegenſeitige Verhältniß der Theile eines gegebenen Ganzen, das aber ſtets mit allen ſeinen Theilen ſchon früher vorhanden ſey.

Dieſe Behauptung Jacobis widerlegt der Verfaſſer aus der Natur und Beſchaffenheit des Urtheiles, indem er zeigt: daß der Schlußſatz ſich zum Prämiſſen nicht immer verhalte, wie das Beſondere zum Allgemeinen, wie der Theil zum Ganzen, ſondern auch wie Uebereinſtimmung und Widerſtreit zwiſchen Subjekt und Prädikat nach dem Axiome der Identität: zwey Dinge, die einem Dritten gleich oder ungleich ſind, müſſen dasſelbe auch unter einander ſeyn. Eine andere Aeußerung Jacobis iſt: die den Verſtand als Gottesläugner ſchlechthin erklärt mit den Worten: Das Intereſſe

der *Wiſſenſchaft iſt: daß kein Gott ſey*. Deßhalb, weil ſie ihn nicht beweiſen kann und als nicht bewieſen, ihn zu verwerfen ein Recht zu haben wähnt.

Daß die Wiſſenſchaft aber Gott nicht beweiſen könne, den Grund glaubt *Jacobi* darin zu finden, weil der *Grund* immer *höher* liegen müſſe, als das dadurch *Begründete*, was nun aber eben bey dem Urgrunde nicht möglich ſey.

Darauf antwortet nun aber der Verfaſſer ſehr treffend:

Daß der *Erkenntnißgrund* eines Dinges noch nicht ſein *Entſtehungsgrund* ſeyn müſſe. Ja in Betreff des Abſoluten ſey deſſen Erkenntnißgrund nie der ſeiner Entſtehung; ſondern bloß ein Erkenntnißgrund des *Vorhandenſeyns* des Abſoluten und ſeiner Qualität. Und daher könne ein *Höheres* im *realen* Sinne ohne weiters ein *Niederes* ſeyn im *formalen* Sinne. Nach dieſer Einleitung findet der Verfaſſer den Beytrag des Verſtandes in dieſer erſt benannten Sphäre (des Abſoluten) in dem *Fundamente des* (ſo genannten) *ontologiſchen Beweiſes*.

Sein *Fundament* aber bildet

a. der *Begriff*, den der Verſtand zu Stande bringt, mittelſt Reflexion auf jenes unmittelbare Vernehmen des Abſoluten, deſſen *wirkliches Seyn* der Verſtand ſodann anerkennt, durch ein *unmittelbares* Urtheil.

b. Dieſes — allgemein ausgeſprochen — gibt den Satz als Axiom: *Was wir als exiſtirend denken müſſen, iſt als exiſtirend anzunehmen*. Ein Satz, der, wie der Verfaſſer ſehr richtig bemerkt, ganz verſchieden iſt von einem ähnlichen: *Alles, was wir denken müſſen, ſey als exiſtirend anzunehmen*.

c. Folglich iſt das Fundament des ontologiſchen Beweiſes keineswegs die *bloße Idee* des Abſoluten, die bey all ihrer Nothwendigkeit und Möglichkeit nie berechtigte (wie man ſonſt zu thun ſich befugt hielt) auf eine objektive Realität (außer der ſubjektiven Idee) zu ſchließen; ſondern höchſtens zu dem Schluſſe: *Wenn* Gott exiſtirt, ſo *muß* er höchſt vollkommen ſeyn, d. h. durch ſich ſelbſt exiſtiren, d. h. das Abſolute iſt nach ſeiner *Realität* — Aſeïtat, nach ſeiner *Qualität* — Vollkommenheit.

So treffend nun der Verfaſſer in NB b. den Grund von der ſchwachen Seite entdeckt hat, wegen welcher man bisher (ſeit *Kant*) den ontologiſchen Beweis für unzulänglich hielt, nämlich: *die Verwechslung der reinen formalen Idee mit dem Realbegriffe des Abſoluten*, von welchen beyden wohl

jene, nie aber dieſer ohne Subſtrat ſeyn könne, das der Form, Gehalt ertheilt; ſo muß man doch hierorts erinnern, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, daß eben dieſer Realbegriff den Namen Idee allein verdiene, zum Unterſchiede von Begriffen, die der Verſtand bildet, mittelſt Reflexion auf ein anderes unmittelbares Vernehmen, nämlich des relativen Seyns, deſſen Realität er gleichfalls anerkennt. So treffend als nothwendig iſt endlich auch die Bemerkung des Verfaſſers: daß die Anerkennung der Vorausſetzung: die Nothwendigkeit des Begriffes des Abſoluten nämlich, als eines Etwas, das auf ein wirklich Objektives ſich beziehe, niemanden aufgedrungen werden könne. Mit dieſer Aeußerung ſtimmt auch eine andere des Verfaſſers überein, die er thut bey Gelegenheit, als er von dem entſcheidenden Grunde für die Wirklichkeit eines unmittelbaren Elementes im Erkennen des Abſoluten handelt, und wo er ſich auf die innere Erfahrung als Thatſache beruft: daß ſich das Auffaſſen des Abſoluten als eines Poſitiven mit einem höhern ungetheilten Geiſtesblicke ankündige, welcher Blick aber denen, die denſelben in ſich nicht gemacht, nicht erfahren haben, keineswegs eingeredet werden könne.

Hier wäre auch der ſchickliche Ort geweſen, wo der Verfaſſer ein Wort hätte fallen laſſen können über den bedeutenden Einfluß des Willens (der ſpontanen Geiſtesſeite) auf Realität und Qualität des Abſoluten in der Erkenntniß.

Solch ein Wort hätte auch das Dunkle aufhellen können, das Viele in den Begriffen Denkkraft und unmittelbares Auffaſſungsvermögen finden werden, die bisher beydes entweder gleichſetzten, oder nur dem Grade nach unterſchieden haben.

Allein — ſind Receptivität und Spontaneität (Sinn und Wille, Vernunft und Freythätigkeit) die urſprünglichen Faktoren des Geiſtes, aus denen jede andere Thätigkeit als Produkt unter dem Gleich- oder Uebergewichte des einen oder des andern Faktors angeſehen werden muß (wenn überdieß noch die Richtung auf das Objekt, das entweder in — unter oder über dem Geiſte liegt, miteingerechnet wird); ſo läßt ſich die ſogenannte Denkkraft oder Verſtand, als dynamiſches Produkt jener beyden Faktoren erklären, mit dem Uebergewichte des Willens, und hier zwar in der Richtung auf ein Objekt, das über den Geiſt hinaus liegt, eigentlich aber und urſprünglich indifferent gegen die Richtung iſt, d. h. die Denkkraft iſt nicht deßhalb Verſtand, weil das Objekt ihrer Betaſtung (geiſtigen) in Zeit und Raum hineinfällt, er kann auch ein Objekt haben über — außer — ohne Zeit und Raum.

Hat nun aber das ſpontane Element ſo bedeutenden Einfluß auf das Receptive des Geiſtes, da beyde nur in ihrer Wechſelwirkung, jede Art Erkenntnißkraft zu Stande bringen; kann ferner — was die Hauptſache iſt — dieſe intellektuelle Spontaneität im Menſchen von ſeiner ſogenannt moraliſchen Freyheit (Spontaneität) nicht abgeriſſen gedacht werden bey der Verbindung der Pſyche mit der Phyſis zur ungetheilten Perſönlichkeit; ſo läßt ſich wohl leicht erachten, von welcher bedeutenden Rückwirkung der jedesmalige Grad der moraliſchen Freyheit auf die Erkenntniß des Abſoluten ſey — nach Qualität und Quantität deſſelben.

Daß der Verfaſſer dieſer Bemerkung nicht abhold ſeyn könne; beweiſen ſeine Bemerkungen über die Allgemeinheit der hiſtoriſchen Gotteserkenntniß, wo er den praktiſchen Atheismus als die Quelle des theoretiſchen angibt.

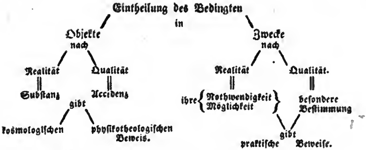
Kurz aus dieſen Vorausſetzungen, ihre Wahrheit gehörig erwogen, wird ſich jedem bald die Bemerkung aufdringen, daß die vom Verfaſſer angeführte Thatſache des Bewußtſeyns, nämlich: jener poſitive — höhere ungetheilte Geiſtesblick fürs Abſolute mehr ethiſcher Natur ſey und im Gewiſſen wurzle, als theoretiſcher Natur und ſeine Wurzel in eine intellektuelle Anſchauung treibe — und um mich ſymboliſch auszudrücken, mehr ein Gehör-Sinn ſey für Stimme Gottes im Gewiſſen, als Auge und Blick für einen unmittelbaren Strahl Gottes im Wiſſen des Menſchen. So viel über das zweyte Objekt unſerer Gegenbemerkung. Wir gehen jetzt über zu den übrigen ſogenannten Beweiſen von Gottes Daſeyn.

Aller Beweis aber, wie bereits im Allgemeinen gezeigt worden, iſt Sache des Verſtandes in jeder Erkenntnißſphäre.

In der Sphäre religiöſer Ueberzeugung aber ergibt ſich, je nachdem die Denkkraft ſich entweder auf das abſolute Seyn (wie dieſes in unmittelbarer Auffaſſung gegeben iſt), oder auf das relative (bedingte) Seyn wirft, ein doppeltes Fundament von Beweiſen für die Exiſtenz Gottes, wovon das eine den ontologiſchen (wie wir geſehen), das andere die übrigen Beweiſe begründet (wovon jetzt etwas gemeldet werden ſoll).

Das Eintheilungsprincip dieſer Letzteren nun findet der Verfaſſer ſehr gründlich in der Natur des bedingten Seyns ſelbſt. Je nachdem in dieſem entweder die Subſtanz (Exiſtenz), oder die Accidentalität (modus existendi), oder endlich Zwecke herausgehoben werden; machen ſich dreyerley Beweiſe, nämlich:

Der kosmologiſche — phyſikotheologiſche — und praktiſche Beweis, etwa nach folgendem Schema:



Das *Gemeinſchaftliche* aller dieſer Beweiſe ſind:

a. Vorausſetzungen — den Ober- und Unterſatz bildend.

b. Folgerungen (Reſultate) den Schlußſatz bildend.

Der Oberſatz iſt immer: der modificirte Grundſatz abſoluter Bedingung, d. h. des zureichenden Grundes.

Der Unterſatz iſt: das Ausgehen vom Bedingten ſelbſt.

Das *Beſondere* aber hängt ab von der Seite des Bedingten, die herausgehoben wird und ſodann den Grundſatz modificirt. So wird z. B. beym *praktiſchen* Beweiſe ausgegangen vom Gegebenſeyn bedingter nothwendiger *Zwecke*. Und eben dieſe Beſonderheit im Bedingten modificirt ſodann jenen Grundſatz dahin:

Zwecke für Subſtanzen ſind bedingt von einer Subſtanz als Zweck (um jene Zwecke ſowohl erklären als erreichen zu können) —

Das *Reſultat* aber hievon iſt:

a. die Wirklichkeit eines Urgrundes, als einer vernünftigen Subſtanz.

b. Die Unmöglichkeit eines Regreſſes ins Unendliche macht den Urgrund als vernünftige Subſtanz zum *Urziel*.

So wird beym *kosmologiſchen* Beweiſe ausgegangen von der Bedingtheit wirklicher Subſtanzen.

Und die *Modifikation* lautet ſodann: Iſt das Bedingte ein *Objekt*, und dieſes der Qnalität nach *unvollkommen*; ſo muß das Unbedingte als Realgrund, ein *Objekt* und *Urbild* ſeyn.

Das *Reſnltat* aber lautet: a. Es gibt ein Weſen als Urgrund und Urbild — b. nnd dieſes Weſen iſt Einer und *weſentliche verſchiedene Subſtanz*.

So wird beym *phyſikotheologiſchen* Beweiſe ausgegangen:

Von Subſtanzen, die organiſirt ſind entweder nach der Vernunft oder auch zur Vernunft.

Die *Modifikation* lautet ſodann: Iſt das Bedingte eine

Subſtanz und als dieſe vernünftig; ſo iſt auch das Unbedingte eine vernünftige Subſtanz.

Das *Reſultat* aber lautet: Es gibt ein Weſen als Urgrund, und dieſes Weſen iſt die *höchſte Vernunft*.

Und der *Inbegriff* aller Folgerungen würde demnach lauten: Gott iſt = *Urgrund* und *Urbild* — *Urvernunft* und *Urziel*.

In Bezug auf den Theismus, den wir vorzüglich hier im Auge behalten, iſt die Folgerung des kosmologiſchen Beweiſes die wichtigſte; in ſo fern durch ihn die *weſentliche Verſchiedenheit* des abſoluten Seyns vom relativen ausgeſprochen wird.

Wir müſſen alſo unterſuchen: Wie gelangt der Autor zu jenem Reſultate? — Die Axiome lauteten: 1. Sind endliche Weſen *Subſtanzen*, ſo iſt es ihr Urgrund auch. 2. Sind endliche Weſen, dem Weſen und der Form nach *bedingt*; ſo muß der Urgrund als Subſtanz von ihrer Subſtanz ſo verſchieden ſeyn, wie Unbedingtes und Bedingtes.

Allein der Verfaſſer behauptet hier zu viel, folglich nichts. Er legt ſchon in den Begriff *Unbedingtes*, etwas hinein im voraus, was erſt hinterher hinein kommen ſollte, nämlich die *weſentliche Verſchiedenheit*.

Im Unbedingten aber als ſolchem liegt urſprünglich nichts anderes als der *abgebrochene Regreß* ins Unendliche; das *letzte* Glied, das *nicht mehr* bedingt, folglich *unbedingt* iſt in der Reihe des Bedingten, und *für* dieſelbe.

Allein dadurch, daß die unendliche Reihe unterbrochen und abgebrochen wird, folgt noch gar nicht: *daß das letzte Glied dadurch gleich ganz anderer Natur und Weſenheit werde*, ſondern umgekehrt gerade die *Homogeneität* der Glieder (höchſtens in quantitativer Verſchiedenheit).

Um alſo dem Unbedingten den *poſitiven Charakter* zu vindiciren, dazu gehört mehr als die bloße *Negation* der Bedingtheit.

Der Verfaſſer hätte alſo wohl hier dem Theismus gemäß geſprochen, aber nicht behauptet.

Hingegen ſind die Folgerungen des phyſikotheologiſchen und praktiſchen Beweiſes dem Axiom vollendeter (zureichender) Bedingung gemäß; aber dem Theismus *zuwider* behauptet.

Wie ſo? — Denn iſt Gott, von der Kreatur nur dem Grade nach verſchieden (was der Fall iſt, ſo bald er als höchſte Vernunft ausgegeben wird); ſo läßt ſich nicht begreifen, wie er anderſeits in ſubſtantieller Verſchiedenheit anerkannt werden könne, wenn der Begriff *ſubſtantieller* Verſchiedenheit das iſt, was er ſeyn ſoll, nämlich = *weſentlicher* (qualitativer) Verſchie-

denheit. Denn im widrigen Falle iſt ſubſtantielle Verſchiedenheit = perſönlicher Verſchiedenheit, wie ſie auch zwiſchen Kreatur und Kreatur vorhanden iſt.

Der Theismus aber hält nicht bloß eine Perſönlichkeit Gottes feſt, sondern in dieſer auch eine weſentliche Verſchiedenheit der Subſtanz des Urweſens, als des Trägers ſeiner Urform.

Wollte man aber gegen dieſe Sprache des echten Theismus etwa einwenden, daß dadurch ein abſolnter Gegenſatz feſtgehalten werde zwiſchen abſolutem und relativem Seyn, ſo kömmt es nur darauf an, ſich über dieſes Ungeheuer zu verſtändigen.

Verſteht man darunter einen Gegenſatz nach Weſen und Form, ſo ſteht eben dieſer Behauptung eine formelle Einheit gegenüber bey aller weſentlichen Verſchiedenheit, die als Undenkbarkeit nicht behauptet werden kann, da ſie ſich ſchon zwiſchen Natur und Geiſt einfindet, wir mögen zwiſchen beyden eine qualitative oder quantitative Verſchiedenheit feſthalten.

Verſteht man darunter bloß einen Gegenſatz nach dem Weſen (ohne weſentliche Form); ſo muß man ja dieſelbe Verſchiedenheit ſchon im relativen bedingten Seyn zwiſchen Natur und Geiſt feſthalten, um ſeine Perſönlichkeit nicht aufzugeben, die mit der Freyheit ſteht und fällt (dieſe im weſentlichen Gegenſatze mit der Natur aufgefaßt), ohne welches alle Freyheit nur eine entbundene Nothwendigkeit, ſo wie dieſe nur eine gebundene Freyheit iſt, kurz: keines von beyden. Es iſt ohne weiters zu voreilig geſchloſſen, wenn man das Abſolute als Urgrund, als letzte (zureichende) Urſache alles Endlichen deßhalb auch ſchon als frey deklarirt, weil es unter dem Endlichen auch ein Freyes gibt, das man dann nur ſeiner Unvollkommenheiten (Schranken) entäußern darf, um einen Gott — ein Abſolutes — zu haben.

Kraft = Subſtanz muß der Urgrund als ſolcher ſeyn, um nicht einen Widerſpruch im Begriffe zu ſetzen; allein wenn der Begriff Subſtanz nothwendig den der Freyheit involvirte; ſo müßte er die Nothwendigkeit ausſcheiden, d. h. er könnte keine Naturkraft geben, weil dieſe im Urgrunde als ihrem zureichenden Grunde nicht gedacht werden könnte.

Es lohnt ſich alſo wohl der Mühe, einmal ernſthaft zu fragen: Was leiſtet uns die Denkkraft, ausgehend vom Bedingten, für einen Beytrag zur objektiven Erkenntniß des Abſoluten in Betreff ſeiner Qualität? Antwort. Nur einen negativen, indem ſie nur verbietet: das Abſolute ſo wenig eine freye als eine nothwendige Subſtantialität zu nennen; ſondern ſchlechthin ein drittes, das we-

der A noch B iſt. Warum? weil in dem Augenblicke, wo Freyheit (die kreatürliche, denn eine andere kennen wir nicht) vom Abſoluten prädicirt wird, das freye Ich als Subſtanz auch ſchon aufgehoben iſt. Wie ſo? Weil nur ein Verhältniß, wie zwiſchen Accidenz und Subſtanz übrig bleibt, wenn das Verhältniß zwiſchen relativem und abſolutem Seyn nicht als ein Verhältniß wie zwiſchen Subſtanz und Subſtanz feſtgehalten wird.

Allein gerade dieſe negative Dienſtleiſtung der Reflexion ſichert uns den poſitiven Charakter des Abſoluten eben dadurch: daß ſie einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Kreator und Kreatur, zwiſchen Seyn aus und durch ſich, und Seyn an und für ſich (aber keineswegs aus und durch ſich) einleitet. Wie? Denn nur dadurch offenbart ſich das Urweſen als Seyn durch und aus ſich; daß es ein Seyn ſetzet außer ſich, d. h. ein Seyn an und für ſich, ohne durch ſich zu ſeyn, d. h. ein Seyn dem Weſen nach ein anderes, als es ſelber iſt. Mit andern Worten: Die Schöpfung aus nichts iſt die eigentliche Uroffenbarung des abſoluten Seyns. Denn nur ſie iſt Manifeſtation einer ewigen Selbſtaffirmation.

Allerdings wird das relative Seyn zur Beurkundung ſeines Urſprungs (d. h. ſeines Geſetztſeyns vom Abſoluten, aber nicht Gegebenſeyns in ihm) die Form des Abſoluten an ſich tragen müſſen, da es ſein Weſen mit ihm nicht (von Natur aus) theilt (wohl aber zur Theilnahme an ſeinem Weſen von Natur aus, d. h. urſprünglich beſtimmt iſt). Und dieſe Form läßt ſich im relativen Seyn nach den zwey Seiten jedes beſondern Seyn in ihm, d. h. nach der ſubſtantiellen und accidentellen Seite nachweiſen.

1. So finden wir im relativen Seyn (dasſelbe in ſeiner Totalität erfaßt) von Seite der Subſtantialität: Die Dreyfaltigkeit (ohne Dreyeinigkeit) in Geiſt, Natur und Menſch, folglich das Gegenbild des göttlichen Urbildes in der dreyfaltigen Urform ſeines Einen Urweſens.

2. So finden wir in der Accidentalität (in der Erſcheinungsſeite) des relativen Seyn (dasſelbe ſowohl in gleicher Totalität, als in der Beſonderheit aufgefaßt) ein dynamiſches Leben, im Streben zur Vereinigung der Gegenſätze — kurz ein Leben der Liebe (in freyer und nothwendiger Form) als Nachbild der ewigen Liebe in Gott.

Und in Betreff der Totalität iſt der Menſch ſelbſt die Syntheſe des Gegenſatzes zwiſchen Geiſt und Natur, die von dem dynamiſchen Streben des Gegenſatzes im kreatürlichen Seyn ſelbſt bedingt iſt. Ferner

3. da die Urform des Abſoluten nur deßhalb Urform iſt,

d. h. weſentliche Form, weil ſie mit dem Urweſen Eins iſt; ſo wird das relative Seyn (als Nachbild der Urform) auch das Urweſen (als Urſubſtanz) in ſeiner relativen Subſtantialität, nachbildlich, d. h. formal offenbaren.

Daher iſt denn auch jede Subſtanz (die freye wie die nothwendige), in ſo fern ſie der zureichende Grund iſt von einer gewiſſen Summe von Erſcheinungen, Nachbild des Abſoluten (dieſes nach ſeiner Weſenheit aufgefaßt, verſteht ſich. Denn nach ſeiner Form (Erſcheinungsweiſe) aufgefaßt, iſt das relative Seyn nur Nachbild des Abſoluten, wenn jenes in ſeinem dynamiſchen Leben und Wirken im Großen und Ganzen, wie im Einzelnen und Beſondern aufgefaßt wird).

4. Jener Kauſalitäts-Charakter läßt ſich nun aber vorzugsweiſe von der freyen Subſtanz prädiciren, welche in der Willensſpontaneität die Macht beſitzt: Sich ſelbſt zum Objekte der Beſchauung in freyer Selbſtaffirmation (in Gedanken und That) zu machen.

Allein ſowohl in dem Grade dieſer Selbſtobjektivirung oder Selbſtaffirmation, vermög welchem das Ich nur ſeine innere Erſcheinungswelt zur Anſchauung bringt, als in der Art und Weiſe, vermög welcher dieſe Selbſtobjektivirung nur von der Einwirkung der Sinnenwelt von außen her bedingt iſt; ſchon in dieſen Umſtänden liegt mehr als Ein Fingerzeig, daß der Menſch ſeinem Geiſte nach wohl das (ſo zu ſagen) gelungenſte Nachbild (Ebenbild) Gottes ſey; aber keineswegs Gott oder auch nur ein Göttliches, d. h. ein (in quantitativer Differenz und qualitativer Identität) aus Gott und in Gott Gezeugtes ſey*).

Auffallend iſt es immer, wie der Verfaſſer einerſeits den Charakter des Theismus ſo klar auffaſſen, anderſeits aber ſo wenig feſthalten und durchführen konnte. Woraus dürfte ſich dieſer Verſtoß bey ihm erklären laſſen? — Dürften nicht jene Aeußerungen, die eine Gleichſetzung zwiſchen Weſen und Form — (zwiſchen Subſtantialität und Accidentalität) behaupten, uns die Quelle verrathen? Dem Verfaſſer iſt, laut ſolchem Geſtändniß, der Unterſchied zwiſchen Weſen und Form ein bloß formaler,

*) Uebrigens iſt hier nicht der Ort, dieſen wichtigen Gegenſtand der Metaphyſik als Kosmologie und Ontologie anders denn bloß andeutungsweiſe zu behandeln, die Idee nämlich: das relative Seyn iſt Nachbild des abſoluten Seyns — Dieß in ſeinem Urweſen und Urform aufgefaßt — und Jenes in ſeinem ſymboliſchen Charakter, ſowohl nach ſeiner Totalität und Beſonderheit, als nach ſeiner Subſtantialität und Accidentalität durchgeführt — iſt Nachbild des Abſoluten in formeller Einheit bey reeller, d. h. weſentlicher Verſchiedenheit.

d. h. auf einer bloß ſubjektiven Betrachtungsweiſe beruhend. Außer derſelben, d. h. in objektiver Realität iſt Weſen = innere Qualität und Form = äußere Qualität. Dieſe Anſicht aber hebt zu auffallend nicht bloß den Unterſchied zwiſchen weſentlicher und zufälliger Form, ſondern auch jede formale Gleichheit und Aehnlichkeit bey ſonſt weſentlicher Verſchiedenheit auf, als daß man ihr beyſtimmen könnte. Denn ſo wenig Form und Weſen untrennbar ſind (ſelbſt die weſentliche nicht ausgenommen, verſteht ſich im relativen Seyn), ſo wenig iſt Form und Weſen Eins und Daſſelbe, und ihr Unterſchied ein bloßes Gedankending. So iſt z. B. das Vermögen der Wahl (freye Willkür) weſentliche Form der freyen Subſtanz (Geiſtes). Allein ſo gewiß einſt ſeinen Sättigungspunkt der Geiſt in Gott findet, der nach freyer Wahl hienieden, jenſeits alle Wahl aufhebt; ſo gewiß wird doch der Geiſt, als freye Subſtanz, nie aufhören Geiſt zu ſeyn, und ſeine Stellung im All der Dinge verlieren.

So iſt ferner das Bewußtſeyn weſentliche Form des Geiſtes. Allein der Geiſt wird ſo wenig durch ſie, als er nach ihr und mit ihr (z. B. in momentaner Unterbrechung desſelben) aufhört Geiſt zu ſeyn.

Solche Aeußerungen vom Verfaſſer müſſen deſto mehr befremden, wenn man ſie vergleicht mit einer andern S. 294, wo er geſteht: daß die Erkenntniß Gottes und ſeiner Vollkommenheiten auf dem Wege der Reflexion größten Theils, wo nicht ſchlechterdings negativer Art ſey; und wo die Erkenntniß poſitiver Art ſey, da beſtehe das Poſitive bloß in Analogie und Symbol. Mit welcher Aeußerung wenigſtens die Möglichkeit einer formalen Gleichheit, bey weſentlicher Verſchiedenheit zugeſtanden wird. Außer dem Wege der Reflexion aber, d. h. in jeder Rückſicht — ſchlechterdings — die Idee Gottes, als reine Negation alles relativen (realen) Seyns aufzuſtellen; dieſer Behauptung Planks iſt der Verfaſſer gleich ſtark abhold.

Aus dem Bisherigen erhellt zugleich, daß der Verfaſſer mit ſich ſelber noch nicht im Klaren ſey: Wie viel er, in der Erkenntniß des Abſoluten, der Denkkraft (Verſtand) einantworten ſolle, und was nicht.

Es lohnte ſich alſo allerdings der Mühe, dieſen Knoten zu entwirren. Es iſt dabey gewiß vor allem wohl zu unterſcheiden: Worauf ſich die Denkkraft wirft, d. h. von wo der Verſtand ausgeht, um weiter zu kommen in der Erkenntniß Gottes. Ob er nämlich von der unmittelbaren Wahrnehmung des Abſoluten, oder vom relativen Seyn ausgehe. Im erſten Falle,

an der Kette des Univerſums; ſo muß es ihm auch ein **Drittes** ſeyn in **weſentlicher** Verſchiedenheit von allem kreatürlichen (relativen) Seyn, auf welches ſich die Qualitäten des Letzteren als Subſtanzen keineswegs übertragen laſſen zur Beſtimmung der Qualität des Abſoluten als Subſtanz.

β. Und dafür gibt ihm ſelbſt das Univerſum Zeugniß. Wie ſo?

γ. Das Abſolute kann ſich nämlich zum relativen Seyn ſchlechterdings nicht verhalten, wie Allgemeines zu ſeinem Beſonderen, wie die Gattung zu ihren Arten, eben weil das relative Seyn als Natur- und Geiſterreich einen weſentlichen Gegenſatz in ſich bildet, der eine **Identität = Gleichheit** ſeiner Glieder in einem **Dritten** (als Abſoluten — Göttlichen) ſo wenig zuläßt, als die Beſtimmung dieſes Abſoluten nach ſeiner Qualität, durch Qualitäten des relativen Seyns — **Vorausgeſetzt**: daß der Fundamentalſatz des formalen Denkens ſeine Richtigkeit hat: inter duo contradictoria non datur **Tertium vel Medium**. Und **vorausgeſetzt**: daß Freyheit und Nothwendigkeit ſowohl im **kontradiktoriſchen**, vermöge **negativer** Wechſelbeziehung, als im **konträren**, Verhältniſſe vermög **poſitiver** Beziehung, ſtehen [1]).

So lange daher der qualitative Unterſchied zwiſchen den beyden Gliedern des relativen Seyns (Geiſt und Natur) feſtgehalten wird; iſt der **Pantheismus** ſo unmöglich, als der **Semipantheismus** [2]). Und jener kann nur damit beginnen,

---

1) Es iſt Rec. nicht unbekannt: daß dieſer von **Kant** ſo ausgedrückte Fundamentalſatz der Logik ſpäter in das principium Medii inter duo Contradictoria verwandelt worden iſt. Es war aber auch nur ein Pantheiſt, der den Satz aufſtellte: daß die **Vermittlung** eines Dritten vorausgehen müſſe der **Ausſchließung** desſelben. Allerdings, wenn nichts anderes ausgeſchloſſen werden darf und kann, als das Vermittelnde. Quod erat demonstrandum. Siehe **Eſchenmayers** Pſychologie §. 305 Deduktion der Fundamentalſätze.

2) Hiemit will aber Rec. keineswegs behaupten, daß mit dieſer Indifferenzirung der Pantheismus nothwendig eintreten müſſe. Denn ſo wie von den drey Gliedern alles Seyns und Lebens: Gott, Geiſt und Natur — Gott und Geiſt konfundirt werden können in weſentlicher Einheit, wobey das Univerſum ſodann nur in den Gegenſatz aufgeht vom **Göttlichen** und **Phyſiſchen**; ſo kann anderſeits auch Geiſt und Natur konfundirt werden in einer Weltſeele, und das Univerſum nur in dem Gegenſatze vom **Göttlichen** und **Pſychiſchen** aufgefaßt werden. Da in letzterem Falle Gott als ſogenannt **außerweltliches Weſen** behandelt wird; ſo verträgt ſich mit dieſer Konfundirung auch der **reine Theismus**. Aber keineswegs ſteht dieſer ſo feſt, als da, wo das relative Seyn ſchon im weſentlichen Gegenſatze aufgefaßt wird. Denn nur auf Koſten der Konſequenz kann der Konfundirung oder beſſer **Konfuſion** Schranken geſetzt werden, wenn man ſich einmal in ſie eingelaſſen hat.

daß er den totalen Gegenſatz zwiſchen Natur und Geiſt in einem Dritten konſequent vernichtet, mittelſt Indifferenzirung, d. h. Vereinerleyung — dieſer aber ohne alle Konſequenz, nur den halben Gegenſatz des Relativen, im Abſoluten, vernichtet, den nämlich zwiſchen Geiſt und Gott, die andere Hälfte aber zwiſchen Gott und Natur ſtehen läßt. Er iſt zu hochmüthig, die Natur unter ihm zu vergöttern, und zu kleinmüthig, der Gottheit über ihm allein die Ehre zu geben und zu laſſen. Und ſo wie es nun von jener Eigenſchaft des Menſchen im Sprichwort heißt: Hochmuth gehet vor dem Fall, Schande folgt ihm überall; ſo kann es auch vom Kleinmuthe füglich heißen: Daß er zu ſchwach ſey, um vom Falle aufzuſtehen.

Hatte aber unſer Verfaſſer einmal den Fehler begangen: Weſen und Form in dem Begriffe der Qualität zu vereinerleyen; ſo war der andere Fehler nicht mehr zu vermeiden, nämlich: Der Urſubſtanz als zureichendem Grunde von der Realität endlicher Weſen, auch die Qualität des Endlichen einzuantworten. Und ſo kams, daß er das Weſen Gottes dahin beſtimmte, daß es ſey

1. geiſtige Perſönlichkeit
2. eine Geiſtigkeit.

wovon die erſte iſt = Vernünftigkeit = Subſtanz mit Bewußtſeyn und Freyheit; die zweyte = Bedingung der Vernünftigkeit iſt.

Aber eben durch dieſe Bedingung iſt der qualitative Unterſchied zwiſchen Gott und Geiſt in einen bloß quantitativen (graduellen) verwandelt, und nur mit Jenem ſteht und fällt der reine Theismus, nicht aber mit der Perſönlichkeit Gottes, die bey aller Verſchiedenheit (im Weſen) vom vernünftigen Weſen vorhanden ſeyn kann, und in Gott vorhanden ſeyn muß. Der abgedroſchenen Einwendung aber: So wäre ja Gott kein Geiſt, kann man mit Ja und Nein begegnen.

In ſo fern Gott im abſoluten Gegenſatze mit dem materiellen Seyn aufgefaßt wird, kann er mit dem freyen (immateriellen) Seyn (Geiſt) unter einen Begriff geſtellt werden, d. h. Gott kann (in ſo fern) ein Geiſt genannt werden. In ſo fern aber das materielle und immaterielle Seyn in ſeiner Totalität (als relatives Seyn) zum Abſoluten im gleichen Gegenſatze aufgefaßt wird; kann Gott, als das Abſolute, in keiner Beziehung mit irgend einem Gliede des Gegenſatzes unter einen Begriff gebracht werden, d. h. Gott kann nicht Geiſt genannt werden.

Der Begriff Geiſt hat alſo ſeine poſitive und negative Seite. Dieſe — als Gegenſatz der Materie; Jene — als Seyn

für ſich, abgeſehen von allem Gegenſatze. Gott als Seyn (durch ſich und aus ſich) iſt ſo wenig Geiſt (Seyn, für ſich und durch Gott), als der Geiſt (der freye) Naturnothwendigkeit iſt.

So viel über die Beweiſe vom Daſeyn Gottes als Beytrag der Denkkraft zur objektiv reellen Erkenntniß Gottes.

Dieſes pantheiſtiſche Element, was den Verfaſſer unwillkürlich zur Inkonſequenz des Semipantheismus verleitet hat, ſehen wir aber konſequent durch die ganze Darſtellung ſeiner übrigen Gedanken über religiöſe Gegenſtände reichlich wuchern.

So ſehen wir es in ſeinen Anſichten über den Beytrag der Reflexion über das zweyte Objekt der Religion, Unſterblichkeit nämlich (das erſte iſt ihm das Verhältniß des unendlichen zum endlichen Seyn; das zweyte: die Theilnahme des Endlichen am Unendlichen). Da er ſchon unter der Kategorie der Möglichkeit denſelben Gegenſtand weitläufig behandelt hat; ſo erübrigt ihm jetzt noch, denſelben unter den übrigen Kategorien zu behandeln.

Da heißt es nun, daß die Wirklichkeit der Fortdauer der Seele (nach Subſtanz und Perſönlichkeit) nicht aus der metaphyſiſchen Natur des Geiſtes im Vergleich mit den übrigen Kräften der Welt, wohl aber aus ſeiner moraliſchen Natur, im Vergleiche mit der Welteinrichtung bewieſen werden könne.

Seiner Vorausſetzungen erſte nun für dieſe hypothetiſche (nicht abſolute) Nothwendigkeit der Unſterblichkeit, iſt:

Die Vernunftmäßigkeit der Welteinrichtung überhaupt und insbeſondere. Vermöge der Erſten könne die Welt nicht nur nichts enthalten, was der ſubjektiven Vernunft Vernichtung drohe (von außen her wenigſtens und in Bezug auf ihre Subſtanz), ſondern müſſe vielmehr, vermöge der letztern, entſprechen dem beſondern Charakter der Vernunft, den der Verfaſſer in eine unendliche Perfektibilität nach allen ihren Vermögen ſetzt. Dieſer Perfektibilität entſprechen nun ſubjektiv: ein unendliches Fortſchreiten; ſo wie objektiv: eine unendliche Lebensdauer, da auch das längſte Leben dieſem Vernunftcharakter nicht entſprechend wäre. So viel glaubt der Verfaſſer ſchon ohne die zweyte Vorausſetzung (Gottes Daſeyn) über dieſen Gegenſtand herauszubringen.

Mit dieſer aber erhalte das unendliche Fortſchreiten nicht bloß Beſtätigung, ſondern auch Anſchauung in einem lebendigen Ziele, das nun die Vernunft in Gott gefunden hat für dasſelbe Fortſchreiten. Denn iſt Gott, heißt es, nicht bloß Urgrund und Urbild; ſondern auch Urzweck; ſo iſt er auch das Ziel unſers unendlichen Fortſchreitens, unſerer Verähnlichung

mit ihm. Die unausfüllbare Kluft aber zwiſchen ihm als Objekt und uns als Subjekt, macht jene Verähnlichung zu einem unendlichen Fortſchreiten in der Realiſirung dieſes Vernunftzweckes. — So der Verfaſſer.

Hierauf nur ſo viel. Der ächte Theismus hält allerdings die unausfüllbare Kluft feſt zwiſchen Geiſt und Gott, allein er findet ſie allein in der qualitativen Verſchiedenheit beyder, und er findet jene Kluft nur deßhalb unausfüllbar, weil das Ich nie Du, der Geiſt nie Gott, die Kreatur nie Schöpfer werden kann; ſo wenig als der Geiſt Natur oder Natur Geiſt werden kann, bey aller quantitativen Steigerung der Erſcheinungsweiſe der Naturſubſtanz.

Ferner auch dem Theismus iſt Gott das Ziel unſers Vernunftſtrebens, ja es iſt auch ein Streben nach Verähnlichung. Dieſe Verähnlichung aber ſetzt er nicht in eine Approximation der Subſtanzen. Und warum nicht? um den Unſinn zu vermeiden, das letzte Ziel in einem Nichtziele (weil unerreichbar) zu finden. Sondern er ſetzt es in eine ſubſtantielle Vereinigung des Geiſtes mit Gott (deren Möglichkeit uns ſchon in der Vereinigung des Geiſtes mit dem Körper zu einer ungetheilten Perſönlichkeit gegeben iſt), deren Bedingung aber die Vereinigung des Willens (im Geiſte) mit dem Willen Gottes iſt, zu deſſen Wahrnehmung der Geiſt urſprünglich organiſirt iſt mit dem Sinne für Gott und Göttliches.

Und wenn dem Verfaſſer das längſte Leben nicht zuſagt, als unentſprechend der Perfektibilität ins Unendliche; ſo hatte er nur noch einen Schritt, um dasſelbe auch von einer unendlichen Lebensdauer auszuſagen, wenn ihr Ziel ein unerreichbares iſt, weil in dieſem Falle das Dort ſo wenig ein Hier wird, wie in jenem Falle, bey aller Einerleyheit des göttlichen und des menſchlichen Geiſtes. — Und warum machte der Verfaſſer dieſen Schritt nicht? Das pantheiſtiſche Element beobachtete in der Sphäre der Unſterblichkeit denſelben Gährungsprozeß wie in der — der Idee Gottes.

So wie dieſes Element nach eingeriſſener Schranke ſubſtantieller (qualitativer) Verſchiedenheit zwiſchen abſolutem und relativem Seyn, eben dieſes Abſolute nur in einer unendlichen Reihe ſich gegenüber geſtellt wiſſen will; ſo iſt auch das Ziel ſelbſt nur eine unendliche Approximation, d. h. gar kein Ziel, gar keine Annäherung; ſo wie jener Gott, kein Gott iſt.

Drum läßt ſich von dieſem Gedankendinge Gott auch ſagen

was der Pſalm von den Göttern der Heiden ſagt im Gegenſatze mit Jehova:

Oculos habent et non vident; aures habent et non audiunt; similes fiant illis, qui faciunt ea, et confidunt in eis.

Und wenn der Fluch des Pſalmes ſeltener oder gar nicht in Erfüllung ginge, ſo wären jene Gedankenſchnitzer eher zu verſchmerzen. Aber eben, weil der Menſch für ein unendliches, unerreichbares Ziel nie zu ſpät, ſo wie nie zu früh aufſtehen kann; ſo läßt er ſich, bey ſeiner natürlichen Trägheit zum Guten, gute Weile, die am Ende gar bald in eine Lange-Weile für die gute Sache (Gottes) ausartet. So theilen die Idee Gottes und der Unſterblichkeit Ein Schickſal, bey ihrem innigen Zuſammenhange.

Dieſen aber vorausgeſetzt iſt es ſehr auffallend vom Verfaſſer zu hören: daß das unmittelbare Auffaſſungsvermögen fürs Abſolute, ſo ſehr es dem Menſchen behülflich iſt zur Bildung der Idee Gottes, denſelben doch verlaſſe in Betreff der Idee über Unſterblichkeit (ihrer Ausmittlung und Begründung), aus welchem Umſtande der Verfaſſer dann auch die größere Wichtigkeit des Beytrages von Seite der Reflexion behauptet für die Begründung der Idee der Unſterblichkeit als für die der Exiſtenz Gottes.

Solch eine Aeußerung befremdet vom Verfaſſer deſto mehr, da er doch ſich auf Thatſachen des Bewußtſeyns beruft, wenn nicht zum Beweiſe, doch zur Bekräftigung des Beweiſes über perſönliche Fortdauer nach dem Tode.

Sind denn Thatſachen (wie die angeführte, z. B. die Unmöglichkeit des Gedankens einer Vernichtung) nicht auch ein Unmittelbares im Bewußtſeyn, wie das Organ fürs Abſolute und ſeine Thätigkeit? Unmittelbare Anſchauungen jener Welt haben wir freylich nicht, ſo wenig als eine Anſchauung unſers Ichs und des göttlichen Ichs, an welchem Jenes participiren ſoll; und wenn der Verfaſſer daraus das Recht hernimmt zu obiger Behauptung, ſo hat er wohl zum Theil Recht, aber eben deßhalb nicht ganz. Denn wird die Idee der Unſterblichkeit aus der Idee Gottes gefolgert, in welcher Gott als Urgrund auch Urziel iſt; ſo läßt ſich auch behaupten: daß der Menſch wenigſtens von den Elementen und Bedingungen ſeiner Unſterblichkeit unmittelbare Wahrnehmungen habe.

Denn kündigt ſich Gott, als das Ziel meines Erkennens und Begehrens in mir an, weil mein Erkennen und Begehren nur in der höchſten Vollendung — in Gott alſo ihr Ziel ſucht; ſo iſt

in dieſer Thatſache des Suchens auch die des Findens als Möglichkeit enthalten, deren Wirklichkeit nur von meinem Willen abhängen kann.

Unter den Eigenſchaften Gottes aber, die bey dieſer Idee und ihrer Realiſirung vorzüglich ins Mitleid gezogen werden vom Verfaſſer, trifft es die Unveränderlichkeit und Weisheit Gottes, zu denen der Verfaſſer ſeine Zuflucht nehmen muß, um eine mögliche Zerſtörung der geiſtigen Perſönlichkeit einigermaßen zu rechtfertigen, von der er behauptet, daß ſie bey aller (hypothetiſchen) Wirklichkeit einer ſubſtantiellen Unſterblichkeit, doch noch Platz greifen könne und müſſe, wenn die Bedingung eintritt, nämlich: moraliſche Selbſtzerſtörung = Bosheit.

Die Strafe für dieſe ſetzt alſo der Verfaſſer in den Verluſt der Vernunftthätigkeit, den die Erfahrung dießſeits ſchon darthut (aus phyſiſchen ſowohl als pſychiſchen Gründen).

Und dieſe Strafe ſieht er für eine geringere Unvollkommenheit an in dem Haushalte Gottes, als die abſolute ſubſtantielle Vernichtung, wiewohl auch dieſe als abſolut unmöglich (d.h. als undenkbar) keineswegs anzunehmen ſey.

Es iſt unglaublich, wie Männer von ſo großem Scharfſinn und Gewandtheit des Kopfes ſolchen Anſichten nicht ſogleich in ihrer Entſtehung die Mißgeburt anſehen und ihre Niederkunft mit ihnen in aller Stille abthun. Da nannte doch die alte Zeit (z. B. in Martins Luthers Tiſchreden) die menſchliche Vernunft (die gottloſe) ſchicklicher eine Teufels-Buhle: als ſich die neuere Zeit alle Mühe gibt, dieſes gefallenen Engels beſtialiſchen Kopfputz mit einer Schellenkappe zuzudecken, und ſeine Wohnung als Tollhaus zu reſpektiren. Vor Zeiten machte die aufklärige Philoſophie den Bußpredigern den Vorwurf: daß ſie Leute aus dem Volke mit Bildern der Hölle närriſch machten; könnte man einer büßenden Philoſophie unſerer Zeit nicht zur Laſt legen: daß ſie zur Strafe nun bey ſich ſelbſt den Anfang mache? — wenn ſie über dieſen Gegenſtand, ohne Offenbarung, den Mund aufthut. Nun ſingt zwar ein großer Dichter: der Teufel iſt blitzdumm, und der Dichter hat hier allerdings philoſophiſcher geſprochen, als der Philoſoph: wenn ſich dieſer auch alle Mühe gibt, daß Gott in ſeiner Unveränderlichkeit und Weisheit, ſeiner Mißgeburt als Taufzeuge beyſtehe; mit andern Worten ſich alle Mühe gibt, ſeine Behauptung durchzuſetzen: Weil Gott unveränderlich, ſo darf er nichts vernichten, was er einmal ins Daſeyn gerufen — und weil Gott höchſt weiſe iſt, ſo iſt er um ein paſſendes Surrogat nicht verlegen, hier heißt es: Narrheit — Wahnſinn. Wem

fällt hier nicht ein gewiſſer Buchſtab aus dem ſilbernen A-B-C des alten Claudius ein:

»Im Anfang war die Erde leer
Am Ende ſinds die Köpfe mehr« —

Die Hauptſache aber, auf die wir hier den Verfaſſer aufmerkſam machen möchten, iſt: daß dieſe unendliche Zerſtörung der Vernunftthätigkeit, die er als eine geringere Unvollkommenheit ausgibt, wohl phyſiſch, als eine ſolche, paſſiren könne, in wie fern Närriſchſeyn doch immer mehr iſt als Nichtſeyn — aber moraliſch betrachtet in Bezug auf die göttliche Gerechtigkeit iſt der Wahnſinn als Strafe für Gottloſigkeit baarer Unſinn.

Und da der Verfaſſer die ganze Lehre von der Unſterblichkeit auf die moraliſche Seite der menſchlichen Natur baſirt; ſo hätte er dieſe wenigſtens am Schluſſe derſelben nicht mal-à-propos fahren laſſen ſollen.

Um aber von der göttlichen Gerechtigkeit (mit welcher der Verfaſſer nichts anzufangen wußte) und ihrer Wichtigkeit (wenn von Zuſtänden des Menſchen nach dem Tode die Rede iſt) nur das Unentbehrlichſte zu erwähnen, ſtehe hier Folgendes.

a) Gott iſt nur die Gerechtigkeit, weil er die Liebe iſt, ohne welche Er ſo wenig gerecht gegen die freye Kreatur wäre, als es überhaupt ohne Liebe ſowohl eine freye als nothwendige Kreatur gäbe.

Denn nur, um ſein Weſen, und mit ihm ſeine Seligkeit auch Weſen mitzutheilen, die nicht Er ſind, ſind Weſen außer Ihm, durch Ihn, vorhanden. Und nur in der Liebe findet die Schöpfung aus Nichts ihren zureichenden Grund. Andere Kreationsweiſen (wie z. B. Emanation und hyperphyſiſche Zeugung) verdienen den Namen Schöpfung nicht, und finden ihren zureichenden Grund allerdings in Etwas Schlechtem, z. B. in einer abſoluten Nothwendigkeit und Willkür.

b) Seine Seligkeit aber iſt wie Gott ſelbſt, eine abſolute — iſt ſein Weſen und Werk ſo alt wie Er.

c) Um dieſe Seligkeit als eine abſolute mitzutheilen, muß die Kreatur, an welche die Mittheilung geſchieht, zur Abſolutheit, alſo zum Mitſchöpferthum, mittelſt der Freyheit, erhoben werden, weil ſo wie Schöpferkraft nur in Gott, ſo mitſchaffende Kraft nur in einer freyen Kreatur gedacht werden kann.

So findet die Freyheit der Kreatur auch in der Liebe, als dem Weſen Gottes, ihren zureichenden Grund; ſo wie ein ähnlicher

ſich auch in der **Urform** Gottes für ſie findet (ſie als Glied des Gegenſatzes im Univerſum betrachtet).

d) Mit der Freyheit aber iſt der Kreatur ſo wie der Schlüſſel zum **Himmel Gottes** in ſeinem Vaterherzen; ſo auch zur **Hölle der Kreatur** in ihrer eigenen Bruſt gegeben. Denn mit **derſelben Klarheit** des Bewußtſeyns, mit welcher ſich freye Geiſter zu Gott hinwenden, als der Centralſonne ihrer Beſeligung, mit derſelben Klarheit wenden ſie ſich auch ab von ihm, um aller **Widerſprüche erſten** zu behaupten: als **Kreatur** ein **abſolutes Leben** zu leben — **außer** und **ohne** Gott, wie Gott, ein Gott zu ſeyn.

e) Es läßt ſich daher eben ſo wenig ein Grund in der **Kreatur** als in **Gott** ausfindig machen, der das Bewußtſeyn des Abfalls im Abgefallenen zur Ehre Gottes und ſeiner Gerechtigkeit in Beſchlag nehmen könnte.

f) **Nicht in Gott** — denn wenn auch in Gott der **Schöpfungsakt** der Freyheit fällt; ſo fällt doch nicht in ihn der **Freyheitsakt** ſelber. Es hat alſo auch Gott da nichts zu **mildern**, wo er nichts (ſo zu ſagen) **übertrieben** hat. Vielmehr würde er gerade durch ſolche eine Milderung ſeiner **ewigen Selbſtſchätzung** und **Selbſtanerkennung** entgegen ſeyn, wenn nämlich der **freye Abfall** von Ihm, nicht **Schöpfer eines Looses** wäre, das einem andern Looſe, als dem Werke freyer Gotteswahl, nicht eben ſo entgegengeſetzt wäre, als es die Bedingungen beyder Looſe ſind.

Allein gerade dieſer Abgang ſeiner ewigen Selbſtanerkennung wäre ein Abgang zugleich ſeiner **ewigen Liebe**, mit welcher Er Sich zuerſt lieben muß; bevor er Kreaturen durch ſeine Liebe, die Er ſelber iſt, beſeligen kann.

Auf dieſe Weiſe iſt aber auch erſichtlich, wie ein Abgang in der Selbſtanerkennung und Selbſtliebe, **von einem Mangel in der Liebe zur Kreatur** (der ihm getreuen), mithin auch von einem Mangel in der **Gerechtigkeit** unzertrennlich iſt. Gerechtigkeit iſt Liebe Gottes gegen die Kreatur, die ohne Gottes Liebe zu **Ihm ſelber**, nicht denkbar iſt.

g) **Nicht in der Kreatur.** Denn ſelbſt dieſe kann ihren Stolz, durch den ſie allein von Gott abfallen kann, nur darin finden: Außer Gott und ohne Gott mit vollem Bewußtſeyn zu leben, und ſo ihren freyen **Abfall in der Zeit zu einer Ewigkeit** zu machen. Ja der Verdammte würde aufhören Er ſelber zu ſeyn in dem Momente, wo ihm, Gott gegenüber einfallen könnte: ſich Wahnſinn von der Hand Gottes zur Linderung ſeiner Qual zu wünſchen. Solch ein Einfall wäre ſchon an ſich ein **närriſcher**, verriethe eine Art **Reue**, ließe der

Hölle noch den Gedanken an Gott als ihren Wohlthäter. Aber Reue und Liebe kann dort nicht weilen, wo Haß gegen Gott und Neid gegen ſeine Getreuen eine ewige Herrſchaft üben.

Das Wichtigſte vom Standpunkte des Theismus aus, wäre für ihn nun beſprochen; nichts deſtoweniger verdienen noch einige originelle Anſichten des Verfaſſers aus den zwey übrigen Abſchnitten desſelben ſowohl Erwähnung als Beleuchtung.

Der eine von dieſen Abſchnitten handelt: von der Unterſtützung des Erkenntnißvermögens durch die übrigen Vermögen, als da ſind: Phantaſie — Gefühl — Beſtrebungsvermögen (Ausdruck des Verfaſſers). Von der Art der Mitwirkung der beyden letzten wird nun behauptet: daß ſie jedesmal von der eigenthümlichen Thätigkeit des Denkvermögens beſtimmt werde. So läßt der Verfaſſer bey der mittelbaren (reflexen) Erkenntniß des Abſoluten (Gottes), z. B. in Natur und Geſchichte, vorzüglich das Gefühl mitwirken, bey der unmittelbaren Erkenntniß desſelben aber, das Beſtrebungsvermögen. Ja, den religiöſen Trieb, den einige für den zureichenden Grund aller Gotteserkenntniß anſehen, erklärt er ſogar als das Produkt einer unmittelbaren Auffaſſung, an welche ſich dieß Begehren alſobald anſchließe und zum Triebe ſich geſtalte.

Mit dieſer Behauptung aber ſcheint im Widerſpruche zu ſtehen, wenn er bald darauf ſagt: daß Gefühl und Begehrung (Wille alſo) keinesweges die Baſis religiöſer Ueberzeugung, ſondern bloß als Unterſtützungsmittel theoretiſcher Ueberzeugung anzuſehen ſeyen, und zwar aus folgenden Gründen: Weil ſich das Erkennen mittelſt Gefühl und Begehren keinesweges der Ueberzeugung gleichſtellen darf, indem Jenes zwar ein Anerkennen irgend eines Etwas (Unbeſtimmten alſo), aber noch nicht die Anerkennung eines wirklich exiſtirenden Weſens ſey. So der Verfaſſer.

Was läßt ſich nun mit Grunde daran ausſtellen? — Deßhalb weil die Ueberzeugung eine höhere Potenz iſt von Anerkennung im Gefühle (dieſem Produkte vom mittelbaren Erkennen und Begehren), daraus folgt noch nicht: daß Gefühl und Begehren (Wille) nicht die Baſis oder Quelle ſey von religiöſer Ueberzeugung. Ja die höhere Potenz involvirt ja gerade ihre Wurzel. So können auch andrerſeits Gefühl und Begehren als Unterſtützungsmittel nicht geläugnet werden, deßhalb weil ſie Baſis oder Quelle ſind. Beyde können, ja Beydes ſeyn und ſind es wirklich.

Denn das Vermögen, was zur unmittelbaren Auffaſſung konkurriren muß, um eine Erkenntniß möglich zu ma-

chen, deſſen Konkurrenz kann nicht erlaſſen werden, wenn die Anerkennung zur Ueberzeugung potenzirt werden ſoll. Unſtreitig iſt all unſer Erkennen in jeder Potenz (d. h. in der der Zeugung und der Ueberzeugung, in welcher letztern das empiriſche Bewußtſeyn zum Objekt eines höhern Bewußtſeyns wird), das dynamiſche Produkt von Sinn und Willen (Receptivität und Spontaneität). Ja die Differenz zwiſchen beyden Potenzen ergibt ſich allein aus dem Uebergewichte der einen oder der andern Kraft im Menſchen; ſo wie ſich überhaupt alle übrigen Seelenvermögen, z. B. Phantaſie, Verſtand, aus denſelben Faktoren (und ihrem Streben zur Synthefe, mit eingerechnet die beyden Hemiſphären aller Erfahrung) organiſch rekonſtruiren laſſen.

Hätte unſer Verfaſſer nach dem Maßſtabe einer pſychiſchen Dynamik die zwey neuern Theorien in der Pſychologie (von Weiß nämlich und De Wette) beurtheilt, ſo würden die Reſultate befriedigender für die Wiſſenſchaft ausgefallen ſeyn, als es wirklich geſchehen iſt, und nicht leicht anders geſchehen konnte bey ſeinem verfehlten Standpunkte. In jedem dieſer beyden Syſteme (die der Verfaſſer ſchon im Auszuge liefert) iſt eines von den beyden benannten Elementen auf Koſten des andern zu einſeitig vorherrſchend. In Weiße's Theorie ſpielt der ſogenannte Trieb die Hauptrolle im Erkennen Gottes, und die Idee Gottes iſt ſelbſt nichts beſſeres, als das Produkt des Triebes, folglich iſt alſo die ſpontane Kraft hier ausſchließlich vorwaltend.

In der Theorie De Wette's hat die Ahnung das Erkenntnißgeſchäft übernommen, welche ins Gefühl, folglich in die Receptivität des Geiſtes ihre Wurzeln treibt.

Vollendete Theorie kann nur in der Verbindung beyder Elemente mit gehöriger Ausmittlung und Bezeichnung ihrer Wirkungskreiſe und Richtungen liegen. —

Jeder für Spekulation intereſſirte Leſer wird nach dieſer Mittheilung der Hauptſache dieſes vortrefflichen Werkes mit Begierde und Vergnügen dem zweyten Theile desſelben entgegenſehen, in welchem der Verfaſſer von dem Unterſchiede zwiſchen der Erkenntnißquelle natürlicher und geoffenbarter Religion d. h. vom Unterſchiede natürlicher oder Vernunftreligion und göttlicher Offenbarung handeln wird, mit deſſen kurzer vorläufiger Andeutung der Verfaſſer den erſten Theil ſeines Werkes geſchloſſen hat.

Art. VII. 1. Proteſtantismus und Katholicismus, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von Dr. H. G. Tzſchirner, Profeſſor der Theologie und Superintendent in Leipzig. Zweyte verbeſſerte Ausgabe. Leipzig, 1822, in der Baumgärtner'ſchen Buchhandlung. 8. 1—171.

2. Beleuchtung der Dr. Tzſchirner'ſchen Schrift: Proteſtantismus und Katholicismus, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von Maximilian Prechtl, Abte des aufgelöſten Kloſters Michaelfeld. 8. 1—160.

Erſte Anzeige *).

Die religiös-weltgeſchichtliche Anſicht des Hrn. Tzſchirner über Katholicismus und Proteſtantismus iſt in Kurzem folgende. »Proteſtantismus ſey die Sache der Freyheit und des Lichtes. Thörichte Vermeſſenheit nur könne die Sonnenſcheibe vom Himmel reißen wollen; unerreicht von den Staubwolken, welche der Unverſtand auftreibe, gehe die herrliche ihre Bahn. Hoch ſey ſie indeſſen der Menſchenwelt auch heute noch nicht aufgegangen, der Morgen erſt des langen Tages, den das Menſchengeſchlecht auf dieſem Planeten verleben ſolle, ſey gekommen. Das bisherige Daſeyn des Geſchlechtes erſcheine wohl nur als ein kurzer Zeitraum im Verhältniß zu den Jahrtauſenden, welche vielleicht noch kommen würden, ehe die Erde vergehe; was man ſich ſo verſinnlichen könnte, daß ein Mann von funfzig Jahren nur fünf Mal ſo lange hätte zu leben brauchen, um die Reformation; nur fünf und dreyßig Mal, um Chriſtum, und nur fünf und funfzig Mal um den Anfang der Geſchichte erlebt zu haben (der Verfaſſer rechnet nämlich, daß die Geſchichte etwa tauſend Jahr vor Chriſto angefangen habe). Die vor der Zeit, daß die Geſchichte ihren Anfang genommen habe, vergangenen Jahrtauſende denkt er ſich als die Kindheit des Menſchengeſchlechts, woraus dieſem nur eine dunkle Erinnerung an wenige einzelne Erſcheinungen geblieben ſey. (Wohin Moſes gehören ſoll, wird nicht geſagt.) — Die Periode vom Anfange der Geſchichte bis zur Reformation ſey das Knabenalter, und für die europäiſche Welt in dieſem Knabenalter ſey der Katholicismus das nothwendige Erziehungsmittel geweſen; denn der Knabe müſſe unbedingt dem Anſehen des Lehrers ſich unterwerfen, und bedürfe ſtrenger Zucht. — Hierauf ſey das Jünglingsalter, oder, bildlich, die Studentenjahre eingetreten, und der Proteſtantismus ſtehe mit dem Bedürfniß dieſes Alters im rechten Verhältniß; dieſes Jünglingsalter frage bey allem, was gelehrt und geboten wird, nach der Urſache und dem Grunde; es bedürfe auch der Leitung, und es laſſe ſich leiten, ſobald man die Jünglinge über-

*) Von einem katholiſchen Verfaſſer.

zeuge, daß, was man ſie lehre, wahr, und was man von ihnen fordere, recht und billig ſey, und wenn nur die, welche zu Profeſſoren, Rektoren und Kuratoren an der großen Völkeruniverſität, Europa genannt, berufen ſeyen, nicht vergäßen, daß ſie nicht mehr Knaben, ſondern Jünglinge zu führen hätten, ſo würden ſie bald inne werden, daß es nicht nur würdiger, ſondern auch leichter ſey, Jünglinge zu leiten, welche der Vernunft Gehör geben, als unbändige Knaben, welche nur der Ruthe gehorchen. — Aber auch dieſes Jünglingsalter werde vergehen, früher oder ſpäter werde unſerm Geſchlechte die Reife der männlichen Jahre kommen. Und dann werde es keinen Katholicismus mehr geben, weil man längſt nicht mehr daran denke, den Mann wie den Knaben führen zu wollen, und bald auch keinen Proteſtantismus mehr, weil, wenn die Oppoſition aufhöre, auch der dagegen gerichtete Widerſpruch endigen müſſe. Frey von allen beſchränkenden Formen werde dann das Evangelium in der Welt ſtehen, und die Kirche, wie verſchieden ſie auch an verſchiedenen Orten ſich geſtaltet haben möge, werde doch im Grunde und im Weſen überall dieſelbe, überall die eine evangeliſche Kirche ſeyn. Dann erſt werde ſie geworden ſeyn, was ſie nach dem Plane ihres göttlichen Stifters werden ſolle.«

Wir möchten bemerken, bey der Bezeichnung des Proteſtantismus als der Sache der Freyheit und des Lichtes, daß dieſe Darſtellung als keine wiſſenſchaftliche gelten kann, ſo lange nicht eine nähere Beſtimmung beygefügt wird, was für einer Freyheit und welcher Art des Lichtes. Es gibt nämlich, wie jedem einleuchtet, eine falſche und eine wahre Freyheit; eine Freyheit des ganzen Menſchen, in deren Beſitz er ſich befindet, wenn er als Herr und König alle ſeine einzelnen Kräfte und Triebe in ſchönem Einklange für die klar erkannten höchſten Zwecke ſeines Daſeyns wirken läßt, und ſich ganz beherrſcht; und eine Frey- oder Entbundenheit einzelner Kräfte, z. B. des Verſtandes, welche zerſtörend wirkt, weil ſie auf Koſten anderer eben ſo edlen oder noch höheren Kräfte gewonnen wird. — Das Licht betreffend, ſo gibt es ebenfalls bekanntlich täuſchendes und wahres; ferner ſolches, was durch Verbreitung mehr, und ſolches, was mehr durch Intenſivität ſtark iſt; — es gibt wirklich ein Licht, was den Irrthümern ſo gut als den Wahrheiten dient, indem es jeden Gedanken, er ſey falſch oder wahr, wie auf Flügeln des Blitzes durch das ganze Gebiet des Wiſſens ausbreitet; — vor allem aber gibt es ein Mond-Licht der Vernunft und natürlichen Erkenntniß, und ein höheres Licht, ausfließend von der »Sonne der Gerechtigkeit,« wovon zwar das erſte ebenfalls ein Wiederſchein und Ausfluß iſt, aber nur in matterem Schimmer. Wenn alſo nicht beſtimmter geſagt wird, in welchem Verhältniß der Proteſtantismus zu dieſen verſchie-

denen Arten von Freyheit und Licht gedacht wird, ſo iſt jene Bezeichnung allzu vieldeutig und dunkel, um wiſſenſchaftlich beleuchtet werden zu können.

Die Vergleichung mit dem Jünglingsalter, mit Studenten- und Univerſitätsjahren iſt wohl nicht geeignet, die fehlende Beſtimmtheit geben zu können. Was übrigens jene Eintheilung der Weltgeſchichte betrifft, ſo ſcheint ſie uns an Unbeſtimmtheit unter andern auch dadurch zu leiden, daß nicht geſagt wird, in welchem Verhältniß die hervorragenden Geiſter und Führer in den verſchiedenen Zeiten zu der Maſſe des Menſchengeſchlechts dabey gedacht werden. Müſſen z. B. Noah, Abram und Moſes ebenfalls als unmündige Kinder; müſſen die Propheten des alten, die Apoſtel und Kirchenlehrer des neuen Bundes, und dann Plato und Ariſtoteles u. ſ. w., und die ganze große Zahl jener Männer, die bis ins funfzehnte Jahrhundert hinunter von Zeit zu Zeit hervorragten, ja auch jene, die nach dieſer Zeit in ähnlichem Geiſte dachten und lehrten, — als Knaben gedacht werden, welche der Zuchtruthe des blinden Gehorſams bedurften? Oder waren ſie von der Zuchtruthe ausgenommen, und erfanden und erlogen nur eine für den Pöbel? Dieß müßte erſt deutlicher nachgewieſen werden; ferner müßte dann aus der Vergleichung jener früheren Heroen mit den Koryphäen des Studentenalters, welche ſtatt Aller und zum Beyſpiel für Alle in allen Stücken nach dem Warum fragen, und die Frage nach unabhängiger eigener Privatvernunft beantworten, naher aufgehellt werden, wie denn etwa das Mannsalter beſchaffen ſeyn werde, ob auch darin noch Koryphäen und leitende Geiſter ſeyn werden, oder ob alle Menſchen ſodann Seher und Begeiſterte geworden ſeyn, und was ſie denn wohl ungefähr übereinſtimmend als Chriſtenthum verkünden möchten? — Ob wir es jetzt noch kaum errathen und ahnen können, oder ob es vielleicht nur irgend ein philanthropiſch genanntes, nicht mehr auf die Geſchichte der wunderbaren Thaten Gottes begründetes, Reden und Schreiben von Humanität und Moral ſeyn werde? In dieſem Falle wäre ſchwer zu begreifen, wie es dafür aller jener unermeßlicher Vorarbeiten bedurft hätte; — noch ſchwerer, wie das Ideal der Humanität mit einem Male aus bloßer Erkenntniß ausgeführt werden ſollte, nachdem alle frühern Zeitalter mit der Ausübung und Bewerkſtelligung des für gut Erkannten ſo unendlich ſchwere Arbeit gehabt haben. — Es hätte auch genauerer Nachweiſung bedurft, warum denn, ganz gegen die bisher übliche Weiſe, das Zeitalter des über- und altklugen Raiſonnirens und Reflektirens das Jünglingsalter genannt werden könne, welches man ſich ja ſonſt als das der brauſenden Leidenſchaften zu denken gewohnt iſt? — So wie die Anſicht hingeworfen iſt, entbehrt ſie aller wiſſenſchaftlichen Beſtimmt-

heit, und kann nicht wohl einen Anlaß für Andere geben, mitzutheilen, was ſie von der großen Frage der Folge und Eintheilung der Zeiten denken.

Wie Herr Tzſchirner ſich den Katholicismus denkt, muß noch näher unterſucht werden. Er ſagt von ihm aus, »daß er auf dem Grundprincip beruhe, das, was einmal gegolten habe, müſſe immer gelten; — daß er in ſeinen Dogmen eine Erneuerung des untergegangenen Heidenthums in chriſtlichen Geſtalten enthalte, da die chriſtliche Welt, als ſie zwar phantaſiereich, aber der erleuchtenden Wiſſenſchaft entbehrend war, ſich eine Mythologie erſchaffen, und die Vorſtellung von einer materiellen Verbindung zwiſchen dem Himmliſchen und Irdiſchen, die Anbetung des Sichtbaren, beſonders den Opferdienſt und die Heiligen ſtatt der heidniſchen Götter, aus dem untergegangenen Heidenthume zurückgerufen habe.« — Es ſey aber der Katholicismus nur eine aus dem Mittelalter noch übrige Ruine, und ſeit dem zwölften Jahrhundert habe er ſich vielfach geändert, weil im zwölften Jahrhundert man die Heiligen höher als Gott geſetzt hätte, was jetzt nicht mehr geſchehe; weil das Prieſterthum auf Glauben an Mirakel begründet geweſen, welcher jetzt nicht mehr vorhanden ſey, u. ſ. f.

Ein ſo von erleuchtender Wiſſenſchaft gründlich belehrter Mann hätte auch dieſer Anſicht, die doch Manchem etwas anſtößig ſeyn muß, wohl wenigſtens einigen Schein von wiſſenſchaftlicher Nachweiſung gönnen mögen; als z. B. darüber, wann und von wem heidniſche Ideen der chriſtlichen Wahrheit dergeſtalt aufgeheftet und unterſchoben worden ſeyen, daß das Heidenthum nunmehr der Grundſtein der ganzen chriſtlichen Kirche bey ſo vielen Nationen und in ſo vielen Jahrhunderten geworden? ob das während der Zeit geſchehen ſey, als das Heidenthum die Chriſten blutig verfolgte und die chriſtlichen Väter gegen das Heidenthum kämpften, — zu einer Zeit alſo, als z. B. Cyprian das Werk de unitate Ecclesiae ſchrieb, und alle chriſtlichen Lehrer vom Sakrament und Prieſterthum ſprachen, oder in den erſten Jahrhunderten nach Konſtantin, etwa in den Tagen des Athanaſius, des Hieronymus, Auguſtinus, Baſilius, Gelaſius, Leo und Gregorius des Großen, wo die vollſtändigſte Geſtaltung und Aufzeichnung der geſammten geiſtlichen Hierarchie und Liturgie Statt gefunden; — oder vielleicht erſt im zwölften Jahrhunderte, da man des Heidenthumes ſich nur noch dunkel erinnerte? Ferner, wie es gekommen, daß einem ſo groben Selbſtbetrug und Verwechſelung niemand widerſprochen, ſondern alle, und gerade die Gelehrteſten, und gerade die wegen anderer weit mehr der menſchlichen Auffaſſung entzogener Gegenſtände oft mit Heftigkeit ſtreitenden Männer über jenen groben, in die Augen fallenden Betrug einer Meinung geweſen ſeyen?

— Sodann ob jenes Princip, daß immer gelten müſſe, was einmal gegolten habe, ſchon vor, oder erſt nach jener Auswechſelung des reinen Chriſtenthums gegen das verjüngte Heidenthum beſtanden, und wie man denn zu einem ſolchen Widerſpruch gekommen? — Er hätte endlich auch wohl nachweiſen können, wo er das Princip, das früher Gegoltene müſſe gelten bloß darum, weil es früher gegolten (denn ſo verſteht es der gelehrte Herr, wie ganz ausdrücklich geſagt wird), aufgeſtellt geſunden habe, da das gewöhnlich bekannte ganz anders lautet, nämlich, daß gelten müſſe, was man für göttlichen Ausſpruch halte, der freylich als ſolcher über den Wechſel der Zeiten erhaben iſt? — Endlich möchte es ihm vielleicht ein Leichtes geweſen ſeyn, Werke des zwölften Jahrhunderts zu nennen, worin man die Heiligen höher als Gott geſtellt habe, wodurch wirklich ein neuer Fund in der Dogmengeſchichte gethan ſeyn würde; und daß die Prieſter darum als chriſtkatholiſche Prieſter angeſehen worden ſeyen, weil ſie in die Sinne fallende Mirakel gethan hätten, wovon die gewöhnliche Wiſſenſchaft von kirchlichen Dingen ebenfalls nichts weiß?

Weil es nun aber dem Herrn Verfaſſer nicht gefällig geweſen iſt, ſeiner Darſtellung den allermindeſten wiſſenſchaftlichen Schein zu geben, ſo würde es wohl nicht paſſend ſeyn, hier etwa nachzuweiſen, daß die Behauptung, die heutige Lehre des Katholicismus über Sakrament, Opfer Chriſti, Prieſterthum, Kirche und Heiligenverehrung ſey ganz und weſentlich die nämliche mit jener der erſten Jahrhunderte, und dem Heidenthum als dem Naturdienſt und Naturvergötterung von Grund aus entgegengeſetzt — nicht bloß eben ſo wiſſenſchaftlich ſey, als jede andere, ſondern auch die Eigenſchaft der Wiſſenſchaftlichkeit in ganz vorzüglichem Maße für ſich anführen könne.

Wir glauben alſo zu dem eigentlichen Gegenſtande der Schrift, dem Titel gemäß, nämlich dem Verhältniß des Proteſtantismus und Katholicismus zur Politik, übergehen zu müſſen. Hier iſt nun zuvörderſt zu bemerken, daß der Verfaſſer den Zweck ſeiner Schrift in dieſer Beziehung in ſehr vernünftiger Weiſe ſo angibt: die Regierungen durch Entwickelung der geglaubten Vortheile des Proteſtantismus dahin um ſo mehr zu vermögen, daß ſie demſelben das erzeigen, was ohnehin ſchon die Gerechtigkeit erfordert. Gegen dieſes Beſtreben kann durchaus nichts eingewendet werden, wenn der Verfaſſer demſelben nur treu geblieben wäre. Daß er aber in vielen Beziehungen in ſeinen Wünſchen, Forderungen und Darſtellungen über dieſe ſelbſt geſetzte Gränze hinausgreift, hat der Herr Abt Prechtel in ſeiner Gegenſchrift zum Theil ſehr beſtimmt nachgewieſen. Da wir hier nicht in das Ein-

zelne eingehen können, ſo möge es genügen, darauf aufmerkſam zu machen, daß erſtlich die Anſchuldigung der Katholiken auf allgemeine und unſittliche Verfinſterungsplane, dann auf Schmälerung des proteſtantiſchen Kirchengutes u. ſ. w. gänzlich unerwieſen ſind, mithin vom Vorwurf der Ungebühr, auch ſchon nach dem p. 166 in einer andern Anwendung aufgeſtellten Grundſatze, »Verläumdung ſey es, vor der Gefahr zu warnen, ohne die zu bezeichnen, von denen ſie kommen ſoll,« nicht freygeſprochen werden können. Zweytens, daß der Verfaſſer von den Regierungen verlangt, die katholiſche Kirche in einigen Stücken zu beſchränken und zu hindern, die offenbar nicht in die Staatsſphäre eingreifen, und von ihr für ihre eigene freye Bewegung und Beſtand für nothwendig gehalten werden; und dagegen dahin zu arbeiten, daß das ſogenannte Jünglingsalter der Menſchheit auch in die katholiſche Kirche eingepflanzt, mithin, nach den oben gegebenen Definitionen, unter äußerlicher Anerkennung derſelben auf ihre Vernichtung und Auflöſung im Fundamente, auf die Verwandlung in ihr Gegentheil, hin gearbeitet und gewirkt werde. Das iſt jene Gattung von Redlichkeit und Aufrichtigkeit, wozu, unbewußt vielleicht dem eigenen Gewiſſen, Kirchenhaß und Sektengeiſt allemal führt; die Unruhe, der geglaubten Herrſchaft der Zeit und der Zeitideen möchte ein Theil der Zeitgenoſſen entzogen bleiben, und der angenommene Grundſatz, der Katholicismus, als Erzeugniß einer abgelaufenen Zeit, ſey ab und todt, möchte einem Theile der Welt nicht ganz einleuchten, reißt den angeblichen Stimmführer der Vernunft weit und unwiderſtehlich über die ſelbſt erkannte Gränze vernünftiger Selbſtvertheidigung hinaus. — Daß das Erwähnte übrigens zum Inhalt der Wünſche des Verfaſſers gehört, darüber glauben wir nur auf das p. 81 — 82, und Anlage I, namentlich das Ende derſelben, verweiſen zu können.

Uebrigens ſucht die Schrift den Proteſtantismus gegen drey Klagepunkte, die ihm öfter gemacht worden ſeyen, zu vertheidigen, und mehrere zum Lobe des Katholicismus aufgeſtellte Punkte zu entkräften. Jene ſind folgende, die Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts ſey eine Revolution geweſen; der Proteſtantismus rufe hervor und nähre den revolutionären Geiſt durch das Allen bewilligte Recht eigener Prüfung, und durch die Behauptung kirchlicher (ſoll heißen individueller Glaubens-) Freyheit; — endlich habe er nicht die Mittel in ſich, dem gefährdeten Staate wirkſame Hülfe zur Aufrechthaltung der geſetzlichen Ordnung zu leiſten, wie der Katholicismus. Hierauf wird z. B. geantwortet, Selbſtſtändigkeit des Urtheils ſey mit dem Gehorſam gegen die Regierung, Freyheitsliebe mit der Achtung geſetzlicher Ordnung

vereinbar; die ewige Weisheit habe ſich nicht ſelbſt widerſprochen, da ſie auf der einen Seite den Menſchen zur freyen Entfaltung ſeines geiſtigen Lebens beſtimmt, auf der andern das Amt der Könige in die Welt eingeſetzt habe. An andern Orten beruft ſich der Verfaſſer zum Erweiſe, daß in proteſtantiſchen Ländern ſchönes Vertrauen zwiſchen Fürſten und Volk beſtehen könne, und ohne theokratiſches Princip eine große Sicherheit für die geſetzliche Ordnung auf die Erfahrung, namentlich in achtungswerther Weiſe p. 42 auf Sachſen. — Ferner wird geſagt, daß das kräftigſte Mittel der Wirkung die evangeliſche Lehre, das Wort ſelbſt ſey, welches der Proteſtantismus ebenfalls habe, und zwar wie Herr Tzſchirner meint, reiner und vollkommener, als die katholiſche Kirche.

Die Erhebung des Katholicismus ſoll ſich auf folgende Stücke gründen: weil er auf dem Princip der Verjährung beruhe; weil er durch Prieſterthum und Hierarchie wirke; weil er das theokratiſche Princip aufrecht erhalte, von welchem geſagt wird, daß es die Fürſten zu Eigenthümern der Völker und abſoluten Herrſchern, und in dieſem Sinne zu Gottes Statthaltern mit gleichſam göttlicher angeborner Weisheit und Machtvollkommenheit machen wolle; — endlich, weil er das monarchiſche Princip befeſtige. Dem letzteren wird entgegengeſetzt, daß aus dem bloßen Umſtande, daß die römiſch-katholiſche Kirche ein Oberhaupt habe, noch nicht folge, daß ſie die monarchiſche Staatsform für die vollkommenſte halte, dieſe wichtige Analogie aber ohne alle weitere Erörterung gelaſſen, und übrigens behauptet, daß die Monarchie gegenwärtig ſtark genug in ſich ſey, und vom Republikanismus nichts mehr zu befürchten habe, nachdem das politiſche Urtheil der Völker, belehrt durch den Deſpotismus der Revolution, reifer und beſonnener geworden ſey. — Der Monarchie ſcheint übrigens Herr Tzſchirner mit aufrichtiger Meinung zugethan, er erkennt an, daß das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung, und die Könige Diener Gottes ſeyen, ſodann Führer der Völker, Geſetzgeber und Richter, unabhängige, unverantwortliche Oberhäupter ihrer Staaten; geborene Fürſten ſind ſie, wird geſagt, und beſſer iſt's für die Völker, daß die Könige geboren als gewählt werden, weil ſonſt der Kämpfe um die Krone kein Ende ſeyn würde, u. ſ. w. — Was nun in dieſen Beziehungen den Katholiken entgegengeſetzt wird, iſt vorzüglich (denn mit der ganz falſchen Angabe, daß der Katholicismus in ſeinem Weſen auf dem bloßen Princip der Verjährung ruhe; und mit der verleumderiſchen, daß er das theokratiſche Princip in dem angegebenen gehäſſigen Sinne predige, halten wir uns hier nicht länger auf) — daß der Katholicismus ſeine Kraft und Wirkung auf die Gemüther verloren habe, und der Geiſt des Zeitalters kein

chriſtliches Prieſterthum mehr wolle. In dieſer Beziehung wird dann auch der Revolutionen in katholiſchen Staaten erwähnt. »Aus dem Katholicismus ſeyen allerdings die jüngſten Bewegungen nicht hervorgegangen, nicht von einer revolutionären Tendenz der katholiſchen Kirche, wohl aber von ihrer Kraftloſigkeit zeugen die Erſcheinungen der Zeit.«

Allein, wie ſoll aus dem Faktum, daß Regierende und Regierte ſich häufig der Kirche entzogen haben, daß die europäiſchen Staaten auch früher nur ſehr unvollſtändig, und wohl nie nach allen Richtungen hin ſich vom wahren und reinen Geiſte der katholiſchen Kirche hatten durchdringen laſſen, und in den neueren Zeiten an manchen Orten in hohem Maße aufgehört hatten, demſelben zu huldigen, wie ſoll hieraus die Kraftloſigkeit der Kirche ſelbſt erwieſen werden? Es iſt darum ſo ſchwer, von den Wirkungen eines Religionsbekenntniſſes auf den Staat zu ſprechen, weil ſich vielleicht nie die größeſte und einflußreichſte Anzahl der Menſchen dem Princip desſelben ganz hingibt. Die katholiſche Kirche ruht auf dem Glauben an die erhabenſten und rührendſten Wunder der göttlichen Liebe, und ſie fordert mit allen Stimmen, die den Willen zu ergreifen und ihn zu beſtimmen nur immer vermögen, mit drohender Strenge, wie mit mächtiger Hoffnung, und mit alles durchdringender Liebe zur reinſten Sittlichkeit auf. Es kann dieſes auch dem Ungläubigſten, wenn er ſich nur wirklich mit der Lehre der Kirche bekannt machen will, ſelbſt mit mathematiſcher Strenge bewieſen werden. Aber darum nicht minder hängt es allemal von den Menſchen ab, ob ſie jene Wunder der göttlichen Erbarmung gegen das menſchliche Geſchlecht beherzigen, und jenem Rufe zur reinen Sittlichkeit ihr ganzes Gemüth öffnen wollen. — Man muß die Erhebung der Kirche in ihrer urſprünglichen und weſentlichen Tendenz von Vertheidigung der Menſchen trennen, welche ihr angehören. Was dieſe im Widerſpruche mit ihr thun, oder was ſie, weil ſie ihrem Befehle nicht folgen, unterlaſſen, das kann nicht dem religiöſen Bekenntniß und Wahrheit ſelbſt zur Laſt gelegt werden, und eben ſo wenig eine Kraftloſigkeit derſelben beweiſen. — Der Geſichtspunkt, unter welchem die europäiſche Geſchichte in dieſer Beziehung aufgefaßt werden muß, iſt der, daß ſie den unermeßlichen Segen und die wohlthätige Größe des Thuns und Wirkens ſolcher Menſchen und menſchlicher Verbindungen zeigt, welche ſich in Erfüllung irgend eines wahren Berufs und in wohlverſtandener Anwendung natürlicher Gaben vom Geiſte der Kirche ganz leiten ließen. Will man die Wirkung des katholiſchen Religionsglaubens auf äußere Verhältniſſe kennen lernen, ſo muß man ſie nicht da aufſuchen, bey Staaten ſo wenig, als bey Individuen, wo ſie ſich

nur entweder in noch unvollkommener Entwickelung, gleichſam wie ein einzelner Lichtſtrahl, der in eine ganze ſpröde Maſſe fremdartiger Kräfte fällt, oder in bloßer ſchwacher Nachwirkung, in Schein, Gewohnheit und Form, nachdem der Geiſt ſchon entwichen iſt, offenbaren konnte, ſondern da, wo der wahrhafte Geiſt der Kirche mit ſiegreicher Entſchiedenheit, rein und ungemiſcht, in ganzer Fülle waltete und herrſchte. Die Geſchichte fanatiſcher Beſtrebungen iſt ſo wenig als jene der Frivolität und Verruchtheit die der Wirkungen des reinen kirchlichen Glaubens ſelbſt; jene ſtreift nur an dieſelbe, indem ſie das Göttlich-Lautere mit menſchlicher Leidenſchaft oder Irrthum in unnatürlicher Verbindung zeigt, ſo wie dieſe durch den Gegenſatz und als Ziel der Anfeindung jederzeit auch in ihrer Art auf die kirchliche Wahrheit zurückweiſet. Es ſind tiefere Quellen, es iſt vor allem das Thun von vorzugsweiſe gottergebenen Menſchen in allen Sphären des Lebens, und die verborgnere Geſchichte von ihnen gegründeter oder gehobener und erhaltener Werke, aus welcher allein ein richtiges Urtheil über die Wirkungen der Kirche auf menſchliche Verhältniſſe möglich iſt. Die Geſchichte, wie ſie unſäglich häufig gelehret wird, verkennet dieſe Quelle der wahren Einſicht; es iſt unglaublich, in welchem Maße die gerühmte Wiſſenſchaftlichkeit oft nur darin beſteht, ganz unreife oder falſche Urtheile fortzupflanzen. Die antikirchliche Polemik, von einer vorgefaßten Meinung leidenſchaftlich beherrſcht, verſchmäht jede ruhige und gründliche Unterſuchung, und die ihr entgegengeſetzte katholiſche Polemik ſtellt ſich ihrerſeits keinesweges immer auf den richtigen Standpunkt; und ſtatt der Sache der Kirche führt ſie manchmal jene ihrer ungehorſamen Kinder. — So groß aber iſt allerdings der Segen und die Kraft, welchen die Kirche über alle menſchliche und weltliche Verhältniſſe zu verbreiten vermag, daß ſelbſt auch dann noch, wenn ſie durch große menſchliche Fehlerhaftigkeit entwürdigt, und die Schöpfung des Geiſtes entſtellt und verfälſcht worden, diejenigen Einrichtungen und Formen, welche aus dieſer Quelle Daſeyn oder Kräftigung erhalten hatten, mehrentheils ſiegreich jeder anderen entgegengeſetzt werden können, die ihren Grund in bloß menſchlichen und natürlichen Verhältniſſen gehabt haben. — Jedoch wird dieſer Segen, der dem Quelle des göttlichen Glaubens ſelbſt auch, man möchte ſagen trotz und im Widerſpruch mit menſchlicher Fehlerhaftigkeit entfließt, in hohem Maße durch die natürlichen Folgen der Schlechtigkeit der Menſchen vermindert; wenn auch in der göttlichen Ordnung nach jenem Ausſpruch im alten Bunde der treue Dienſt bis ins tauſendſte Geſchlecht belohnt, die Uebertretung dagegen nur bis ins vierte heimgeſucht werden ſoll, ſo wird doch der Glanz der

Kirche nur allzu ſehr durch die Folgen der menſchlichen Schlechtigkeit getrübt, ſobald man das Werk Gottes und im Gehorſam gegen Gott handelnder Menſchen von allem dem nicht unterſcheidet, was in der verderbten Natur ihren Grund hat. Jenes, was am höchſten geſtellt war, ſtürzt beym Falle am tiefſten, und das Verderbniß des Beſten iſt das unheilvollſte. Stürzte nicht, wenn es erlaubt iſt, an Ausſprüche der Bibel zu erinnern, Satan von der Höhe des Himmels gleich dem Bliß, — und bietet nicht Judas das Bild des ſcheußlichſten Verderbens dar, weil er mit einem Kuſſe den Menſchenſohn verrathen hatte?

Mit bloßer Andeutung dieſer Geſichtspunkte uns hier begnügend, fragen wir nur, was gegen die ſegenvolle Wirkung der Kirche, zum Beyſpiel auf das Gedeihen der Staaten bewieſen ſeyn würde, wenn ſich bey gründlicher Würdigung ergeben ſollte, daß grober Mißbrauch und Simonie auch ſelbſt der politiſchen Ordnung mehr Nachtheil bringen, als eine Entbindung der Staatsgeſellſchaft als ſolcher von einem theokratiſch-politiſchen Bande? — oder daß eine bloß äußere und täuſchende Rechtgläubigkeit mit unſittlicher Intention, wo ſie wirklich vorhanden wäre, auch wohl nachtheiligere Wirkungen mit ſich führen könnte, als Mangel an Glauben mit redlicher, obwohl der Erleuchtung entbehrender Meinung?

Schriften, wie die vorliegende, geben freylich ihrer faſt unglaublichen Unwiſſenſchaftlichkeit wegen zu ſolchen Unterſuchungen eigentlich keine Veranlaſſung; und gegen die ſeltſame Aeußerung, daß in unſerer Zeit die Kirche ihre Kraft verloren habe, darf man mit getroſter Zuverſicht ſich auf Erfahrung und Erprobung berufen, da nämlich, wo ſie mit ihrem eigentlichſten Geiſte Menſchen und Verhältniſſe wahrhaft durchdringen kann. Nur durch ſolche Organe vermag ſie mit wahrer Kraft zu wirken; und, wenn in irgend einem Zweige menſchlicher Wirkſamkeit, zum Beyſpiel in der Legislation, oder in der Sitte der vornehmen Welt, oder in der Wiſſenſchaft, irgendwo der Kirche gar kein Zutritt, gar kein Mittel ſich wirkſam zu erweiſen, gelaſſen würde, ſo könnte offenbar die Wirkungsloſigkeit derſelben nicht einer ihr einwohnenden Ohnmacht, ſondern allein der Urſache zugeſchrieben werden, daß man ihre Einwirkung im vorhinein vereitelt und unmöglich gemacht hat. — Uebrigens, flöhe man ſie darum, um nicht von der Kirche zur höheren Sittlichkeit ermahnt zu werden, ſo würde das wahrlich nicht im Sinne einer Vorliebe für den beſſeren Proteſtantismus, nicht im Geiſte rückſichtsloſer Prüfung mit Selbſtverläugnung, um das göttliche Geſetz zu kennen, geſchehen, ſondern aus ganz andern und fremden, unlautern und unwürdigen Motiven.

Nach unſerer Ueberzeugung, die wir unbedenklich jeder andern entgegenſtellen, hat die katholiſche Kirche, in ihrer reinen Idee aufgefaßt, eine eben ſo ewige, und zur Herrſchaft über alle Zeiten und über jeden Wechſel in der natürlichen Entwickelung des Menſchengeſchlechts beſtimmte, als ſegenbringende Kraft. Zur Verſöhnung ſolcher Kämpfe, zur Erhaltung unter ſolchen Stürmen, zur Wiederbegründung endlich und Befeſtigung neugeknüpfter Bande nach ſolchen Zerſtörungen iſt die Wirkung der Kirche, da wo ſie ihrer würdige Organe findet, und mit voller Freyheit ihre Stärke bewähren kann, das wichtigſte und wohlthätigſte Mittel. Alter Thatbeſtand iſt umgeſtürzt, Gewohnheit und Sitte ſind verwandelt, der Verſtand, welcher ſich auf den Zeitgeiſt beruft, hat die ungeheuerſten und unerträglichſten Mißgeburten hervorgebracht, und es bleibt ſehr zweifelhaft, in wiefern er bloß in ſich Maß und Dauer für neue Schöpfungen finden kann; und der Glaube ſelbſt zeigt keine Sicherheit gegen die ärgſten und traurigſten Ausſchweifungen eines geheimen, der eigenen Erleuchtung blind vertrauenden Stolzes. Es bleibt übrig das innere Leben, die alles ordnende und befeſtigende Kraft, und die erhabene Autorität einer göttlichen Kirche. Wenn, wie ein großer Schriftſteller neuerlich geſagt hat, die Revolutionsausbrüche in den katholiſchen Staaten daher entſtanden ſind, »nicht weil jene Länder katholiſch waren, ſondern weil ſie, wenn auch nicht ſogleich im dogmatiſch-kirchlichen, doch aber im ſittlich-politiſchen Sinne in ſo hohem Maße aufgehört hatten, es zu ſeyn, und weil man die katholiſchen Grundſätze bey zunehmender falſcher Aufklärung und der allgemeinen intellektuellen Verwirrung und Verwilderung mehr und mehr verlaſſen, und endlich verloren hatte« [1]) — ſo iſt auch im Gegentheil zu ſchließen, daß die Staaten neue Stärke und Segnungen erhalten werden, wo ſie der Kirche Freyheit geben, ſich in ihrer reinen und geiſtigen Größe in Glauben und Sitten wirkſam zu erweiſen. — Und wenn, wie ein geiſtreicher Forſcher unter andern Reſultaten erwähnt, in den mittleren Zeiten die Kirche »ſo viel auch der gewaltige Sinn der Menſchen über mittleres Maß hinausſchweifte, ſeiner doch zuletzt Herr wurde [2]),« ſo muß es erlaubt ſeyn, die Ueberzeugung auszuſprechen, daß die nämliche Kirche, welche ſich als gegründet für alle Zeiten bis an der Welt Ende erklärt, unter den gegebenen Bedingungen auch in ganz andern Zeiten, zum Theil durch andere Mittel als damals gleiche ſiegreiche Herrſchaft werde behaupten können.

Derſelbe Grundſatz, die Vortheile des religiöſen Glaubens

[1]) Concordia VI. p. 391—92.
[2]) Hermes XV. Art. I. p. 92.

geltend zu machen, um die Regierungen geneigter zu machen, »der Kirche dasjenige zu gewähren, was die Gerechtigkeit ſchon ohnehin erfordert,« muß auch für die katholiſche Hälfte der Zeitgenoſſen gelten; und in dieſer Beziehung glauben wir hier zum Schluſſe einer ſchon früher geſchriebenen Darſtellung als einer katholiſchen Stimme an die Politik eine Stelle anweiſen zu dürfen:

»Für die katholiſche Welthälfte iſt der Kampf der Kräfte und Meinungen in ſeinem innerſten Grunde ſchon geſchlichtet, und alle Anſtrengung, aller Kampf, der reichlich übrig bleibt, hat keinen andern Zweck, als jene ſchon vorhandene Entſcheidung, und mit ihr Frieden, Seligkeit, höchſte Fülle des Seyns, für jeden Einzelnen zu gewinnen und herrſchend zu machen. Die Schlichtung des Kampfes kommt von Gott; ſie iſt Frucht und Folge der allmächtigen Erbarmung und Liebe Gottes; ſie iſt Wahrheit, offenbaret von dem, der da iſt, der alles Daſeyns und aller Erkenntniß Urquelle, Erhalter und Vollender iſt; der alle erhabenen Eigenſchaften in ſich überſchwenglich vereinigt, welche Ahnung und Sehnſucht in dem Heiligthume der tiefſten Geiſter jemals erreicht haben. Darum iſt die Schlichtung jenes Streites unfehlbar, ewig unabänderlich, die höchſte und beſte, und unendlich beſeligend. Wer an dieſe Schlichtung glaubt, für den kann die Meinung nicht da ſeyn, er iſt ihr für immer unzugänglich, daß die Menſchheit erſt an einen gewiſſen, unbekannten Punkt ihrer ſtürmiſchen Schiffahrt vordringen müſſe, von wo es ihr vergönnt ſey, den Schatz der alles aufhellenden Wahrheit, und den Quell der allgemeinen Glückſeligkeit, gleichſam das güldene Vlies und den heiligen Graal zu entdecken und heimzuführen. Er weiß daß die Menſchheit ſchon im Beſitz dieſes Heiligthums iſt, er geht dahin die ſichern, Verheißung habenden Wege; und er kann dasjenige nicht in unbekannten Meeren ſuchen, wovon er weiß, daß es nur aus einer Tiefe entgegenleuchtet, deren Gegend, und auf Wegen, deren Richtung bekannt iſt.«

»Deßwegen reißt ihn nie jene richtungsloſe und dunkle Geiſtesmacht ungeſtüm wie mit hoher Woge dahin, welche eine Entwickelung der Menſchheit erſtrebt, die nur durch feindlichen Gegenſatz der Kräfte, durch gewaltſame Umkehrung und Krieg geſucht wird, — die in den wildeſten und geſetzloſeſten Bewegungen nur die Geburtswehen einer ſchöneren Entfaltung der Natur ſieht, und durch dieſe Hoffnung getäuſcht, und andere täuſchend, jene Bewegungen ſelbſtthätig zu erweitern antreibt — die endlich im Abwerfen aller früher anerkannten Autoritäten, aller als das Höchſte verehrten Lehren und Geſetze eine Erneuerung der Welt zu höherem Leben verkündet, wie die Schlange die alte

Haut abſtreift, um glänzender hervorzugehen. Dieſe blinde Geiſtesmacht, dieſe falſche Begeiſterung, dieſe Begeiſtung auch kraftvoller Männer und ganzer Generationen, iſt offenbar die wichtigſte Verführerin zu Revolutionen, weil ſie gerade die natürlich Beſſeren zu verleiten vermag, und weil ſie dem Spiel der ſchlechteſten Leidenſchaften die Würde leiht, eine Weltverbeſſerung zu bewirken. Der Katholik nun iſt jenem Fanatismus des Kriegs, des Ungehorſams und des Unglaubens unzugänglich, kann alſo kein Freund von Bewegungen und Erſchütterungen ſeyn, deren Ausgang ihrer Natur nach unſicher, und vielmehr verderblich ſeyn muß. Zwar erwartet auch er von dem Fortgange der Jahrhunderte größere Verbreitung, und offenbarere Bekräftigung der als göttlich erkannten Wahrheit, aber er weiß es, daß der Weg der göttlichen Gebote und des wahren Friedens am ſicherſten und kürzeſten allem Guten entgegenführt.«

»Er ſucht nicht in neuen Leiden des menſchlichen Geſchlechts, was die Erbarmung Gottes demſelben ſchon ſeit lange gegeben, und was es ſich ſelbſt überlaſſen niemals erreichen könnte. Weil die Geſchichte ihn über die in der Zeit kund gewordene Offenbarungen und Handlungen Gottes belehrt, ſo iſt die Geſchichte ihm überhaupt eine durchaus eben ſo wichtige Erkenntnißquelle als die Wiſſenſchaften der unabhängigen Vernunft. Er vergleicht die Reſultate der Weltgeſchichte mit dem, was die heilige Geſchichte ihm überlieferte: er findet für dieſe letztere ſowohl in ordnungsvollen Begebenheiten, als in zerſtörungsvollem Untergang der Völker und Reiche vielfache Beſtätigung, und eine gründliche Einſicht in die Folgen gewaltſamer und verwegener Handlungen belehrt ihn, daß es kein Heil der Menſchheit gebe, welches gleichſam gegen Gott erobert, und durch Verletzung ſeines Geſetzes errungen worden wäre.«

»Um alſo große Gemeingüter zu gewinnen, wird derjenige, welcher auf jenem Standpunkte des wahren Katholicismus ſteht, nie in die Verſuchung kommen, die beſtehende Ordnung mit verbrecheriſcher Gewaltſamkeit umzuſtürzen. Aber auch zur Abwehr von Uebeln wird er nicht in einer ſolchen Art handeln, die ärgeres Uebel an die Stelle des bekämpften hervorruft. — In ſo fern ſein politiſches Betragen von ſeiner religiöſen Begeiſterung bedingt wird, wird es allemal von innerer, tief im innerſten Gemüthe befeſtigter Ruhe, von Haltung und Gleichmuth begleitet ſeyn. Kein äußerer Zweck kann für ihn ſich darſtellen, der als in ſich nothwendig, als weſentliches und einziges Mittel für die höchſten Angelegenheiten des Menſchen mit jenem unbedingten und unbeſchränkten Wollen erſtrebt und erzwungen werden müßte, wozu die Gegenſtände der religiöſen Hoffnung ihrer Natur nach auffordern.«

»Auf dieſen glücklichen Standpunkt der feſtbegründeten innern Ruhe hingeſtellt, kann er zugleich alles was gut und groß, was ſchön, was in ſeiner Art trefflich iſt, gleichſam mit unerfüllbarer Liebe umfaſſen, und was ſich davon in den Bereich ſeiner eigenen Kräfte und Gaben ſtellt, mit geſammeltem Ernſt und freudigem Eifer erſtreben. Denn alles, was der Befehl Gottes nicht verwirſt, behält für ihn, nach der Verſchiedenheit ſeiner Natur, den eigenthümlichen Werth; alles Seyn, was ſich nicht vom Urheber des Daſeyns getrennt hat, alle Wahrheit erſcheint ihm, nach dem Weniger und Mehr, in dem jedem Dinge gebührenden Glanze und Werth, den dasſelbe an ſich, oder durch Beziehung und Verbindung mit andern hat; und gewiſſer Maßen zeigt ſich ihm die den Keim der Krankheit und des Todes in ſich tragende Natur wiederum in ihrer urſprünglichen Schönheit; und läßt ihn zugleich neben und über dem, was ſeinen Sinnen und ſeinem Verſtande ſich darbietet, überſchwenglich Höheres freudig ahnen.«

»Sein Frieden iſt alſo nicht parteyſüchtiger Natur, weil er durchaus nichts ausſchließt und vernichten will, als was von Gott verworfen iſt; weil ſein Haß nie auf einzelne Menſchen, ſondern auf Sachen gerichtet iſt. Er bindet die Freyheit nicht mehr, als Gott ſie gebunden hat; kein Daſeyn ſoll vernichtet werden, als durch Verwandlung in ein höheres und ſchöneres Seyn. Auf alles wohlgeordnete Seyn erſtreckt ſich ja jene allgemeine, von Gott ſelbſt vollbrachte Befriedigung; welchen Zweck könnte es haben zu trennen, zu theilen und Gegenſätze zu bilden, wo zwar Unterſcheidung Statt findet, aber kein Widerſpruch? Andere Syſteme und Religionen ſchließen auch außer dem, was ſie als in ſich unſittlich verdammen, noch dieſe und jene Handlungen und Dinge, viele ſchließen ganze Volksſtämme, ganze Theile des Menſchengeſchlechtes aus; wovon der Grund darin zu liegen ſcheint, daß ſie ſich als Kräfte betrachten, die den unſicher fortwüthenden Kampf um Gewinnung des Ziels der Menſchheit erſt führen; der Katholik hingegen nur einen ſolchen kennt, der des ſchon gefundenen und von oben her lichtvoll gegebenen Ziels theilhaft zu werden ſucht.«

»Sein Frieden iſt eben ſo wenig Stumpfſinn und gleichgültige Trägheit; denn in ſo fern die äußern Gegenſtände Mittel werden, die Herrſchaft jenes höchſten Friedens zu befördern und auszubreiten, oder feindlich entgegenſtrebende Kräfte abzuwehren, in ſo fern wird ſelbſt ſein religiöſer Enthuſiasmus ihn zur entſchiedenſten Thätigkeit und Kraftanwendung ſpornen können. Das was bey andern wohl die blinde Meinung eines höheren Werthes der Kraftentwickelung für eine ungeſundene Weltbeglückung — oder was, gewöhnlicher und allgemeiner, die bloße

Leidenſchaft bewirkt, um Anſtrengungen energiſcher und erfolgreicher zu machen; — das erſetzt bey ihm der, nach der wahren Natur der Sache bemeſſene und daher beharrliche und nachdrückliche Ernſt.«

»Wenn die Geſchichte auf einer Seite lehrt, daß ein mächtiges Schickſal die kühnſten Entwürfe, die kraftvollſten Beſtrebungen vereitelt, daß an den Entwickelungen des Glücks die beſtens begründeten Hoffnungen ſcheitern; — oder richtiger, daß das, was die Schranken der Mäßigung und Ordnung überſchreitet, durch die Kraft der Geſetze, in welchen die moraliſche Welt ſich bewegt, ſich ſelbſt und ſichtbar beſtraft; — ſo kann ein ſolches Reſultat ihm nur eine Beſtätigung des aus ſeiner religioſen Ueberzeugung unmittelbar genommenen Grundſatzes ſeyn, nichts in der Welt für ſo unbedingten und ausſchließenden Werthes zu halten, daß es durch Untugend und Gewaltthat nicht viel zu theuer würde erkauft werden.«

»Wenn von der andern Seite aus der wohlverſtandenen Geſchichte ſich ergibt, daß Dauer und Glück in allen irdiſchen Dingen, für Staaten wie für Einzelne, für Geſellſchaften wie für Private, davon abhangen, daß jeder auf der ihm von der Natur angewieſenen Stelle arbeite und kämpfe, und ſie mit Fleiß und Beharrlichkeit ausfülle, — ſo liegt hierin für ihn der Fingerzeig und das Richtmaß für die Anwendung der höheren Grundſätze und für jede äußere Thätigkeit, die er ergreift.«

»Zeigt ihm die Geſchichte ein geſchloſſenes Ganzes, und zu Ende geführte Begebenheiten, in ihren Anfängen, ihrem Wachsthum, ihrem Erlöſchen, und ihren Folgen; — ſo lieſt er in ihnen ohne Zweifel die Bekräftigung einer, aus religiöſer Quelle ihm zugefloſſenen Wahrheit. — Führt ihn die Geſchichte durch mannigfachen Gang der Entwickelung an eine noch ungekannte Zukunft, an eine mit ſeltſamen Ahnungen ergreifende Nachwelt, ſo geht er dieſer mit der feſten Ueberzeugung entgegen, daß auch dieſe nur ſolche Reſultate geben werde, die das, was der Herr des Lebens geſprochen, nur noch lichtvoller beſtätigen; und die alle jene Wahrheiten, welche in den ſeitherigen Erfahrungen der alternden Welt hervorleuchten, nur noch flammender und offenbarer machen werden. So wie in allen frühern Zeiten das bloß Irdiſche, auch wo es am mächtigſten ſich darſtellte, trüglich und ohne Dauer war, und ſchon ſeiner innern Wandelbarkeit und Unſicherheit wegen nach der beſſern Natur einer höheren Welt Sehnſucht zu erwecken geeignet war, ſo wird auch Ende und Ausgang ſelbſt der übermüthigſten, noch in der Entwickelung begriffenen, und nicht zu Ende geführten Beſtrebungen gleiche Nichtigkeit offenbaren. Und wie es vormals die Urſache von vielem Unheil

wurde, wenn irdiſche Zwecke, Kurzſichtigkeit, Leidenſchaft, menſchliche Herrſchſucht mit und durch die Sache der religioſen Wahrheit befriedigt werden ſollten, wenn eins fürs andere genommen, und Göttliches mit Menſchlichem verwechſelt wurde, ſo wird auch künftig nur auf dem Wege der reinen und erhabenen Selbſtverläugnung für die Wahrheit fruchtbar gewirkt werden können; nur durch gründliche Trennung des an ſich Höchſten und Weſentlichen von dem, was ſo und auch anders ſeyn kann, wird man vermeiden Oel in die Flamme zu gießen, und ſchlecht dem Guten zu dienen; wird man jedes Ding nach dem, wofür es gut und was ſeine Beſtimmung iſt, nehmen, ehren, und befördern können.«

»Dort, wo die Sinnlichkeit und die Körperwelt ihre Rechte fordern; dort, wo das wirkliche Leben ruft, da zeigt dem Katholiken die reine und ausgemachte Wahrheit, die er im Innern beſitzt, und die »zu allen Dingen nütze iſt« und »Verheißung hat des jetzigen, wie des zukünftigen Lebens« auch für untergeordnete Gegenſtände freyer Beſchäftigung und Wahl, Grenze, Maß und Beziehung. Er kennt die Wege zum höchſten Schönen; aber da die Körper- und Sinnenwelt in gewiſſem Maße einbegriffen iſt in jene allgemeine Sühnung und Befriedigung, ſo kann er das Sinnliche und Aeußerliche, ſo fern es rein ſeyn kann, nicht als etwas in ſich Schlechtes, und ihm Feindliches verachten und haſſen: er iſt im Stande, jedem Ding nach dem Weniger und Mehr ſeine richtige Stelle anzuweiſen, und allem die ſchönſte Seite abzugewinnen. — Aber da, wo in Kunſt, oder im Gefühl und im Leben höheres Schöne mit Aufopferung des vergänglichen und Erhebung über ein geringhaltiges, nichtigeres Daſeyn erzielt wird, da kennt er die göttliche Kraft, welche für alles Große und Geiſtigſchöne empfänglich macht, und es ſelbſt reinigt und verklärt, welche im Strahl das Feuer der Sonne ſelbſt zu erblicken die Stärke gibt.«

»Nichts, was das menſchliche Wiſſen und Forſchen zu Tage fördert, nichts was richtig und wahr iſt, kann er an ſich ſelbſt ausſchließen und verſchmähen. Wagt ſich die Wiſſenſchaft ins bewegte Leben, forſcht ſie nach dem Maß und inneren Geſetz der kämpfenden Kräfte, unterſucht ſie wie unter gegebenen Umſtänden, für dieſen und jenen beſtimmten Zweck gehandelt werden ſoll, und wie dafür gehandelt worden iſt, ſo iſt ihm keine dieſer Unterſuchungen fremd. Zieht ſich der forſchende Geiſt ermüdet zurück aus dem gährenden Tumulte ſtreitender Kräfte, um in ruhevolle Betrachtung und Beſchauung ſich zu vertiefen; ſo bewillkommet ihn nicht nur die geglaubte Wahrheit in dem friedevollen Gebiete der Kontemplation, ſondern ſie läßt ihm auch über Bewegung und über Ruhe, und die Seligkeit von beyden in ſich faſſend,

einen höheren, unſtörbaren, ewigen Frieden ahnen, den es gibt und geben wird auf ungekannten Höhen; da alles, was am lebhafteſten begehrt und erſtrebt wurde, hinter dem Menſchen liegen wird fern und klein, wie hinter dem Adler, der ſich gen Himmel erhebt, die niedere Hütte; wie die Gegenſtände des Ufers hinter dem ins hohe Meer hineilenden Schiffe.«

»Selbſt die Schärfe feindlicher Kräfte, ſelbſt die konſequent gedachten Folgerungen und Syſteme zweifelſüchtigen Scharfſinns, ſelbſt die Waffen des Todes bieten dem ſo befeſtigten Gläubigen eine Seite dar, die ihm der Quell neues Lebens wird. Alles richtige Denken, auch wo es in negativer Form ſich äußert, weiſet auf poſitiv vorhandene Eigenſchaften der Dinge; und in jedem Kettengliede von Unterſuchungen und Schlüſſen, durch welche der Ungläubige das Nichtſeyn wahrſcheinlich zu machen ſucht, liest jener, in welchem der Glaube ſiegt, in welchem das Seyn ſtärker iſt als der Tod, ein ſein ſelbſt unbewußtes Zeugniß für die völliger und glänzender enthüllte Wahrheit.«

»Wo aber Glaube und Hoffnung ihre beſeligende Kraft zeigen, wo die Liebe ihren Fittig ſchlägt, da übt die religioſe Ueberzeugung ihre höchſte Stärke und Kraft aus. Alles, was irgendwo mit gottſeliger Erhebung, mit wahrem Enthuſiasmus, mit Eifer für Recht und Wahrheit geſagt wird, und geſchieht, zieht an, vermittelt, und vereinigt in ſich jene höchſte, einfache, aber allumfaſſende Lehre. Was von großen und begeiſternden Ideen irgendwo vorkommt, davon findet der erleuchtete Bekenner des allgemeinen Glaubens die volle Kraft und den höchſten Inhalt im Schooß einer Lehre, die ſich ihm gerade dadurch als allgemein gültig erweiſet, daß ſie den eigentlichen und poſitiven Gehalt aller Religionslehren in ſich ſammelt, koncentrirt und überbietet. Alle übrigen Dogmen verhalten ſich, wenn man ſie in ihren Gründen und ihrem letzten Gehalt betrachtet, zu den ihm gegebenen, wie Weniger zu Mehr, wie der Theil zum Ganzen, wie das Zerſtreute zum Geſammelten; und darum faßt er auch das, worin die Religionen einander ausſchließen, gar nicht zunächſt und hauptſächlich ins Auge, ſondern dasjenige, was ſie ſetzen und behaupten. Es iſt daher auch keineswegs der Streit, der gegen Andersdenkende geführt wird, es iſt nicht Polemik, die eigentliche Stütze und Waffe jener Lehre, ſondern Daſeyn und Wahrheitsweis. Sie folgt dem ſcharfſinnigen Zweifel, und dem erfinderiſchen Läugnen nur darum auf ihren vielfach verſchlungenen Wegen, um das Dunkel zu erhellen, um die Engen aufzuſchließen, um über die Kluft, die den Zweifel von der freudigen Wahrheitserkenntniß trennt, den Irrenden hinüber zu führen auf ſternelichten Pfaden. Mit Einfachheit und Ruhe ſoll der Katholik alle

ihm vorliegenden irdiſchen Angelegenheiten ergreifen, und diejenigen einzelnen Tugenden in ſich ausbilden, zu welchen Natur und Umſtände ihn beſtimmen; mit Einfachheit und Ruhe darf er ſich aufſchwingen, und Adlerblicke thun auf die Sonnenſtraße der höchſten Wahrheit, in welcher der geſammelte Lichtglanz alles deſſen leuchtet, was jemals Menſchen dem Urheber ihres Daſeyns näher gebracht, gereinigt, erhoben und beſeliget hat. — Und wenn die von ihm geglaubten Wahrheiten ihm in einer ſolchen Geſtalt ſich zeigen, die gleich der Sonne auch die Kinder nicht ſchreckt, ſondern ſie anzieht mit freundlichem Lächeln, ſo wird er zugleich bey zugenommenen Kräften, und wachſender Stärke von ihrem Strahle fortgezogen, und wie auf Adlersflügeln einer höheren Welt getragen in die erhabenen Regionen des Lichts, welche die Vorhallen des Himmels ſind.«

Scheint es nicht alſo nach dieſer Darſtellung, daß es einer der ausgemachteſten Grundſätze der Politik, nämlich der wahren Staatsweisheit ſeyn müſſe, gegen eine Kirche gerecht zu ſeyn, und ihr ganz beſonders die nöthige Freyheit zu gewähren, um ſich in ihrem wahren Geiſte wirkſam zu erweiſen, welche den Menſchen auf einen allen Zwecken der politiſchen Ordnung günſtigen Standpunkt zu ſtellen aus den reinſten ſittlichen Motiven die Tendenz hat? Nicht des Vortheils oder der Bequemlichkeit der Regierungen wegen, ſondern des göttlichen Befehls und Zweckes willen unterſagt die Kirche wilde Störung der Ordnung; und indem ſie den Gehorſam heiliget, benimmt ſie ihm jede Unwürde. Indem ſie die urſprüngliche und weſentliche Unabhängigkeit der Kirche von jeder menſchlichen Macht behauptet, gibt ſie dem würdigen Charakter ſein ſicherſtes Fundament in der religiöſen Beziehung; und was ſie jeder bloß menſchlichen und irdiſchen Macht zu entziehen ſcheinen mag, das erſetzt ſie zehnfach durch die belebende, organiſch-geſtaltende und erhaltende Macht, welche ihre eigene, von dem erhabenſten Organismus getragene Religionslehre über alle würdig begründete Geſellſchaften zu verbreiten geeignet iſt. — Die Kirche kann von allen Inſtituten am gewiſſeſten und unbedingteſten Anſpruch auf Heiligachtung ihrer weſentlichen Rechte machen; und wo iſt der Regent, wo iſt der redliche und aufrichtige Beurtheiler, der nicht eine Verpflichtung fühlte in ſeinem innerſten Gewiſſen, und bey allem was heilig iſt, daß eine ſolche Gerechtigkeit erwieſen werden müſſe? — Das iſt der Prüfſtein unſerer Zeit, und deſſen, was ſich heilbringend in derſelben nennt, ob man das Ehrwürdige zu ehren, und dem, was die feſteſte Gewähr des Rechts und des Friedens darbietet, Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen gemeint iſt. Iſt man das nicht, ſo iſt alles Reden von neuer Ordnung und höherer Gerechtigkeit eitel und in

ſich nichtig; wofern man es aber iſt, ſo ſteht nichts entgegen, daß nicht auch von verſchiedenen Anſichten und Standpunkten aus die Menſchen einander mit redlichem Wohlwollen für gute und ſchöne Zwecke einträchtig die Rechte bieten.

Zweyte Anzeige.

Im Allgemeinen iſt von Herrn Tzſchirners Schrift zweyerley zu behaupten, und am Schluſſe dieſer Anzeige wird es ſich als bewährt darſtellen. Ihre Richtung iſt polemiſch. Ihren Inhalt aber bilden Sätze, denen faſt immer die Begründung, und Behauptungen, denen mehrentheils der Nachweis mangelt. Auch dem Zuſammenhange beyder, der Sätze und Behauptungen, fehlt diejenige Folgerichtigkeit, welche Geiſteswerke zu geſchloſſenen Ganzen erhebt.

Ihnen gegenüber ſoll ein Bemühen treten, jeden Satz zu begründen, jede Folgerung richtig hervorzubringen. Zugleich wird dem Beſtreben, die Wahrheit der Sache mit der Richtigkeit des Ausdrucks zu verſchmelzen, ſich die Sorge anſchließen, dem unbefangenen Sinne und Verſtande auch dadurch zugänglich zu werden, daß der Faßlichkeit einiger tiefer eingehenden Gedanken beyſpielsweiſe Darſtellung zu Hülfe kommt.

Weil es nun in der Religionsphiloſophie dermalen zu den Kontroverſen gehört, in wiefern die auf allgemeine Faßlichkeit dringende Vernunft das Weſen der Religion ſich zu eigen machen könne, und wie fern ſie über letzteres zu richten fähig ſey; ſo dürfte, nicht ſowohl vom Proteſtanten, welcher die Mitwirkung der Vernunft keinesweges von der Unterſuchung über religiöſe Gegenſtände ausſchließen will, als vielmehr vom Katholiken der Einwand beſorgt werden, es ſey etwas Unmögliches von mir angekündigt worden. Man wolle, ließe ſich ſagen, mit unbewaffnetem Auge in die Tiefen dringen und über Tiefen ſprechen, die nur dem bewaffneten Blick ſich aufſchließen. Es müſſe daher die Sehkraft erſt durch das nämliche Fernrohr geſtärkt werden, deſſen der Katholik ſich überall bediene, weil er wiſſe, ja weil er aus Erfahrung gelernt habe, wie weit die natürliche Sehkraft leitet, und was über deren Grenzlinie hinaus ſich aufſchließt, wenn die weiter führende Beyhülfe nicht verſchmäht wird. So kann der Katholik dem Proteſtanten ſagen: »Du läugneſt uns Dinge ab, oder du beſchuldigſt uns des Wahnes, Dinge zu ſehen, welche gar nicht da ſind. Daher zeiheſt du uns bald der Täuſchung, bald des blinden Glaubens, bald des Aberglaubens. Aber alle deine Einwendungen beruhen darauf, daß du nicht müde wirſt zu beweiſen, es ſey unmöglich, mit der natürlichen, d. h. mit der unbewaffneten Sehkraft deines auf ſich ſelbſt beſchränkt ſeyn

wollenden Auges zu ſehen, was wir ſehen. Auch erfährſt du, daß die Richtigkeit deiner Behauptung alle Diejenigen beſtätigen, die gleich dir es verſchmähen, jenes Fernrohr zu benutzen, welches wir glücklich genug ſind mit der Kraft und Gabe einer heiligen Tradition unter uns zu bewahren. Fortwährend berufſt du dich alſo auf jene Zeugen, welche mit dir ſich in einer Lage befinden, weil ſie ſehen wollen einzig und allein mit dem natürlichen Auge. Aber du bedenkſt nicht, wie auch uns es geſchiehet, daß, was wir wahrnehmen mit bewaffnetem Blick, wohl manchmal abweicht von den Bildern, welche das natürliche Auge uns darſtellt, ja daß es ihnen wohl zu widerſpechen ſcheint. Wie wäre es uns gegangen, wenn wir, in dieſem Widerſpruch uns erblickend, das hätten verwerfen wollen, was in den ſeltnern Stunden die geſtärkte Sehkraft uns gezeigt. Wir wären, wenn auch nicht in der Blindheit, doch im halben Sehen geblieben. Aber ein Zwiefaches hat uns gerettet. Zum erſten lebt unter uns eine unſterbliche, ſich lebendig fortvererbende Kunde darüber, wie es gekommen, daß wir jene höhere Sehkraft verloren, und daß nun, wenn wir vollſtändig ſehen wollen, wir unſer natürliches Auge wieder vereinigen müſſen mit jener ſtärkenden Kraft. Verloren wären wir, wenn wir jene Ueberlieferung wegwerfen wollten in der eigenſinnigen Abſicht, mit unſerer natürlichen Sehkraft auch das erblicken zu wollen, was ihr verloren gegangen iſt, und welches gerade, weil es ihr verloren gegangen, nur in der Tradition uns aufbewahrt werden konnte. Zum andern beſitzen wir unter unſern Prieſtern Männer, welche, je gläubiger ſie bey der Tradition verharrten, je unabläßiger ſie das natürliche Auge mit der Hülfe jener nicht in ihnen ſelbſt aufzuſuchenden Sehkraft waffneten, dahin gelangt ſind, daß ſie nun inne geworden, worin es liegt, wenn die Bilder, welche die natürliche Sehkraft gibt, mit denen, zu welchen das bewaffnete Auge verhilft, ſich zu widerſprechen ſcheinen. Ihnen hat ſich dieſer Widerſpruch gelöſet, und weil wir nicht alle raſtlos vor jenem geheimnißvollen Fernrohr verweilen, nicht die Gabe derſelben uns richtig zu bedienen in gleichem Maße wie die geweihten Prieſter erwerben können, ſo laſſen wir uns lieber von ihnen die Zweifel löſen, als daß wir in die Verſuchung gerathen möchten, den Zweifel durch das Fußen auf unſere natürliche Sehkraft allein entfernen zu wollen. Denn wir haben ſämmtlich die Erfahrung gemacht, daß jenes Fernrohr in Abſicht der Geſetze, nach denen es die Dinge zeigt, ungleich ſtätiger und unveränderlicher iſt, wie unſer natürliches Auge. Deſſen Kraft unterliegt ſo manchen Einflüſſen, worüber wir nicht Herr ſind, die aber verurſachen, daß ſich uns die Gegenſtände nicht immer in gleicher Geſtalt darbieten. Wir ſelbſt ſehen ſie nicht zu allen

Zeiten gleich richtig, theils ſehen wir ſie mit Andern unter uns nicht ſtets auf gleiche Weiſe. Daher werden wir oft mit uns ſelbſt, oft mit andern unter uns uneinig. Bald muß unſere, bald muß ihre Sehkraft den Dienſt des Sehens unvollkommen verrichtet haben. Aber ſo wandelbar finden wir jenes, unſern Mangel erſetzende Sehrohr nicht; im Gegentheil, es iſt uns immer beförderlich, klar darüber zu werden, wo wir, oder wo einer von uns mit ſeinem natürlichen Auge nicht richtig geſehen hat. So beſitzen wir in jenem Fernglaſe, eben weil es nicht unſer, weil es nicht unſerm Einfluſſe unterworfen iſt, ein in ewig gleicher Geſetzlichkeit und Wahrheit verharrendes Mittel des Sehens, zugleich aber auch einen Prüfſtein, der uns von Zeit zu Zeit angibt, wie oft wir irrig ſahen, wenn wir der natürlichen Sehkraft allein vertrauten. Daher haben wir an Euch Proteſtanten nothwendig eine doppelte Anforderung zu machen. Zuvörderſt müßt ihr nicht bloß mit Eurer natürlichen Sehkraft allein ſehen, ſondern auch Euer Auge mit einem Fernglaſe waffnen. Demnächſt müßt ihr, wenn euch beyde verſchiedene Bilder zeigen, den Glauben an die höhere Kraft des erſteren und an diejenige Tradition mitbringen, welche Euch das Räthſel löſet, wodurch es gekommen, wenn Euer natürliches Auge Euch andere Dinge zeigt, wie das bewaffnete. Denn ſonſt ſeyd Ihr die Verfinſterer. Ihr nennt Licht jenes trübe Sehen mit der natürlichen Sehkraft des unbewaffneten Auges, und nennt Dunkelheit das hellere Sehen mit bewaffnetem Auge, nennet Dunkelheit jenes höhere Licht, welches ſich da, wo die Ergebniſſe doppelter Sehkraft der unmittelbaren und vermittelten, ſich zu widerſprechen ſcheinen, durch das köſtliche Geſchenk einer überlieferten Kunde noch zu verbreiten vermag. Wir verfahren umgekehrt. Wir nennen gerade dieß letztere, tiefer dringende und weiter greifende Sehen durch höhere Vermittelung Licht, Finſterniß aber das Sehen mit unbewaffnetem natürlichen Auge.«

Dieſer Einwand des Katholiken iſt mir nicht entgangen. Aber eben ſo wenig entging mir, daß alles, was über Proteſtantismus und Katholicismus hier zu ſagen iſt, ſich um den Inhalt jener Worte wie um ſeinen Angelpunkt dreht. Darum müßte ich meine Aufgabe verkennen, wenn ich mir erlauben wollte, über jenes Bedenken etwas Abgeſondertes ſchon vorläufig zu ſagen. Wie ich darüber denke, das alles iſt lediglich in der Geſammtheit der Beleuchtung anzutreffen, zu der mich das vorliegende Buch führen ſoll. Haben jene Worte, die ich dem Katholiken in den Mund legte, einzelnen Proteſtanten vorläufige Zweifel angeregt: ſo werden ſie vielleicht mit dem Verlaufe meiner Betrachtungen Manchem noch tiefer ins Gemüth dringen, Andern dagegen auch

zu verſchwinden beginnen; und ſo kehre ich zu Herrn Tzſchirners Buch zurück.

Welche Beweggründe der Verfaſſer auch angeben mag; das, was ihn geleitet hat, iſt nicht zu verkennen. Er hat das wiederholte Ereigniß der Rückkehr proteſtantiſcher Kirchengenoſſen zur römiſch-katholiſchen Kirche vor Augen.

Wer einen Gegenſtand weder angreifend noch vertheidigend, wer ihn vielmehr richtend zu behandeln wagt — denn ich will das Wagende meines Unternehmens nicht abläugnen — deſſen erſte Pflicht beſteht in der richtigen Stellung der Streitfrage. Als ſolche bietet ſich zuerſt das Wort Rückkehr dar, deſſen Gebrauch man der römiſchen Kirche nicht ſcheint einräumen zu wollen. Ich verſpreche mir von einem Beyſpiel einigen Nutzen für die Aufhellung dieſes Punktes.

Es entſtehe unter Mitgliedern einer geſchloſſenen Gemeinde ein Zwieſpalt über Meinungen und Intereſſen, welcher Urſache einer tiefer gehenden Sonderung wird. Ein Theil beliebt Abänderungen in einem ſonſt auf Alle gehenden Princip. Der andere will bey demſelben gerade ſo verharren, wie ſolches zur Zeit einer allgemeinen Anerkennung ſich über Alle ausdehnte. Jener, weil er die verlangte Abänderung nicht allgemein machen kann, ſchreitet zur Ausſonderung vom Ganzen, bildet einen eigenen Verein, und erwirbt Recht und Platz zum Beſtehen auf eigenem beſondern Grund und Boden. Generationen bleiben auf demſelben in der neuen Verfaſſung wohnen. Aber ſpätere Enkel finden Veranlaſſung, ihn wieder zu verlaſſen. Gehen ſie zu einer andern Gemeine in einem fremden Gau, die niemals in Verbindung mit jener Ganzheit ſtand, welcher einſt ihre Altvordern angehörten; nun ſo wandern ſie aus, oder ſie gehen über, allem richtigen Sprachgebrauch nach. Wendeten ſich aber dieſe Abkömmlinge einem Vereine zu, welcher dadurch beſteht, weil er das Princip einer Geſammtheit nicht ändern wollte, dem die früheren Altvordern dieſer Abkömmlinge angehörten; ſo unterſcheidet ſich dieſe Handlung von jener, und wird Wiedervereinigung und Rückkehr, ſobald die Abſicht vorwaltet, der frühern Altvordern Art ſich deßhalb wieder anzufügen, weil in jenem Verein ſie ſich treu erhalten hat.

Auch im geſchichtlichen Gebiete wird das Wort dieſem Sinne gemäß gebraucht. Viele europäiſche Muſelmänner glauben zu den Altvordern in Aſien politiſch oder moraliſch zurückkehren zu müſſen, entweder aus freyem Willen, oder durch Ueberwindung gezwungen. Mancher europäiſche Muſelmann erhält ſich deßhalb ſeinen aſiatiſchen Begräbnißplatz. Nun laſſe man von zweyen Konſtantinopolitanern den einen ſeinen Wohnort verlaſſen, um

ſich zu den Griechen zu wenden und unter ihnen zu leben, den andern nach Aſien zu den Altvordern ziehen. Beyde verlaſſen Konſtantinopel, aber in jeder Art des Verlaſſens liegt eine andere Beziehung, und der in Konſtantinopel verbleibende Muſelmann wird ſchwerlich dem, welcher nach Aſien geht, es wehren, ſeinen Auszug Rückkehr zu nennen, wenn dieſer keinen andern Ausdruck wie dieſen dafür beſitzt. Der, welcher nach Griechenland geht, kann ſeinen Auszug keiner Beziehung nach Rückkehr nennen.

Auch die proteſtantiſche Kirche muß dieſer Sprachanalogie treu bleiben, und darf nur von einem Verlaſſen, am wenigſten aber von einem Uebergang ſprechen, wenn ſich nicht der Proteſtantismus als Chriſtenthum läugnen will. Jener ſteht zur römiſchen Kirche anders wie dieſe zum Heidenthum, denn er entſtand aus derſelben, das Chriſtenthum aber entſtand nicht, nach der durchaus falſchen Anſicht des Verfaſſers, aus dem Heidenthum, ſondern gegen das Heidenthum. Wollte Herr Tzſchirner das Chriſtenthum ſeiner hiſtoriſchen Entwickelung nach betrachten, ſo müßte er wenigſtens ſagen, es wäre aus dem Judenthum und gegen das Heidenthum entſtanden, wenn anders ſich dieß noch hiſtoriſch rechtfertigen ließe. Aber völlig undogmatiſch bleibt dieſe Behauptung. Denn hätte ſich das Chriſtenthum aus dem Judenthum entwickelt; ſo wäre jenes ein dem fortſchreitenden Ausbildungs-Princip moderner Schriftſteller entſprechender Entwicklungsſchritt des ſich vervollkommnenden Judenthums. Dieß aber lehrt weder die jüdiſche, noch die chriſtliche Religion, und Herr Tzſchirner läugnete damit die Grundlage ſelbſt des Chriſtenthums ab, welches bis jetzt jedem Proteſtanten noch gelehrt hat, daß Gott unmittelbar Jeſum Chriſtum in die Welt geſandt.

Doch auch ohne Rückſicht auf chriſtliche Dogmatik läßt ſich meine Behauptung mit der bloßen Vernunft darthun. Alles Werden wird entweder aus etwas anderm, oder gegen etwas anderes, oder neben etwas anderem, als ein ſcheinbar zufälliges iſolirtes Werden, der Denkbarkeit des Verſtandes nach. In der wahren Wirklichkeit iſt es freylich ganz anders. Neben dem Katholicismus iſt das Entſtehen des Proteſtantismus nicht zu denken — ich ſpreche hier lediglich vom Denken — nicht zu denken, weil dann beyder gemeinſamer Bezug auf Chriſtum geläugnet werden müßte. Eben ſo wenig iſt der Proteſtantismus unbedingt gegen den Katholicismus aus einer fremden Wurzel entſtanden, ſondern aus ihm ſelbſt, mit theilweiſer Abweichung. Er iſt ein Produkt desſelben, das von der Natur des hervorbringen-

den Weſens abgewichen, ein Sohn, der ſich in manchen Eigenſchaften vom Vater unterſcheidet.

Logiſch und dialektiſch iſt hierdurch vorläufig bereits alles vernichtet, was der Verfaſſer gegen das weſentliche Vorherſeyn des Katholicismus vor dem Proteſtantismus anführt. Doch logiſch-dialektiſche Widerlegungen verhelfen zum Sieg, ohne daß ſie fruchtbar werden. Sie vernichten, aber verwandeln nicht, und wohlthätiges Verwandeln gerade ſucht, wer Wohlwollen mit Wahrheitsliebe verbindet. So weit ſich mit unbewaffnetem Auge das, was wirklich vor ſich gehet, anſchauen läßt, müſſen wir auch hier es anſchauen wollen.

Alle Stoff- und Geſtaltveränderung der Dinge vermittelt ſich zweyfach. Treten die Partikulartheile in harmoniſche Verbindung, ſo bilden, nach dem Maße der Innigkeit dieſer Vereinigung, ſich neue Weſen, und dieſe wiederholen in neuer Geſtalt den Geiſt und die Natur der früheren. So zeigt ſich alles wahre Werden, eine Veränderung, die ſtreng genommen nicht verändert. Doch treten jene Beſtandtheile in feindſeliges Verhältniß, ſo verändern ſie ſich durch Zerſtörung, und geben den Tod. Wer möchte ſagen, das wahre Leben entſtehe aus ihnen? Nein; denſelben gegenüber entſteht es, gerade wie das Chriſtenthum dem Heidenthum. Das Heidenthum zerſtörte ſich, und das Reich des Todes wollte beginnen. Da hat ſich Gott ſelbſt erbarmt, und der Welt das Leben in ſeinem Sohne wiedergegeben. Der iſt als Menſch nicht Chriſt, als Lehrer ein Verfinſterer, der da behauptet, Jeſus Chriſtus, und folglich das Chriſtenthum, ſey aus dem Heidenthum hervorgegangen. Gegen dasſelbe, aber auch für dasſelbe, nämlich zur Erloſung der Heiden, entſtand dasſelbe.

Nicht ſo der Proteſtantismus. Er ging aus dem Katholicismus hervor, und dieß aus entſcheidet. Das Lutherthum iſt Sohn des Katholicismus, und kann dieſe Weiſe des Entſtehens nicht abläugnen, wie geſchähe, wenn die Rückkehr zum Katholicismus Uebertritt genannt würde. Das Lutherthum verläugnete dann ſeinen Urſprung aus Chriſto, indem zur Verheimlichung dieſes Verläugnens dasſelbe jenen Urſprung nur äußerlich und zum Schein annähme, nicht aber an den Heiland wahrhaft glaubte. Die Annahme des Evangeliums mit der wirklichen Wiedergeburt durch den Heiland verwechſeln, wäre die ärgſte aller Täuſchungen.

So nennet wohlwollende Tugend, die gewöhnlich eine Handlung nach dem beurtheilt, was ſie dem Gemüth des Handelnden iſt, des Proteſtanten Handlung, gewiß Rückkehr; und wenn ſie auch irrte, ſie würde auch dann Verzeihung verdienen. Doch der Lehrer, wenn ihm wichtiger iſt was Tugend ſey zu wiſſen,

als tugendhaft ſeyn, muß auch wiſſen, daß der Ausdruck Uebertritt zur römiſch-katholiſchen Religion, oder Veränderung der Religion, Proteſtantismus und Katholicismus gegenüberſtellt wie Chriſtenthum und Heidenthum. Alle Angehörigen der Kirche Chriſti bis zu Luther wären, ſtatt durch den Sohn Gottes wieder verſöhnt und ſo des ewigen Lebens wieder theilhaft geworden zu ſeyn, Kinder des Todes geblieben, wenn das Lutherthum gegen das Chriſtenthum, wie es bis dahin beſchaffen war, entſtanden wäre; wenn Luther etwas anders gewollt, als im Geiſte Chriſti die Kirche erneuern, der er angehörte, aus der ſonach die proteſtantiſche entſtanden iſt.

Ich habe, indem ich das mehrmals angegriffene Wort: Rückkehr zur römiſch-katholiſchen Kirche, beleuchten mußte, ſchon im Geiſte alles deſſen geſprochen, was ich mir zu ſagen vorgenommen. Aber ich muß verſuchen, nach Möglichkeit demjenigen Punkte nahe zu treten, den der Leſer als den weſentlichen und letzten nie aus den Augen verlieren darf, und finde nöthig, mich in der nachfolgenden, etwas tiefer eingehenden Weiſe darüber auszulaſſen.

* * *

In der Betrachtung irgend einer bedeutenden Wahrheit, als der Macht des Schöpfers, ſeiner Erhabenheit, ſeiner Liebe, ſeiner Weisheit u. ſ. w. wenden wir uns ſo unbedingt ihm zu, daß ein Stillſtand, ein Verſchwinden aller uns als Einzelweſen angehörigen Regungen eintritt. Wir ſind wirklich dann nur eins mit ihm. Durch das Schwinden alles Unterſchiedes entſtehet das wahre Eins und Eine.

Wenden ſich aber unſere Blicke oder unſere Kräfte wieder auf uns ſelbſt zurück, betrachten wir jenen Vorgang in unſerem Innern; ſo können wir nicht umhin, uns als Urſache und Anbeginn von Regungen und Einſichten zu betrachten, die in uns ſelbſt ihren Quell beſitzen.

Von dem Augenblicke an bilden ſich für uns zwey Centra der Kontemplation, zwey getrennte und gegen einander agirende Anfänge, zwey Baſen, die ſich nicht mehr als Ureinheit darſtellen, und hier beginnt vielleicht die erſte, die am tiefſten greifende aller Unterſcheidungen für den Menſchen. Nämlich die eine Grundlage ſtellt ſich als das Weſen, die andere als die Erſcheinung dar. Dieſe letztere nämlich, die Erſcheinung, indem ſie aus dem Weſen zurückkehrt, indem ſie aus dem Weſen hinausgeht, ſchafft ſich in der Trennung von ihm eine eigene Grundlage. Aber ſie hüte ſich, dieſe letztere, hüte ſich das, was ſie mitgenommen oder mitgebracht hat aus jenem, für einen eigenen Keim

zu nehmen. Dieſen kann ſie nun und nimmer hervorbringen. Es iſt ein eigener Focus, den ſie ſich ſchafft.

Kaum iſt dieß geſchehen, ſo müſſen wir fragen: ob nun, ſeitdem die Erſcheinung aus dem Weſen herausgegangen, auch wirklich ein zweytes Weſen entſtanden, kurz ob aus der Eins ein Zwey geworden? Es kündet die Frage ſich an, ob aus dem Eins wirklich ein Zwey werden könne?

Um zur Beurtheilung und Beantwortung derſelben zu gelangen, iſt zu unterſcheiden, ob dies Zweyte entſtehet durch Theilung; oder ob es durch bloßen Abbruch und Abzug, durch Verringerung, durch theilweiſe Ausſonderung entſtehet; ob nämlich die zweyte Baſe, der Quell, welchen wir in uns ſelbſt entdecken, nicht eine Diminution aus dem einen Weſen ſey?

Es leuchtet ein, daß jene, die Theilung, das Centrum ſelbſt theilen müßte, was der Abzug oder die Verringerung nicht thut. Wer aber das Centrum theilt, hebt das Centrum auf, denn ein halbes Centrum iſt kein Centrum. Wäre dieß möglich, ſo gebe es kein Centrum mehr, und ſodann ließe ſich dasſelbe auch nie wieder herſtellen. Es verlöre ſomit auch der Quell in uns, nämlich der Quell der Erſcheinung, des Lichtes, und der Erkenntniß, allen Zuſammenhang, ja alle Uebereinſtimmung mit dem Quell im Weſen, mit Gott. Es wäre nicht möglich, in der Erkenntniß auch noch das Geringſte von ihm zu erkennen; nur in uns aufgehende Phänomene erkennten wir; dieſe hielten wir in arger Verwechslung für jenes göttliche Weſen ſelbſt.

Ueberzeugen wir uns dagegen, daß jener zweyte Quell in uns nicht durch Theilung entſtehet, ſondern nur durch Entfernung vom Weſen, durch Abfall, durch Ausſcheidung, durch Verringerung; überzeugen wir uns, daß dieſe Verringerung als neues Ganzes lediglich erſcheint durch die Diminution, welche jenes Weſens Geſetz in verjüngtem Maßſtabe erſcheinen läßt; ſo gewinnt alles ein anderes Anſehen. Das Centrum bleibt, und bleibt unverrückt das, was es von Ewigkeit geweſen. Folglich kann die abgetrennte Verringerung wieder hineinwachſen in dasſelbe, das Abgefallene zurückkehren zu ihm.

Wir ſind demnach an die Frage geführt, was wir denn eigentlich beabſichten. Nämlich:

wollen wir das Centrum theilen, und wollen wir einen Quell des Daſeyns im Subjekt, abgeſondert von Gott, annehmen, der beydes gibt, Seyn und Erkenntniß?

oder:

wollen wir nur eine Ablöſung von Gott annehmen? eine Verringerung, der gegen über das Centrum bleibt, alſo auch die Möglichkeit bleibt, mit ihm wieder eins zu werden, etwa wie

diejenige Pflanze, deren Frucht als Saatkorn zurückkehrt in den Schooß der Erde, gerade deßhalb nicht ſtirbt, weil ſie zurückkehrt, ſondern die nun zu neuem Leben wieder erſteht?

Wenn das letztere geſchieht, wenn der Menſch das Centrum nicht theilt — was er ſtrenge genommen auch nicht kann, weil er die Theilung nur in Beziehung auf ſich, nicht in Beziehung auf das Centrum vollbringt — ſo trägt er aus der Sonderung nur die Verringerung davon; nämlich ſeine geſammte Kraft, auch die der Intelligenz, verengert ſich, und er weiß, daß dieſes geſchieht. Hieraus entſtehen mancherley Folgen, deren einige ich erwähnen muß. Nämlich dem Menſchen in ſeinem verengerten Daſeyn bleibt nun eine doppelte Wahl gelaſſen.

Es kann derſelbe darauf bedacht ſeyn, nach Maßgabe der nun davon getragenen verengerten oder beſchränkten Kraft Gott betrachten zu wollen. Dann zwingt er den Schöpfer in die eigenen bereits verengerten und ſtets noch ſich mehr verengenden Grenzen hinein. Daraus erfolgt dann gar mancherley, nämlich eine Trennung vom Schöpfer, ferner eine Entweihung ſeines Weſens, demnächſt eine Verwechslung der Erſcheinung mit dem Weſen, endlich eine Verwechslung des Abgeleiteten mit dem Primitiven, kurz alles was eintreten muß, ſobald die Philoſophie ſich mit der Theologie in Zwieſpalt ſetzt.

Es kann aber auch der Menſch dem Beſtreben ganz entſagen wollen, mit der erworbenen verengten Kraft Gott zu betrachten und zu erkennen. Er kann es vorziehen, mit dem ganzen Weſen zurück zu trachten nach dem Centrum. Kurz er kann es vorziehen, jenen zuerſt beſchriebenen Zuſtand wieder zu gewinnen, mit welchem ein Stillſtand, ein Verſchwinden aller uns als Einzelweſen angehörig ſcheinenden Kräfte, folglich auch der ſich betrachtenden Vernunft eintritt. Und hier ſcheint offenbar mit dem Entſagen der Vernunft die Vereinigung inniger, jene Vernunft aber uns faſt entbehrlich zu werden.

Mit dieſer ſcheinbaren Herabſetzung der Vernunft wird ſie jedoch keinesweges in ihrem Werthe vermindert. Denn, indem wir wurden, d. h. indem wir entſtanden, nicht durch Theilung Gottes, ſondern durch Trennung, durch Ablöſung von ihm, iſt uns in der Entfernung vom Schöpfer neben dem weſentlichen zwar beſtehen gebliebenen, aber doch geſchwächten und verdunkelten Bande des Zuſammenhangs mit ihm, ein zweytes gelaſſen. Dieß zweyte beſteht in der Möglichkeit, das Verhältniß einzuſehen, worin wir ſtehen, ſeitdem wir geworden ſind. Und dieß Zweyte iſt eben das Licht der Vernunft, welches uns bey unſerm Werden mitgegeben worden. Aber wir dürfen daſſelbe nicht mißbrauchen. Seine Beſtimmung beſteht darin, daß es uns diene,

jenes urthümliche und weſentliche Band, welches ſich geſchwächt, erweitert, vielfach verſchlungen und auf manche Weiſe verwirrt hat, nicht aus den Augen zu verlieren, ſondern dasſelbe wieder zu erfaſſen, wieder zu bekräftigen.

Augenſcheinlich befinden wir uns alſo in der Lage, einen zweyfachen Gebrauch von jener Vernunft machen zu können.

Wollen wir nur im Lichte der Vernunft beſtehen, wollen wir allein ſie verherrlichen, wollen wir nur durch ihr Band mit dem Schöpfer zuſammenhängen; ſo iſt dieß ein böſer Gebrauch derſelben, der nothwendig zum Unglück führen muß. Denn wir verlieren das Weſen, und behalten den Schein, und wäre es auch der Schein des hellſten Lichtes. Weil wir dieſen Schein, je mehr wir ihn vervollkommnen wollen, um ſo mehr ſublimiren und ſchwächen müſſen, ſo vernichten wir zuletzt auch dasjenige, was wir ſtatt des Weſens ergriffen hatten, wir gehen völlig unter.

Hören wir dagegen niemals auf, jenes Licht der Vernunft als das beſchränktere Hülfsmittel zu betrachten, welches uns dienen ſoll, das innigere Ligament wieder zu bekräftigen; ſo machen wir einen ſo guten Gebrauch davon, daß wir damit enden werden, es dem Schöpfer zurück zu geben.

Dieß führt mich auf meine zweyte Weiſe, von dem Gegenſtande zu ſprechen, nämlich das Geſagte nochmals faßlicher vorzutragen, weil es ſich Beyſpielen und Verhältniſſen aus dem wirklichen Leben anſchließt, die jedes Auge beſtätigt finden kann.

Jenes, was wir in unſerm Innern als Urſache und Anbeginn von Regungen und Einſichten zu erblicken glauben, iſt zum Mittel geworden, deſſen der Menſch ſich bedient, damit er ſein Leben vollbringe. Aber es wird, wenigſtens ſeit langer Zeit, nicht mehr von Allen auf gleiche Weiſe angeſehen. Viele glauben dieß Mittel dadurch höher zu ehren, dadurch wahrhafter zu würdigen, daß ſie dasſelbe Zeit Lebens als Geſchenk und Verleihung von Oben mit dankbarem Sinne hegen und bewahren wollen. Andere fürchten durch dieſe, von überwiegender Pietät durchdrungene Anerkennung in eine ſklaviſche Denkungsart zu verſinken. Sie beſorgen, die Freyheit, beſorgen, alle Verdienſtlichkeit, ja ſich ſelbſt zu verlieren, wenn ſie nicht das angenommene Geſchenk als freyes Eigenthum zu behandeln beginnen.

Im Beſitz finden ſich beyde. Aber hier wird dieſer Beſitz fortwährend als Gabe betrachtet, und aus einer Verleihung und Gnade abgeleitet. Des Beſitzers höchſte Aufgabe bleibt, ſich des Verliehenen im Sinne und nach dem Willen des Gebers zu bedienen. Er vermeint, hierzu bedürfe es nicht ſowohl der Erkenntniß als jenes Willens, als einer echten Anhänglichkeit an den

Geber, weil dieſe von ſelbſt, und ohne daß es jener Erkenntniß bedarf, folgſam macht. Dem Gefühl des Dankes gegen dieſen Geber ſoll niemals entſagt, niemals ihm gegen über der Gedanke eines freyen, keiner Zurückgabe und keinem Verluſt unterworfenen Eigenthums gefaßt werden.

Von ſehr Vielen dagegen wird behauptet, das verliehene Gut habe nach der Verleihung eine andere Beſchaffenheit angenommen. Es ſoll nicht ferner täglich ſich erneuende Gabe von Oben geblieben ſeyn, die nur ſo angenommen zu werden braucht, wie ſie ertheilt wird. Es heißt, ſie habe nach der Verleihung ſich zur inwohnenden ſelbſteigenen Menſchenkraft verwandelt. Als ſolche müſſe ſie geübt werden. Der Inhaber darf aus eigener Freyheit, Willkür, Mündigkeit oder Selbſtſtändigkeit damit ſchalten. Nach Einigen ſoll dieß nicht ſowohl dem Willen des Gebers gemäß, als vielmehr einem gewiſſen abſoluten Zweck und Geſetz des Weltalls entſprechend geſchehen. Nach Andern ſoll es dem Willen des Gebers zwar entſprechen, aber der Menſch noch das doppelte Verdienſt behalten, ſowohl den Willen des Gebers zu erkennen, als auch ſein Thun dieſem Willen nach Ueberſtehung eines gewiſſen Kampfes mit ſich ſelbſt anzupaſſen, worin er Sieger bleibt, damit ſeine Verdienſtlichkeit nicht ganz verloren gehe.

Für den Denker — d. h. für denjenigen Menſchen, welcher den unmittelbaren Zuſammenhang mit dem Schöpfer nothwendig entbehren muß, weil dieſer allein in dem nie entſchlummernden Gefühle, aus ihm geworden zu ſeyn, zu finden iſt — für den Denker, welcher, jenes Mangels wegen, nur in der Reflektion oder durch das Band der Abſpieglung ſich dem Schöpfer annähern vermag, bildet ſich eine arge Widerſprechung aus der Betrachtung dieſer Verſchiedenheit, ſobald, ſtatt in das dunkle Innere der Wirklichkeit einzudringen, ſein Geiſt mit der Kraft des Beleuchtens ihr lediglich näher tritt, oder mit andern Worten, wenn er richtig einſehend zu werden verſucht, ohne organiſch zu werden, oder organiſch werden zu wollen.

In dem erſteren Verhältniß ſieht er den Menſchen völlig in dem Schöpfer und in ſeinem Willen aufgehen, und er hält dieß Verſchwinden für eine Vernichtung, mit welcher die Religion, die Liebe, die Dankbarkeit, kurz alles zu verſchwinden ſcheint, weil nichts mehr da iſt, oder ſich darſtellt. In dem zweyten Verhältniß ſieht er den Menſchen gleichfalls und noch ſchlimmer verſchwinden, weil er nie geweſen iſt. Denn durch den Schöpfer beſteht er nicht mehr, und doch kann er nur durch dieſen beſtehen. Wodurch alſo will er noch ſeyn?

Der Denker fühlt ſich daher verpflichtet, jener vom Schöpfer ablöſenden Selbſtbegründung entgegen zu wirken. Er wagt es

aber nicht uns zuzurufen: wendet euch zurück zu dem früheren, zu jenem Verhältniß, wo alles als Gabe von Oben empfangen ward, und wo alle Lenkung des Willens auch nur von dort zu erflehen war! Denn er hat etwas vergeſſen, das ich nicht glücklicher auszuſprechen vermag, als mittelſt eines allgemein bekannt gewordenen Motto:

»Es iſt wohl dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel hinein wachſen.«

Betrachten wir nun das Verhältniß des Katholicismus zum Proteſtantismus; ſo wird ſich finden, daß erſterer jener Betrachtungsweiſe näher ſteht, welche das Geſchenk nie als Eigenthum in dem Sinne annimmt, der daſſelbe vom Willen und der Kraft des Inhabers abhängig macht. Aller Beſitz bleibt ihm, ſtatt inwohnende Selbſtkraft zu werden, ein ſich durch Gnade fortwährend erneuerndes Geſchenk. Aller Wille eine Lenkung von Oben, die nie ausbleibt, wenn die Hingebung an den Geber in dem wahren Wege echter Liebe erfolgt. Der Proteſtantismus dagegen neigt ſich zur entgegengeſetzten Anſicht. Ich rede hier nicht von dem urſprünglichen Lutherthum, über welches das Nöthige zu ſagen, ich ſofort die Gelegenheit finden werde. Ich habe nur dasjenige aus dieſer Kirche im Sinne, wofür ich den Typus wiederfinde, wenn ich den größten Theil vom Inhalte der vorliegenden Schrift betrachte. Dieſe Kirche will ſich immer mehr aus ſich ſelbſt in freyer Vernunftmäßigkeit conſtruiren, und der Baumeiſter ſoll bald die reinſte, ſich von aller Tradition losſagende Intelligenz, bald ein politiſcher Oberer, bald ein Synodalverein von Delegirten ſeyn, welcher feſtſetzen will, was angenommen werden muß.

Daß der Weg, welchen dieſe wählen, nicht der rechte ſey, das ſehen die tiefern Gemüther ſowohl, wie die klaren Denker unläugbar ein. Das Wirken derſelben begegnet ſich mit dem, was allen ihren Kirchengenoſſen widerfährt. Wenn dieſe fühlen, daß das Weſen ihrer Kirche immer mehr theils politiſche Anſtalt, theils rationelle Täuſchung wird, und daß es beginnt alles Andere zu beſitzen, nur nicht das Weſentliche der Religion; ſo ſehen jene ein, wohin eine Richtung ſolcher Art führen muß. So glauben die tiefſinnigern und klareren Geiſter dasjenige auffinden zu müſſen, was jenen Zwieſpalt verſöhnt, von dem ich behauptet, er biete ſich nur denen dar, in welchen die Reflexion überwiegt.

Ich muß, dieſer Beſtrebungen der Zeit gedenkend, hier zunächſt des verſtorbenen Solger erwähnen, unter deſſen 1817 erſchienenen philoſophiſchen Geſprächen ſich auch ein Dialog über Religion befindet. Das Beſtreben dieſes Denkers iſt darauf ge-

richtet, nachzuweiſen, wie die Religion uns zu einer Gegenwart des göttlichen Weſens in uns verhilft, bey welcher wir weder die Freyheit noch die Perſönlichkeit einbüßen, und nicht aus einer Perſon uns zum Organ verwandeln. Daher iſt ihm die Seele des Menſchen etwas Ewiges deßhalb, weil ſie ein der göttlichen Kraft Gleichartiges iſt, welches im vollkommenen Selbſtbewußtſeyn, und vermöge dieſes Selbſtbewußtſeyns die Einwirkung jener göttlichen Kraft aushält und aushalten muß, damit letztere offenbar werde. Er ſagt, »wenn auch behauptet würde, daß die Fähigkeit einer höheren Wahrnehmung erſt mit dem Hervortreten ihres Gegenſtandes ſelbſt entſtehe, und von dieſem geſchaffen werde; ſo müſſe doch in uns etwas ſeyn, das eben in dieſe Fähigkeit umgeſchaffen werden kann, das gleichſam die Offenbarung aushält, ohne von ihr verzehrt und völlig verflüchtigt zu werden, ohne welches unſer perſönliches Bewußtſeyn, wie wenn ein Blitzſchlag es in Aſche auflöſete, durch das Hervorblitzen der göttlichen Gegenwart hinweggewiſcht werden müßte. Dieß kann nichts anders ſeyn, als ein der göttlichen Einwirkung Gleichartiges, d. h. als die Kraft nicht des gemeinen, ſondern des vollkommenen Selbſtbewußtſeyns.«

Nach dieſer Anſicht iſt die menſchliche Seele etwas dem göttlichen Weſen urſprünglich Gleichartiges, muß aber fortwährend in göttliches Weſen von dieſem ſelbſt durch die Offenbarung umgeſchaffen werden, und muß die Fähigkeit beſitzen, ſelbſtſtändig zu beſtehen, um die Offenbarung alſo auszuhalten, daß ſie nicht von ihr verzehrt und völlig verflüchtigt werde.

Dieß, obwohl den chriſtlichen Ideen vielleicht nicht entgegen, iſt doch kein poſitives Chriſtenthum. Denn jene Offenbarung, von welcher Solger ſpricht, durchleuchtet den Menſchen zwar vollkommen und in allen ſeinen Theilen, aber durchleuchtet ihn auch nur. Nun fragt ſich, ob wir hinweggewiſcht, ob wir in Aſche aufgelöſet werden, wenn derjenige Stillſtand, dasjenige Verſchwinden aller uns als Einzelweſen angehörig ſcheinenden Regungen eintritt, von dem ich vorher als Weſen der Einheit geſprochen habe? Auch vermiſſen wir in dieſer Anſicht das Verhältniß vom Schöpfer zum Geſchöpf. Wir ſind nach ihr nicht von Gott geſchaffen, wir erhalten nicht das Leben von ihm, ſondern nur die Erleuchtung. Dieſe allein, nicht Gnade, nicht väterliche Hülfe ſollen und können wir von ihm erflehen; unſere Andacht und unſer Gebet muß ſich auf die Erleuchtung beſchränken. Werden wir aber dieſer nicht gerade nach Solgers Anſicht unaufhörlich und in jedem Moment bedürfen? Dann ſind wir aber auch in jedem Moment nichtig, wo wir nicht erleuchtet, d. h. durch die Erleuchtung gelenkt ſind. Somit lenkte uns ja Gott denn

doch ununterbrochen, aber es geſchähe nur ſtatt unmittelbar, mittelbar. Wir folgen ihm nicht unmittelbar aus Liebe, die das Weſen ſelbſt ſucht, ſondern der von ihm dazwiſchen geſtellten Erleuchtung wendet ſich unſer Ich, all unſer Verlangen, alle unſere Inbrunſt zunächſt zu.

Dieſer Betrachtung der Anſicht Solgers ſtellt ſich mir etwas anderes gegenüber, was uns neuerlich in einem Buch ausgeſprochen worden iſt, das ſich nur Roman nennt. Ich meine jene drey Ehrfurchten, die nicht näherer Bezeichnung bedürfen, und meinen jenen erklärenden Ausſpruch darüber, daß eine Ader der Ehrfurcht in allen menſchlichen Weſen ſchlage.

Sind hier es die Worte allein, welche wir betrachten: ſo bietet ſich ein weites Feld für Einwürfe dar. Z. B. läßt ſich ſtreng genommen Ehrfurcht nur nach oben einräumen. Dem Zugleichgeſchaffenen, oder dem Mitgeſchaffenen pflegen wir Liebe und Zuneigung zu ſchenken. Was aber erſcheint, als ob es unter uns ſey, kann nur billiges Anerkennen oder ſchonendes Wohlwollen empfangen. Denn wenn ſich der Grund unverzüglich darbietet, aus welchem der Eine mit Verehrung, der Andere mit Furcht nach Oben hinblicken darf; ſo fehlt ſolch ein Grund doch bey der Richtung des Blicks auf das, was mit uns iſt, und auf das, was ſich unter uns befindet. Auch wäre, wenn über das Wort Ehrfurcht zu rechten iſt, wegen des Oben und Unten, ſo wie wegen des die gleiche Linie behauptenden der nämliche Streit zu erneuern. Aber welcher Gewinn kann hieraus entſtehen? Nicht nur bleiben wir unbereichert, ſondern es möchte dies Beyſpiel auch darthun, wie unfruchtbar die philoſophiſche Betrachtung bleibt, die bloß beym richtigen Ausdruck verweilet, und nicht in das tiefere Weſen der Sache da eingehet, wo ein ſolches wirklich vorhanden iſt.

Wenn ich darin etwas zu ſehen glaube, daß das nämliche Wort Ehrfurcht für eine verſchiedenartige Richtung der menſchlichen Seele gebraucht wird; ſo iſt mir in der Erklärung, welche der Schriftſteller, dem ſie angehört, von der Sache ſelbſt gegeben, nicht gleichgültig geweſen, den Ausdruck veine d'adoration zu finden, gleich als ſolle damit bezeichnet werden, wie ungenügend jenes Wort Ehrfurcht ſich gezeigt habe, um der Abſicht des Verfaſſers zu entſprechen. Die ganze jetzt vielfältig beſprochene Stelle iſt aber zu wichtig, als daß ſie nicht gerade hier Erläuterung verdiente.

Abſichtslos war es wohl nicht geſchehen, daß der Sprache einige Gewalt angethan worden, um ein dreyfach Verſchiedenartiges auf eine Einheit zurückzuführen, deren Bezeichnung nicht auf die verſchiedenen Gegenſtände paßt, zu denen es Beziehung

behauptet. Aber wir ſollten nach des Schriftſtellers Abſicht wohl auf eine nicht gemein begreifliche Einheit im Weſen der Sache aufmerkſam gemacht werden, die ſich myſtiſch nennen ließe in ſo fern, als die Sprache ſie nicht erſchöpfend darſtellen kann. Und das Wort Ehrfurcht, oder der Begriff der Adoration, worauf paßt er wohl, wo iſt er wohl anwendbar? Gewiß nur da, wo wir etwas anerkennen müſſen, dem wir einen Theil alles deſſen, was wir beſitzen, zu verdanken haben. Wenn wir dies Weſen aber nicht bloß über uns, wenn wir es auch neben, ja wenn wir es ſelbſt unter uns antreffen, ſo finde ich dann in jener Charakteriſtik der drey Ehrfurchten eine Anerkennung des Höchſten und Heiligen über uns, welche das Gemüth zugleich daran erinnert, daß dieſes nämliche Heilige auch mehr oder weniger in allem Weſen neben uns anzutreffen, und daß es nicht ausgeſchloſſen ſey aus dem, was wir unter uns zu erblicken vermeinen. Sagt dieß aber nicht, daß der Urheber über uns mehr oder minder auch lebe und walte in allem neben, endlich in allem unter uns, in ſo fern nämlich auch dieß aus ihm iſt?

Endlich habe ich es bedeutend finden müſſen, daß der Verfaſſer der erwähnten Betrachtung in einer ſpäteren Erläuterung derſelben von einer Ader der Ehrfurcht im Menſchen geſprochen hat. Hierdurch entgeht er dem früher erwähnten Widerſpruche, welcher ſich dem reflektiven Denker darbieten muß. Ehrfurcht wird ihm die erſte und wichtigſte aller Regungen im Menſchen. Sie iſt ihm erſtes Bedingniß und Mittel, durch das wir zu jeglichem Gut gelangen. Aber wir verfallen nicht in das Entweder-Oder, welches auch die Ehrfurcht entweder zur fortgeſetzten Verleihung von Oben, oder zu einer inwohnenden Kraft macht. Darum habe ich die Wahl des Worts reine bewundern müſſen. Denn es wird uns damit ein Beſtandtheil in unſerm Weſen zugeſchrieben, welcher unbedingt des Schöpfers volles Eigenthum geblieben iſt, durch welchen wir zum Organ der Ehrfurcht werden. Weil dieſe Ader in uns ſchlägt, die nicht unſer iſt, darum leben wir, darum halten wir das Leben für die Rotation der Monas um ſich ſelbſt, und bleiben doch ein Organ der Ehrfurcht. Wie können wit dieſes aber nach Oben, nämlich gegen ein höheres Weſen ſeyn, wenn wir dieſem Weſen nicht etwas ſchuldig wären? Daher, daß das höhere Weſen uns imponirt, kann dieſe Ehrfurcht nicht ſtammen, weil dieſelbe Ehrfurcht uns auch von dem Gleichen ſogar, dem Untergeordneten eingeflößt werden ſoll. Gewiß alſo rührt ſie daher, weil wir dieſem höheren Weſen angehören, und ſo ſcheint mir die Ehrfurcht nach Oben die Anerkennung auszudrücken, daß wir einem höheren Weſen angehören. Welche Art der Angehörung aber iſt beſſer als

jene, welche daraus folgt, daß wir unſer Selbſt von dem erhalten haben, und fortwährend von dem erhalten, dem wir angehören, ja durch den und aus dem wir geworden ſind? —

Ich finde alſo, daß ſeit lange in der proteſtantiſchen Kirche nicht leicht der wahren Religioſität ſo Erſprießliches geſagt worden, wie jene Anempfehlung, den Menſchen in der Erziehung vor allem zu jener dreyfachen Ehrfurcht zurückzuführen. Denn es iſt unmöglich, daß die Verwirklichung dieſes Rathes nicht zu etwas wahrhaft Fruchtbarem führe. Auch entſprechen Anſicht und Rath dem eigentlichen Weſen der Religion ungleich vollkommener wie jene vorgedachte Erleuchtung, aus welcher die Begeiſterung zur Andacht nach Luther erfolgt, mit welchem ſich in dieſem Punkte wohl kaum ein Geiſt treffender begegnet hat, wie Solger, wenn er ſie zum Mittelpunkte der Philoſophie machen wollte.

Beyden widerſtand der Gedanke, daß der Menſch nur Organ, und wäre es auch ein Organ Gottes, ſeyn ſollte. Beyde wollten ihm die freye Perſönlichkeit erhalten, aber dieſe mittelſt der ununterbrochenen Erleuchtung durch Gott, und mittelſt eines dieſer Erleuchtung entſprechenden Lebens in ſteter vollkommener und freudiger Harmonie zum göttlichen Weſen beſtehen laſſen. Der müßte verblendet ſeyn, der das nicht trefflich und verehrungswerth finden ſollte. Erklärt man ſich daher nicht unbedingt dafür; ſo müſſen andere Gründe vorwalten, und deren gibt es ſehr viele. Ich bezweiſle die Möglichkeit der Verwirklichung. Ich frage, wo bleibt die Bewährung, daß die Erleuchtung, von der wir uns durchdrungen fühlen, auch wirklich eine unmittelbar göttliche iſt? Ich frage, wo bleibt der Quell der Gnade in der Bedrängniß, und ſo manches andere, was hier zu erörtern der Raum verſagt? — Ich behaupte nur, daß dieſer Anſicht der Religion ſelbſt, wenn von wahrer Erleuchtung die Rede iſt, die wahre Fruchtbarkeit, die eigentlich heilbringende Kraft abgeht, und daß ſie ſich nicht halten kann. Es muß eine ſolche Religion in der Manifeſtation als ſelbſtſtändiges Weſen verſchwinden. Entweder verſchlingt ſie mit tödtender Kraft das Gemeinere und Unheilige, oder ſie rettet ſich von ihrem Untergange nur dadurch, daß ſie wieder aufgeht in das wahre Weſen der Religion, welches Ehrfurcht und Verlangen nach inniger Vereinigung mit dem Urheber bleibt. Daß dieß wahr iſt, daß in jeder Religion auf Momente die Sonne der Erleuchtung alles überſtrahlend hat aufgehen wollen, und daß ſie jedesmal ſehr bald wieder erlöſchen mußte, das ließe von dem Beyſpiel an, welches die heilige Schrift uns im Henoch hinterlaſſen, durch viele Fälle in der Religionsgeſchichte ſich darthun.

Vielleicht aber kann ich den Grund in Worten andeuten,

welche wenigſtens theilweiſe ihm Eingang verſchaffen. Es iſt der Zuſtand eines vollkommenen Gleichgewichts zwiſchen der Perſönlichkeit und dem göttlichen Einfluſſe, welches jene Religionsanſicht ſucht. Solger ſpricht es deutlich aus, und auch Luther hat es gefühlt, indem er die Menſchheit mit einem trunkenen Reiter vergleicht, der, nachdem er ſich zu ſehr nach der einen Seite hinübergeneigt hatte, und kaum wieder zur richtigen Stellung verholfen worden, nach der entgegengeſetzten Seite hinüberſinkt. Im Gleichgewicht aber iſt vielmehr die Schönheit wie das Leben, vielmehr das Vollendete wie das Werdende und wie das Fruchtbringende zu ſuchen. Sie iſt die Verklärung der Vollkommenheit des Moments.

Meine Abſicht war, hier nur Andeutungen zu liefern, und ſo kann ich auch nur halb verſtändlich geworden ſeyn, kann nur weiteres Nachdenken vorbereitet haben. Das Wichtigere ſind mir die drey Ehrfurchten. In ihrer Charakteriſtik kehrt die Würdigung eines dreyfachen Unterſchiedes wieder, welcher ſich in allem Weſen bekundet, und der ſeit langer Zeit jeder Betrachtung entgangen iſt. Das Ueberſehen desſelben hat zu Wege gebracht, daß überall, wohin philoſophiſche Thätigkeit gedrungen iſt, ſich unauflösbare Verflechtungen nie ganz zu entwirrenden Widerſpruchs gebildet haben. Es ließe ſich vielleicht nachweiſen, daß mit dem Erwachen der Philoſophie die Kunde von dieſer Verſchiedenheit und die Berückſichtigung derſelben erliſcht. Wenigſtens in Griechenland vernachläßigten ſolche die Philoſophen, während ſie ſich in den Myſterien von Eleuſis, ſogar in manchen Mythen fortwährend erhalten hat. Sie beruht auf Folgendem.

Entweder waltet im Betrachten alles Weſens ſo wie unſerer ſelbſt die Beziehung zum Schöpfer vor, und wir gedenken bey allem Mitgeſchaffenen nur des Vaters. Oder es waltet eine Beziehung vor, welche aus der Verſchwiſterung hervorgehet, welche alles Mitgeſchaffene als ſolches uns theuer macht, die Beziehung zum Schöpfer nicht aufhebt, ſondern nur momentan zurücktreten läßt, und eben ſowohl zur höchſten Verklärung alles Geſchaffenen, wie zur ſchädlichſten Hingebung an die Kreatur führen kann. Endlich kann auch dasjenige, was durch der Menſchen Einmiſchung erſt zu Stande gekommen iſt, und was deßhalb unter uns ſtehet, wenn es bey der erſten und bey der zweyten Betrachtung aus dem Spiel geblieben war, in Berückſichtigung kommen.

Wird nun die Ehrfurcht, wie Göthe gethan hat, dreyfach unterſchieden; ſo iſt die Ehrfurcht nach Oben ganz dem Schöpfer geweihet, die Ehrfurcht gegen das Verſchwiſterte bleibt ſich bewußt, daß auch in dieſem der Schöpfer walten muß, weil es von ihm herrührt, und daß ſolches, in ſo fern es von ihm herrührt,

Achtung verdient. Endlich die Ehrfurcht gegen das durch jede menſchliche Vermittelung Gewordene erkennt an, wie auch dieß nicht immer durchaus allein, nicht immer durch unſer unabhängiges Selbſt, ſondern eben ſo oft durch unſer vom Schöpfer abhängiges Weſen, alſo durch ſeine Einwirkung zu Stande gekommen iſt, und in ſo weit Achtung, ja Ehrfurcht erfordert.

Vielleicht gibt es kaum eine philoſophiſche Frage, die nicht in Verwirrung gerathen müßte, ſobald jene Unterſcheidung verabſäumt wird. Vielleicht läßt aber auch beynahe jede durch die Herſtellung derſelben Diſtinktion ſich wieder entwirren. So hat uns das ſogenannte Ideale vielen Schaden gethan. Und kaum werden wir uns von dem Wahnbild befreyen, welches dieſe Vorſtellung gibt, wenn wir uneingedenk jener Verſchiedenheit bleiben. Kann Ideal, oder kann Idealiſirung in Betracht kommen, wenn die Rede iſt von dem wirklichen Schöpfer aller Dinge, dem die höchſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht nach Oben gebührt? Von dem jener Ausſpruch gilt: Der Herr der Welt hat alles bedacht!

Oder kann die Vorſtellung vom Ideal und vom Idealiſiren Anwendung finden, wo es die geſchaffene Natur gilt? Wer möchte reden von einem Ideal, das Gott vorgeſchwebt hat, nach welchem er ſtreben, oder das er erſt erreichen ſoll im Laufe der Zeit, damit die unvollkommen von ihm geſchaffene Welt vollkommen werde? Wer ferner möchte von der Natur behaupten, daß ſie einem Vorbilde anderer Art hätte entſprechen ſollen, und daß ſie dasjenige, dem gemäß ſie geworden, aus ſich vertilgen müſſe, um ein anderes in ſich zu verwirklichen? Hier würden Betrachtungen dieſer Art in baaren Unſinn verwirren. Dagegen wäre eine Weiſe denkbar, in welcher, wenn menſchliches Thun, Wirken oder Bilden zur Sprache kömmt, die Frage danach, wie es hätte ſeyn können, oder hätte ſeyn ſollen, minder thöricht erſcheint.

Es war mir wichtig, ja nöthig, dieſer Betrachtung einige Ausführlichkeit einzuräumen. Derjenige Faden, welchen wir erfaſſen müſſen, um aus ſo manchem Labyrinth wieder hinaus zu finden, welches wir um uns auferbaut, wird ſich auch dann bewähren, wenn es darauf ankömmt, die Irrgänge der vorliegenden Schrift zu durchwandeln. Ich mußte das voranſtellen, worauf alles ankömmt. Ich werde nun mit dem Einzelnen richtiger und auch kürzer verfahren können.

Schon die Worte des Titels: Proteſtantismus und Katholicismus, laſſen ſich nicht überblicken, ohne die Frage herbeyzuführen, wer es ſey, der Betrachtungen über beyde anſtellt, ob ein Proteſtant, oder ob ein Katholik? Daß der Sprechende keines von beyden, daß er nicht einmal Chriſt ſey, will der Verfaſſer gewiß nicht angenommen haben. Eben ſo wenig, daß jener

Sprechende einen Standpunkt eingenommen, von wo Proteſtantismus und Katholicismus als beſtimmt dereinſt wieder ſich zu verbinden erſcheinen; denn dann könnte Hr. Tzſchirner nicht polemiſch gegen den Katholicismus verfahren ſeyn, und von ſeiner falſchen Gültigkeit geſprochen haben. Eigentlich iſt ja, in kurzen Worten ausgeſprochen, folgendes die einzige Anſicht, um welche das Buch ſich dreht:

»Der Katholicismus hat die Zeit und die Bedingungen ſeiner Geltung verloren. Ihn wieder herſtellen wollen, iſt alſo ein Beginnen der Thorheit. Denn es läßt ſich vorausſehen, daß er überhaupt erlöſchen muß.«

Aber darf denn nichts wieder erweckt werden, was ſeine Geltung verloren hat? und muß etwas in der That darum verlöſchen, weil es nicht ferner gilt? — Die Unkeuſchheit vermöchte vielleicht in dem Grade um ſich zu greifen, daß die Zucht gar nichts mehr gälte, auf deren ſtrenger Beachtung das Glück der Ehe beruht. Vielweiberey könnte nach und nach einreißen, das Weſen der Ehe aber ſeine Geltung verlieren, wenn die Bedingungen zu wanken beginnen, auf denen die heilige Achtung beruht, welche jenes eheliche Band genießt. Iſt es nun Thorheit, die frühere Verehrung des ehelichen Bandes wieder erwecken zu wollen? Oder ſoll wohl gar das unausbleibliche Erlöſchen der ehelichen Satzung gepredigt werden?

Ferner, iſt es wirklich wahr, daß der Katholicismus ſeine Geltung, wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, verloren hat?

Dieſer Hauptſatz des Autors bedarf vorzüglicher Beleuchtung. Zuerſt frägt ſich, wer behauptet die erloſchene Geltung? ein Katholik oder ein Proteſtant? Und wir dürfen nicht vergeſſen, daß der Proteſtant und der Katholik in einem verſchiedenen Geiſte ſich über das Chriſtenthum auslaſſen werden. Daß Belehrung und daß Bekehrung gegen einander über treten, iſt eine Nothwendigkeit, die im Weſen der Sache liegt.

Den Zwiſt zu befördern, iſt niemals gut. Wir thun Unrecht, wenn wir unmittelbar Feindſchaften ſtiften. Vielleicht wird das Unrecht aber noch größer, wenn wir Gegenſtände der Einſicht verdunkeln und dieſe Verdunkelungen, als unmittelbaren Anlaß zur Verfeindung, dieſer Verfeindung vorangehen laſſen. Deßhalb ſollte der Proteſtant, je mehr er auf Klarheit der Einſicht dringt, ſich zur Pflicht machen, in das Weſen des Katholicismus wenigſtens ſo weit einzudringen, als der Verſtand oder die Kraft der Einſicht ihm ſolches vergönnt und möglich macht. Denn vollkommen durchdringt Erkenntniß und Einſicht das Weſen der Religion freylich nicht. Vermöchte jene den Inhalt der letzteren durchaus zu erwerben, weßhalb begnügten wir uns nicht mit ihr? weßhalb

ließen wir neben der Einſicht noch etwas anderes in der Religion gelten? Aber ein Theil vom Katholicismus wird auch der Denkkraft des Proteſtanten zugänglich ſeyn, und wird auch ihr ſich richtig darſtellen können; ſonſt müßte dieſe Denkkraft etwas höchſt Dürftiges und Beſchränktes ſeyn; wir dürften ſie dreiſt verabſchieden.

Ich glaube zwar, daß dieſe Behauptung keines Beweiſes bedarf. Aber ſie wird einmal von vielen beſtritten, und man will die Vernunft von der Betrachtung der Religion nicht bedingt, was ich zugeben würde, ſondern unbedingt ausſchließen. Auch iſt mir zu viel daran gelegen, nicht bloß mir Beſtimmung zu erwerben, ſondern das Verhältniß ſelbſt, worauf es ankommt, anſchaulich zu machen. Deßhalb ſchiebe ich ein Beyſpiel ein.

Wenn die Baukunſt durch den Tempelbau entſtanden; ſo übten auch Dogmen gewiß einen ſolchen Einfluß auf ſie aus, welcher die Baumeiſter nächſt der mechaniſchen Kenntniß von ihrer Kunſt noch zu einer höheren verpflichtete, auch ſie zu Mitgliedern heiliger Verbrüderungen machte. Einweihung in das innere Geheimniß des Kultus konnte gewiß nicht entbehrt werden, weil dieß ſich nach Möglichkeit in der Beſtimmung und in der Struktur des Tempels verſinnlichen mußte. Vielleicht gelang dem Baumeiſter die Vollendung des Tempels um ſo vollkommener, als er ſich inniger und mächtiger vom Geheimniß der Gottesverehrung durchdrungen fühlte, dem der Bau beſtimmt war. Floß aus dieſer Quelle dem Architekten nicht nur die ſchöpferiſche Kraft für die Anlage, ſondern auch die Regel für die Ausführung zu, ſo war er hiedurch gebunden. Seine Virtuoſität durfte ihn nicht von gewiſſen Bedingniſſen entfernen. Nicht zur Abänderung, nur zur Vervollkommnung des Gegebenen war er befugt. Er durfte ſich durch die Betrachtung anderer, fremdem Tempeldienſt angehöriger Baukunſt nicht bereichern. Je mehr ein ſolcher Baumeiſter der Betrachtung fremden Weſens entſagte, je weniger er das Gegebene, wovon er ausgegangen war, vergaß, je reiner er ſich auf dieſes beſchränkte, um ſo höher ſtieg ſeine Vollkommenheit. Wenn er ſich um ſo gewiſſer zerſtörte, je mehr er durch Erweiterung ſeiner Schranken in fremdes Weſen einging; ſo übte er gewiß auch ſeine Regel um ſo vollkommener, als ſie, ſtatt aus der Einſicht hervorzugehen, innig in ihm vorhanden, und deßhalb vielleicht ſeinem eigenen Sinn nicht ganz deutlich war.

Der ſchaffenden Kunſt eines ſolchen Baumeiſters wird der Rekurs an eine durch fremde Kraft von außen her kommende Leitung überflüſſig ſeyn. Aber wenn ſich ihr gegenüber eine andere Baukunſt ausbildet, wenn dieſe dadurch trefflich ſeyn will, daß ſie nicht ihren eigenthümlichen Kanon vollkommenſt darſtellet, ſondern daß ſie überhaupt das Bauen und jedes Bauen vollkom-

men verſtehen, und daß ſie über jedes Bauen richten will, nun dann hat ſie es mit einer neuen Obliegenheit zu thun. Sie hat die Freyheit erworben, jeden Gegenſtand der Baukunſt möglichſt unbeſchränkter Prüfung zu unterwerfen. Dieſer Freyheit bediene ſie ſich gehörig, den Charakter fremder Bauwerke darf ſie nicht verwerfen, weil die Tempel, in denen ſie erwachſen, ein abweichendes Gepräge tragen, und weil ſie nur dieſes verſtehen gelernt hat, indem ſie ihnen von Jugend auf angehörte. Nur ſo lange ſie hieratiſch blieb, durfte ſie das. Will ſie erkennend werden, mehr erkennend werden, wie treu und fromm; ſo darf ſie den Kanon eines fremden Bauwerkes nicht mehr nach dem Maßſtabe desjenigen meſſen, welchen ſie einſehen und verſtehen gelernt. Sogar, wenn ſie einen allgemeinen Typus erkannt zu haben glaubte, oder wirklich erkannt hätte, welcher die reinſten Verhältniſſe mit vollkommenſter Zweckmäßigkeit zu verbinden verſpräche; ſo wäre ſie noch nicht frey geſprochen. Gerade weil ihr Princip das des richtigen Erkennens iſt, muß ſie einſehen, daß außer dieſem auch ein hieratiſches beſtehen kann, deſſen Eigenſchaften richtig zu erkennen ſie beſtrebt ſeyn ſoll.

Wollte ein aus der antiken Baukunſt hervorgegangener Architekt behaupten, er habe ein Recht über die Baukunſt zu ſprechen, nicht weil er das Weſen der antiken Architektur, ſondern weil er das Weſen der Architektur überhaupt eingeſehen habe, und weil er wiſſe, daß die Bedingungen ſeiner antiken Architektur den allgemein nothwendigen Bedingungen aller Baukunſt entſprechen; ſo darf von ihm gefordert werden, daß er auch das Weſen der gothiſchen Gebäude vollkommen genug durchſchaut habe, um das Nothwendige darin von dem Willkürlichen, Zufälligen oder Ungehörigen zu unterſcheiden. Die Aufgabe mag ſchwer erſcheinen; ſie geht einmal hervor aus derjenigen Behauptung, welche aufgeſtellt worden.

Und eben ſo iſt es mit dem Proteſtantismus. Er lehrt, weil er einſieht, oder einzuſehen glaubt. Entfernt er ſich vom Katholicismus, ſo geſchieht es aus demſelben Grunde. Aber nun muß er auch das Weſen desſelben vom möglichen Mißbrauch und von der möglichen Entartung im Einzelnen unterſcheiden. Nun muß er auch das Wahrhafte desſelben, ſo viel es ihm nur immer möglich iſt, richtig zu erkennen bemüht ſeyn. Ich wenigſtens nehme nicht Anſtand zu bekennen, daß gerade, weil ich als Proteſtant geboren bin, ich mich verpflichtet halte, nicht ſowohl für den Katholicismus zu erwärmen, als das richtige Verſtändniß desſelben nach allen Kräften zu befördern. Ob der Katholicismus ein Gegner des Proteſtantismus ſey, will ich nicht entſcheiden. Aber das weiß ich, daß der Proteſtantismus in unzähligen Fällen ſei-

nen angeblichen Gegner mißverſteht, und ich haſſe jedes Mißverſtehen, es mag betreffen, welche Religion es wolle. Ich wiederhole es daher nochmals: wäre ich Katholik, ſo würde ich für den Katholicismus erwärmen und zu bekehren ſuchen. Als Proteſtant aber erkenne ich als die vorliegende Aufgabe, alle die Tiefen der Wahrheit im Katholicismus aufzudecken, über welche deſſen Gegner verblendet ſind. Kann man mich des Irrthums, kann man mich der falſchen Anſicht zeihen, ich werde es gern hören. Aber ſo lange Proteſtantismus noch beſteht, darf mich kein Vorwurf treffen, wenn ich erkläre, ſo gut wie dieſen will ich auch den Katholicismus, ſo weit er ſich dem Verſtande aufthut, richtig verſtehen, damit ich beytragen kann, dem blinden Wüthen gegen denſelben Schranken zu ſetzen. Bin ich alſo befugt, den Geiſt oder die Grundſätze, oder das Ziel und Streben beyder Kirchen vergleichend gegenüber zu ſtellen; ſo wiederhole ich, daß der einen Kirche alle Fähigkeiten des Leibes und der Seele fortgeſetzte Gaben von oben und Wirkungen der göttlichen Gnade bleiben, während die andere ſie für uns inwohnende Kräfte erklärt, deren wir uns dem göttlichen Willen entſprechend bedienen ſollen. Ferner iſt jener erſteren Kirche das richtige Erkennen der Dinge minder wichtig, wie das ununterbrochene Gefühl der Beziehung, in welchen wir zum Schöpfer als dem Urheber aller Dinge ſtehen.

Jene erſtere Kirche, wenn ich abſehe von den Bedürfniſſen der Zeit, damit ich ihr Weſen reiner vor Augen behalte, will, daß ein Band undurchſchnitten bleibe, deſſen Zerreißung alle Mal bedenklich iſt. Daher die vorherrſchende Abſicht, im Menſchen das Gefühl zu erhalten, er ſey nur durch den Schöpfer, Geber und Erhalter; daher das Betrachten jedes Beſitzes als ſtets ſich erneuernde Gabe von oben.

Und wirklich iſt es auch die Löſung oder die Erhaltung eines einzigen Bandes, worauf Alles ankömmt in der Religion. Beginnen über das eine oder das andere erſt Zweifel, verſinkt der Menſch dann in ein Abwägen und Gegenüberſtellen, ſo bieten ſich von beyden Seiten die wichtigſten Urtheile dar. Dem erſten Gemüth aber kann die Wichtigkeit dieſer Frage unmöglich feſten Blicks entgegen treten, ohne dasſelbe mit der Aufforderung zur tiefſten und unermüdlichſten Betrachtung des Gegenſtandes zu durchdringen.

Es iſt wahr, glänzende Vortheile ſcheinen ſich zum Lohn darzubieten, wenn jenes Band aufgegeben wird. Aber kaum darf die Seele ſich erinnern, kaum der Verſtand ſich klar machen, daß kein Aufgegebenes wieder zu gewinnen iſt, ſo müſſen wir uns in der Wurzel unſers Weſens erſchüttert fühlen, und mit allen Gedanken in die Tiefe unſers Innern zurückkehren. Es wird uns

entgegen treten ein dunkles Vorgefühl, daß die vor uns liegende Unendlichkeit der neuen Güter ein gewiſſes Etwas nicht zu erſetzen vermöge, das in jenem Bande lebte, welches wir aufgeben wollen. Es wird uns Ahnung ergreifen, daß wir mit keinem der neuen Güter wieder zu jener innigen Vereinigung gelangen werden, die jenes Band uns gewährte. Und wir werden mit Recht zögern und zagen, die Trennung vorzunehmen.

Erwacht aber nach der vollzogenen Trennung Reue darüber, daß ſie vollzogen worden, und regt ſich von Neuem ein Verlangen nach dem verlornen Bande; ſo wird das Gemüth eine Beſorgniß eigener Art durchſchleichen. Ob nicht die neuen Güter, von denen wir uns losſagen wollen, um dem Rufe des alten Bandes zu folgen, nachdem wir ſie verlaſſen, uns mahnend zurückfordern dürften, werden wir fragen. Und dann ſind wir zwiſchen zwey quälenden Beſorgniſſen geſtellt, das alte Band werde uns nicht zum zweyten Mal mit der früheren Innigkeit umketten, die neuen Güter werden uns einſt eben wieder ſo zu ſich hinrufen, wie jenes gethan; beydes haben wir zu fürchten.

Möchten dieſe Worte dargethan haben, warum es ſich handelt; möchten ſie dargethan haben, daß von einem unerſetzlichen Verluſt die Rede iſt, und vom Wiedergewinne einer früheren mit andern Erwerbungen vertauſchten Gabe, vom Wiedergewinne eines innigen nothwendigen Bandes, welches gegen ein Scheinband hingegeben worden. Möchten ſie endlich dem Vertrauen förderlich werden, daß, wenn auch die Natur, wenn auch die geſchaffene Welt nirgend ein Beyſpiel zeigt, daß jenes frühere Band uns wieder umfängt, dennoch es allerdings uns in der Religion zurückkehrt, aber nur durch die Gnade.

Daß das längſtgeborne Kind wieder zurückgebracht werden ſoll in den Leib der Mutter, davon iſt ja keineswegs die Rede. Ob der Menſch, nachdem er tauſend Gegenſtände mit ſchöner Liebe umfaßt, nachdem er lange vorgeſchritten in dieſer Liebe, nicht wieder zurückkehren dürfe zu den erſten Gefühlen kindlicher Geſinnung, das iſt es, was ſich frägt. Sollte uns denn nie wieder werden, was wir, dem Vater gegenüber, in tiefſter Abhängigkeit von ihm empfanden, nie wieder werden, was nur ihm gegenüber unſere Seele erfüllen kann?

Eine arge Sophiſtik der Zeit hat das Letztere verſchwiegen, hat die Verfechter des Glaubens beſchuldigt, ſie wollten das Erſtere, das Zurückſchieben der Zeit, und ſie hat ſo die reinſte Geſinnung zum Ziel ihres Spottes gemacht.

So lange den Religionen gelang, jenes Verhältniß, das die Gefühle des Kindes gegen den Vater wiederholte, zu erhalten; ſo lange konnte von einem Bedürfniß der Rückkehr zu demſelben

früheren Weſen keine Rede ſeyn, denn deſſen Gegenwart war nicht unterbrochen worden. Es lag in der Sache, daß nichts geſchehen konnte, was die bizarre Beſchuldigung vom Zurückwandeln veranlaßt hätte. Aber die Sache muß ſich wohl ändern, wenn Jahrhunderte verfließen, in denen überwiegende Betrachtungen der mitgeſchaffenen Natur, oder in denen ſtolze Bewunderung der Werke des menſchlichen Geiſtes die Gemüther bald abziehet vom Schöpfer, bald die Verehrung nach Oben dämpft. Nun muß die Wiedererweckung wohl den Anſchein des Rückgehens davon tragen, denn die täuſchende Zeit liegt einmal dazwiſchen. Wenn die Ehrfurcht nach Oben ſich Jahrhunderte hindurch zu einer andern verwandelt hat, und Geiſter ſie nun wieder erwecken wollen; ſo ſieht das freylich wie eine Rückkehr aus. Aber wird dergleichen den echten Prieſter abhalten, ſeine Ehrfurcht, wenn ſie erſchlafft iſt, im menſchlichen Herzen, wieder zu bekräftigen, und wenn ſie entwichen iſt, zurück zu bringen? Wird es ihn abhalten, den Enkeln zu ſagen, ihr müßt in religiöſen Dingen wieder werden, was eure Väter waren? Und dieß thut der Katholik durch die thätige Willenskraft, mit der er alles aufbietet, um nur die Trennung des einen unerſetzlichen Bandes zu hindern, oder wo ſie Statt gefunden hat, den Getrennten zurückzuführen zum Geber. Dasſelbe Ziel muß auch der Proteſtant ſich ſetzen; nur ſind beyder Wege verſchieden, und des letzteren Mittel andere. Ihm liegt ob, darzuthun, wie das, was im Bereich gemeiner Sinnlichkeit abſurd erſcheint, die Rückkehr zu einem Zuſtande größerer Pietät in ſämmtlichen Erſcheinungen, Richtungen und Thätigkeiten des Lebens und der Vernunſt, kein Widerſpruch iſt. Er hat zu zeigen, wie dies Rückkehren das Ziel alles Strebens in der Zeit ſeyn ſollte. Wenn er damit auch Keinen in das Innere des Tempels führt, ſo läßt er doch deſſen Vorhof diejenigen wieder gewinnen, welche denſelben verlaſſen haben.

Bey ungünſtiger Beurtheilung des Katholicismus wird gewöhnlich hervorgehoben, was nicht von den Trefflichſten in dieſer Kirche, nicht von denen ausgegangen war, welche die Kirche ſelbſt als Vorbilder für die übrigen aufſtellen würde. Deßhalb, und um gegenſeitige Gerechtigkeit zu üben, will ich den Katholiken wie den Proteſtanten auf den Standpunkt höchſter Verklärung erheben. Hier ſcheint mir jener urtheilen zu müſſen, daß der Proteſtantismus unmöglich, der Abſicht und den Zwecken einer Alles leitenden Vorſehung entgegen, ſich neben ihm habe ausbilden und erhalten können, daß folglich ſeine Zulaſſung einſt höheren Planen wieder förderlich ſeyn müſſe. Der Proteſtant dagegen wird die Fülle von Wohlthat nicht verkennen dürfen, welche der katholiſche Glaube über die Erde verbreitet hat. Will er dieſen ferner-

hin nicht als das mütterliche Weſen betrachten, aus welchem er hervorgegangen, will er ſich ſeinen neuen Vater im Evangelium erwählen; nun ſo würdige er jene Kirche wenigſtens als Erſcheinung. Proteſtantiſche Gelehrte ſuchen das Alterthum, ſuchen die vorchriſtlichen Religionen, ſuchen ſo manches Andere nach dem Maße der ihnen verliehenen Mittel zu verſtehen; ſie wollen uns über ſo manches Frühere belehren, was uns aus der Ferne widerſprechend und abſurd ſcheint. Aber ſie wollten niemals einen der Menſchheit ſo wichtigen Gegenſtand, wie der Geiſt des Katholicismus, treuer, reiner und gründlicher Prüfung würdigen? Warum machen ſie nicht darauf aufmerkſam, daß im Streben nach Wiedervereinigung mit dem Urheber nur zwey Wege ſich darbieten können? Der eine wäre der noch unbetretene neue, welchen eigene Kraft ſich bahnen will. Dieſer, mannigfach und endlos, trägt den Anſchein beſtändigen Weiterführens. Aber ſchreiten wir nicht in ihm vielleicht nur dadurch raſtlos fort, weil er nie das Ziel erreichen läßt, weil er im Annähern entfernt, im Entfernen annähert? Der andere Weg dagegen iſt kein neuer. Und wer ihn wählt, der wandelt wirklich, wandelt in allem Ernſt denſelben Weg zurück, auf welchem er abgeirrt war.

Ich will nicht läugnen, daß zur Zeit der Reformation Manches vorhanden ſeyn mochte, welches Vielen Beweggrund wurde, aus dem Mutterſtaat der allgemeinen Kirche auszuwandern, um ſich neben derſelben zu einer neuen Gründung anzuſiedeln. Es erſchien ihnen als nöthig, um die Ehrfurcht nach Oben herzuſtellen, eine gewiſſe Reinigung, eine gewiſſe Zurückziehung auf ein Mittel anderer Art, nämlich auf die reinere Erleuchtung im Gemüth vorzunehmen. Aber dabey iſt es nicht geblieben. Die eingeborne Vernunft hat in Sachen der Religion die höchſte Richterin werden ſollen, ſie hat behauptet, jene vollkommen durchblicken, verſtehen und ihr die Richtung geben zu können. Gewiß mußte ſie nun ihr neues Mittel der lichteren Verſtandeseinſicht nur dazu brauchen, von dem ſcheinbaren Widerſpruche, in welchem die von mir geſchilderten beyden Wege zu ſtehen ſcheinen, das Dunkel wegzuheben, und wenn es nicht geſchehen, ſo muß und wird eine Zeit eintreten, welche dieſes zur Sprache bringt.

Doch bevor ich weiter gehe, muß ich einem Einwand begegnen. Denn vielleicht wird mir geläugnet, daß in der proteſtantiſchen Kirche die Vernunft diejenige Stelle behaupte, deren Beſitz ich ihr beygelegt. Und dieſer Einwurf iſt vielleicht mit gleichem Recht zu machen, als von mir zu widerlegen. Denn gerade, wenn nach den Grundlehren des Proteſtantismus gefragt wird, bietet ſich dem Fragenden eine fortgeſetzte Kontrovers dar, die mit jenem behaupteten Einfluſſe der Vernunft ebenfalls Zuſammenhang

behauptet. Zu meiner Rechtfertigung alſo erwähne ich jenes noch nicht beendigten Streites zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus, der ſeit dem Leibnitz-Wolfiſchen Syſteme entſtehen mußte, und bey welchem ſich die verſchiedenen Vorſchritte des Rationalismus deutlich genug bemerken laſſen.

Der ſtrenge Grundſatz des Supernaturaliſten, daß die Vernunft als Untergeordnete der Offenbarung gar keine Stimme in Sachen der Religion habe, ward erſchüttert, ſobald man zuerſt die negative Stufe des Rationalismus in der Behauptung betrat, daß die Offenbarung enthalten dürfe zwar das der Vernunft Unbeweisbare, aber nicht das logiſch Unmögliche. Dieſem Schritt folgte der auf die zweyte Stufe von ſelbſt, daß die Offenbarung nichts enthalten dürfe noch könne, was allgemeinen und gewiſſen Wahrheiten widerſpräche, welche man natürliche Offenbarung nannte. Unfähig hierbey ſtehen zu bleiben, war man zum Schritt auf die dritte Stufe genöthigt, daß die Offenbarung nichts enthalten könne noch dürfe, was nicht auch der Vernunft verſtändlich und aus ihren Grundſätzen erweislich ſey. Aber das Chriſtenthum enthielt Lehren und Thatſachen, bey denen dieſer Beweis ſich nicht geben ließ, und nun ward durch einen Prozeß der hiſtoriſch-philoſophiſchen Kritik alles der Vernunft Unbegreifliche aus der chriſtlichen Lehre weggeſchafft, oder für eine bloß poſitive Form der Vernunftideen über Religion erklärt. Dazu wurden pſychologiſche und natürliche Erklärungen der Schrift verſucht, dazu Unterſcheidungen des Lokalen und Temporellen von dem Immergültigen vorgenommen, Verſuche, die größten Theils dem vorigen Jahrhundert angehören. Die Unhaltbarkeit derſelben iſt nicht unaufgedeckt geblieben, aber dieß mußte dahin führen, die Möglichkeit einer Offenbarung im ſupernaturaliſtiſchen Sinne zu läugnen, und die Vernunft als die einzige, Lehre offenbarende, Offenbarung anzuſehen, folglich das Chriſtenthum entweder als hiſtoriſche Beſtätigung und Einführnng der Vernunftreligion zu betrachten, oder auch, wie einſt Philo das alte Teſtament, die Thatſachen und Lehren des Chriſtenthums nach dem Sinne der philoſophiſchen Religionslehre zu deuten. Dieſer im vorigen Jahrhundert begonnene Gang hat ſich in das gegenwärtige fortgeſetzt.

Daß der Glaube an eine unmittelbare Offenbarung ganz entbehrlich und daß die allgemeine Offenbarung durch die Vernunft allein eine unmittelbare, die durch andere Mittel, als Ueberlieferung und Lehre, aber eine unmittelbare ſey, hat Löffler in ſcharfſinnigen Abhandlungen zeigen wollen. Eben ſo iſt das Chriſtenthum nach Kantiſchen Grundſätzen als moraliſche Religionslehre in mehreren Verſuchen dargeſtellt worden.

Aber ich werde im Verfolg meiner Betrachtungen auch des

bisher nur leiſe angedeuteten Bedürfniſſes, mit dem Gefühl und mit der Einſicht zu einem beſſeren Glauben und zu einer beſſeren Erkenntniß zurückzukehren, als Regung der Zeit näher gedenken. Wenn ich hierzu die Rückkehr zum Glauben der römiſch-katholiſchen Kirche rechne, ſo bieten ſich auf einer andern Seite die Einflüſſe der Schellingſchen Philoſophie dar, nach welcher Religion und Offenbarung identiſch ſind, und die Religion als eine in und durch Gott beſtehende Wiederausſöhnung der durch die Sünde von Gott abgefallenen Welt dargeſtellt wird. Dieſe abgefallene Welt iſt, nach den Anſichten jener Philoſophie, das individuelle Leben; und es entgeht vielleicht nicht allen Leſern die Seite, von welcher ſich jene Anſicht meinen erſten hier vorgetragenen Betrachtungen anſchließt, über die Weiſe, wie wir in der Annahme eines eigenen abſoluten Erkenntnißquelles ein zweytes Centrum ſchaffen wollen, welches uns von dem wahrhaften Mittelpunkte trennt, wogegen die Entfernung oder der Abfall uns von der Wiedervereinigung mit ihm keineswegs ausſchließt. Als eine ſolche Verſöhnung, als eine ſolche Wiedervereinigung hat die gedachte Philoſophie die Lehren und Thatſachen des Chriſtenthums gedeutet. Ihrer Bahn folgte unter mehreren Anderen vorzüglich Daub, theils in ſeiner Schrift: Theologumena, sive doctr. de relig. Christ. etc. etc. theils in ſeiner Einleitung in das Studium der chriſtlichen Dogmatik. Er ſchließt ſich der altevangeliſchen Dogmatik wieder an, nach der Gott und alle göttlichen Dinge nur aus Gott und in Gott zu erkennen ſind, und legt der chriſtlichen Religionswiſſenſchaft das von Gott unmittelbar gewirkte und daher untrügliche und ewige Bewußtſeyn des Menſchen von Gott zum Grunde. Hier finde ich denn wieder eine große Annäherung zur Anerkenntniß eines ewigen Eigenthums Gottes in unſerem Weſen, welches wir zwar beſitzen, aber nur als Verleihung und nicht als ſelbſteigene Kraft und Fähigkeit inne haben.

So hat ſich denn, während der Rationalismus ſeinen letzten Schritt zurückgelegt, und die höchſte Stufe erreicht zu haben glaubte, eine andere Auffaſſungsweiſe der chriſtlichen Religion angekündigt. Daraus aber haben ſich vielfach von einander abweichende Erſcheinungen gebildet.

Es iſt alſo in der proteſtantiſchen Kirche wirklich Kontrovers um den Punkt, welcher in der Dogmatik der römiſch-katholiſchen unerſchütterlich feſtſteht. Es muß alſo eine Gegenüberſtellung des Proteſtantismus und Katholicismus ſich auch dem Bedürfniß förderlich erweiſen, jenen Streit in ein klareres Licht zu ſtellen. Doch dieß iſt durch Herr Tzſchirner nicht geſchehen. Er hat ſich bemüht, die Verdunkelung zu häufen, die Täuſchung zu mehren, und die reine Darſtellung des Verhältniſſes zu erſchweren.

Es ſagt uns die heilige Urkunde, der verführeriſche Lügengeiſt, als er den frommen Sinn vermögen wollte, jenes Band enger Beſchränkung und inniger Vereinigung, welches an den Schöpfer knüpft und dem Geber verpflichtet, aufzugeben, habe hingewieſen auf die Fülle von Fähigkeiten, zu deren Erwerb ſich der Weg bahne, ſobald nur der Muth nicht fehle, jenes beengende Band zu löſen. Und leider muß die ganze Anhäufung von Gründen, welche der Autor wider den Katholicismus zuſammenträgt, muß manche Anklage desſelben, ſo wie manche Verherrlichung des Proteſtantismus jenen Worten verglichen werden, welche die alte Mutter Schlange ſeit undenklichen Zeiten den Menſchen zugeflüſtert. Auch jenes alte Vorgeben, daß die Erkenntniß und das Licht dem Menſchen vorenthalten würde, weil in ſeinem Beſitz er ſich zur Selbſtſtändigkeit aufſchwingen könne, mit der ihm das Höchſte aus inwohnendem Vermögen als eigene Kraft zu Theil würde, wiederholt ſich in mancher Wendung von Neuem.

Unter jenen Wendungen und unter den Angriffen auf den Katholicismus iſt mir beym Verfaſſer am wichtigſten das Streben, dem letztern nicht mehr beyzulegen denn nur eine aus den Zeitumſtänden hervorgegangene temporelle Geltung, ferner das Bemühen, jede Anerkennung des Katholicismus als wahnſinnigen Rückſchritt zu charakteriſiren, ſodann der Verſuch, die Religion nur als Mittel zum Staatszweck zu betrachten, indem des Proteſtantismus größere Paßlichkeit dafür herausgehoben wird, endlich die Gefliſſentlichkeit, mit der die Rechtsſeite aufgegriffen, alles in die Rechtsanſicht hineingeſpielt und ſo das Zufällige über das Weſentliche erhoben worden.

Die falſche Sophiſtik in der Anklage vom Zurückſchreiten glaube ich eigentlich widerlegt zu haben. Religion will größere Pietät überhaupt wieder herſtellen, und das Chriſtenthum größere Pietät in Beziehung auf den Sohn Gottes. Dieſe gibt ſelbſt auch das wirklich richtigere Verſtändniß des Evangeliums an ſich ſelbſt eben ſo wenig, wie weiterer Fortſchritt in den Wiſſenſchaften. Mag uns jenes lebhafter für Chriſtum begeiſtern, mag uns dieſer weiſer machen, ja mögen beyde uns, was gar nicht geläugnet wird, beſſern, ſie erhöhen nicht die Liebe. Soll die Liebe zum Vater uns wieder ergreifen, ſo werden wir nicht noch weiter wegwandern wollen von ihm, ſondern zurückkehren müſſen an ſeine Bruſt. Es mag ſchön ſeyn: »was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt im innern Selbſt zu genießen,« aber es drückt ſich darin die Liebe zu den Werken des Vaters mehr wie die Liebe zum Vater ſelbſt aus, und zu dieſer letzteren Liebe ſollen wir unter allen Verhältniſſen zurückkehren.

Nun etwas für die Denker! An das Weſentliche, Wieder-

herſtellung größerer Pietät, knüpft ſich ein Zufälliges, und dieß der rechten Bedingung, in welcher es einen Sinn hat, entriſſen, raubt der Anſicht allen Charakter der Wahrheit. Man verſchleyere die Beziehung zur Pietät, man laſſe den Blick nur das Uebrige ſehen, und die Täuſchung iſt vollbracht, die Abſicht ſcheint thöricht, unſinnig.

Es iſt in unſern Tagen zur ſchriftſtelleriſchen Kunſt geworden, alſo zu operiren. Ein Autor hatte vom Staat behauptet, er ſey status in statu. Weil nun dem vielſeitigen Weſen, das wir Staat nennen, in ſeiner Entartung die Nothwendigkeit entſteht, gegen die widerſtrebenden Elemente — die eben durch den status in statu ungewaltſam in Harmonie treten ſollen — auch eine gewiſſe Gewalt zu üben; ſo hatte ein Beurtheiler jener Anſicht alles übrige vom Staate verſchleyert, hatte ihn nur als Gewalt dem Blicke gezeigt, und nun mit falſcher und unnützer Polemik behauptet, daß keine Gewalt in der Gewalt gegründet werden dürfe; etwas, das ſich von ſelbſt verſteht.

Herr Tzſchirner hat es eben nicht anders gemacht. Wenn ehemals der Menſch, nicht in weiter beliebiger Ferne, ſondern in beſtimmter Richtung mehr nach oben ſah, wenn nachher ſein Blick und Sinn ſich ausgebreitet und verloren hat in das, was neben, in das was unter ihm liegt, und er, ohne dieſem dadurch ganz zu entſagen, nun den Blick wieder beharrlicher hinrichten ſoll nach oben, nicht in beliebiger und unbegränzter Weite, ſondern in der einen nothwendigen Richtung; ſo wird die Albernheit von den retrograden Tendenzen erſonnen, um den Menſchen noch mehr in Irrthum zu verflechten. Ja waren wir früherhin laſterhaft geweſen und zur Tugend vorgeſchritten, dann ließe ſich, wenn man uns zum Laſter zurückführen wollte, von retrograden Tendenzen ſprechen. Hätten die Menſchen ehedem nichts von Gott und ſeiner Verehrung gewußt, wären ſie aber zur Pietät erwacht, und man wollte ſie zum früheren Zuſtande der Nichtachtung Gottes zurückführen; ſo wäre abermals Recht, die retrograde Tendenz zu verdammen Aber es verhält ſich vielmehr umgekehrt. Mit inniger Gottesverehrung fängt alle Geſchichte an, und zeigt, wie der Verſtand immer reicher wird an Beſchönigungen für das Vergeſſen derſelben. Wem alſo, der irgend unbefangen iſt, kann ſich noch verbergen, wie wenig es hier auf regreſſiv und progreſſiv ankömmt? Von dem Kirchenzuſtande iſt die Rede in welchem die echtere Pietät gedieh, und zwar von dem in welchem unſere nächſten Altvordern ſie geübt. Nicht davon iſt die Rede, ob dieſer uns rechts oder links führt, nach Süden oder Oſten, vorwärts oder rückwärts.

Des Verfaſſers Behauptung von erloſchner Geltung des

Katholicismus iſt nur Einkleidung des nämlichen Irrthums oder der nämlichen Unwahrheit in anderes Gewand. Der Sinn des Worts Geltung ſcheint unrichtig verſtanden. Alle Geltung iſt konventionell. Sogar ſagt das Wort Geltung, welches Herr Tzſchirner gewiß mit Abſicht ausſchließlich braucht, weniger wie Gültigkeit. Zur Gültigkeit einer geprägten Münze gehört, daß ihr Metallgehalt und der Werth, welchen ſie im Verkehr behauptet, in einem gewiſſen Verhältniß zu einander ſtehen. Geltend aber kann ein Cirkulationsmittel ſchon durch zufälliges Zuſammentreffen äußerer Umſtände werden, auch wenn es keinen inwohnenden unzerſtörbaren eigenthümlichen Werth des Stoffes beſitzt. Es wird durch die Zufälligkeit der Konvention getragen, und alle Konvention iſt Erſatz eines nicht mehr wirkſam Lebendigen.

Haben die Elemente, haben die Pflanzen und Geſteine, hat der Erdboden und haben die Gebirge eine Geltung? Sind ſie keineswegs, entweder in ſich oder durch ihren Urſprung etwas über der konventionellen Schätzung der Menſchen Erhabenes? Wenn ſie nur das, was ſie uns abwechſelnd und zufällig gelten, ſeyn ſollten, nun ſo werden ſie abwechſelnd einen Werth, ſogar ein Beſtehen beſitzen, die wir ihnen leihen und nehmen nach Belieben. Wenn brennender Durſt uns verzehrt, oder wenn Feuerflammen wüthen, dann gilt uns das Waſſer über alles, um mit deſſen Wirkungen die Qualen der Glut zu vernichten. Wenn Froſt und Näſſe uns durchkälten, dann hat das Feuer als Zerſtörer der Wirkungen des Waſſers für uns den höhern Werth. Das Verhältniß in den Ausbeuten der Gebirge und den Früchten des Erdbodens beſtimmt das Gelten der Metalle und Getreidefrüchte. Was nur Geltung beſitzt, kann ſie morgen verlieren. Schwerlich hat jenes Wort ohne Grund mit dem Worte Geld eine und die nämliche Wurzel. Alles Geltende wird gemacht durch die Menſchen und kann nach Willkür zerſtört werden von ihnen. Eine Religion aber, die auf Geltung beruht, iſt Fetiſchendienſt, und wirklich geräth Herr Tzſchirner in Gefahr, auch den Proteſtantismus zum Fetiſchendienſt zu verwandeln, wenn er anräth, die Symbole wieder durchzugehen und ſie zeitgemäß einzurichten, damit ſie Geltung behalten.

Ernſthaft geſprochen, ſo bleibt Herrn Tzſchirner kein Drittes übrig. So wie er die Kirche anſieht, muß der Proteſtantismus entweder Fetiſchendienſt werden oder ausgehen in ſich, weil er niemals Wirkliches war. Gewiß doch ſtand die erſte chriſtliche, die römiſch-katholiſche Kirche zu Chriſtus in gleich engem Verhältniß und Zuſammenhang, wie die proteſtantiſche mit jener vor der Ausſcheidung. Wenn aber das erſte Chriſtenthum nur auf der Geltung beruhte, dann hätte auch der Heiland ſelbſt einzig und

allein auf Geltung beruht. Wir geben den metallreichen Gebirgen, wir geben den Frucht bringenden Feldern nach Willkür und abwechſelnd ihren Werth, wenn wir nur anſchlagen, was ſie uns gelten. So würden wir auch mit dem Erlöſer verfahren, wenn wir im Chriſtenthum eine Geltung annähmen. Ja wir laſſen ihm, dem Heiland weniger, wie der geringſten Kreatur. Dieſe beſitzt neben der ihr von den Menſchen beygelegten Geltung doch noch ein anderes ihr vom Schöpfer Verliehenes, und dieß kann keine Willkür der Menſchen, kein Aufheben der Geltung unter ihnen, derſelben rauben. Die Kirche allein, nämlich die proteſtantiſche, wäre dann das bloß Geltende, d. h. das Nichtige.

Was iſt es denn auch wohl, das den Menſchen veranlaßt, zum Begriff der Geltung ſeine Zuflucht zu nehmen?

Wer die Welt als Mitgeſchaffenes betrachtet, als Werk desſelben Gebers, durch den er ſelbſt geworden, dem iſt dieſe Welt werth ihres göttlichen Urſprunges wegen. Er macht ſie keineswegs geltend, je nachdem er ihrer bedarf, oder er ihr einen Werth beylegt. Aber nun behauptet alles Seyende, neben der Wirklichkeit ſeines göttlichen Urſprungs, auch noch einen Werth für uns, und dieſer ſoll im vollkommenen Zuſtand nicht von Willkür oder Bedürfniß abhängen. Er gehe auf in denjenigen Werth der Dinge, welchen ſie durch ihr göttliches Entſtehen beſitzen, ja er ordne ſich dieſem unter. Wenn dieſer Werth gewiſſen Dingen, welche ſich auf das höhere Bedürfniß beziehen, nicht ferner geliehen wird, weil das gemeine Bedürfniß zum einzigen Würdigungsmaßſtab genommen worden, dann entſteht Anlaß, an jenen Werth, der aus dem göttlichen Urſprung hervorgeht, wieder zu erinnern. Erfaſſen wir dieſen Werth nicht mehr aus echter lebendiger Ehrfurcht; ſo retten wir uns durch die Gültigkeit, welche wir ihm, bald um unſer ſelbſt, bald um Anderer willen, beylegen. Wenn daher die Dinge uns nichts mehr ihres göttlichen Urſprungs wegen ſind, wir jedoch einſehen, daß uns und Andern gerade deßhalb ſie etwas ſeyn ſollten, dann erſt geben wir ihnen als Stütze jene Gültigkeit, welche mehr ſeyn ſoll, denn die Frucht des gemeinen Intereſſe. Wenn wir in der wahren Kirche aus Ehrfurcht des Weſens über uns nicht mehr leben, nicht mehr zu ihm zurückkehren wollen, dann möchten wir eine Kirche machen und ihr Gültigkeit geben.

Sobald wir nun in allem Gewordenen den Urheber wieder erkennen und verehren, ſo bedarf es nicht der konventionellen Gültigkeit, deren Gründer wir ſelbſt erſt ſind, um ſich in Geltung zu erhalten. Und will dann der Proteſtant zuvor forſchen, ehe er verehrt; beſitzt er keinen Gegenſtand, in deſſen Verehrung er aufgehen kann, ohne erſt zu forſchen, ob er auch verehren darf,

und ob er auch richtig verehre, nun ſo erforſche er vor Allem auf die rechte Weiſe, ob irgend eine Religion auf Geltung beruhen kann, ob der Katholicismus darauf beruhe, und ob er in ſich zu devaluiren ſey, wie ein Geld, das ohne innern Gehalt einmal temporell nur gegolten hat.

Das Allgemeine in dem vorliegenden Buche glaube ich widerlegt zu haben, wenn mir gelungen iſt, den Irrthum von der Devaluation des Katholicismus und den Irrthum vom Rückſchritt in der Richtung unſers Lebens aufzudecken. Alles Uebrige beym Autor ſteht in untergeordneter Beziehung auf jene Behauptungen, und bemüht ſich, den Gegenſtand als einen Gegenſtand des Intereſſe betrachtend, durch Hervorhebung des letzteren die Hauptſache bald in den Hintergrund zu rücken, bald auf andere Weiſe zu verdunkeln. So werden die wieder erwachenden Vertheidiger des Katholicismus beſchuldigt, daß ſie denſelben lediglich als ein probates Mittel gegen die Revolutionen den Regierungen annehmlich machen wollten. Sie benutzen, ſo heißt es, die günſtige Gelegenheit, nutzen den paſſenden Zeitpunkt unter ſolchem Vorwande dem Katholicismus zu neuer Geltung zu verhelfen. In dieſem Sinne fingirt — denn nun will ich in die Details des Buches eingehen — Herr Tzſchirner von S. 5 bis 17 in einer Art von Rede, was jene Vertheidiger der römiſch-katholiſchen Kirche, ſpäterhin Römlinge und Finſterlinge genannt, was ſie für dieſe und was ſie gegen die proteſtantiſche etwa ſagen.

Aber wer hat dieß geſagt? wo iſt es geſagt? Darüber fehlt der Nachweis. Und darum iſt hierüber nicht zu rechten. Der Verfaſſer ſcheint mißdeutet zu haben. Aber es könnte auch ein Mißverſtändniß in der Auffaſſung obgewaltet haben, und das ſcheint wahrlich nach den manchen Widerſprüchen, die das Buch enthält, von dem ich ſpreche, der Fall zu ſeyn. So ſagt S. 4 Hr. Tzſchirner: »Von Neuem hat ſich der Katholicismus befeſtigt in Europa.« Dagegen heißt es S. 41: »Die Hierarchie beſteht nur als eine aus dem Mittelalter ſtammende Ruine, nicht als ein friſcher und lebendiger im Boden wurzelnder Baum.« Wie verträgt ſich das mit der neuen Befeſtigung, die doch mehr ſeyn muß, wie Geltung? Wie kann ſich der Katholicismus nach der durchaus verlornen Geltung wieder befeſtigt haben? Und verträgt ſich beydes nun wohl mit der Behauptung S. 79: »Wenn ſich die Hierarchie wieder befeſtigt haben wird, werden auch Anträge wegen Beſchränkungen der Proteſtanten und des öffentlichen Unterrichts entſtehen.«

Hier iſt ja dreyfacher Widerſpruch. Der Katholicismus hat ſeine einzige Baſis, die Geltung verloren, und iſt dadurch zur Ruine geworden. Dann hat er ſich wieder befeſtigt. Endlich wird er ſich erſt wieder befeſtigen.

Auch die Entwickelungen von Reformation und Revolution S. 18 bis 23 ſind nicht in Uebereinſtimmung mit ſich. Revolution nennt der Verfaſſer die gewaltſame Veränderung der Regierung eines Staates durch ſolche, welche ihr gehorchten und unterworfen waren. Dieſer Charakter fehlt der Reformation. Deßhalb war ſie nicht Revolution, und wenn die Reformatoren revolutionirten, ſollen auch die Apoſtel revolutionirt haben, und die Märtyrer Störer der Ruhe geweſen ſeyn, ſagt Hr. Tzſchirner.

Aber meines Wiſſens iſt die Reformation an ſich ſelbſt nicht im eigentlichen Sinne, ſondern nur im analogen Ausdruck Revolution genannt worden. Von einer Art der Verwandtſchaft zwiſchen beyden in einzelnen Beziehungen hat man wohl geſprochen. Jener Geiſt freyer Forſchung, welcher der Kirche nicht ferner, wie er ſie vorfand, wie er durch die Taufe in ſie aufgenommen worden, ſondern nur in ſo weit angehören wollte, als er ſie mit den Ergebniſſen ſeiner freyen Forſchung vereinigen konnte, hat ſich gleichmäßig in Beziehung auf die politiſchen Satzungen geäußert. Nur in ſo fern als ſie ſeinen Denkreſultaten entſprachen, wollte er ſie beſtehen laſſen. Dieß iſt faktiſch; aber Reformation und Revolution bleiben deßhalb weit von einander verſchieden.

Auch iſt ſtreng genommen, was Hr. Tzſchirner zur Bezeichnung der Revolution ſagt, nur auf die Rebellion anwendbar. Der Sinn und das Weſen der Revolution iſt vollſtändig im Worte enthalten. Völlige Umkehrung des von ihr ergriffenen Verhältniſſes iſt das Grundmerkmal der Revolution. Jene Umkehrung haben aber weder die Apoſtel beabſichtigt, noch ſind die Märtyrer Ruheſtörer geweſen.

Die Richtung, das Vorgefundene zu lieben oder gelten zu laſſen, ſo wie die Neigung, es ſeiner inwohnenden Beſchaffenheit nach richtig zu verſtehen, dieſe haben ſich ſeit der Reformation in etwas Anderes verwandelt, und zwar in durchaus Entgegengeſetztes. Der dem Menſchen als Selbſtkraft inwohnen ſollende Verſtand hat das Recht behaupten wollen, das vorgefundene Fremde, ſo wie alles das, aus dem er geworden, trotz dem, daß er ihm durch Taufe angehörte, trotz dem, daß er ihm jeden Beſitz zu verdanken hatte, nur in ſo ferne gelten zu laſſen, als es ihm die Probe beſtehe, ſonſt aber es umzugeſtalten. Aber wann haben dieß die Apoſtel gethan, und wie kann ihr Wirken mit jenem verwechſelt werden? Auch reformirt haben ſie nicht. Keine einzige Kirchenſatzung, kein einziges Dogma iſt von ihnen angegriffen oder getadelt worden in der Abſicht, es anders zu geſtalten. Sie haben die Worte der Liebe, ſie haben die Lehren der Tugend, wie ſie ſolche vom Heiland vernommen, weiter verbreitet. Aber nirgends finden wir, daß Apoſtel, entſchloſſener Selbſtkraft vertrauend, oder Märtyrer auf inneren Beruf und auf In-

ſpiration ſich gründend, einen Angriff auf Gottesverehrung und Prieſterſchaft ihrer Zeit gewagt oder ſich losgeſagt hätten von derſelben. Ließen ſie nicht vielmehr alles über ſich ergehen? Waren ſie nicht in der Unterwerfung geblieben? Wenn dem ohnerachtet ſie der Anlaß großer Weltveränderungen geworden; ſo muß richtig ſehender Verſtand und richtig fühlender Sinn ſagen: hier hat der göttliche Wille gewaltet! Märtyrer entſagen ja gerade der Wirkſamkeit nach außen, Ruheſtörer ſuchen ſie auf.

S. 25 ſagt uns Hr. Tzſchirner: »Ein Regent ſoll nicht wünſchen, daß ein Volk gehorcht, weil er gebietet.« Gewiß! Und wenn ich eine Kirche kenne, welche dieſen Grundſatz praktiſch gemacht hat, ſo iſt es die römiſch-katholiſche. Wer ſie richtig beurtheilen will, darf ſich nicht durch einzelne hiſtoriſche Momente, nicht durch Handlungsweiſen Einzelner in beſonderen kritiſchen Verhältniſſen beſtechen laſſen. An ſolchen behauptet ſtets die Individualität der Letzteren einen großen Antheil, welcher nicht dem Geiſt der Anſtalt, wenn ſich eine Kirche ſo nennen läßt, angehört. Dieſer Kirche war, es ſey nun bewußt oder unbewußt geſchehen, nicht verborgen geblieben, was es heißt, vom Menſchen verlangen, er ſolle dem Willen einzelner Machthaber, deſſen Gründe er vielleicht nicht einſah, oder er ſolle willkürlich ſcheinenden Geboten jedes Mal und unbedingt Folge leiſten. Aus dieſem weiſen Grunde verwandelte ſie auch im Bereich des Staats gern die Beſchränkung der Einzelnen in dauernde Satzung und in Gründung. Je mehr ſie Gründungen beförderte und befeſtigte, um ſo mehr machte ſie Gebote überflüſſig. Ehrfurcht gegen Gründung aber flößt uns einen Gehorſam ein, dem es fern liegt, den Sinn durch ſklaviſche Erſchlaffung zu entwürdigen. Betrachtet man daher die Sache nur von außen, nur von der politiſchen Anwendbarkeit; ſo hat die geprieſene Leichtigkeit, mit welcher in proteſtantiſchen Staaten jedes Neue, es ſey gut oder nicht, durchdringen kann, auch das zur Schattenſeite, daß die angebliche größere Freyheit in derſelben an der Stelle des Gehorſams gegen lang beſtehende Gründungen, die ſich bewährt gezeigt, Gehorſam gegen oft wechſelnde Anordnungen fordert, deren Tauglichkeit noch problematiſch iſt. Welche von dieſen beyden Arten des Gehorſams ſich der Ehrfurcht am meiſten nähert, werde ich kaum zu fragen brauchen.

S. 27 werden die Unterdrücker des geiſtigen Lebens für Feinde der Menſchheit und der Fürſten erklärt. Aber was iſt denn geiſtiges Leben? Ich denke, ſolch ein Leben, welches am vollkommenſten vom Geiſte derjenigen Religion beſeelt iſt, die, weil ſie die Ehrfurcht gegen den Urheber zuhöchſt ſtellt, ihm und ſeinem Geiſte am nächſten bringt.

S. 31 und 32 eifert der Autor gegen das angebliche Verjäh-

rungsprincip in der römiſchen Kirche. Denſelben zu belehren, wie dieſer Kirche nichts ferner liege, denn jenes Princip, muß ich ihm Einiges aus einander ſetzen. Verjährung und unbedingtes Eigenthum ſtehen in engſter Verwandtſchaft. Aber die römiſche Kirche, wie ſie nur fortdauernde Gaben von oben kennt, wie ſie ſich gegen jeden im Menſchen autonomiſch ſich ſelbſt zeugenden Quell geiſtiger Kraft erklärt; ſo unterſcheidet ſie auch mit tiefſter Weisheit im Bereich des Zeitlichen (wie ſich nämlich uns die Einwirkung der Kirche auf die Eigenthums-Verhältniſſe darſtellt) jedes, was als Lebendiges noch den Einfluß des Schöpfers empfindet, von demjenigen, welchem derſelbe als Todtes bereits entzogen iſt, ſo daß es nun andern Einwirkungen folgen muß. Die Erde und Alles, was der Erde angehört, die Pflanze, das Thier, das in die Erde zurückkehrende Saatkorn empfangen, der Menſch beginne, was er wolle, mit jenen Einwirkungen einen Einfluß des Schöpfers, den der Sterbliche nicht aufzuheben vermag. Dies Empfängniß, dieſer Beſtandtheil kann, und ſo muß es dem ſcharfſinnigſten Verſtande ſich darſtellen, nimmermehr unbedingtes Eigenthum des Menſchen und niemals ſeiner Willkür allein und vollkommen unterworfen werden. Es iſt nicht bloß ein frommer Gedanke, nicht bloß ein andächtiges Gefühl, ſondern nach unſerem Dafürhalten unläugbare Wahrheit und Wirklichkeit (etwas, zu deſſen Einſicht die wahre Philoſophie nothwendig zurückkehren muß), daß, wenn alle Gaben vom Schöpfer kommen, jene Güter nothwendig auch dem Schöpfer ewig verbleiben. Eine B e ſ i t z e r g r e i f u n g, wie ſie das römiſche Recht, wie ſie das Naturrecht lehrt, iſt in Abſicht dieſer nicht möglich. Es gibt nur eine Zulaſſung des Beſitzes, eine B e ſ i t z v e r l e i h u n g, wie dieß der organiſche Keim iſt, aus dem der chriſtliche Feudalismus entſtanden. Alles, was noch lebt vom Ewigen, und alles, deſſen Leben mittelſt des Ewigen uns noch dadurch ſichtbar wird, daß wir es im unzerriſſenen Bande mit derſelben Erde erblicken, von der auch wir genommen worden, alles dieß kann nur von uns genoſſen und beſeſſen, nie aber zu unſerem Eigenthum in dem Sinne gemacht werden, wornach das Eigenthumsrecht einen Gegenſtand unbedingt unſerer Willkür unterwirft. In dieſem Gott durch die Erde noch Angehörigen fährt die göttliche Kraft unmittelbar zu walten fort. Daher unterwerfen wir es nie unſerm Willen ganz, wie trotzig auch wir es unſer Eigenthum nennen mögen. Nimmermehr werden wir Gott ſeinen Antheil daran entziehen, und hier wohl möchte die Ehrfurcht nach unten ihren Platz finden. Aber anders iſt es mit den vom Inbegriff der geſammten göttlich lebendigen Natur, welche unſere Religion Erde nennt, abgelöſeten Dingen, mit allem beweglichen Geräth, mit der ſogenannten fahrenden Habe. Dieß iſt durch die Losreißung nichtig, dadurch

aber in gewiſſem Sinne herrenlos geworden. Und hierüber hat es einen ununterbrochenen Kampf zwiſchen Kirche und Staat gegeben. Die Kirche wirkt nach Möglichkeit dahin, die Losreißung zu hindern; ſie will den Einfluß der göttlichen Wirkſamkeit auch über das Losgeriſſene, auch über das fahrende Gut ausdehnen, und ſie will dasſelbe durch ein myſtiſch-ſymboliſches Band feſthalten an jenes. Ihre Beweggründe ſcheinen rein religiös geweſen zu ſeyn. Denn die Religion will auch in der geſchaffenen Welt alles vom Schöpfer ſich Ablöſende nach Möglichkeit in Vereinigung mit ihm erhalten. Sie will die Theilung hindern, die zwey Centra ſtiftet und den Krieg gibt; ſie will nur die Verringerung, Diminution oder Abſtufung geſtatten, die den Frieden erhält, weil dieſe die innigere Wiedervereinigung mit der Wurzel durch den Frieden verbürgt. Aber auch hier wieder iſt das religiös Wahre das politiſch Beſte geweſen und wird es ſeyn. Bleibt das Freygewordene, nämlich das von der Durchdringung des Urlebens Befreyte, jenem Urleben noch, kurz bleibt die Schale dem Kern noch verwandt, und wird die Schale nicht Grund und Boden einer neuen Welt, bildet ſie kein zweytes Centrum, ſo erhält ſich auch Friede und Segen.

Aber das unkirchliche Staatsprincip hat nach und nach den Sieg davon getragen, zunächſt in Abſicht der fahrenden Habe. Rechtsbegriffe, wie ſie in der Zeit des anarchiſchen Römerthums und des erſchlafften hieratiſchen Geiſtes Bedürfniß wurden, wie daher nunmehr ein ſcharfer juridiſcher Verſtand ſie ſchuf, fanden auch in der chriſtlichen Welt Eingang, und fanden Anwendung zunächſt auf die fahrende Habe. Nur in jenem Recht, nicht beym Feudalismus finden wir den Grundſatz und die Theorie der Verjährung in ihrer Verbindung mit der Lehre vom Eigenthum. Dieſes Eigenthum macht den Eigener zum willkürlichen Beherrſcher, gleichſam zum Autor der Sache. Aber die unbedingte Willkür, welche das Eigenthumsrecht gibt, kann ihren Grund nur darin haben, daß der Inhaber der Sache als deren Hervorbringer, als deren Autor, gleichſam als deren zweyter Schöpfer angeſehen wird, wie denn auch wirklich im römiſchen Recht die Umgeſtaltung eines fremden Stoffes eine Art von Eigenthumsrecht begründete, und einen Titel gab. Je mehr es an weſentlicher Wirklichkeit gebrach, ſo mehr bedurfte es der Geltung als Supplementes derſelben. So bildete ſich die Lehre vom Erwerb und von dem die Gültigkeit des letztern ſanktionirenden Grunde, oder dem Titel. Aber auch dieſer Titel iſt nicht jedes Mal wirklich darzulegen, und es muß als Nothbehelf ein neues Supplement in Anſpruch genommen werden; dieß iſt die Verjährung. Weil die unerworbene Sache dem erſten Erwerber zugeſtanden wird; ſo iſt die ſtillſchweigende Annahme gemacht worden, daß kein früherer Erwerber vorhanden

ſey, wenn er in einer gewiſſen Friſt ſich nicht kund gibt. Sogar wenn ein früherer Erwerber da ſeyn ſollte, iſt, lediglich aus Konvention, angenommen worden, daß die Sorgloſigkeit um eine Sache während eines gewiſſen Zeitraumes ihren Verluſt hervorbringen könne, ſofern ſie ſich mit gewiſſen andern Bedingungen vereinigt.

Welche Anwendung iſt hiervon auf die Kirche zu machen, die über der konventionellen Rechtswelt liegt, die auf keinen Erwerb gegründet ſeyn kann, die kein Supplement eines gültigen Titels braucht, und der der Begriff von Eigenthum im Grunde fremd iſt.

Nach dieſer Erörterung, die wohl auch mehr Licht in den Begriff von Geltung gebracht hat, wird die Widerſinnigkeit in folgenden Sätzen einleuchten.

»Es gab eine Zeit, wo das Beſtehende und Geltende nicht galt, und die Philoſophie lehrt nach dem innern Gehalt der Dinge fragen; ſie hält dem menſchlichen Geiſte Ideale vor, nach denen er das Reale, das in der Erfahrung Gegebene zu bilden ſtrebt.«

Dieſe Worte ſind ein neuer Beweis, welchen Nachtheil ein unüberdachter und unbeſtimmter Gebrauch der Sprache ſtiften kann.

Weßhalb ſagt der Verfaſſer nicht: die Philoſophie frägt, ſondern: ſie lehrt fragen? Lehre iſt beym Fragen nur nöthig, um die Frage richtig ſtellen zu lernen. Es konnte alſo wohl nur geſagt werden: die Philoſophie lehrt richtig fragen. Ferner: Was iſt innerer Gehalt der Dinge? Gehalt iſt durch ſich ſelbſt Inhalt, d. h. das Innere. Wie unterſcheidet der Autor den äußern Gehalt vom innern Gehalt? welche Scheidewand trennt beyde? — Aber mit jedem Worte wird es ſchlimmer. Wenn Philoſophie nach dem Gehalt der Dinge frägt; ſo kann ſie nicht ſtreben, dieſe — denn dem Verfaſſer ſind doch wohl die Dinge das in der Erfahrung Gegebene, das Reale? — nach Idealen zu bilden. Einmal frägt ſie, wenn es ihr um die Bildung der Dinge zu thun iſt, nicht nach ihrem Gehalt. Zum andern zerſtört ſie den Gehalt oder die Bildung der Dinge mit dieſem Thun. Denn ſind Gehalt und Bildung dem Verfaſſer gleich, ſo verrichtet die Umbildung nach dem Idealen beydes, den Gehalt und die Bildung. Sind Gehalt und Bildung verſchieden; ſo frägt die Philoſophie nicht nach dem Gehalt der Dinge, weil ſie nicht den Gehalt ändert, ſondern nur die Bildung umbildet.

Zergliederungen wie dieſe, ſind ermüdend für den, der ſie unternimmt und für den, der ſie lieſet. Aber wir bedürfen ſie. Uns haben unzählige Beyſpiele belehrt, daß bey den philoſophiſch klingenden Angriffen auf alles Wahre und Heilige es nur nöthig iſt, die Widerſinnigkeit wegzuſchaffen, welche in den Worten liegt, um den klaren Blick in das reine und richtige Verhältniß wieder zu gewinnen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß der Verfaſſer

im Obigen nichts geſagt hat, daß ihm alles aus einander gefallen iſt. Das wiederholt ſich mit S. 31, wenn es heißt: »daraus, daß einſt die weltliche Macht auf der geiſtlichen ruhte, folgt nicht, daß ſie ewig dieſer Stütze bedürfe, und was der Katholicismus im Mittelalter leiſtete, kann nicht auf ſeine Angemeſſenheit zu den Bedürfniſſen der Staaten unſerer Zeit paſſen.«

Wie meint der Verfaſſer dieß mit dem Verdammungsurtheil gegen die Unterdrücker des geiſtigen Lebens? Sollte ihm ein geiſtiges Leben bloß ein verflüchtigtes, nicht ein vom Geiſte des Chriſtenthums durchdrungenes und geſättigtes, dadurch dann aber auch wieder nothwendig ein geiſtliches ſeyn? Ruht uns aber die weltliche Macht nicht auf der wahrhaft geiſtigen und geiſtlichen, nämlich auf dem in der Kirche zuerſt offenbarten heiligen Geiſt Chriſti, bedarf ſie ſeiner Stütze nicht mehr: ſo muß ſie ſich in jene verwandelt haben, und iſt denn ſelbſt geiſtliche, nicht mehr weltliche Macht. Wenn ſie aber weltliche Macht geblieben, und auf ſich ſelbſt ruht, hat dann nicht die weltliche Macht eben Macht über die geiſtliche gewonnen?

Ferner, iſt die Religion wirklich das handliche, veränderliche Ding, was nach Angemeſſenheit zu den Zeitbedürfniſſen ſtreben, und ſich ihnen anpaſſen ſoll? Oder ſoll nicht das Zeitliche dem Ewigen und Urſprünglichen treu zu bleiben ſtreben? Und wo bleibt die Philoſophie mit ihren Idealen? Richtet ſie auch dieſe nach den Zeitbedürfniſſen ein? Dann bildet ſie nicht die Dinge nach den Idealen, ſondern ſie bildet die Ideale nach den Dingen. Wozu aber nun wieder die Umbildungen der letztern?

Ob nach S. 39 das weſentliche Bedürfniß des menſchlichen Geſchlechtes im Lehramte beruhe, wird wieder ſchwer zu beantworten wegen der Schreibart des Verfaſſers und ihrer Unbeſtimmtheit. Weßhalb ſchreibt er nicht: bedarf das menſchliche Geſchlecht einzig und allein des Lehramts und ſonſt nichts weiter? Dann würde ich antworten: es bedarf etwas Anderes, dermalen iſt ihm aber auch das Lehramt ſehr nöthig. Ich fahre fort, die Sammlung der Widerſprüche zu bereichern, damit die Leſer aufmerkſam werden, wie nöthig ihnen iſt, bey Schriften über gewiſſe Materien dem Wortſinn recht ſcharf in die Augen zu blicken, um, wenn die Richtigkeit ſchon in dieſem erkannt worden iſt, ſich nicht erſt mit dem Inhalt der Gedanken zu plagen.

Nach S. 36 ſoll das Papſtthum, d. h. jene Hierarchie, die nach S. 4 ſich wieder befeſtigt hat, nach S. 79 ſich wieder befeſtigen wird, jene Hierarchie, die nach andern Aeußerungen nur durch die verſchwundene Geltung beſtand, beruht haben auf dem Wunderglauben, und mit ihm jetzt die Stütze verloren haben. Hiernach iſt ja das Papſtthum weder wieder befeſtigt, noch

wird es ſich wieder befeſtigen, noch iſt die Geltung ſeine Stütze, ſondern Glaube in ſeiner abnormen Aeußerung hat dieſe dargeboten.

Der Satz S. 42, daß wer Gottes Stelle vertreten will, ſelbſt ein Gott ſeyn müſſe, iſt gleichfalls auf eine Weiſe ausgedrückt, daß ſich kaum ein Wort darüber ſagen läßt.

Sonderbar möchte jedem Leſer Folgendes S. 44 erſcheinen. »In dem Ausdruck: Wir Friedrich August von G. G. König von Sachſen ꝛc. finden wir (d. h. der Verfaſſer) nur den Ausdruck der dem religiöſen Fürſten geziemenden Geſinnung, vermöge welcher ihm ſein Amt als ein göttlicher Beruf gilt.«

Bemerke doch der Verfaſſer, daß für Beruf bloß gelten dem Menſchen nichts darf, geſchweige denn für göttlichen Beruf, weil ich glaube gezeigt zu haben, wie dasjenige, was wirklich iſt, unmöglich blos gelten kann. Vielleicht verräth ſich aus jener Aeußerung am unverhohlenſten, wie das wahre Weſen der Religion ſich noch keinesweges Herrn Tzſchirner kund gegeben, wie Religion keineswegs ihm das in allem Schwankenden, Scheinenden, Geltenden, Vorübergehenden, ſich Aendernden feſt und unverändert bleibende Ewige und Eine iſt. Denn weßhalb müht er ſich ſo ſehr ab, ſie für alles Andere, nur nicht für Jenes zu nehmen. Welches Kind wird vom Vater, zu dem es ſagen ſollte, du biſt mein Vater, ſagen, du giltſt mir als Vater? Für Vater gelten, ſagt noch weniger, wie den Vater erſetzen. Nur der älternloſen Waiſe muß leider ein Fremder den Vater erſetzen und dafür gelten. Wer alſo den Beruf nicht fühlt, wer nicht an ihn glaubt, wem etwas für Beruf nur gilt, dem mangelt ja der Beruf, und er nimmt, weil er dieſes Mangels ſich bewußt iſt, ein Beliebiges dafür an. Aber was iſt Beruf, wenn der Rufende von oben nicht da iſt, und nicht geglaubt wird? Irgend etwas dafür gelten laſſen, und dieſem beliebigen Etwas ſein Leben widmen, iſt das mehr, denn einer Einbildung oder einer Selbſtbeſtimmung leben, die man ſich auf den Teppich des Lebens hinmalt, ohne wahrhaft daran zu glauben? Dies Verfahren kann nicht religiöſe Geſinnung bezeichnen, die von keinem konventionellen Gelten, die nur von einem wirklichen iſt weiß. Wie ſtünde es alſo mit demjenigen Regenten, deſſen Meinung oder Ueberzeugung wäre, vom Volke delegirt zu ſeyn, der aber doch es für geziemend hielte, Gott für ſeinen Berufenden gelten zu laſſen?

Welches Gemüth wird eine Behauptung nicht verletzen, wie die S. 57:

»dieſelbe Phantaſie, welche einſt die heidniſchen Götter erſchuf, habe die Himmelskönigin zwiſchen Gott und Menſchen geſtellt.«

oder wie S. 58:

»daß im Katholicismus der Prieſter die Sakramente weihe.«

Wäre die Ausführung für dieſen Ort nicht zu umfangsreich; ſo ließe ſich an jenen Behauptungen darthun, daß auch dem Proteſtanten keinesweges verſagt iſt, einzuſehen, wie alle Lehren des Katholicismus gerade mit der Vernunft, welche der Proteſtant ſo hoch ſtellt, in reinſter und vollkommenſter Uebereinſtimmung ſtehen, ohne gerade daraus hervorzugehen. Warum will denn die evangeliſche Kirche folgendes nicht einſehen?

Die römiſch-katholiſche Religion richtig verſtehen, iſt noch nicht Katholik ſeyn, ſo wie die Religion der Parſen richtig verſtehen, noch nicht zum Parſen macht.

Die evangeliſche Kirche darf kein Interdikt auf das Beſtreben legen, die Satzungen der römiſch-katholiſchen Kirche mit unbeſtochenem Sinn, mit geläutertem und läuterndem Verſtande dergeſtalt aus ihrem Geiſte zu verſtehen, daß das innere Weſen derſelben auch dem Proteſtanten durchſchaubar werde. Denn ſie eifert gegen die Verfinſterung. Und wer mit einbrechender Nacht in einer weiten Ebene alles Licht nur auf die Quadratruthe zuſammendrängen will, auf welcher er ſteht, damit alles um ihn deſto dunkler bleibe, damit er ſagen könne, nur bey mir iſt Licht, in der ganzen weiten Ebene aber Finſterniß, der mißbraucht das Licht und iſt der wahre Verfinſterer. Raſtlos arbeitet er das geſammte Gebiet, welches ſeinen Standort umgibt, zu verdunkeln, um nachher ſagen zu können, die Region, welche er dunkel gemacht hat, ſey die Dunkelheit, alles Licht befinde ſich auf ſeiner Quadratruthe. Dieß Verfahren kann ich nicht anders, denn trügeriſch finden, der Trug ſey nun mit Abſicht oder abſichtslos begangen. Will der Proteſtant auf dem überall hinwandelnden Lichte wohnen, und von dieſem leben, ſo muß er auch voll reinen Wahrheitsſinns mit demſelben in die Hallen des Katholicismus einzudringen verſuchen. Er muß abwarten, welches die Folgen ſeyn werden, wenn ſich ihm dort ganz andere Dinge zeigen ſollten als die, von denen er bisher gehört oder gewähnt, ſo lange er das Licht nur um ſich zuſammendrängte, und die Region in Dunkel gehüllt ließ, vor der er warnte.

Wenn dieß zu faßlich iſt, als daß es nicht ein jeder Proteſtant ſollte einſehen können, ſo finde ich, wenn letztere die Fähigkeit beſitzen, bis in den Vorhof des Katholicismus zu treten, in den Tempel ſelbſt aber nur einzudringen mit dem Lichtſtrahle jener Einſicht, die ſich getrennt hat vom Stoff, und ſich losgemacht vom Bande des Urſprunges oder der Kindſchaft, daß ſie rein und wahr die Gegenſtände auffaſſen ſollen, und daß ſie rein und wahr wieder berichten, was ſie geſehen haben. Denn wie wollen ſonſt diejenigen, welche zur Vernunft geſchworen, wiſſen, woſelbſt

dieſe ſich vollkommen in den kirchlichen Dogmen darſtellt, ob im Proteſtantismus oder im Katholicismus? Und nie war das Bedürfniß dringender, dieſer Kunde den Weg zu bahnen, wie in unſern Tagen. Gemüth und Geſinnung führt einen großen Theil der Zeitgenoſſen dem Katholicismus wieder nahe. Nur eine Scheidewand trennt manchen noch, die Schwierigkeit, gewiſſe Dogmen dieſer Religion zu reimen mit den Forderungen der Vernunft, denen ſie bey oberflächlicher nur flüchtiger Betrachtung zu widerſprechen ſcheinen.

Aber der Proteſtant muß die wahrhafte Läuterung der Vernunft bezielen, damit deren Vereinigung mit dem Gemüth zur wahren Einſicht führe. Die Einſicht des Verfaſſers iſt noch nicht berichtigt. Sonſt würde er nicht jene Beſchuldigung wagen, daß in der römiſchen Kirche der Prieſter die Sakramente weihet; er würde vielmehr einſehen, daß ein Sakrament nicht durch Weihung entſtehen kann.

Nein! Wie im Beſitz aller von Gott geſchaffenen Dinge etwas zurückbleibt, welches der Menſch nun und nimmer zu ſeinem Eigenthum verwandeln kann, wie dieß immer noch dem Schöpfer angehörig bleibt, ſo iſt auch ganz beſonders in den Sakramenten ein Etwas weſentlich vorhanden, dem ſich Gott niemals entzogen hat, dem er inwohnend geblieben wie am erſten Tage der Schöpfung, und inwohnend wie uns ſelbſt, ſofern wir jenes noch im rechten Glauben genießen. Kein täuſchendes oder die Seele erhebendes Gefühl, die klare ſonnenklare Gewißheit, das Letzte und Höchſte was ſich der menſchlichen Vernunft aufzuſchließen vermag, empfängt der Menſch im Sakrament. Die Lehrer der katholiſchen Kirche waren nur zu fromm, zu unſchuldig, und zu demüthig, um ſich damit abzugeben, es auch als letztes Muſter der Vernunft kund zu geben. Von denen aber, welche ſie deßhalb ſchelten, iſt zu ſagen: wahrlich! ſie wiſſen nicht, was ſie thun! —

S. 82 findet ſich der das Buch durchſchleichende Widerſpruch am ſchneidendſten wieder. Hier heißt es:

»Der Proteſtantismus ſteht feſtgegründet in der Welt. Er beruht auf dem Evangelium und den Bedürfniſſen der Zeit, und dieſe Säulen wanken nicht.«

Das Evangelium und die Zeitbedürfniſſe, die auch nach dem Verfaſſer nur gelten, ſind des Proteſtantismus S ä u l e n. Er bedarf alſo ihrer zwey, weil ohne Zweifel die eine nicht genügt. Die Zeitbedürfniſſe ſind nicht die Religion. Sie ſind ſo vergänglich, daß aus ihrer Vergänglichkeit der Verfaſſer die Vergänglichkeit des Katholicismus herleitet. Wie kann die Religion, das Unvergängliche, ſich tragen laſſen vom Vergänglichen, der Zeit und ihrem Bedürfniß? Fällt nun dieſer Träger, ſo bleibt nur das Evangelium. Das aber iſt für ſich allein ein unzuläuglicher Trä-

ger, weil er des zweyten bedarf. Und ſollen nun noch die Proteſtanten ſicherer auf demſelben fußen wie der Katholicismus auf der (göttlichen) Tradition fußt? —

So verwickelt ſich der Verfaſſer. Ich mußte den Widerſpruch an das Licht ziehen, weil gerade durch die Unrichtigkeit ſeines Ausſpruchs das wahre Verhältniß ſich darſtellen läßt. Wird nämlich das Evangelium als das Unvergängliche zuſammengeſtellt mit dem Vergänglichen im Zeitbedürfniß; ſo kann weder jenes von dieſem getragen, noch jenes von dieſem vernichtet werden ſollen. Als möglicher Zweck iſt Gegenſeitigkeit der Einwirkung allein denkbar. Aber was ſoll einwirken? Gewiß nicht die Vergänglichkeit der Zeit und ihres Bedürfniſſes auf das Evangelium, um es nach ſich zu bilden, d. h. vergänglich zu machen. Iſt alſo die Zeit weder Mitträger, noch das Einwirkende und Beſtimmende; ſo muß für das Unvergängliche, was die Einwirkung nicht duldet, ſondern ausübt, dasjenige, was der Vergänglichkeit der Zeit entgegentreten ſoll, das Evangelium ſeyn. Es iſt alſo der Gegner der Zeit, der Gegner ihres Bedürfniſſes und ihres Geiſtes, ſofern die Zeit durch ihre Veränderungen ſich vom Evangelium entfernt. So läßt aus des Verfaſſers eigenen Worten ſich logiſch die Wahrheit der Sätze entwickeln, welche er angreifen möchte. Das, worauf eine Religion, welche es ſeyn mag, beruht, muß unveränderlich ſeyn, und der Veränderung entgegen arbeiten.

Aber wie wenig der Verfaſſer es zu ahnen ſcheint, wenn er ſich übereilt und verwickelt, wenn er Eigenes ausdrücken oder Fremdes widerlegen will, das beweiſet ſein Angriff auf die päpſtliche Note vom 10. Auguſt 1819 an die proteſtantiſchen Fürſten und Staaten des deutſchen Bundes auf eine merkwürdige Weiſe. Seiner Ueberſetzung nach heißt es darin:

»Die katholiſche Religion behandelt alle ihre Dogmen fundamentell, ſo fern keines derſelben beſtritten noch geläugnet werden kann, ohne daß man aufhöre Katholik zu ſeyn.« Und Herr Tzſchirner ſagt: »wollte ich Scherz treiben, ſo könnte ich folgern, nichts ſey fundamentell, weil alles fundamentell ſeyn will. Denn das Fundament wird fundirt, weil es etwas anders, das nicht Fundament iſt, hält und trägt.«

Auch dieſes Angriffs Widerlegung entwickelt eben ſo ſehr die unendliche innere Wahrheit jedes katholiſchen Dogma, wie ſie darthut, daß die Sprache der katholiſchen Kirche niemals unbeſtimmt iſt, und in keinen Satz einen Widerſpruch aufnimmt. Ihr iſt die Vorſtellung eines Fundaments unſerm Sinne nach eigentlich fremd, weil ſie aus der lebendigen Wurzel alles Seyns hervorgegangen iſt, weil ſie dadurch beſteht, daß ſie von dieſer unaufhörlich Leben nimmt und empfängt. Doch mit dem Proteſtantismus in Discuſſion iſt ſie bemüht, deſſen Begriffen und Vor-

ſtellungen, folglich der von Fundament näher zu treten, dann braucht ſie ſolche Begriffe mit negirenden Einſchränkungen. Weil ihre Dogmen kein philoſophiſches Lehrgebäude bilden ſollen, ſo erhebt ſie keins derſelben zum Fundament. Alle gehen mit gleicher Wahrheit und Wirklichkeit aus dem unmittelbaren göttlichen Einfluß auf ihre Kirche hervor. Spricht nun der Proteſtant, ſeinem Ideengange treu, von Dogmen, will er dieſen Ideengang in ſie hinübertragen, ſo verwahrt ſie ſich dagegen. Kann dieß richtiger geſchehen als dadurch, daß für den Ausdruck: »unſere Dogmen ſind ſämmtlich fundamentell« ꝛc. geſagt wird: »wir betrachten alle unſere Dogmen fundamentell, ſofern deren keines beſtritten oder geläugnet werden kann, ohne daß man aufhört Katholik zu ſeyn.« Man kann nicht beſſer bevorworten, daß man nur in fremde Vorſtellung und fremden Sprachgebrauch eingehen wolle. Es ſagt zugleich, die katholiſche Kirche, wenn ſie auch kein Dogma in jenem beſchränkenden Sinne fundamentell betrachtet, wodurch das eine zum Tragenden, das andere zum Getragenen wird, ſie dennoch ein Fundament anderer Natur beſitze als das bloße Dogma. Gerade deßhalb iſt ſie mehr denn bloß zeitlich, weil ſie kein einzelnes, ſondern alle Dogmen fundamentell betrachtet. Ein abermaliger Beweis von dem ſchwachen Bemühen, die innere Vernünftigkeit ihrer Dogmen und Satzungen einzuſehen.

Noch muß ich bekennen, daß ich nicht politiſch geſprochen habe. Auch Herr Tzſchirner hat, trotz des Titels, den Proteſtantismus und Katholicismus nicht aus dem Standpunkte der Politik, ſondern aus dem des partikularen Intereſſe betrachtet. Iſt von politiſcher Betrachtung die Rede, ſo gibt es vorzugsweiſe eine Betrachtungsart für dieſen Gegenſtand, und zwar folgende.

Man gefällt ſich jetzt in einer gewiſſen Furcht vor den jenſeitigen Welttheilen; man kitzelt ſich mit den Schreckbildern der Gefahren, die von dorther drohen, und ſpricht von Europa's Zertrümmerung durch Nordamerika. Wenn nun jemand darthäte, wie nichtig dieſe Beſorgniß iſt, ſobald Europa wieder ganz und einig der einen unſterblichen Kirche angehört, und daß es ſo wenig untergehen wird wie ſie, weil unſer Welttheil dann nicht bloß in der Maſſe mächtiger iſt, ſondern von einer ewigen Kraft zuſammengehalten wird; ſo wäre damit der Proteſtantismus und Katholicismus vom Standpunkte der Politik betrachtet. Auch dann z. B. wäre es geſchehen, wenn gezeigt würde, was Europa jenen Gefahren gegen über zu beſorgen hat, wenn es ſich in der Religion zerſplittert. Doch durch des Verfaſſers Behandlung iſt es nicht geſchehen. — Wilhelm von Schütz.

Art. VIII. *Asia* polyglotta, von Julius Klaproth. Paris, bey J. M. Eberhart, 1823, in 4.

Dieſes geographiſch-hiſtoriſch-linguiſtiſche Werk, eine der wichtigſten Erſcheinungen im ausgebreiteten Felde der Philologie, iſt in verſchiedenen Beziehungen merkwürdig; es gibt ein getreues Bild der alten und neuen Eintheilung Aſiens, ein Bild, wie noch keines vorgekommen iſt. Es beſtätigt die Grundſätze des wohlbekannten Tripartitums, des *Libelli de analogia linguarum.*

Die Haupttheile des Inhaltes ſind folgende: 1) nach einer aus den Schriften des Herrn v. Humboldt angeführten, zum Motto gewählten Stelle, legt der durch ſeine Reiſen und ſeine Beſchreibung des Kaukaſus bereits bekannte Verfaſſer in einer kurzen Vorrede die Mittel, Quellen und Grundſätze ſeiner Arbeit vor, erklärt ſich für die ſtrenge Wahrheitsliebe und ſorgfältige Vermeidung alles Dunkeln und Schwankenden. Ueber die Urſprache, die allgemeine und Stammverwandtſchaft der Sprachen, gibt er bedeutende, mit des Hugo Grotius Worten belegte Aufſchlüſſe, welche vielleicht dazu beytragen dürften, dieſem wichtigen Theile des menſchlichen Forſchens und Wiſſens eine ganz neue Richtung zu geben.

Hierauf folgt das von dem Verfaſſer gebrauchte und erläuterte allgemeine Alphabet, welches aus fünf und dreyßig lateiniſchen, vier ruſſiſchen und drey zuſammengeſetzten, in allem aus zwey und vierzig Buchſtaben (Schriftzeichen) beſteht.

2) Würdigung der aſiatiſchen Geſchichtſchreiber. Spricht von der früheren fabelhaften Geſchichte der mohammedaniſchen Völker. Die wahre Geſchichte der Araber geht kaum ins fünfte Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung; erſt mit Mohammed fängt eine beſtimmte Chronologie an. Die Auseinanderſetzung der drey mohammedaniſchen Reiche (der Araber, Perſer und Türken (Osmanen) iſt bemerkenswerth, kurz, aber doch erſchöpfend. Ueberhaupt ſind die Anfangszeiträume der aſiatiſchen Völker beſtimmt und chronologiſch geordnet worden. Unter den gewürdigten Geſchichtſchreibern ſind namentlich die arabiſchen, perſiſchen, türkiſchen, mongoliſchen, indiſchen, tübetiſchen, chineſiſchen, japaniſchen, armeniſchen und georgiſchen aufgeführt.

Armeniſche Handſchriften, die in Klöſtern unbenutzt verborgen liegen, gäben viel Licht über die Geſchichte von Vorderaſien.

Bey Georgien iſt merkwürdig, daß es am längſten von den Bagrationen von 574 bis 1800 unſerer Zeitrechnung beherrſcht wurde.

Aus aſiatiſchen Nachrichten iſt mehr Stoff zur Geſchichte der ältern Menſchheit zu ziehen, als aus andern. Für die Geſchichte der erſten dreyhundert Jahre (unſrer Zeitrechnung) bis auf unſere Zeiten iſt bey den Aſiaten ſehr viel zu treffen; die Geſchichte der ſogenannten Völkerwanderung und ſelbſt des ſogenannten Mittelalters, bleibt, ohne ihre Hülfe, immer räthſelhaft und unvollſtändig.

Trefflich hat der Verfaſſer bemerkt, daß die arabiſche Geſchichte im fünften, die perſiſche im dritten, die türkiſche im vierzehnten, die mongoliſche im zwölften, die der Hindus auch im zwölften, die tübetiſche im erſten, die chineſiſche im neunten, die Japaner im ſiebenten, die armeniſche im zweyten, und die georgiſche im dritten anfängt einheimiſche Gewißheit zu erhalten.

Auf Andeutungen in der Geſchichte oder bloße hiſtoriſche Ahnungen läßt ſich kein Syſtem bauen; Vermuthungen, ob ſie wohl durch Anhäufung von Andeutungen und Spuren einen gewiſſen Grad von Glaubwürdigkeit erhalten, können doch nicht gebraucht werden, um etwas hiſtoriſch zu erweiſen, ſo lange ſie ſelbſt nicht erwieſen ſind.

3) Fluten und Ueberſchwemmung. Auch dieſe ſind nach mühſamen Unterſuchungen chronologiſch geordnet, und gewähren im Leſen ungemein viel Vergnügen. Die Erzählungen der Hindus und die Nachrichten der Chineſen hierüber haben großes Intereſſe; man wird den ſo ſehr verſchiedenen Geiſt dieſer zwey benachbarten Völker, den poetiſchen und den proſaiſchen, nicht ohne Nutzen erkennen.

Auf die Frage, wann die Waſſerflut Statt fand? wird die Zeit nach dem hebräiſchen, dem ſamaritaniſchen und dem Text der ſiebzig Dolmetſche des Pentateuchs angegeben und dem ſamaritaniſchen, wegen der Zeitrechnung, die mit der indiſchen und chineſiſchen der Flut ziemlich übereinſtimmen ſoll, das Wort geſprochen. Nach einer Berechnung bringt K. das Jahr 3075 vor Chriſtus, als das Jahr der noahiſchen Flut heraus.

Die moſaiſche Erzählung ſtimmt mit faſt gleichen Umſtänden, nur in anderer Einkleidung, mit den Erzählungen aſiatiſcher Völker überein; Humboldt hat ſelbſt in Amerika von der Flut, dem Schiffe und der Landung desſelben auf einer Bergſpitze, Sagen gefunden.

Außer der großen, uns aus den heiligen Büchern des alten Bundes bekannten Flut wird in der *Asia polyglotta* von partiellen Fluten geſprochen, nämlich von der erſten, die Erogitium heißt; K. belegt ſie mit dem chaldäiſchen Namen Tuphna oder Typhon, Flut des Xiſuthrus (2297 vor Chriſtus), die das weſtliche Aſien verheerte. Zu dieſer Zeit wurden die am Meere gelegenen Gegenden von Nord-China

von einer großen Flut überſchwemmt, die zwar nicht das dort wohnende Menſchengeſchlecht vernichtete; aber doch den Ackerbau unmöglich machte und den Gewinn der Lebensbedürfniſſe erſchwerte. Die zweyte Flut, unter Ogyges, König von Attika, ſehr partiell (vor Chriſtus 1796), wird ferner angeführt unter Deukalion in Theſſalien, welche nach der pariſchen Marmorchronik im Jahre 1521 vor Chriſtus ſich ereignete.

4) S. 35 fängt die eigentliche *Aſia polyglotta* an. Die Völker Aſiens werden hier nach den Sprachen geordnet.

Es wird geſagt (ich bediene mich in dieſer Recenſion faſt immer der Worte des Verfaſſers), daß, um die verſchiedenen Völkerſtämme, welche den Erdkreis bewohnen, gut von einander zu unterſcheiden, die Sprachvergleichung, da, wo die Geſchichte mangelt, das beſte und einzige Mittel ſey; nur ſollte man ſich dieſes Mittels nicht auf eine thörichte und fruchtloſe Art bedienen.

Nach K. gibt es eine doppelte Verwandtſchaft unter den menſchlichen Sprachen, eine allgemeine und eine Stammverwandtſchaft. Die allgemeine Sprachverwandtſchaft beſteht darin, daß in den Sprachen der verſchiedenſten Völker, bey denen der Bau des Schädels bedeutende Abweichungen zeigt, ſich dennoch häufig genug Wörter finden, die dem Laute und der Bedeutung nach mit einander übereinkommen. Als Beleg des in der Vorrede von der allgemeinen Sprachverwandtſchaft Geſagten ſind S. 35 und ff. über ſiebzig Beyſpiele von auffallenden Wortähnlichkeiten aus den allerverſchiedenſten Erdgegenden gegeben, wie ſyriſch sara, kalmukiſch sara (Mond), chineſiſch pan, deutſch Pfanne (engliſch pan), wozu man noch das aſchanti serrani und das wälſche pann ſetzen könnte.

Solche Aehnlichkeiten laſſen ſich eine Menge in den verſchiedenſten Sprachen und in großen Entfernungen auffinden; aber ſie klären nichts auf in der Völkerkunde.

Die Stammverwandtſchaft findet nach dem Verfaſſer Statt, wenn in den Sprachen von Völkern, deren Verwandtſchaft ſich durch die Geſchichte oder durch die phyſiſche Gleichförmigkeit ergibt, eine bedeutende Menge von Wörtern vorkommt, die bey übereinſtimmendem Laute gleiche Bedeutung haben; wo ſich dann auch in dem grammatiſchen Baue der Sprache unverkennbare Aehnlichkeiten auffinden laſſen, wie im Perſiſchen, Indiſchen, Germaniſchen und Slawiſchen, und überhaupt in allen Sprachen, welche zu dieſem Stamme gehören.

Die allgemeine Sprachverwandtſchaft theilt er in die antediluvianiſche, welche noch eine nähere wiſſenſchaftliche Unterſuchung verdient, und in die poſtdiluvianiſche.

K. entſcheidet nichts über das Alter der Welt, und gibt ſeine

Anſicht über die Urwelt, welche freylich viele Gegner aus guten Gründen haben dürfte.

Nun gibt K. eine Ueberſicht der Völker Aſiens, nach den Sprachen geordnet, mit Angabe der Gebirge, von denen ſie herabſtiegen; denn ſelten ſieht man, daß Völker in höhere Gegenden hinaufſteigen.

I. Indo-Germanen.

Herr Klaproth nennt dieſen den am weiteſten verbreiteten Stamm in der Welt, rechnet dazu Indier, Perſer, Afganen, Kurden, Meder, Oſſeten, Slawen, Deutſche, Dänen, Schweden, Normänner, Engländer, Griechen, Lateiner und alle von den Letztern abſtammenden Völker Europa's.

Erwieſen iſt, was er ſagt, daß die mit einander verwandten Sprachen Geſchwiſter ſind, und daß keine von der andern abſtamme. Alles, was zu den Indo-Germanen gehört, ſtammt von denſelben Wurzeln. — Die Hypotheſe von der großen Ausbreitung des indo-germaniſchen Völkerſtammes verdient eine genaue Unterſuchung. Sehr wahr, daß die Sanskrit-Sprache alle Spuren der Neuheit an ſich trägt und gewiß eine ziemlich junge Schrift- und Bücher-Sprache iſt, deren Blüten die Wurzeln meiſt verdecken und unſcheinbar machen.

Nun folgt ein Wörterverzeichniß der Sanskrit.

Die herumirrenden Zigeuner gehören auch zu den Hindu-Nationen; über ihre erſten Auswanderungen läßt ſich nichts gewiſſes feſtſetzen (über dieſe gab Grellmann einige nicht ganz verwerfliche Winke). Richtig iſts, daß ihre Sprache ein ſehr wenig veränderter nordindiſcher Dialekt iſt.

Afganen. Der Verfaſſer thut dar, daß es eine Fabel iſt, daß ſie indiſchen Urſprungs ſeyen, und tadelt darum mit Recht den W. Jones, daß er die offenbare Lüge in einem Wörterbuche der afganiſchen Sprache (manifest resemblances to the chaldaik) ohne die geringſte Probe davon zu geben, geltend machen will. Elphinſtone hat dieſe Fabel in ſeinen account of the Kingdom Cabul am hinlänglichſten und trefflichſten widerlegt.

Ferner wird dort die falſche Meinung ganz entkräftet, daß die Afganen von den alten Albaniern im öſtlichen Kaukaſus abſtammen. Man iſt durch neuere armeniſche Schriftſteller getäuſcht worden; die Sprache dieſer Afganen widerlegt ſelbſt dieſe Fabel am beſten; ſie gehören ſicher zu dem indo-germaniſchen Stamme.

Wieder ein Wörterverzeichniß.

Perſer. Das alte nicht mehr übliche Pehlwi und das Send, die alte Sprache der Hochmedier aus den Fragmenten des Zoroaſter (Zerduſcht) bekannt.

Neuperſiſch mit dem Parsi, der alten Landesſprache von

Südperſien und einer bedeutenden Menge ſemitiſcher Wörter vermiſcht.

Ein Wörterverzeichniß.

Belutſchen. Zwiſchen dem Lande der Afganen und Perſien längs dem Meere, die auch zu dem indo-germaniſchen Stamme gehören.

Ein kleines Wörterverzeichniß.

Kurden. Bewohner mehrerer Provinzen des weſtlichen und nördlichen Perſiens, zerſtreut in Meſopotamien, Syrien und den öſtlichen Gegenden von Kleinaſien.

Ein Wörterverzeichniß.

Oſſeten oder Alanen. Bewohner des mittleren Theils des kaukaſiſchen Hochgebirges in Norden von Georgien. Nachkommen der Chaſaren, Bewohner der in Norden vom Kaukaſus gelegenen Länder.

Oſſeten ſind, die ſich ſelbſt Iron (Iran, bey Herodot Arinoi) nennen, mediſche Sarmaten, As oder Alanen des Mittelalters.

Ein Wörterverzeichniß.

Armenier. Haikan, von ihnen ſelbſt ſo genannt.

Ein Wörterverzeichniß.

II. Semiten.

Der ſemitiſche Stamm zerfällt in drey große Unterabtheilungen; die erſte derſelben bilden die chaldaiſch-ſyriſchen Völkerſchaften, die zweyte iſt die hebräiſche, zu welcher Juden, Phönicier und Philiſter gehören; die dritte die arabiſche, in der die Aethiopier mitbegriffen ſind. Erſt in den neueſten Zeiten hat man angefangen, ihre Grammatik und Wortforſchung auf haltbare Grundſätze zurück zu führen.

III. Georgier.

Sie begränzt in Norden der Kaukaſus und in Süden trennen ſie der Kur, die Gebirge von Garabag, Pambaki, Tſchildir und die pontiſchen.

Die georgiſche Nation zerfällt in vier Hauptzweige, ſie beſteht 1) in den eigentlichen Georgiern, kart'uhli. 2) Die Bewohner von Mingrelien, Odiſchi und Guria. 3) Suani, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen: Schnau. 4) Die letzten Lasi, welche wieder drey Mundarten haben; den von Kiemer oder Gonia durch (ki), den von Hope oder Krainza durch (H) und den von Trebiſonde, den Klaproth durch (Tr.) unterſchieden hat.

Ein Wörterverzeichniß.

IV. Kaukaſier.

Darunter begreift Herr Klaproth alle diejenigen Völkerſchaften, die ſeit der geſchichtlichen Zeit das kaukaſiſche Gebirge

bewohnt haben, im Gegenſatze von denen, die erſt ſpäter eingewandert ſind.

Den Sprachen nach bringt der Verfaſſer die Kaukaſier in drey große Hauptabtheilungen: in Oſtkaukaſier oder Lesghi, in Mittelkaukaſier oder Mitzdjeghi und Weſtkaukaſier, welches die tſcherkeſiſchen und abaſiſchen Völkerſchaften ſind.

Bey genauer Unterſuchung findet Klaproth, daß in Lesghiſtan vier wirkliche Hauptſprachen geredet werden. — Die erſte nennt er die awariſche, an jene ſchließt ſich jene der Bezirke Dido und Unſo am obern Samur. 2) Die Sprache der Qaſi-Qumuq, 3) die von Akuſcha, 4) wird im Gebiete von Kura oder Kurä geredet in Süd Dageſtan.

Ein kleines kuräliſches Wörterverzeichniß.

Mittelkaukaſier. Was dieſe Sprache betrifft, ſo iſt ſie zwar von andern kaukaſiſchen dem größeren Theile der Wörter nach verſchieden, bietet aber viele Aehnlichkeit mit den lesghiſchen und beſonders mit den Qaſi-Qumuqiſchen und awariſchen Mundarten dar.

Der Dialekt der Tuſchi iſt mit vielen georgiſchen Wörtern vermiſcht, welche angezeigt ſind.

Weſtkaukaſier. Sie breiten ſich vom obern Kuban an bis zum ſchwarzen Meere hin, und machen in unſern Tagen die Tſcherkeſen und Abaſen aus.

Folgt wieder ein Wörterverzeichniß, und ſodann kommen einige tadelnde Worte über die Benennung kaukaſiſche Racen. Die mehrſten Bewohner des Kaukaſus ſind ſo alt als die Geſchichte.

V. Samojeden.

Ihr Urſprung iſt ſchwer zu beſtimmen; die weſtlichen Samojeden nennen ſich ſelbſt Njenez oder Nenetsch (Leute) oder Chasovó (Menſchen), und werden verſchieden von andern Völkerſchaften genannt.

Ein ſamojediſches Wörterverzeichniß.

Dann fährt der Verfaſſer fort umſtändlicher von den Samojeden zu ſprechen, von allen ihren Stämmen.

Wieder eine Wörtertafel für die verſchiedenen Stämme.

VI. Jeniſeïer.

Größtentheils mit dem unbeſtimmten Namen Oſtiaken von Jeniſeï belegt. Der Verfaſſer nennt dieſen Stamm ſo, weil er nur die Gegenden dieſes Stromes und ſeiner Zuflüſſe bewohnt, und weil ſeine Mitglieder keine eigene allgemeine Benennung für ihre Nation haben, Klaproth auch keine beſſere zu geben wußte. Hier folgen intereſſante Nachrichten von ihren Gebräuchen und Stämmen.

Ein jeniſeïſches Wörterverzeichniß.

VII. Finnen.

Dieſer ausgebreitete Völkerſtamm bewohnt den nordöſtlichen Theil von Europa und das nordöſtliche Aſien, der ſeinen Namen von einem ſeiner äußerſten Zweige erhalten. Vollkommen Recht hat der Verfaſſer, daß man die Finnen mit mehrerem Rechte Uralier nennen könnte; denn Alles, was wir, ſagt derſelbe, hiſtoriſch und glottiſch von ihnen wiſſen, deutet auf ihre Abſtammung aus dem uraliſchen Scheidegebirge, von dem ſie nach Weſten herabgeſtiegen ſind.

Merkwürdig und höchſt intereſſant für uns iſt, was Klaproth S. 183 ſagt: »Durch jene Vermiſchung mit aſiatiſchen, und beſonders, ſeit dem ſechsten Jahrhunderte, mit türkiſchen Völkern, entſtanden die ſonderbar abweichenden, und doch finniſchen Sprachen, wie das tſcheremiſiſche und ungriſche, zu welchen letztern ſich auch ein großer ſlawiſcher Antheil (vielleicht durch ſlawiſche Miſſionäre) und viel Deutſches geſellt (beſſer, durch Mißbrauch und Noth, um völlig neue Dinge benennen zu können, eingeführt) hat. Dagegen löſte das Türkiſche der Tſchuwaſchen ein Drittheil finniſcher Wörter in ſich auf und ward dadurch zur abweichenden Mundart des alten Stammes.« Die Eintheilung in Oſt- und Weſtfinnen iſt vortrefflich aus einander geſetzt.

Die Sprache der finniſchen Völker iſt in fünf Hauptſtämme eingetheilt: in germaniſirte Finnen, worunter außer den Finnländern die Eſten, Karelen oder Karelier, Olonezischen Finnen und Lappländer, in den ruſſiſchen Jahrbüchern Tſchuden genannt; in wolgiſche Finnen, zu ihnen gehören: Mordwinen, Mokſchanen und Tſchermiſſen.

Permier. Ein Stamm der finniſchen Völkerſchaften, zu ihnen gehören: Wotiaken, Syränen, welche im Grunde mit den Permiern ein Volk ſind, und die eigentlichen Permier.

Ugoriſche Finnen. Unter dem Namen der Ugorier (abermals eine wichtige Stelle für uns, S. 188) begreift der Verfaſſer die drey letzten Zweige des finniſchen Völkerſtammes, nämlich: die Wogulen, Ungern (nicht Ungarn) und Oſtiaken vom Ob. »Aus den jenſeits der Wolga gelegenen Gegenden kamen ums Jahr 462 unſerer Zeitrechnung, nach der Zerrüttung des von Attila errichteten großen Hunnenreichs, die ugoriſchen Völker, nämlich: Onoguren, Saraguren und Urogen nach Europa. Die wichtigſten derſelben ſcheinen die Onoguren geweſen zu ſeyn, und dieſe hießen in ſpätern Zeiten Uguren, Uiguren und Ungern. Sie ſind die Stammväter der jetzigen Ungern, und werden auch in den ruſſiſchen

Jahrbüchern Ugry genannt. Wahrſcheinlich (gewiß) war noch ein Theil von ihnen im alten Vaterlande zurückgeblieben (ein ſolcher Unger aus dem alten Vaterlande hielt ſich eine geraume Zeit in unſerm Ungern vor Kurzem auf), von dem die jetzigen Baſchkiren abſtammen, obgleich ſie ihre alte Sprache vergeſſen und die türkiſche angenommen haben.« (Der oben erwähnte Unger aus dem alten Vaterlande ſprach ungriſch, nur mit einiger Veränderung der Mundart). Hier führt der Verfaſſer die bekannte Erzählung des Minoriten Wilh. Ruysbroeck bey Bergeron §. 47 an, der im Jahre 1253 jene Gegenden beſuchte.

Im Mittelalter (ſehr richtig) führten die Gegenden um den Ural bis zum oberen Jaik herunter den Namen des ugriſchen oder ungriſchen Landes.

S. 190 ſagt der Verfaſſer wieder, daß das Vaterland der Uiguren oder Ungern ſeine ſüdliche Fortſetzung bis zum Jaik hatte. Jugrier (d. i. Wogulen und obiſche Oſtiaken) ſprechen aber eine Sprache, die von allen finniſchen Mundarten in den Wurzeln am mehrſten mit der jetzigen ſehr gemiſchten (?) ungriſchen übereinkommt; ſie ſind alſo Stamm- und Sprachverwandte der Ungern. Hier wird des wackern Samuel Gyarmathi wegen ſeiner trefflichen Abhandlung: Affinitas linguae ungaricae cum linguis Finicae originis etc. ehrenvoll erwähnt.

Jetzt geht der Verfaſſer zu den Wogulen und den obiſchen Oſtiaken über.

S. 198 folgen Vergleichungen, welche die Uebereinſtimmung ungriſcher, permiſcher und anderer finniſcher Wurzeln mit den andern Stammſprachen Aſiens in die Augen ſpringend zeigen, mit Ausnahme der Mundarten jener Finnen, die der Verfaſſer unter die germaniſirten zählt, weil dieß nichts beweiſen würde.

S. 202 wirft K. die Frage, was ſind Tataren? auf, und beantwortet ſie erſchöpfend. Vielleicht gehört dieſe Antwort unter die vorzüglichſten Forſchungen, die in der Asia polyglotta vorkommen.

VIII. Türken.

Auch dieſes nach unſerm Urtheil vortrefflich wie das Vorige, und enthält viel Neues.

Dann geht er zu dem usbekiſchen Stamme und zu jenem der Baſchkiren. Wieder eine Frage, was ſind Bucharen? mit gewohntem Scharfblick beantwortet. Zuletzt folgt ein buchariſches Wörterverzeichniß.

IX. Mongolen oder Tataren.

Ein vorzüglicher Aufſatz mit einem mongoliſchen Wörterverzeichniſſe.

X. Tunguſen.

Eben ſo merkwürdig mit einem ſehr überraſchenden Wörterverzeichniſſe.

XI. Kurilien oder Aino.

Oeſtlich von dem Mandſchu, am Ausfluſſe des Amur, vorzüglich aber auf den größeren und kleineren Inſeln, die zwiſchen dem feſten Lande von Aſien, Japan und Kamtſchatka liegen, und ſelbſt auf der Südſpitze des Landes wohnen.

XII. Jukagiren oder Jukagi.

Ein kleiner, jetzt ſehr zuſammen geſchmolzener Völkerſtamm; ſie wohnen öſtlich von den Jakuten, an den Ufern des Eismeeres, zwiſchen den Flüſſen Jana, Judirgka und Kowyma oder Kolyma. Eine Vergleichungstafel.

XIII. Korjäken.

Die Gränzen dieſes Stammes ſind in Weſten der Omolon, der Linken, der Kowyma, und dieſer Fluß ſelbſt bis zu ſeiner Mündung; in Norden das Eismeer und der obere Anadyr, und in Oſten der nördliche Ocean; in Süden ſtoßen ſie an den nordöſtlichen Theil des lamutiſchen Gebirges und an den Penſchinskiſchen Meerbuſen; auf der Halbinſel Kamtſchatka aber gehen ſie bis zum Bache Buſtaja, der ſich in Weſten in dieſen Buſen ergießt und bis zur Tukowka, welche gegen Oſten in den nördlichen Ocean fällt. (Ich habe nur bey weniger bekannten Völkerſchaften die Gränzen nach K. bemerkt.)

Wieder ein Wörterverzeichniß.

XIV. Kamtſchadalen.

Mit einem Wörterverzeichniſſe.

XV. Polar-Amerikaner in Aſien.

Die öſtlichen Tſchuktſchen in Sibirien, auf der äußerſten Spitze von Aſien nach Amerika.

Ein Wörterverzeichniß.

XVI. Japaner.

Mit einem Wörterverzeichniſſe.

XVII. Koreaner.

Die Inſel Korea, welche zwiſchen China und Japan und ſüdlich von dem langen weißen Gebirge liegt, das ſie von dem Lande der Mandſchu trennt.

Ein Wörterverzeichniß.

XVIII. Tübeter.

Mit einem Wörterverzeichniſſe

Sprache der Bewohner der Garrau-Berge an der nord-

öſtlichen Gränze von Bengalen. Sprache der Bergbewohner in der Nachbarſchaft von Bhagalpur.

XIX. Chineſen.

Hier leibt und lebt der Verfaſſer, wie in ſeinem Vaterlande.

XX. Annam.

Tunkin und Kochinchina.

XXI. Siam. XXII. Awa. XXIII. Pegu.

Wörterverzeichniß der chineſiſchen Dialekte und der transgangetiſchen Sprachen.

Malajen mit einem Wörterverzeichniſſe.

Ich muß jetzt erinnern, daß ich nicht umhin könne, ſowohl dem außerordentlichen großen Vorrathe (eine Fundgrube für den Philologen) an meiſt unbekanntem Stoffe, als auch dem ſeltenen Geſchicke des Verfaſſers im Ordnen und Benützen die verdiente Bewunderung zu bezeugen.

S. 121 erſcheint das Leben des Budda nach mongoliſchen Nachrichten, des Stifters einer Religion, die, nächſt der chriſtlichen, über einen ſehr großen Theil des Menſchengeſchlechtes verbreitet iſt. Sie nahm ihren Urſprung in Indien, diesſeits des Ganges, und verbreitete ſich von dort aus über den größten Theil von Aſien. Vom Imaus an erſtreckt ſich ihre Herrſchaft bis zum ſtillen Ocean und über Japan hin. In Mittelaſien hat ſie aus rohen Nomaden ſittliche und milde Menſchen gemacht, und ſelbſt das ſüdliche Sibirien hat ihren Einfluß empfunden.

Nebſt dem eigentlichen Texte enthält die Asia polyglotta noch 60 große Tafeln in Fol., welche diejenigen Wörterverzeichniſſe, die im Texte nicht Raum hatten, aufnehmen. Sie bilden mit jenen eine bequeme Ueberſicht der aſiatiſchen Sprachen, und eine ſonſt nirgends anzutreffende reiche Sammlung aſiatiſcher Wörter, die durch die beygefügte treffliche neue Karte Aſiens, auf der die erwähnten Stämme und Sprachen, mit ihren Gränzen und mit verſchiedenen Farben bezeichnet und glücklich verſinnlicht ſind, noch einen ganz beſondern Werth erhält; indem auf dieſe Weiſe, was vorher dem Gedächtniſſe eingeprägt worden, hier nun auch dem Auge vorgeſtellt, und ſo für beyde, dem Lehrenden und dem Lernenden ungemein faßlich gemacht wird.

Das am Ende angebrachte vollſtändige Regiſter erleichtert den Gebrauch, weil es ſchnell und ſicher auf jede Einzelnheit hinweiſet. Es wäre zu wünſchen, daß bald eine ähnliche Arbeit über Europa erſchiene, denn in dieſem, wie in manchen anderen Fällen, iſt uns das Morgenland zuvorgekommen.

R—g.

Anzeige-Blatt
für
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Nro. XXII.

Probe aus einer neuen Ueberſetzung von Dramen des Calderon, von Dr. Al. Jeitteles.

Das Fegefeuer des heiligen Patricius.

Erſter Aufzug.

(Wilde Felſengegend am Meere. Egerius, König von Irland, in Thierfelle gekleidet, ſtürzt voll Wuth auf die Bühne; ſeine Töchter Polonia und Leſbia, der Höfling Leogarius und ein Hauptmann ſind ihn zurückzuhalten bemüht.)

König.

Laßt! daß mich Tod umnachte!

Leogarius.

Halt ein, Gebieter!

Hauptmann.

Höre!

Leſbia.

Schau!

Polonia.

Betrachte!

König.

Laßt, daß der Sonn' unferne
Von dieſem Riff, der ſich mit einem Sterne
Den Scheitel krönend ſchmücket,
In falſ'ge Meeresflut, der Sorg' entrücket
Nun ſtürze der, dem ſolches Leid beſchieden,
Es ſterb' in Wuth, wer lebt in Wuth hienieden!

Leſbia.

Wild dringſt du hin zum Meere?

Polonia.

Schon ſchließſt du, Herr! Was haſt du nun? Erkläre!

König.

All jene ew'gen Schrecken
Der Höllenfurien, die ſo gierig lecken,
Der ſiebenhalſ'gen Schlange
Geburten, die zum vierten Himmelsrange
Den Qualm verfinſternd hauchet,
Kurz, was da ſchreckt, und in Entſetzen tauchet,
Fühl' ich im Buſen toben *),
Daß gegen mich ich ſelbſt nun Krieg erhoben.
Dem Traume hingegeben,

*) Nach der Leſeart der alten Ausgaben.

Bin ich lebend'ger Leichnam, denn vom Leben
Iſt er der Herr, im Bleichen
Erſchaut' ich da des Todes drohend Zeichen.

Polonia.

Und welcher Traum liegt ſolcher Angſt zum Grunde?

König.

Nun Töchter hört! Aus eines Jünglings Munde
Voll Schönheit anzuſehen
(Ob er auch niedrer Sklav', ich wag' kein Schmähen,
Und will ſein Lob erheben),
Nun denn aus eines Sklaven Munde eben
Wohl eine Flamme ſprühte,
Die freundlich mild in ſüßen Strahlen glühte,
Bis ſie euch beyd' umfangen,
Und ihr in heller Lohe aufgegangen.
Nur mir in eurer Mitte, der bemühet
Zu widerſtehn der Wuth, kein Leid geſchiehet,
Und nicht die Glut mich findet;
Doch endlich ſchon verzweifelt und erblindet,
Erwacht aus Grabesſchlunde,
Aus Traum und Todesſchlaf und Fieberſtunde
Bedünken mich die Qualen
So groß, daß es mir ſcheint, ich ſeh die Strahlen,
Wohin ich fliehend kehre,
In Flammen euch, indeß ich mich verzehre.

Lesbia.

Nur leichte Phantaſieen
Des Traumes ſind's, die ſo mit Wahn umziehen
Die Seele ſammt den Sinnen.

(Ein Horn ertönt.)

Was ſagt dieß Horn?

Hauptmann.

Daß unſern Port gewinnen
Nun ein'ge Schiffe eben.

Polonia.

So woll' mir, Herr! zum Geh'n Erlaubniß geben.
Du weißt, daß Hornestöne
Mir klingen wie die Stimme der Sirene,
Dieweil dem Mars geweihet,
Von kriegeriſchem Toſen hocherfreuet,
Wohl all mein Sinnen dringet
Nach ſeinem Klang, denn meiner That entſpringet
Aus ihm des Ruhmes Quelle,
Wenn auf zur Sonne ſchifft auf Feuerswelle
Mein Name, und mit leichtgehob'nen Schwingen
Von dort zu Pallas Gottheit ſucht zu dringen.

(Für ſich.)

Obwohl mit größ'rer Sorge mich verlanget
Zu wiſſen, ob Philippus angelanget. (ab.)

Leogarius.

Steig nieder, Herr! zum Strande
Des Meers, ſo dringt mit ſchäum'gem Hauptesrande
Zum Fels, der ihm zu größ'rem Strafesfalle
Gibt ſand'ge Haft im Kerker von Kryſtalle.

Hauptmann.

Dies Scheuſal ſchneebedecket
Verſcheuche, was dich ſchrecket,
Auf ſeinen Wogen kamen
Zu Spiegeln von Zaphir die Silberrahmen.

König.

Nichts wird mich mehr ergötzen;
So konnte mich mit mir in Streit verſetzen
Der Schmerz, daß trüb ich ahne,
Das Herz gleich' Aetna, Buſen dem Vulkane.

Lesbia.

Gibts ſchönern Anblick als des Schiffes Bogen,
Wenn es Kryſtalle brechend kommt gezogen,
Und auf azurner Sphäre
Ein Fiſch des Winds, ein Vogel iſt der Wogen,
Wenn's ſchnell in leichter Furch' hinzieht die Meere,
Von zweyer Elemente Gunſt beſtimmet,
Im Waſſer fliegt, und in den Winden ſchwimmet?
Zwar ward nicht dem Begehre
Der Augen noch bis jetzt ſo froh Gewähre,
Dieweil das Meer nun ſtürmend,
Zu weiten Felſengruppen auf ſich thürmend,
Die ſtolze Stirne faltet,
Und weil Neptun ergrimmet,
Von Zornesmuth umſtimmet,
Den Blick umwölkt, des Dreyzacks furchtbar waltet.
Mög' wohl bedenken der Pilot die Stürme!
Denn kühn gen Himmel dräuen
Gebirg' aus Salz und Piramidenreihen
Aus Eis, Schlöſſer aus Schaum, aus Schnee die Thürme.

Polonia (tritt auf).

O große Noth!

König.

Polonia,
Was iſt's?

Polonia.

Die unbeſtänd'ge Babilonia,
Die ſich empört gen Himmel,
Zeigt ſolchen Grimm, und ſolch' Gewaltgetümmel,
Daß ſie mit durſt'gem Wüthen
(Wer ſah, daß Wellen je in Durſt geriethen?)
Manch Volk nach ihres Bauches grauſem Schlunde
Herniederreißt zur Stunde;
Dort weiht ſie aus Korallen
Die Gräber kühn, aus Silber Grabeshallen,
Aus Schnee die Sarggerüſte;
Denn aus der Haft zu freyerem Gelüſte
Läßt Aeolus die Winde,
Und dieſe faſſen ohne Recht und Gründe
Den Kahn, von dem uns die Trommet' erklungen;
Ein Schwan, der ſich ſein Todtenamt geſungen.
Von jenes Gipfels Höhen,
Der ſich zur Sonne wagt, das Licht zu ſchmähen,

Zufried'nen Sinns ich blicke,
Zu ſehen, ob's Philippus, der zurücke
Nun kömmt, deß Flaggen in den milden Lüften,
Im Dienſte deiner Waffen wehend, ſchifften.
Wie ſich ſein Scheitern zeiget,
Als Seufzer jeder Laut der Bruſt entſteiget;
Doch bald der Trümmer Anblick mir verjag' ich,
Als Schuld daran, ſo Lipp' als Aug' verklag' ich,
Denn dieſe brachten ſchnelle
Mehr Flut und Wind durch Thrän' und Ruf zur Stelle.

König.

Wie denn ihr Götter droben!
Wollt ihr mit ſolchem Drohen wohl erproben,
Wie weit Geduld mir eigen?
Soll ich hinauf zur Azurburg denn ſteigen,
Um ſie — ein zweyter Nimrod — zu vernichten,
Auf deſſen Schultern Strecken
Sich eine Welt konnt' flüchten?
Doch bringt mir nimmer Schrecken
Der off'ne Höllenrächen
Mit Feuersglut und Blitz und Donnerkrachen.

Patricius (von außen).

Weh mir!

Leogarius.

Ein Trauerton!

König.

Was iſt's?

Hauptmann.

Geſchwommen
Kommt dort ein Mann, entkommen
Des Sturmes grauſem Walten.

Leſbia.

Und ſtrebt den Leidgefährten zu erhalten
Die Arme um ihn ſchlingend,
Obwohl noch ſelber mit dem Tode ringend.

Polonia.

Du Armer, den von ferne
Hieher gezogen, ſo Geſchick als Sterne
Zu weitentleg'ner Erde,
Daß dir mein Ruf zu ſich'rem Führer werde,
Wenn du mich hörſt; mein Rufen
Sey deines Muthes Stütze!
Hieher!

(Patricius und Ludwig Enius triefend und ſich umſchlungen haltend treten auf, ſtürzen aber ſogleich zuſammen.)

Patricius.

Gott ſchütze mich!

Ludwig.

Der Teufel ſchütze!

Leſbia.

Zum Mitleid ſie bewegen.

König.

Mich nicht, denn niemals fühlt' ich Mitleidsregen.

Patricius.

Ihr Herrn, wenn Leid und Schmerzen
Zu rühren pflegen glückbegabte Herzen,
So darf ich nicht vermuthen,
Es gäb' ein Herz entfremdet ſo dem Guten,
Das nicht die Demuth rührte eines Armen.
Zu Füßen fleh' ich euch: Um Gott, Erbarmen!

Ludwig.

Ich nicht! behaltet's immer,
Von Menſchen nicht, von Gott erwart' ich's nimmer.

König.

Wer ſeyd ihr, daß wir wiſſen
Wem Mitleid, Gaſtlichkeit wir weihen müſſen?
Doch daß ihr mich nicht etwa mögt verkennen,
Will ich zuerſt euch meinen Namen nennen,
Denn nicht trag' ich Begehren
Daß ihr unwiſſend euch vergeht, die Ehren
Die meiner Würde paſſend,
Und jene Huld'gung, die mir zukommt, laſſend.
Ich bin Egerius, König
Und würd'ger Herr dieß kleinen Reichs, das wenig
Mich dünkt, weil es das meine,
Denn bis ich nicht der Erde Herr bin, ſcheine
Ich mir gering im Werthe. —
In wilder Menſchen Tracht, nicht wie's gehörte
Dem Fürſten, will ich zeigen
Als wildes Thier, wie wilder Sinn mir eigen.
Den Dienſt der Götter laſſ' ich,
Nicht ihre Namen faſſ' ich,
Wir beten ſie nicht an, die wir verſchmähen,
Und glauben nur an Werden und Vergehen.
Nun ihr mich kennt, und meiner Herrſcherehre
Gewicht, ſo ſaget, wer ihr ſeyd.

Patricius.

So höre.

Patrik iſt mein Eigenname,
Bin aus Irland, ein Hiberner
Aus dem niedern armen Markte
Tox, der drum gekannt nur wenig.
Zwiſchen Mitternacht und Abend
Liegt er dort auf einem Berge,
Den umſchlungen hält in Haft
Eng die Kreiſeflut des Meeres,
Auf der Inſel, die geheißen
(Ihr ein ewig Lob zu ſpenden)
Hoher Herr! der Heil'gen Inſel;
Denn gar viele gaben Leben
Dorten hin als Marterzeugen,
Als die eifrigſten Verfechter
Ihres Glaubens, was für Fromme
Iſt das höchſte Glück auf Erden.
Ein irländ'ſcher Edelmann,

Einer Frankendame ehlich,
Zeugte mich im keuſchen Ehbett.
Mir das beſſ're ew'ge Leben
(O daß es dereinſt ſo komme!)
Bey des Lebens erſter Regung
Sichernd, gab er ſchon dem Kinde
Unſers Glaubens treue Lehre,
Chriſti Licht und ew'ge Wahrheit
Durch der heil'gen Taufe Spende,
So die Pforte iſt des Himmels,
Und der Sakramente erſtes.
Gleich nachdem des Ehebundes
Pflicht erfüllten fromm die Eltern,
Wie es von dem Menſchen fordern
Die natürlichen Geſetze,
Zogen ſie ſich auch zurück
In zwey Klöſter, wo ihr Leben
Rein und keuſch bis zu der Stunde,
Die beſtimmt iſt als die letzte,
Sie bewahrten, mit viel tauſend
Katholiken wiedergebend
Ihre Seele an den Himmel,
Ihren Leichnam an die Erde.
Eine Waiſe blieb ich nun
In den treuen Schutz gegeben
Eines gottesfürcht'gen Weibes,
Das mich kaum ein Luſtrum pflegte,
Oder fünf der Sonnenalter,
Wo in goldnen Kreiſen bleudend
Fünfmal zog die Sonne, leuchtend
Den zwölf Zeichen und der Sphäre.
Und ſchon damals zeigt' in mir
Seine Allmacht unſer Herrgott,
Seine Majeſtät zu kunden
Dienet ihm das ſchwache Werkzeug,
Und bey ihm allein iſt alles,
Was man groß nur nennt und herrlich.
Eines Tags (der Himmel weiß es,
Daß mich nicht der Stolz des Menſchen,
Nur der heil'ge Gotteseifer,
Zu verkünden ſeine Werke,
So heißt reden) da geſchah es
Daß ein Blinder, Namens Germas,
Kam an meine Thür und ſagte:
Mich ſchickt Gott her dir befehlend:
»Gib ihm Licht in meinem Namen!«
Ich gehorſam und in Demuth
Mach' ſogleich des Kreuzes Zeichen
Auf die Augen ihm — zur Stelle
Kehren ſie aus Finſterniſſen
Zu des Lichtes froher Helle.
Einmal wieder als der Himmel
Rauh und kalt gehüllt in ſchwere

Wolken in des Schnees Geſtöber
Krieg entſandte unſrer Erde,
Deckt' ſo häuf'ger Schnee 'nen Berg,
Daß, als er der Sonne Brennen
Wich zerſchmolzen und zerfloſſen,
So im Waſſer alle Wege
Stunden, daß die Häuſer ſchwimmend
Auf den wild empörten Wellen
Schiffe waren, die aus Ziegeln,
Nachen, die aus Stein und Felſen.
(Wer ſah ſchwimmen über Bergen?
Wer ſah ſchiffen über Wäldern?)
Und des Kreuzes Zeichen macht' ich
Ob den Wäſſern, und entfeſſelt
Sprach die Zung' im Namen Gottes:
»Ich befehl' euch heimzukehren
In den Meersgrund!« und der trockne
Sand war alſobald zu ſehen.
Wer wird dich o Gott nicht preiſen?
Wer nicht betend dich erkennen?
Grö'ßre Wunder könnt' ich künden,
Doch iſt Maß der Zunge Sperre,
Macht die Worte leicht verſtummen,
Siegel auf die Lippen legend.
So wuchs ich heran, geneigter
Wohl den Büchern als dem Degen,
Und vor allem lag ich ob
Heil'ger Schriften fleiß'ger Leſung,
Der Legende von den Heil'gen,
Die uns gibt die beſte Lehre,
Eifer, Frömmigkeit und Glauben,
Treu' und Liebe zu erwerben.
So im Studium beſchäftigt
Ging ich am Geſtad des Meeres
Eines Tags mit andern Freunden,
Schulgenoſſen, als an jenes
Stieß ein Nachen, ſeinem Bauch
Schnell Bewaffnete entſendend,
Wie im Räuberzug Korſaren
Jene Meere dort durchſegeln.
Alle wurden wir gefangen.
Ihren Raub zu ſichern, geben
Schnell den Kahn der See ſie wieder,
Und dem freyen Wind die Segel.
Hieß Philippus von Roqui
Der dieß Fahrzeug hat befehligt;
Doch in ſeinem Buſen wahrte
Hochmuth er, ſich zum Verderben.
Alſo ging es manche Tage,
Meer und Küſte von Hibernien
Wurden heimgeſucht, der Raubgier
Opfer waren Gut und Leben.
Mich alleine nur verſchont er,

Denn es ſagte mir der Feldherr,
Daß er mich zu dir als Sklaven
(Zeichen ſeines Tiefergebens)
Müſſe bringen. Ach wie vielfach
Irrt in ſeinem Wahn der Menſch doch,
Der nicht horcht auf Gottes Rathſchlag
Trauend nur dem eignen Denken!
Mög' Philippus dieß beſtät'gen
Noch im Meere! — Denn gar herrlich
War der Himmel heut zu ſchauen,
Rein die Luft und glatt die Wellen,
Nah die Küſte — doch auf einmal
War vernichtet all ſein Streben.
Denn aus ſeinem Höllengrunde
Pfiff der Wind, die See erhebt ſich,
Thürmt wie Felſen auf die Wogen,
Deren Gipfel faſt benetzen
Schon die Sonne, kühn geſinnt
Auszulöſchen Tageshelle.
Ein Komet als irrer Pharus
War am Himmel angeheftet.
O Erſcheinung ohne Urſprung!
O du wirrbewegtes Sternbild!
Von dem Grund des Meeres wühlt es
Dann herauf des Sandes Menge,
Wo die Wellen vielvertheilet
Waren (ach zum Unheil eben!)
Zwiſchen Perlen und Korallen
Alabaſtermonumente.
Mir, den Gott erhalten (zwar
Weiß ich nicht, warum's geſchehen
So unnützem Ding), gelang es
Nicht nur ſelber mich zu retten,
Muth und Kraft zuſammenhaltend,
Es gelang mir auch an jenem
Topfern Jüngling, auf das Spiel
Selbſt das eigne Leben ſetzend.
Denn ich weiß nicht welch Geheimniß
Mich an ſeinen Fußtritt feſſelt,
Doch bedünkt mich, daß er einſtens
Vielfach nur die Schuld erſetzet.
Endlich durch die Gnade Gottes
Stehen wir auf ſichrer Erde,
Wo ich nun mein Glück erwarte,
Oder warte auf Verderben;
Denn wir ſind ja eure Sklaven.
Mog' euch unſer Leid bewegen,
Mögen euch die Klagen rühren,
Euch erweichen unſer Elend,
Unſer Trubſal euch ermahnen,
Und erbarmen unſre Schmerzen.

König.

Schweige, du elender Chriſt!
Denn ich weiß nicht was die Seele

Mir bewegt, wenn ich dich höre,
Was mich zwingt dich anzubeten,
Und mich zwingt dich doch zu fürchten;
Denn mich dünkt, du ſeyeſt jener
Sklave, den ich ſah im Traume,
Wie du Funken hauchend redeſt,
Wie du ſprüheſt helles Feuer,
Wo der Flamme Docht geweſen
Schweigend meine beyden Töchter
Hier Polonia, ſo wie Leſbia.

Patricius.

Was aus meinem Munde glühte,
War des Evangeliums Lehre,
Die wahrhaft'ge, die mein Wort iſt,
Die ich komme dir zu pred'gen,
Deinem Volk und deinen Töchtern;
Denn zum Chriſtenthum bekehren —
Eben durch die Macht des Wortes —
Werd' ich beyde.

König.

Schweig und ſperre
Deine Lippen, niedrer Chriſt!
Die mit Schimpf und Spott mich treffen.

Leſbia.

Mäß'ge dich!

Polonia.

Ha! wie, du könnteſt
Ihn vertheid'gen, Mitleid hegen?

Leſbia.

Ja doch.

Polonia.

Laß ihn, daß er ſterbe.

Leſbia.

Daß von Königs Hand er ſterbe,
Unrecht iſt's.

(für ſich)

Nur Mitleid mit dem
Chriſten heißt mich alſo reden.

Polonia.

Wenn des Königs Träume dieſer
Zweyte Joſeph, wie der erſte
Deutet, ſo bezweifle nimmer
Noch befürchte, Herr! das Ende.
Denn wenn's Wahn iſt, daß ich ſelber
Mich verbrenne, iſt's undenkbar,
Daß ich Chriſtin werden könnte,
So wie daß ich wiederkehre
Etwa noch ein zweytes Mal
Nach dem Tod zu neuem Leben.
Drum nach ſo gerechtem Zürnen
Euch Zerſtreuung deiner Seele,
Laß uns hören, wer der zweyte
Fremdling iſt.

Ludwig.

Vernimm aufmerkſam,
Göttin aller Schönheit voll!
Ich beginne die Erzählung.
Du Egerius, Irlands großer
König, ich bin Ludwig Enius,
Bin ein Chriſt wie Patrik, freylich
Nur darin allein ihm ähnlich;
Zwar verſchieden von einander
Sind wir auch in dieſem ſelber,
Denn obgleich wir beyde Chriſten,
Sind wir uns ſo ſehr entgegen,
Daß ſo wie dem Guten Böſes
Wir uns gegenüber ſtehen;
Aber dennoch könnt' ich opfern
In Vertheidigung der Lehre
Meines Gottes, meines Glaubens
Tauſendmal und mehr mein Leben,
(Alſo ſchätz' ich ſie) bey Gott! den
Durch den Schwur ich ſchon bekenne. —
Fromme Thaten, Himmelswunder,
Die etwa durch mich geſchehen,
Kann ich nicht berichten, aber
Raub und Mord und Kirchenſchändung,
Laſter, Treubruch und Verrath
Kann ich dir von mir erzählen,
Obgleich eitel mir's erſcheint
Mich zu rühmen des Geſcheh'nen.
Mein Geburtsort iſt auf einer
Von Hiberniens Inſelmenge,
Und ich fürcht', daß wirr und irr
Alle ſieben der Planeten
Streitend an der Wiege ſtanden
Meines unglücklichen Werdens.
Luna legte Unbeſtand
In mein Weſen, Geiſt gab Hermes,
Den zu böſem Zweck ich brauchte,
(Nicht ihn haben, wäre beſſer),
Venus ſchaamentblödet gab
Wolluſtathmendes Begehren,
Grauſamkeit war Ares Gabe,
(Alſo ſchenken Mars und Venus!)
Phöbus gab mir tapfern Sinn,
Und da Uebung nur zum Zweck führt,
Und ich nur zerſtören kann,
Ueb' ich nun den Raub nach Kräften.
Stolz verlieh mir Jupiter
Und ein hochgeſinntes Denken;
Zorneswuth verlieh Saturnus,
Kraft und Willen zum Verräther,
Und ſo wucherten die Saaten
Reifend zu verwandter Ernte.
Ein Verbannter zog mein Vater

(Weßhalb zwingt mich hier die Ehrfurcht
Zu verhehlen) weg aus Irland.
Wir bezogen einen Flecken
In Hiſpanien, Perpignan,
Kaum zehn Jahre mocht' ich zählen. —
Als ich ſechzehn alt war, ſtarb er,
Schenk' ihm Gott das ew'ge Leben!
Eine Waiſe blieb ich, meinen
Sinnen, Lüſten Preis gegeben.
Ohne Zügel, ohne Zaum
Rannt' ich wild auf dieſem Felde;
Alſo wurden Spiel und Weiber
Beyde Pole meines Lebens,
Alles andre auf ſie bauend —
Welche üble Fundamente!
Hier iſt nicht der Ort zu ſchildern
Weit und breit, was mir begegnet,
Nur ein kurzer Abriß zeige
Dir ein Bildniß des Geſcheh'nen.
Einen edlen Greis erſchlug ich
Um die Tochter ihm zu ſchänden;
Einen hochverehrten Ritter
Seiner ſchönen Gattin wegen,
Juſt als ſie beyſammen ſchliefen,
Schlug ich todt in ſeinem Bette,
Seine Ehr' in ſeinem Blute
Badend, und ſein vorig Eh'bett
Ward die Trauerbühne, wo ſich
Mord und Treubruch nun vermengten.
Vater ſo wie Gatte ſtarben
Als Martyrer ihrer Ehre,
Denn auch ſolche gibt es. Schenke
Ihnen Gott das ew'ge Leben!
Vor der Strafe fliehend zog ich
Jetzt nach Frankreich. Unvergeſſen
Sind dort, wie ich ſicher glaube,
Meine Thaten im Gedächtniß;
Denn in jenem Krieg, der zwiſchen
Frankreich juſt begann und England
Nahm ich Dienſte in den Reihen
Der Franzoſen, unter Stephan,
So der König war von Frankreich.
Und in einem jener Treffen
Zeigt' ich ſolche Tapferkeit,
Daß der König ſelbſt ein Fähnlein
Zur Belohnung meines Muthes
Mir gegeben. Nicht begehr' ich
Dir zu ſagen, wie ich zahlte
Dieſe Schuld ihm auf der Stelle.
Heim kehrt' ich nach Perpignan
Hochgeehret. Einſtens tret' ich
In die Wachtſtub' um zu ſpielen,
Und um nichts ſchlug ich den Fähndrich

In's Geſicht, erſchlug den Hauptmann,
Drey, vier andre noch zerfetzend.
Die Gerichte kamen ſchnell
Hergeeilt auf dieſes Lärmen;
Als ich flüchten will zur Kirche,
Und mich ſetzte ſchon zur Wehre,
Streckt' ich einen Häſcher nieder,
That alſo bey ſo viel Schlechtem
Dennoch etwas Gutes wieder.
Schenk' ihm Gott das ew'ge Leben!
Ueber's Feld kam ich zur Kirche
Eines heiligen Konventes
Frommer Nonnen, eine Wildniß
War der Ort, wo es gelegen.
Hier lebt' ich zurückgezogen
Und vollauf vergnügten Herzens,
Denn hier fand ich eine Nonne,
Eine Dame, ihrem Vetter
Tiefverpflichtet, daß er alſo
Sie verſorgte. Meine Seele,
Lange ſchon ein Baſilisk,
Bald in Gift den Honig kehrte.
Schnell im Jähſturz eilt' ich fort
Vom Gefallen, zum Begehren —
Scheuſal, das Unmöglichkeit
Großgezogen, Feuerhelle
Die durch Widerſtand gedeihet,
Flamme, die der Wind belebet,
Tückevoll verborgner Feind,
Der da fällt den eignen Herren,
Ja! Begehren, das im Menſchen,
Der von Gott ſich kehrt und Ehrfurcht,
Das Entſetzliche, Verworfne
Als das Leben ſelbſt erkennet;
Alſo wagt' ich — Ungewiß
Wenn ich deſſen, Herr, gedenke
Stockt die Zunge und verſtummet,
Traurig, muthlos ſchweigt die Rede,
Und das Herz zerſpalten ſchier
Sucht ſich aus der Bruſt zu retten,
Und wie unter nächt'gen Schauern
Sträuben Bart und Haar gen Berg ſich,
Alſo ich verwirrt und zweifelnd. —
Trauervoll und bangen Schreckens
Fehlt der Muth mir zum Erzählen,
Dem der Muth zur That nicht fehlte.
Ja, ſo groß iſt mein Verſchulden,
So verächtlich und ſo häßlich,
Gottlos ſo und tiefgeſunken,
(Seltſam alſo ſteigr' ich ſelbſt es)
Daß mich des Begangnen halber
Oefter bittre Reue quälet.
Kurz ich wagt' es eine Nacht

Da ſie ihre Stille eben
Zu des Traumes kurzem Grabe
Zubereitete den Menſchen,
Und vom Himmel ſchon der ſchwarze
Schleyer war herabgeſenket —
Trauerkleider, ſo die Lüfte
Tragen ob des Tages Sterben —
Da zu deſſen Todtenamte
Nachtgevögel ſtatt der Verſe
Schwanenlieder ſang, auf Wogen
Von Zaphir das Licht der Sterne
Niederſtrahlte, ſo verleihend
Zitternd Licht dem Firmamente;
Kurz ob einer Gartenmauer
Steig ich jene Nacht behende
In Geſellſchaft zweyer Freunde
(Niemals fehlen die Geſellen
Gibt es ſolche Unternehmung)
Alſo unter Angſt und Schrecken
Meinen Tod im Dunkel ſuchend
Tret' ich nun in jene Zelle
(Zittern macht mich die Erinn'rung)
Wo ſie wohnte, ihre Ehre
Heiſcht verſchweigen ihren Namen,
Nicht geſchieht es meinetwegen.
Von ſo großem Schreck erfaßt
Stürzt ohnmächtig ſie zur Erde,
Ich umſchling' ſie mit den Armen,
Und eh noch Erholung denkbar
Bracht' ich aus den Kloſtermauern
Sie alsbald in nahe Wälder.
Konnt' ihr auch der Himmel beyſtehn
Wollt' er nicht ihr dorten helfen.
Weiber, überredet bald
Folge nur der Liebe wären
Tolle Streiche, ſind nicht ſtrenge
Im Verzeihen, drum erſetzte
Luſt die Thränen und dem Unglück
Nicht gebrach's an Tröſtung eben,
War es gleich nicht klein zu heißen;
Denn ſie ſah in Einem Weſen
Räubers Einbruch und Gewaltthat,
Blutſchand, Nothzucht, ja und Ehbruch
Gegen Gott ſelbſt ihren Bräut'gam,
Und am Schluß noch Kirchenſchändung.
Pferde, die der Wind geboren,
Trugen uns von dannen endlich,
Und ſo ging es immer weiter
Auf der Flucht bis nach Valencia.
Meine Gattin hieß ſie dorten,
Wo ich lange friedlos lebte.
Denn verthan war alſobald
Jenes Wen'ge, was an Geld noch

Mir geblieben. Ohne Freunde,
Ohne Ausſicht auf Verbeßrung
Griff ich nun in ſolcher Drangſal
Nach der Schönheit jener endlich,
Die man hielt für meine Frau.
Hab' ich mich zu ſchämen etwa
Ueber eine meiner Thaten,
Die allein iſt es vor jeder;
Denn das Niedrigſte iſt dieſes,
Dem Verworfenſten nur denkbar,
Mit der Ehre Handel treiben,
Feilſchen mit der Liebeswerbung.
Schaamentblödet hatt' ich kaum
Mitgetheilt ihr meine Pläne,
Als ſie klüglich eingewilligt
Ohne ſolche abzulehnen,
Aber kaum hab' ich den Rücken
Ihren Augen zugewendet,
Als ſie mir entflieht, ein Kloſter
Zum Aſyle ſich erſehend.
Hier durch einen frommen Mönch
Fand ſie einen Hafen endlich
In den Stürmen dieſer Welt,
Und verſchied hier, ein Exempel
Ihrer Schuld und Reue liefernd.
Schenk' ihr Gott das ew'ge Leben!
Wohl bemerkend, daß der Welt
Nun bekannt ſind meine Frevel,
Daß es mir an Boden mangle,
Der mich trüg', faſſ' ich den Entſchluß
Heimzugeh'n ins Vaterland,
Wo ich doch, wenn noch ſo wenig
Sicherheit vor allem fände,
Ein Aſyl und ſichre Wehre
Gegen meine Feinde. Wirklich
Reiſ' ich ab, und lang' auch endlich
An in Irland, das als Mutter
Mich empfängt. Doch lang nicht währt' es
Daß die Mutter ſtief mir wird.
Denn als ich in ſichre Rhede
Komme meinen Weg mir ſuchend,
(Dorten lagen im Verſtecke
Einer Höhlenſchlucht Korſaren)
Macht mich der, der ſie befehligt,
Zum Gefangnen, Philipp hieß er;
Aber meine Gegenwehre
Macht ihm alſo viel zu ſchaffen,
Daß mir Philipp, wohlgefällig
Meiner Kraft, das Leben ſichert.
Was ſich nun hierauf begeben,
Haſt du alles ſchon erfahren;
Daß ſich zornesvoll erhebend
Grauſam uns der Wind gedroht

Züchtigung mit Stolz uns gebend.
Kraft, Verwüſtung übt er alſo
Auf den Meeren, auf den Bergen,
Daß ihr Stolz verſchwinden mußte
Bald vor der Verachtung jener.
Katapulte von Kryſtall
Schlugen an die Fundamente,
Daß die nahen Städte ſtürzten,
Und verachtend warf das Meer aus
Ueberall ans nahe Ufer
In den Muſcheln noch die Perlen,
Die Geſchütz ſind ſeines Abgrunds,
Von der Morgenröthe ſchnellem
Hauch' in ihrem Thau geboren,
Die aus Eis und Feuer Thränen
Sind, kurz, daß nicht mit den Bildern
Unnütz all die Zeit vergehe,
Was dort lebte, war geladen
In der Hölle Nachts zu eſſen,
Und auch ich wär' itzt ſchon unten,
Denn auch ich war mitgebeten,
Wenn Patrik (nicht weiß ich es,
Was mich zwingt ihn zu verehren,
Was mir einjagt, wenn ins Antlitz
Ich ihm ſchaue, Angſt und Ehrfurcht)
Mich dem Meer nicht hätt' entriſſen,
Grad' als ich ein Aufgegeb'ner
Meinen Tod zu ſaufen anfing,
Giftig mit dem Tode kämpfend.
Dieſes nun iſt mein Geſchick.
Gnad' und Leben nicht begehr' ich,
Nicht ſoll dich mein Schmerz erweichen,
Meine Bitten nicht bewegen,
Sondern gib mich bald dem Tod hin,
So empfang' er eines Menſchen
Leben, der alſo verworfen,
Daß er kaum mehr gut kann werden.

König.

Ludwig, wenn du gleich ein Chriſt biſt,
Was ich haſſe ſo unendlich,
Dennoch acht' ich deinen Muth
Alſo ſehr, daß ich beſtrebt bin
Jetzt zur ſelben Stund' zu zeigen
Meine Macht an dir und jenem,
Wie ich ſtrafe und belohne,
Und erniedre und erhebe.
Und alſo umarm' ich dich
Meiner Huld dich übergebend;
Aber dich Patrik, dich ſchleudr' ich
Mir zu Füßen hin zur Erde.

(Er wirft ihn auf den Boden, und ſetzt den Fuß auf ihn.)

Beyde Schalen Einer Wage
Sind das Bildniß von euch zween nun,

Und daß du erkenneſt Patrik,
Wie ich achte und bedenke
Deine Drohungen, ſo laß ich
Dir das Leben. Spey die Rede
Deines Gottes aus in Gluthen
Und du mögeſt d'ran erſehen,
Daß ich nicht dem Götzen fröhne,
Seine Wunder mich nicht ſchrecken.
Lebe fort, doch ſo von Art,
Daß du niedrig, arm und knechtiſch
Auf dem Felde Dienſte thueſt,
Ein Unnützer, und begehr' ich
Daß du mir in jenen Thälern
Hüten ſolleſt meine Herden.
Laßt uns ſehen, ob dein Gott dich
Jenes Feuers Saat zu ſpenden,
Nun wo du als Knecht mir dieneſt,
Bald befreyt aus dieſer Knechtſchaft.
(ab)

Leſbia.
Mitleid fühl' ich mit Patrik.
(ab)

Polonia.
Ich nicht, da ich keines hege.
Könnt' mich etwas ja bewegen
Wär' es eher Ludwig Enius.
(ab)

Patricius.
Ludwig, nun ich ſo erniedrigt
Lieg am Boden, und dich ſehe
Auf des Glückes Gipfel droben,
Fühl' ich mehr als Neid ſich regen,
Mitleid fühl' ich. Du biſt Chriſt!
Da du's biſt, ſo ſey's mit Segen!

Ludwig.
Laß mich, Patrik, nun erfreuen
An der jungen Gunſt, der erſten,
Die das Glück mir noch beſchieden.

Patricius.
Darf ich's mir bey dir erflehen,
Bitt' ich um ein einzig Wort dich!

Ludwig.
Dieß iſt?

Patricius.
Daß ob todt ob lebend
Wir uns beyde einmal noch
Sehen wollen hier auf Erden.

Ludwig.
Drauf mein Wort verlangſt du?

Patricius.
Ja.

Ludwig.
Wohl, ich geb' es.

Patricius.
Und ich nehm' es.
(Gehen zu entgegengeſetzten Seiten ab.)

Ländliche Gegend.
(Philipp von Roquin und die Bäuerin Elocia treten auf.)

Elocia.
Ach verzeiht, wenn ich nicht eben
Wußt' zur Freude euch zu dienen.

Philipp.
Mehr als es euch wohl geſchienen
Hab' ich nöthig zu vergeben;
Denn betracht' ich euch zugleich
Zwiſchen Freude und Verdruß,
Weiß ich, daß ich danken muß,
Aber auch verzeihen euch;
Danken für der Wirthin Pflege,
Großes Unheil euch verzeihen,
Da ihr — mich dem Tod zu weihen —
Hielt't das Leben in mir rege.

Elocia.
Bey ſo feinen Schmeicheleyen
Bin ich unbeholfen, dumm,
Und umarm' euch alſo, um
Zu entgeh'n den Fragereyen,
Dieſes gibt euch ganz genau,
Ob auch ſchweigend, den Beſcheid.

Paulin (tritt auf).
Ey was ſeh' ich da, potz Veit!
In Umarmung meine Frau?
Was iſt hier zu thun mir Pflicht?
Todt ſie ſchlagen? ja ich thät' es,
Wenn mir nicht die Furcht verböth' es,
Daß ſie mir den Hals dann bricht.

Philipp (gibt ihr einen Ring).
Möcht' der ſelt'ne Edelſtein,
Schönheit dieſer Bergeswohnung!
Eurer Gaſtlichkeit Belohnung,
Doch ein Stern des Himmels ſeyn.

Elocia.
Haltet für ſolch Weib mich nicht,
Das nur lebt ſein Gut zu mehren;
Doch ich nehm' ihn euch zu Ehren.

Paulin (bey Seite).
Was iſt jetzund meine Pflicht?
Nun ich bin ihr Ehgemahl,
Seh' 'nen Ring ihr ſchenken, drum
Iſt es Pflicht, daß ich verſtumm'.

Elocia.
Ich umſchling' euch noch einmal
Mit den Armen — nicht begehr' ich
Andern Ring, noch and're Kette.

Philipp.
Süße Haſt iſt dieſe Stätte,
Und mit ihrer Luſt ernähr' ich
Meinen tiefen Trauermuth,
Den im Unglück mir beſchieden
(Ach ihr ſaht es) nicht zum Frieden
Die kryſtall'ne Meeresflut.

Paulin (wie oben).
Noch einmal umarmt' er ſie?
(laut)
Seht ihr Herr denn nicht genau,
Daß dieß Weib hier meine Frau?

Philipp.
Euer Mann ſah' uns allhie,
Ich vermeid' ihn jetzt, zurück
Kehr' ich bald.
(bey Seite)
Würdeſt du ſehen
Dieß Polonia! wohl geſtehen
Möchteſt du, mein Mißgeſchick
Hab' mich dieß zu thun gezwungen.
Meer, das frech dem Himmel dräute,
Welcher Untief' ſind zur Beute
Jene, die dein Grab verſchlungen?
(ab.)

Paulin.
Nun er fort iſt, red' ich laut —
Dießmal hab' ich dich ertappt,
Und was windelweich dich klappt,
Das iſt Rache, theure Haut.

Locia.
Ey der Bosheit ſonder Gleichen,
Gottes Blitz ſchlag' in dich ein!

Paulin.
Wenn ich ſah die Schleckerey'n
Iſt's da Bosheit? muß ich weichen
Nicht der Noth, die niemals doch
Bosheit war?

Locia.
Die iſt's geweſen,
Denn nichts ſehen liegt im Weſen
Eines Ehmanns, höchſtens noch
Darf er nur die Hälfte ſeh'n.

Paulin.
Die Bedingung läßt ſich hören,
Und ich will dir auch gewähren.
Da nun zwey Mal es geſcheh'n
Daß du halſteſt den Soldaten,
Den die Flut uns ſpie hieher,
Hab ich ein Mal und nicht mehr
Es geſeh'n; fand ich gerathen
Für die zwey Mal hundert Streich,
Find' ich durch das Dividiren,
Funfzig dir für eins gebühren;

Und bey Gott ſchwör' ich zugleich,
Da dieß ſelber dein Begehr,
Und die Rechnung ſo bequemlich,
Daß du gleich bezahlt wirſt, nämlich
Funfzig Streiche, und nicht mehr.

Lloeia.

Das iſt Ehemännerey,
Denn ob auch noch mehr geſchieht,
G'nug iſt's, wenn der Ehmann ſieht
Nur das Viertel.

Paulin.

Gut, es ſey,
Ich genehm' den Einſpruch, Kind!
Nur Geduld, und mach dich fertig,
Denn das Viertel gegenwärtig
Fünf und zwanzig Streiche ſind.

Lloeia.

So iſt's nicht, wie ich's verſtanden.

Paulin.

Sag', wie denn?

Lloeia.

Von jenen zween
Glaub' nicht das, was du geſeh'n,
Sondern das was ich geſtanden.

Paulin.

Dann wird es wohl beſſer ſeyn,
Lloeia von Bercebu,
Daß den Stock handhabeſt du
Und die Prügel werden mein.
Biſt du nun zufrieden? Sprich!
Für den andern im Charmiren
Bleibt ein doppelt Careſſiren
Und die hundert Streich' für mich.

Philipp (tritt auf).
(bey Seite)

Iſt der Bauer noch zugegen?

Paulin.

Ihr kommt juſt zur guten Stunde,
Herr Soldat! hört meine Kunde:
Großen Dank wohl muß ich hegen
Für die Freud', ſo ihr mir machtet,
Daß ihr heut zum Zeitvertreib
Hieltet werth mein Haus und Weib;
Und obwohl ich hochgeachtet
Mich durch euch nun fühlen muß,
Rath' ich dennoch, ziehet weiter,
Da ihr nun geſund und heiter,
Und nehmt mit euch Gottes Gruß;
Denn nicht fürchten will ich gar,
Daß den Krieg ins Haus zu bringen,
Der als Fuchs an's Land wollt' ſpringen,
Der im Meer ein Stockfiſch war.

2*

Philipp.
Bosheit iſt's, daß ihr uns quälet,
Schuld und Anlaß ja gebricht.
Paulin.
Ob gegründet, oder nicht,
Bin ich — bin ich nicht vermählet?
(Leogarius, ein alter Bauer und Patricius als Sklave treten auf.)
Leogarius.
Alſo lautet der Befehl:
Wahre den aus vollen Kräften,
Halt' ihn ſtreng' zu Feldgeſchäften.
Bauer.
So geſchieht es ſonder Fehl.
Leogarius.
Aber ſagt, was ſeh' ich da?!
Dieß iſt Philipp — ganz gewiß!
Hoher Herr, dein Knie ich küß'.
Paulin.
Hoher Herr nennt' er ihn?
Llocia.
Ja.
Nun ſollſt du mir ſicherlich,
Wart Paulin! die Schläge büßen.
Philipp (zu Leogarius).
Laß dich in die Arme ſchließen
Leogarius.
Hochgeehrt fühl' ich mich.
Iſt es möglich, und ich ſeh'
Dich am Leben?
Philipp.
Sturmentbrannt
Hat das Meer an dieſen Strand
(Eine ärmliche Trophä
Meines Glückes) mich verſchlagen.
Bin der Bauern Gaſt geweſen,
Bis der Leiden ich geneſen
Die ich, ach! allhier ertragen;
Dann kam noch die Furcht dazu
Vor des Königs wildem Sinn',
Denn wem gab ſich freundlich hin
Je ſein Stolz? wem in Ruh
Hat er jemals zugehört
Seines Schickſals Tragödieen?
Jede Hoffnung ſah' ich fliehen,
Bis zu finden mir gewährt
Jener würde, der Egeren,
Indeß ich verbannt hier lebe,
Stimmt zur Milde, daß er gäbe
Mir Erlaubniß heimzukehren.
Leogarius.
Dieſe haſt du, wie ich finde.
So hat ihn dein Tod gekränkt,
Daß er gern dir Gnade ſchenkt

Als ein feſtlich Angebinde
Für dein Leben. Komm mit mir
Dich dem jungen Glück zu weihen,
Das dir nahet, das Erneuen
Seiner Gnade ſichr' ich dir.

Paulin.

Meine Skrupel von vorhin
Bitt' ich in den Wind zu ſchlagen,
Unnütz wär' es euch zu ſagen,
Daß ich nur der Hanns Paulin
Und verzeiht, Eure Maj'ſtät!
Wenn euch zürnte meine Galle,
'S ſind ja meine Reden alle
Nur 'ner dummen Gans Gered.
Euch zu Dienſten ſteh' ich immer,
Euch bereit ſey unbedacht
Ich, Haus, Weib bey Tag und Nacht,
Und der Herr verlaſſ' euch nimmer.

Philipp.

Eurer Gaſtlichkeit, ihr Leute,
Hoff' ich dankbar mich zu zeigen.

Paulin.

Ey dann bitt' ich, führt mein eigen
Weib nur gleich mit fort, noch heute;
Denn das größte der Pläſire
Glaubt, geſchieht damit uns zween,
Ihr daß ſie mit euch kann geh'n,
Mir, indem ich ſie verliere.

(Philipp und Leogarius ab.)

Elocia (bey Seite).

Gibt es unglückſelig'res Lieben
Als das meine, dem Vergeſſen
An der Wiege ſchon geſeſſen?

Bauer.

Da wir nun allein hier bleiben,
Gebt die Hand, Paulin, ſogleich
Dieſem Arbeitsmann, den heut
Wir bekamen.

Patricius.

Herr verzeiht!
Sklave bin ich, bitte euch
Mich als ſolchen auch zu halten.
Auf das Niedrigſte und ſchwer
Hier zu dienen kam ich her,
Und ich flehe, wollet ſchalten,
Wie ich's bin, mit mir als Knecht.

Bauer.

Welche Demuth!

Paulin.

Und wie mild!

Elocia.

Und wahrhaft ein hübſches Bild.

Sein Geſicht hat mich ſchon recht
Eingenommen.

Paulin.

Wenn gekommen,
Wer's nur immer wollte ſeyn,
(Nun geſteh' es mir nur ein)
Hat dich denn nicht eingenommen,
Llocia?

Llocia.

Ey du Bauernaffe!
All dein Eifern dazu führt
Daß in jeden, der barbiert
Iſt, beſtimmt ich mich vergaffe.

(ab.)

Bauer.

Ich vertraue deinem Witz,
Burſch! 'ne Sache d'ran mir hängt
Tod und Leben.

Paulin.

Unbeſchränkt
Sagt es, wißt ja, was ich nütz'!

Bauer.

Dieſer Sklav', beſorg' ich ſehr,
Dürfte ſich von hinnen machen,
Ich doch fürcht' ihn zu bewachen,
Weßhalb ſag' ich dir nachher.
Dich alſo erkor ich mir
Ihm zu treuem Wachtgeleit',
Und befehl', daß du von heut
Um ihn ſeyeſt für und für.

(ab.)

Paulin.

Saubres Zeug, was er gebietet! —
Bin nun eure treue Wache —
Nun ihr ſeyd die erſte Sache
Die nur je von mir gehütet.
Große Sorge muß ich tragen
Eſſen nicht und ſchlafen nicht —
Nun wenn euch der Kitzel ſticht
Fortzugehn, thuts mit Behagen
Nur ſogleich, ihr thut dabey
Noch 'ne gute That, geborgen
Bleib' ich dann von all den Sorgen.
Geht mit Gott denn!

Patricius.

Sorgenfrey
Mir vertraut; zum Sklaven ſchier
Nicht zum Flüchtling bin ich ſunken.
Herr! ich lebe freudetrunken
In der Einſamkeit allhier;
Meine Seele wird jetzunder
Tief in Andacht ſich verſenken,
Das lebend'ge Bild bedenken
Deiner nie geahnten Wunder!

Weltliche Philoſophie
Ließ in Einſamkeit ſich finden,
Die des Himmels zu ergründen
Sey hier meine ſtete Muh.

Paulin.

Sagt mir doch, wer hört euch zu,
Wenn ihr ſolche Reden haltet?

Patricius.

Was da iſt, haſt du geſtaltet,
Herr! in allem lebſt nur du.
Sind nicht die kryſtall'nen Schleyer,
Die gewebt aus lichtem Glanze,
Sonn' und Mond und Sternenkranze,
Sind ſie Vorhang nicht und Schleyer
Deinen hohen Himmelsreichen?
Nicht des Weltalls zwiſt'ge Gründe
Waſſer, Feuer, Erde, Winde
Selber Hände Meiſterzeichen?
Künden deine Kraft nicht alle?
Künden ſie nicht deine Ehren?
Schreibt mit Blumencharakteren
Nicht die Erd' auf ihrem Balle
Deine Größe? Wiederholen
Nicht mit Echo im Vereine
Alle Winde, du alleine
Sey'ſt es, der dem Sturm befohlen?
Haben deines Namens Feyer
Glut und Flut nicht ſtets geſungen?
Haben nicht nur deßhalb Zungen
So das Waſſer wie das Feuer?
Beſſer werd' ich Herr! allda
Suchen dich auf ſtillen Fluren,
Ueb'rall find' ich deine Spuren;
Meinen Glauben kennſt du ja,
Mein Ergeben in's Geſchick.
Laß mich dienen dir als Knecht
Oder nimm von hier, wenn Recht
Es dich dünkt, mich weg.

(Die Erſcheinung eines Engels ſenkt ſich nieder, er hält in der einen Hand einen Schild, worauf ein Spiegel, in der andern eine Papierrolle.)

Engel.

Patrik!

Patricius.

Ruft mich wer?

Paulin.

Allhier rief dich
Niemand. (Bey Seite.) Der iſt toll geworden,
Iſt wohl aus dem Dichterorden.

Engel.

Patrik!

Patricius.

Nun, wer ruft denn?

Engel.

Ich

Paulin.

Keinen ſeh' ich, und er ſpricht.
Mög' er reden — denn ihn hüten
Heißt nicht, ihm das Maul verbieten.
(ab.)

Patricius.

Hohes Glück, ich glaub' dir nicht!
Aus Opal und Purpurfluten
Zeigt ſich eine Wolke mir,
Eine Sonne tritt aus ihr,
Die mit ew'ger Sterne Gluten
Zeichnet ihre heil'gen Spuren,
Den Jasmin- und Blumenkränzen
Spendet ſie ihr ſtrahlend Glänzen,
Morgenröthe den Azuren.

Engel.

Patrik!

Patricius.

Vor dem Glanz verzag' ich!
Sag', wen ich in dir erblick'.

Engel.

Deinen Schutzgeiſt, Freund Patrik,
Und den Namen Viktor trag' ich.
Daß ich dieſes Blatt dir reiche
Sendet Gott mich.

Patricius.

Froherkannter
Freudenſpender, Gottgeſandter,
Der im höchſten Himmelsreiche
Bey dem Herrn iſt für und für,
In den ſüßen hohen Chören
Läßt ſein Dreymal-Heilig hören,
Himmelsglorie ſey mit dir!

Engel.

Lies dieß Blatt.

Patririus.

Es heißt allda
»An Patrik!« ach nicht mit Recht
Trägt ſo hohes Glück dein Knecht!

Engel.

Oeffn' es nun!

Patricius.

Es heißt allda:
»Patrik, Patrik, komm' hieher,
Führ' uns aus der Sklaverey!«
Daß ein tiefrer Sinn hier ſey
Glaub' ich, doch nicht weiß ich, wer
Mich gerufen. Treuer Hort!
Brich du dieſes Zweifels Siegel.

Engel.

Nun ſo ſchau in dieſen Spiegel.

Patricius.

Himmel!

Engel.

Und was ſiehſt du dort?

Patricius.

Viele Leute ſinds, in Angſt
Rufen Greiſe, Weiber, Kinder
Mich.

Engel.

Weil du auch jetzt nicht minder
Ihre Noth zu enden bangſt.
Irlands Volk haſt du geſehen,
Das der heil'gen Wahrheit Kunde
Sich verlangt aus deinem Munde.
Aus der Knechtſchaft ſollſt du gehen,
So befiehlt der Herr, ſein Wort,
Das du ſtrebſt ſo hoch zu preiſen,
Sollſt du predigen, und reiſen
Als Apoſtel Irlands. Fort!
Geh nach Frankreich zu German,
Dem Biſchof, im Mönchshabite
Geh dann bis zu Roms Gebiete,
Wo du Briefe wirſt empfah'n
(Bullen ſind's von Cöleſtin)
Die der Zweck ſind deiner Reiſe,
Nur erreicht auf dieſe Weiſe.
Auch beſuche dann Martin,
Der da Biſchof iſt zu Tours.
Komm getragen von den Winden,
Denn wie Gott befahl, verkünden
Jene Männer dir die Spur
Eines Werks, das zu vollenden
Hält die Welt bewahret dir,
Und ſo ſollſt du denn mit mir
Dieſe Handlung nun beenden.

(Sie verſchwinden.)

Fragmente aus der Disciplina clericalis des Petrus Alfonſus. Mitgetheilt von F. W. Val. Schmidt, aus einer Pariſer Handſchrift. Mit Bemerkungen.

Aus der Einleitung zur *Disciplina clericalis*.

Das bis jetzt noch nicht gedruckte lateiniſche Werk, welches den Titel führt: Disciplina clericalis, war im Mittelalter ungemein verbreitet, und iſt die Quelle vieler Dichtungen in allen Sprachen Europa's geworden. Zuvörderſt Einiges über den Verfaſſer deſſelben.

Sein Name iſt eigentlich Petrus Alfonsi (nämlich Filius spiritualis), dieß ſagt unſer Verfaſſer ſelbſt in der Abhandlung, die er benennt: Tituli duodecim contra Judaeos, und die oft gedruckt iſt, unter andern in der Bibliotheca Patrum, Lugd. fol. Tom. 21. Die

gemeinte Stelle iſt die einzige, welche Lebensumſtände des Petrus enthält; weßhalb ſie hier einen Platz finden möge.

Er berichtet zuerſt daß er als Jude geboren und erzogen ſey, und fährt dann fort (gleich vorn in der Praefatio):

Quum divinae miserationis instinctu ad tam excelsum hujus (nämlich Christianae) fidei gradum pervenissem, exui pallium falsitatis, et nudatus sum tunica iniquitatis, et baptizatus in sede *Oscensis civitatis*, in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti purificatus manibus *Stephani* gloriosi et legitimi ejusdem civitatis Episcopi. Hoc autem factum est anno a nativitate Domini *millesimo centesimo sexto*, aetatis meae anno quadragesimo quarto, mense Julio, die natali Apostolorum *Petri* et *Pauli*. Unde mihi ob venerationem et memoriam ejusdem Apostoli nomen, quod est *Petrus*, imposui. Fuit autem pater meus spiritualis *Alfunsus*, gloriosus *Hispaniae* Imperator [1]), qui me de sacro fonte suscepit, quare nomen ejus praefato nomini meo apponens, *Petrus Alfunsi* mihi nomen imposui.

In den vielen Handſchriften der Disc. cler. iſt der Name des Verfaſſers oft wunderlich verſtümmelt. Dieß iſt nicht ſelten der Fall ſbey häufig geleſenen Büchern, beſonders bey ſolchen, die nicht für gelehrte Leſer beſtimmt ſind. Alfonſus, oder Alſunſus findet man *Adelfonsus*, *Aldefonsus*, ja *Alfinitus*.

Eine zweyte Stelle unſern Petrus betreffend, iſt in dem Chronicon *Alberici* monachi [2]), über das Jahr 1106. Eodem anno *Petrus* de *Hispania* cum esset Judaeus baptisatus est ab Episcopo *Stephano* in civitate *Osca* in praesentia regis *Alphonsi*, et ab eo cognominatus *Petrus Alfonsus*, qui prius in Judaismo dicebatur *Moyses*. Iste est *Petrus Alfonsus*, qui librum optimum contra Judaeos edidit. —

Von Bearbeitern der Literar-Geſchichte vergleiche man über ihn: *Bartolocci* Bibliotheca magna rabbinica, T. IV, p. 68 und 344. — *Imbonati* Biblioth. Lat. Hebr. p. 189. — *Joh. Christ. Wolf*, Biblioth. Hebr. T. I. p. 970. T. III. p. 921. T. IV. p. 952. — *Rodrigues de Castro* Bibliotheca Española T. I. p. 19 [2]).

Zuerſt entdeckte Sander in ſeiner Nachricht von niederländiſchen und belgiſchen Handſchriften, daß der dem Theologen wohlbekannte Verfaſſer der Tituli duodecim contra Judaeos zugleich der Verfaſſer einer Schrift ſey, welche er Disciplina clericalis benannt habe. Dieſe Entdeckung verbreitete Oudinos im zweyten Theile der Commentarii de scriptoribus ecclesiasticis, fügte aber ſeiner Angabe einen Irrthum hinzu, indem er zu dem Artikel über Petrus Alphonſus hinzu ſetzte: Denique scripsit logicam. Der Verfaſſer dieſer Logik iſt Petrus Hiſpanus, ein Dominikaner, welcher erſt um das Jahr 1250 lebte. Allein von dem Inhalt der Disciplina clericalis wußte man ſo gut als nichts, bis Tyrwhitt mit ſeinen Anmerkungen zu Chaucers Canterbury tales an das Licht trat. Er hatte die Disc. cler. in einer Handſchrift des Londner Muſeums durchſtudirt, und berichtete zuerſt, daß hier die Quelle vieler durch Europa verbreiteten Volkserzählungen und Fabeln ſey [3]). Nach ihm benützte dieſelbe Handſchrift Warton in

---

1) Ueber dieſen Kaiſer Alfonſus, der 1106 regierte, ſ. Mariana De rebus Hisp. l. 10.

2) Gedruckt in Leibnitii Accessiones historiae im 1. Theile.

3) Chaucer Canterbury tales II, p. 487 ed. Oxford 1798 in 4.

den Anmerkungen zu den Gesta Romanorum (History of English poetry. T. III. Anf.), und gab ziemlich ausführlichen Bericht über den Inhalt einzelner Abſchnitte. Größtentheils auf den Unterſuchungen dieſer beyden Kenner der Geſchichte der Poeſie beruht was Dunlop in der History of Fiction (II. 167) über Petrus Alfonſus mittheilt. Unabhängig aber davon ſind die gelegentlichen Bemerkungen des Silveſtre de Sacy in den Notices des Man. de la Bibl. Impér. *Paris*, 1813. T. IX. p. 433.

Zwey Bearbeitungen, oder wenn man will, freye Ueberſetzungen, der Disc. cler. beſitzen wir gedruckt, ohne daß jedoch bis jetzt eine Beziehung auf das lateinische Original bekannt geweſen wäre. Die erſte iſt ein altfranzöſiſches Gedicht von einem ungenannten Verfaſſer aus dem dreyzehnten Jahrhundert, mit der Ueberſchrift: Ci commence le Chastoiement, que li Peres ensaigne à son Fils. — Zuerſt theilte es Barbazan unvollſtändig mit; Le Grand d'Auſſy bearbeitete dann mehrere Erzählungen daraus für ſeine modern geſtalteten Contes et fabliaux du douzième et treizième siécle. Erſt 1808 ließ Me'on in einer neuen Auflage des Barbazan im zweyten Theile der Fabliaux ou Contes die ganze Handſchrift, wie er ſie vorfand, abdrucken, mit einigen Lücken, beſonders da, wo die Schrift ihm unleſerlich ſchien. Einiges über dieſe Bearbeitung, findet ſich bey Roquefort: De l'état de la poésie françoise dans les douzième et treizième siécle, p. 180. (*Paris* 1821). Wir erfahren daſelbſt auch, daß es noch zwey ungedruckte altfranzöſiſche Ueberſetzungen der Disc. cler. gibt, von denen die Eine gleichfalls in Verſen, die Andere in Proſa iſt. Auch dieß zeugt für die große Verbreitung unſers Buches.

Eine altdeutſche, faſt vollſtändige Ueberſetzung der Disc. cler. bietet manche Veranlaſſung zu lehrreicher Vergleichung. Sie iſt enthalten in dem ſogenannten Stainhöwelſchen Eſop, deſſen erſte Ausgabe zu Ulm erſchien, ohne Jahr, vor 1480; eine zweyte zu Augsburg 1491; eine dritte zu Freyburg im Breisgau 1555. Freytag im Apparatus litterarius I, 91 beſchreibt den Stainhöwelſchen Eſop ausführlich, und bemüht ſich vergeblich heraus zu bringen, wer der dortige Adelfonſus ſey. Er vermuthet darin den Adolphus zu finden, der erſt im vierzehnten Jahrhundert ſchrieb, und deſſen ſchlechte Fabeln in *Leyseri* Hist. poetarum et poematum medii aevi p. 2036 abgedruckt ſind. Leſſing beabſichtigte die Schriften des Heinrich Stainhöwel beſonders anzuzeigen*); aber er ſtarb vor der Ausführung, und ſo blieb denn auch die Entdeckung, wer der Adelfonſus im Stainhöwelſchen Eſop ſey, bis jetzt aufgeſpart.

* * *

Balaam, qui lingua arabica vocatur *Lucania*, dixit filio suo: Fili, ne sit formica sapientior te, quae congregat in aestate unde vivat in hyeme. — Fili, ne sit gallus vigilantior te, qui in matutinis vigilat, et tu dormis. — Fili, ne sit gallus fortior te, qui decem uxores suas justificat, tu solam castigare non potes. — Fili, ne sit canis corde nobilior te, qui benefactorum suorum reminiscitur, tu autem benefactorum tuorum oblivisceris. — Fili, ne videatur tibi parvum unum habere inimicum, vel nimium mille habere amicos. Dico enim tibi quod *Arabs* moriturus filio suo vocato dixerit: Dic, fili, quot tibi dum vixisti acquisieris amicos? — Respondens filius dixit: Centum, ut arbitror, mihi ac-

*) Leſſing, Beyträge zur Geſchichte und Literatur V. p. 57.

quisivi amicos. — Dixit pater: Ne laudes amicos donec probaveris. Ego quidem prior natus sum, et unius dimidietatem vix mihi acquisivi. Tu ergo centum quoniam acquisivisti, vade igitur probare omnes, ut cognoscas si quis omnium erit tibi perfectus amicus. — Dicit ei filius: Quomodo probare consulis? — Dicit pater: Accipe vitulum, et interfice eum, et frustatim comminutum in sacco repone, ita ut saccus forinsecus sanguine infectus sit, et quum ad amicum veneris, dic ei: Care mi amice, hominem interfeci, rogo te ut eum secreto sepelias; nemo enim te suspectum habebit, sicque me salvare poteris. — Fecit filius sicut pater imperavit. Primus autem ad quem venit dixit ei: Fer tecum mortuum super collum tuum, sicut fecisti malum patere satisfactionem, in domum meam non introibis. — Quum autem per singulos amicos suos ita fecisset, eodem responso omnes ei responderunt. Ad patrem igitur rediens nunciavit quod fecerat. Dixit pater: Contigit tibi quod dixit philosophus: »Multi sunt dum numerantur amici, sed in necessitate pauci *).« Vade ad dimidium amicum meum quem habeo, et vide quid dicat tibi. — Venit, et sicut aliis dixerat huic ait qui respondit: Intra domum, non est secretum quod vicinis debeat propalari. — Emissa igitur muliere cum omni familia sua sepulturam fodit. Quum ille omnia parata videret rem prout erat disseruit gratias agens. Deinde retulit patri quae fecerat. Pater vero ait: Pro tali amico philosophus ait: »Hic est vere amicus qui te adjuvat quum tibi turba deficit.«

Bemerkungen.

Gleich dieſe erſte Erzählung beſtätigt die Anzeige des Petrus Alfonſus in der Einleitung, er habe entlehnt Ex proverbiis et castigationibus Arabicis et fabulis et versibus. Denn Cardonne, ohne von unſerm Spanier etwas zu wiſſen, hat dieſelbe unmittelbar aus dem Arabiſchen des Ahmed Ben Arabchah überſetzt, mitgetheilt in den Melanges de Litérature orientale (*Paris* 1770) I, 78.

Ganz ſo einfach wie unſer lateiniſcher Text iſt die Stainhöwelſche Uebertragung. Nur iſt bey ihm nicht ein zweyter Vater, vielmehr derſelbe Lucania (bey Stainhöwel Luciana) räth ſeinem Sohne die Freunde zu bewähren. »Als aber der ſelb Arabes ſterben ſolt, berufft er ſeinen Sun und ſprach zu jm:« Dagegen iſt in der altfranzöſiſchen Paraphraſe (Méon II, 44; im Auszuge bey le Grand II, 379) alles dramatiſch erweitert, aber naiv und tüchtig. Beſonders gut ſind die übertriebenen Betheurungen des heuchleriſchen Freundes vor der Probe, und ſeine jämmerliche Angſt nach derſelben.

Hochſt ſinnreich hat der Verfaſſer der Gesta Romanorum den Apolog des Petrus Alfonſus zu einer allegoriſchen Parabel geſteigert, Kap. 129. Ein König hatte einen Sohn, den er ſieben Jahre auf Reiſen ſchickte. Bey der Rückkunft fragte ihn der Vater, wie viel Freunde er ſich erworben habe. Der Sohn ſagte, drey. Den erſten liebe ich mehr als mich ſelbſt, den zweyten nur wie mich ſelbſt, und den dritten

*) Offenbar Anſpielung auf die Sentenz des Ovid:
Donec eris felix, multos numerabis amicos;
Tempora si fuerint nubila, solus eris.

wenig oder nichts. Der Sohn, auf Anrathen des Vaters, prüft wie bey unſerm Schriftſteller.

Wir fügen hier gleich hinzu die aus Kap. 129 der Gesta Rom. (aus der Moralisatio daſelbſt) entlehnte geiſtliche Allegorie des Hans Sachs: »Die drey Freund im Tod des Menſchen (I, 201 Kemptner Ausg.) vom Sept. 1556. Hans Sachs träumt hier, er liege auf den Tod.

> In groſſer Angſt ich liegen thet;
> Mich teöſt, daß ich deey Freunde hett,
> Bey den ich ein Beyſtand verhofft,
> Dieweil ſie mie im Leben oft
> Teeulich beyſtunden früh und ſpat.

Nun kommen die einzelnen Freunde, und deren Erklärungen. Das iſt in den Gesta Rom. unläugbar tiefſinniger.

Der erſte Freund ſagt: Sicut eum occidisti, necesse est ut poenitentiae subjaceas. Si corpus esset inventum forte in patibulo eris suspensus. Verum tamen quod amicus meus fuisti, ideo tecum pergam ad patibulum, et postquam mortuus fueris, tres vel quatuor ulnas panni tibi dabo ad corpus tuum involvendum.

H. Sachs: Ich kann dir aller maſſen
Gar nicht beyſtehn in dem Herzleid,
Allein ich dir anleih ein Kleid,
Daein für den Richtee zu gan.

Die Moralisatio (Nutzanwendung) erklärt es: Primus est mundus, quem plus diligit quam se ipsum (als ſein beſſeres Selbſt). — Et si eum tempore necessitatis probaveris, sine dubio tibi deficiet: immo de omnibus bonis tuis si tibi dederit duas ulnas vel tres de panno ad involvendum corpus tuum, multum est.

H. Sachs: Der erſt bedeut Reichthum und Geld,
Den hat man lieb, hilft oft aus Noth
Im Leben; aber in dem Tod
Wied dem Menſchen in ſeiner Hab
Nicht mehr denn ein Tuch in das Grab.

Der zweyte Freund in den Gesta Rom. Credis me fatuum, quod in tali periculo me ponere vellem. Verum tamen, quia amicus meus fuisti, ideo ad patibulum tecum pergam, et in via te consolabor quantum potero.

H. Sachs: Für dieſen Richter darf ich nit;
Jedoch, mein Freund, ſo will ich mit
Dir, und das Gleit geben hinaus
Allein bis füe des Richters Haus.
Ich ſpeach: Wie viel hab ich eelitten
Um deinet wegen und geſtritten,
Und dir mittheilet all mein Hab!
Wilt du jetzt von mir weichen ab?

Die Moral. der G. R. Secundus amicus, quem tantum diligis sicut te ipsum, est uxor tua, et filii tui et filiae. Bene ad sepulcrum in morte tecum plorando pergunt; et quum uxor ad domum redierit, infra paucos dies dolor recedit, et alium incipit amare.

H. Sachs: Der ander Freund und Gutthater
Sind Geſchwiſtert, Muttee und Vater;
Gut Feeund, Geſellen, Weib und Kind,
Die uns freundlich geweſen ſind.

Zum dritten Freunde ſagt der Königsſohn in den G. R. Verecundor tibi loqui, quod numquam pro te aliquid feci, et a casu

hominem interfeci. — At ille: Libenter hoc faciam, et mihi culpam imponam, et patibulum, si necesse fuerit, pro te ascendam.

H. Sachs: Erſt wurd betrübet ich von Herzen;
In ſolchen inniglichen Schmerzen
Deucht ich, den dritten Freund ich bät
Daß er für mich Gericht verträt.
Der thet mich williglich gewähren,
Und ſagt mir zu von Herzen gern. —
Mein Freund aber der redt für mich,
Daß mich der Richter gnädiglich
Von dem ſtrengen Urtheil frey macht;
Vor großen Freuden ich erwacht.

Die Moral. der G. R. Tertius amicus, pro quo parum fecisti, est, qui tempore mortis amicus est, si contriti et confessi fuerimus, imo pro nobis mortem in cruce sustinuit.

H. Sachs: Der dritt Freund deut den Glauben frumm
An den Herren Jeſum Chriſtum,
Der für uns am Kreuz iſt geſtorben,
Die Sünd bezahlt, Genad erworben,
Der vertritt uns vor dem Gericht,
Daß uns der Richter ledig ſpricht.

Aus den deutſchen Gesta Romanorum iſt die hierher gehörige Parabel wieder gedruckt in »Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger.« Zürich 1757, S. 247; aber das beſte, die Nutzanwendung, fehlt. Derſelbe Fall iſt bey den eilf andern daſelbſt mitgetheilten.

Zu den beſſern Kleinigkeiten des Hans Sachs gehört eine andre dramatiſche Bearbeitung unſeres Apologs, das Spiel: Der halb Freund (II, 4, 79), deren Quelle aber Stainhöwels Eſop iſt, nicht die Gesta Romanorum. Daher heißt der Alte auch bey Hans Sachs Lucianus*). Die jungen Freunde ſchmauſen mit einander, und der Betrogene verleiht gutmüthig ſein Geld; die alten helfen ſich in Familienſachen. Kläglich geht es dem Jüngling Lucius in der Probe mit den beyden Maulfreunden. Medius, der Schmeichler, jagt ihn fort mit den Worten:

Du brechſt mich gern mit an den Galgen,
Ich acht mich ſolcher Freundſchaft nit;
Fetſch dich, und nimm dein Todten mit!
Fluchs troll dich! Haſt dirs gut gemacht,
So haſt dus gut, drauf hab du Acht.

* * *

— Castigavit Arabs filium suum, dicens: Fili, ne dimittas pro futuris praesentia, ne forsitan perdas utrumque, sicut evenit lupo de bobus promissis a rustico.

Dictum namque fuit de uno aratore, quod boves illius recto tramite nollent incedere, quibus dixit: Lupi vos comedant! — Quod lupus audiens acquievit. Quum autem dies declinaret, et jam rusticus ab aratro boves solvisset, venit ad eum lupus ita dicens: Da mihi boves, quos mihi promisisti. — Ad hoc arator: Si verbum dixi, non tamen sacramento firmavi. — Et lupus contra: Habere debeo quod concessisti. — Firmaverunt tandem quod inde irent ad judicem. Quod dum facerent, vulpi obvia-

*) H. Sachs nimmt es überhaupt mit den Namen nicht genau. Lucianus war ihm bekannt, der Luciana des Stainhowel nicht. Ein ander Mal verwechſelt er Lucian mit Lucan, und nicht etwa auf Autorität eines Druckfehlers.

verunt. Quibus euntibus ait callida vulpes: Quo tenditis? — Illi quod factum' fuerat narraverunt vulpi. Quibus dixit: Pro nihilo alium judicem quaeritis, quoniam rectum judicium vobis inde faciam. Sed prius me permittite loqui consilio uni ex vobis, et deinde alii, et si potero vos concordare sine judicio, sententia celabitur; sin autem, in commune detur. At ipsi concesserunt. Et vulpis primum locuta est seorsim cum aratore, et ait: Da mihi unam gallinam, et meae uxori alteram, et habebis boves. — Arator concessit. — Et lupo dixit: Audi, amice! Et meritis tuis praecedentibus pro te debet mea si qua est facundia laborare. Tamen locuta sum cum rustico, quod si boves illius dimiseris omnino quietos, dabit tibi caseum ad magnitudinem clypei factum. — Hoc lupus concessit. Cui vulpis inde dixit: Concede aratorem boves suos abducere, et' ego ducam te ad locum ubi parantur illius casei, ut quem volueris de multis eligere possis. Sed lupus astutae vulpis deceptus verbis quietum permisit rusticum abire. Vulpis vero vagando huc atque illuc quantum potuit lupum deviavit, quem, veniente obscura nocte, ad altum deduxit puteum, sui super puteum stanti formam lunae semiplenae in ima putei radiantis ostendit, et inquit: Hic est caseus quem tibi promisi, descende si placet et comede. Ad hoc lupus: Descende primitus, et si sola deferre non poteris, ut te juvem faciam quod hortaris. Et hoc facto viderunt cordam pendentem in puteum, in cujus capite erat urceola, ligata, et in alio capite cordae altera urceola; et pendebant tali ingenio quod una surgente altera descendebat. Quod vulpis simul ac vidit quasi obsequens precibus lupi urceolam intravit et ad fundum venit. Lupus vero gavisus ait: Cur non affers mihi caseum? — Vulpis ait: Nequeo pro magnitudine, sed intra aliam urceolam, et veni sicut spospondisti. — Lupo intrante urceola magnitudine ducta cito fundum petiit, alia surgente cum vulpe quae erat levis. Quae vulpecula tacto ore putei foras exiluit, et in puteo lupum dimisit; et ita, quod pro futuro quod praesens erat dimisit, lupus boves et caseum perdidit.

Bemerkungen.

Nach der Stainhöwelſchen Ueberſetzung hat Hans Sachs im Jahr 1558 in Reime gebracht: »Die Fabel mit dem Bauer, Fuchs und Wolf *).« Er beruft ſich zwar auf Aeſop:

> Eſopus beſchreibet die Fabel
> Zu Warnung gleich einer Parabel —

Doch hat er nur den allgemeinen Titel der Stainhöwelſchen Sammlung im Sinn. Seine Darſtellung zeichnet ſich hier durch nichts Eigenthümliches aus; es iſt nur jene Proſa in nicht ſonderliche Reime verwandelt.

Weit häufiger iſt der zweyte Theil unſers Textes als eine abgeſonderte Fabel behandelt, und gehört in den großen Cyklus des Reinike Fuchs. Das Verhöhnen des von ihm Ueberliſteten, beruhend auf dem Gefühl ſeiner Ueberlegenheit, iſt weſentlich in ſeinem Charakter, und tritt hier beſonders hervor. Vortrefflich iſt dieß gezeichnet in dem ältern

*) Kemptner Druck. II, 4, 68.

Reinhard nach Heinrich Glichſener, abgedruckt aus dem Coloczaer Koder, Peſt 1817, daſelbſt von V. 909. Reinhard ſieht ſein Bild in einem Brunnen, glaubt ſeine Frau zu ſehen, und ſpringt hinein:

> In dem Brunnen er lange ſwam;
> Uf einen Stein er do kam.

Iſengrin geht zufällig vorbey, in ſehr übler Laune, weil er noch nicht gefrühſtückt hat. Auch er bildet ſich ein, in ſeinem Bilde Frau Herſant zu erblicken. Ein unvergleichlich komiſches Zweygeſpräch zwiſchen den beyden Gevattern erfolgt, worin der Fuchs dem Wolf einredet, dort unten ſey das Paradies. Begierig ſteigt Iſengrin in den einen Eimer, Reinhard eilig in den andern. Als ſie ſich begegnen, ſagt jener:

> Reinhard, wo ſol ich nu ſin? —
> Das ſag ich dir gewerliche,
> Hie zu Himelriche
> Soltu meinen Stul han,
> Wan ich dirs wol gan (gönne).

Daſſelbe hat Luigi Pulci hineingearbeitet in den Morgante maggiore C. 9, 73. Hier will der Wolf unten fiſchen, und beym Begegneu gibt der Fuchs eine Reflexion ſpöttiſch zum Beſten:

> E disse il sempliciotto: Ove va' tue?
> Non vogliam noi pescar? Comar' aspetta!
> Disse la volpe: *Il mondo è fatt' a scale,*
> *Vedi, compar, chi scende, e chi le sale.*

Nachher hat Pulci, aber nach ſeiner Art, den Fuchs vom Hund zerreißen laſſen, um die Lehre von Gottes ſtrafender Gerechtigkeit durch Verzerrung lächerlich zu machen.

Das Mondbild im Waſſer für einen Käſe zu halten*), begegnet ſchon dem Wolf bey Marie de France Fab. 49. Dou Leu qui cuida de la Lune ce fust un Fourmaige. Dieſe Fabel bildet die Brücke zu der alten äſopiſchen. Zuerſt wie ſie in des ſogenannten Syntipae Philosophi *Persae* ed. *Matthaei*, Fab. 61 erſcheint, dann im Hauptmannſchen Aeſop, Fab. 208. Wenn man den Uebergang nicht kennte, würde man den Zuſammenhang zwiſchen unſerer und der letzten läugnen müſſen.

* * *

Alius castigavit filium suum: Ne credas omni quod audies consilio, donec prius an sit utile fuerit probatum in aliquo, ne contingat tibi sicut latroni contigit, qui consilio domini cujusdam domus credidit. Ad hoc filius: Quomodo, pater, evenit ei? Pater:

Dictum fuit quod quidam latro ad domum cujusdam divitis perrexit intentione furandi, et ascendens tectum ad fenestram per quam fumus exibat, et si aliquis intus vigilaret, auscultavit. Quod dominus domus comperit, et suaviter suae uxori ait: Interroga alta voce unde venit mihi iste magnus quem habeo census, quod nescias, multum labora. Tunc ipsa alta voce ait: Domine, unde tam magnum habuisti censum, quum nunquam mercator fueris? At ille: Quod Deus donavit serva, et fac inde voluntatem tuam, et non inquiras unde mihi tanta pecunia venit. At ipsa sicut injunctum fuerat, magis et magis ut rem sciret instigabat. Demum, quasi coactus precibus suae uxoris, inquit dominus: Vide ne cuiquam secreta nostra detegas. Latro fui. At ipsa

*) Man vergleiche auch echte Fortſetzung der 1001 Nacht Cab. des Fées t. 38. p. 275.

ait: Mirum mihi videtur quomodo tam magnum censum latrocinio potuisti acquirere, quod nunquam audivimus clamorem sive aliquam calumniam inde. At ipse ait: Quidam magister meus carmen me edocuit, quod dicebam quando super tectum ascendebam, et veniens ad fenestram accipiebam radium lunae manu et carmen meum septies dicebam: *Saulem! Saulem!* Et ita descendebam sine periculo, et quicquid pretiosius videbam in domo cadens sumebam. Et hoc facto, iterum ad radium lunae veniebam, et eodem carmine septies dicto cum omnibus in domo sumptis ascendebam, et quod sustuleram ad hospitium deferebam. Tali ingenio habeo quem possideo censum. — Ac mulier ait: Bene fecisti quod mihi talia dixisti, nam quandoque filium habuero, ne pauper degat, hoc carmen docebo. — At dominus inquit: Permitte me dormire, quoniam somno aggravatus volo quiescere. — Et ut magis deciperet quasi dormire et stertere coepit. Perceptisque denique talibus dictis, fur inde gavisus, et dicto septies carmine, et sumpto manu radio lunae, laxatis manibus et pedibus per fenestram in domum, magnum faciens sonum, cecidit; et fracto crure et brachio congemuit. At dominus domus quasi nesciens inquit: Tu quis es, qui ita cecidisti? — Ad hoc latro: Ego sum ille fur infelix, qui tuis credidi fallacibus dictis.

Bemerkungen.

Dieſe Geſchichte iſt aus dem indiſchen Bidpai (Heetopades) übergegangen in das Pehlwi; aus dieſem in das Arabiſche (herausgegeb. 1816 von Silveſtre de Sacy); darnach überſetzt ins Engliſche von Knatchbull, Oxford 1819, Einleit. S. 69. Es ſind daſelbſt mehrere Diebe. Der Mann nennet als Zauberformel ſieben Mal *Shulam, Shulam.* Sehr ähnlich iſt die Darſtellung in dem lateiniſchen Directorium vite humane von Joannes de Capua, das zunächſt aus dem Ebräiſchen entnommen iſt, und ſo auf die morgenländiſche Quelle zurück weiſt. Daſelbſt im Eingang (Heft a, ult.) Quoniam quum iret latro quidam ad furandum de nocte in domo cujusdam divitis cum quibusdam sociorum suorum, ascenderunt pariter ad tectum domus etc. — Et dicebam hanc conjurationem, scilicet *Sulem, Sulem*! septies; deinde amplectebar lumen lunae. In der deutſchen Bearbeitung des Direct. vit. hum., unter dem Titel: »Der alten Weyſenn Exempel, Sprüch, mit viel ſchönen Beyſpielen und Figuren. Auch das Buch der Weisheit der alten Weyſen,« Straßburg 1545, findet ſich dieß Bl. 6. »Denn es ging eins Mals ein Dieb mit etlichen ſeinen Geſellen in der Nacht zu eines reichen Mans Hauß zu ſtelen.« — Die Zauberformel iſt Sulem! Sulem!

Am meiſten verbreitet wurde unſer Apolog durch die Aufnahme in die Gesta Romanorum*) cap. 136. Die lateiniſchen Worte lauten daſelbſt ganz anders, als bey Petr. Alf. und als im Direct. v. h. Zur

*) Wenig Sinn für Geiſt und Zweck eines Buchs haben oft gelehrte und wohlwollende Männer. So urtheilt Schellhorn Amoenitates literariae I. p. 796. von den G. R.: Nostri saeculi stilo inscribendus fuisset hic liber Cornu copiae, vel Promptuarium, vel apparatus, vel thesaurus homileticus, quamquam pro thesauro non nisi carbones in illo reperiamus. Er ſah nämlich darin ein Noth= und Hülfsbüchlein für faule Prediger, die, ſtatt ſelber Predigten zu machen, gern die andern Selbſtdenker plündern. Und doch ſagt er ſelbſt ſpäter: Plenus enim est insipidis historiolis vel potius fabellis anilibus. Der ernſthafte Mann hätte alſo dieß Werk

Vergleichung folgende Stelle: Ait mulier: Die mihi illud ve cujus virtute sine periculo furtum commisisti. At ille: Ti cam, sed alteri nullo modo dicas, ne forte possint bona n asportare. At illa: Nullo modo attemptabo. Qui ait: Haec verba: *Fallax! Fallax!* His dictis mulier obdormivit etc.

Beytrag zur Geſchichte König Ottokar II.

Von J. G. Meinert.

I.

Ottokar II., geb. um 1230, ſeit 1248 Markgraf von M ren, hatte 1251 Oeſterreich und Steyermark erworben, 1252 mit der babenbergiſchen Margareth eine Ehe geſchloſſen, kinderlos blieb. Die ſieben und vierzigjährige Frau »ſchob der Unfru »barkeit Schande auf den Gemahl, als der am St. Petertage gebo »ſey; doch er entgegnete: Gib mir nur eines deiner Hoffräulein und b »nen Jahresfriſt wird ſich zeigen, ob du mich mit Recht anſchuldig »oder nicht. Die Königin willigte ein, und des Königs Wahl fiel a »eines ihrer Geſellſchaftfräulein (virgines familiares), die ihres männ »riſch geſchnittenen Haares wegen Rundköpſchen (böhm. palczierzik »genannt wurde, und mit der er ſchon im erſten Jahre einen Sohn »Namens Niklas, und ſpäter mehrere Töchter zeugte. Als der Soh »herangewachſen, ward er Herzog von Troppau.«

Dieß, von dem Prager Domherrn Franz (S. S. Rer. Boh. II) zuerſt, und zwar um 1340 aufgezeichnete, in ſeine Bearbeitung des Königſaaler Zeitbuches eingeſchobene Geſchichtchen wiederholt der ſogenannte Pulkawa, der zwiſchen 1360 und 1373, ſein böhmiſches Fürſtenbuch (Mon Hist. Boem. T. II) zuſammen trug, mit dem Unterſchiede; daß er die angebliche, jedoch den damaligen Zeitgeiſt kennzeichnende Urſache der angeblichen Zeugungsunfähigkeit Ottokars, als Verfaſſer eines Auszuges, übergeht — dagegen die Geliebte des Königes, Tochter eines öſterreichiſchen Herrn von Kunring nennt, die Zahl ihrer Töchter auf drey beſchränkt, und deren Gemahle aus Böhmens und Mährens erſten Häuſern, namentlich aufführt. Ihm haben Dubrav und Balbin — erſterer jedoch nicht ohne Verwirrung der Zeitrechnung, nacherzählt, und auch ich habe ſein Geſchichtchen auf Treu' und Glauben, ſogar bis auf den Umſtand angenommen, daß Margareth in die Untreue ihres Gemahles eingewilligt. Ich habe mich geirrt, denn ihr eigner Hofkaplan, Pernold (ſ. unten), der ſogar für ihren beauftragten Wortführer bey der Nachwelt gilt, bezeugt; daß ſie ſich durch die Untreue ihres Gemahls »tief gekränkt« fühlte. Mehr bedarf es nicht, um in jener Einwilligung eine Ausſtreuung zu erkennen, wodurch der Hof Aufſehen und Aergerniß zuvorkommen wollte, und die Domherr Franz wohl mehr aus Leichtglauben als aus parteyiſcher Vorliebe für Ottokar aufbewahret — Andere, und darunter ſelbſt der öſterreichiſche Verfaſſer der Zwetler Jahrbücher, nachgeſchrieben haben. Dem gründlichen Hanthaler (Fasti Campililiens. ad a. 1256) gebührt das Verdienſt, dieſer, ſchon mit Margarethas Frömmigkeit

---

der Phantaſie eben ſo wenig beachten ſollen, als andere Gedichte und Romane. Wir finden dagegen einen Schatz von ungefälſchten und gediegenen proſaiſchen Erzählungen darin.

Digitized by Google

nicht vereinbaren, Einwilligung zuerſt widerſprochen zu haben, und neuerlich hat es auch Hr. Bibliothekar Fraſt in ſeinen Bruchſtücken über die Kuenringer (Archiv für Geogr. u. ſ. w. herausgeg. von J. Freyherrn v. Hormayr Nr. 116, J. 1819) gethan. Dieſer Aufſatz des gelehrten Mannes enthält anziehende Umſtändlichkeiten, zumal über das letzte Lebensjahr Ottokars und die ſpäteren Schickſale jener Kuenringer, die ihm zweymal die Thore Oeſterreichs geöffnet, und in ſeinen Fall — verwickelt wurden — aber auch eine und die andere theils gewagte Behauptung, theils offenbar auf irriger Annahme beruhende Anſicht, deren Beleuchtung Hrn. Fraſts Wahrheitsliebe nicht anders als erwünſcht ſeyn kann, und mir, indem ich ſie unternehme, den doppelten Vortheil gewährt, Unrichtigkeiten, die ich ſelbſt früher angenommen, bey dieſer Gelegenheit widerrufen, und aus einer bisher unbenützten Handſchrift näheres Licht über manche Verhältniſſe Ottokars verbreiten zu können.

Zuvörderſt erklärt Hr. Fraſt für »Mährchen,« daß Ottokars Geliebte eine Kuenringerin geweſen, weil in einer gleichzeitigen Stammtafel dieſes Hauſes, die Hr. Fraſt in einem zweckmäßig bearbeiteten Auszuge beybringt, kein Fräulein genannt wird, die ſich zu dieſer Rolle eignete. Auf das Unzulängliche dieſes negativen Beweiſes hat der ſcharfſinnige Hr. Herausgeber des Archivs in einer Anmerkung aufmerkſam gemacht, wor»in von abſichtlichen Lücken, Omiſſionen und Verſchweigungen in Stammre»giſtern« die Rede iſt. Alle Achtung für Abt Eber von Zwetl, den Verfaſſer jener Stammtafel, der allerdings die Wahrheit ſagen konnte; aber man zeige uns auch, daß er ſie ſagen durfte, wenn die Stifter des Zwetler Kloſters, die Kuenringer, oder König Ottokar ſelbſt in dieſer Stammtafel eine, für die Ehre des Hauſes nicht gleichgültige, und übrigens Niemanden nachtheilige Auslaſſung haben wollten. Wie oft iſt denn in geſchichtlichen Denkmälern aller Art die Wahrheit ganz geſagt worden? Hat eine ſolche, durch die Betheiligung (das Intereſſe) mächtiger Perſonen gebotene Auslaſſung nicht ungleich mehr Wahrſcheinlichkeit, als der Gegenfall, daß ein ihrem Einfluſſe entrückter und ſonſt gründlicher Geſchichtſchreiber (wie Pulkawa), der unter Karl IV. Augen ſchrieb, ſich über den Geſchlechtsnamen der Großmutter desjenigen Herzogs von Troppau, der ſein Zeitgenoſſe war, und mit Karl in enger Verbindung ſtand (Sommersberg I 756) geirrt oder gewagt hätte, ihn, man ſieht nicht ein, warum, zu verfälſchen? Gehört dieſer Name nicht in die Klaſſe derjenigen Thatſachen, die erſt dann in die Geſchichte übergehen, wenn ſie geſagt werden können, ohne die Gewaltigen im Lande zu verletzen? Zu Ottokars Zeit, und darüber hinaus, iſt er das offene Geheimniß in Böhmen und Oeſterreich; kein Zeitbuch wagt ihn auszuſprechen, ſelbſt Pernold nicht; obwohl dieſer gefühlvolle Anwalt der Königin Margareth zuerſt den Muth hat, das, den Hausfrieden ſeiner Gebieterin ſtörende Verhältniß laut zu ſagen. Cosmas Fortſetzer II, ſowohl als Abt Peter von Königſaal hüten ſich noch, es zu berühren, und da letzterer genöthigt iſt, des Herzogs Niklas zu erwähnen, der zu ſeiner Zeit in hohem Anſehen ſtand, nennt er ihn »Bruder des Königes Wenzel,« ohne nähere Beſtimmung, ohne ſeiner Mutter zu erwähnen. Dieß thut erſt, nach Niklas Tode, 1318, Domherr Franz, indem er des Abtes Werk, was ſelten der Fall, dießmal erweitert, und in deſſen Cap. V. obiges Geſchichtchen einflicht: aber auch er hat noch die Schonung, bloß auf das Vaterland der fraglichen Mutter (Hoffräulein der öſterreichiſchen Mar-

gareth) hinzudeuten — ihrer Töchter, deren Zeitgenoſſe er noch geweſen ſeyn wird, im Allgemeinen zu erwähnen, den Geſchlechtsnamen der Kuenringerin zu unterdrücken. Erſt zwanzig Jahre ſpäter iſt dieſer der Geſchichte heimgefallen, und wird von Pulkawa in Böhmen ausgeſprochen: den öſterreichiſchen Zeitbüchern war er ſeit des Fräuleins Auswanderung fremd geworden, und, wenn ſie unter demſelben auch in keinen (der bisher entdeckten) Urkunden erſcheint; ſo müßte man, um auf dieſen gleichfalls negativen Beweis des Hrn. Fraſt einen beſondern Werth zu legen, zuvor überzeugt ſeyn, daß ſie nicht von dem Augenblicke an, da ſie Ottokars erklärte Geliebte wurde, ihren Geſchlechtsnamen mit einem andern vertauſcht habe, unter welchem ſie, unerkannt, ſogar in Urkunden, die uns vorliegen, vorkommen kann. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, ſie auf dieſem Wege näher kennen zu lernen. Ich werde unter II dieſes Aufſatzes ſchon jetzt einen Brief von ihr mittheilen, woraus zwar nicht erhellt, daß ſie eine Kuenringerin geweſen — wohl aber, daß ſie eine Bildung beſeſſen, der ſich kein Fräulein aus dem Geſchlechte Azo's von Gobatzburg zu ſchämen hatte, und daß, eine eben nicht ſeltene Erſcheinung in der Geſchichte des weiblichen Geſchlechtes, all' ihr Ahnenſtolz in der Liebe zu dem Könige und zu ihren Kindern untergegangen war.

Hr. Fraſt geht noch weiter. Er ſucht dem ganzen Geſchichtchen, in wiefern es auf einem Zweifel an Ottokars Zeugungfähigkeit ruht, den Anſtrich einer Ungereimtheit zugeben, indem er behauptet: Ottokar habe jenen Niklas, nachmaligen Herzog von Troppau, ſchon vor ſeiner Vermählung mit Margareth in geheimer, und wenigſtens von Einer, vielleicht von beyden Seiten vermeintlichen Ehe gezeugt, die, von dem Vater (Wenzel I) gemißbilligt und wieder zernichtet, Miturſache ſeiner Empörung gegen eben dieſen Vater geweſen ſey. Er ſetzt hinzu: »Wäre die obige Anekdote wahr: der heilige Stuhl hätte ſich unmöglich ein ſolches Skandal, eine ſolche moraliſche Unmöglichkeit zu Schulden kommen laſſen, wie die Legitimation adulteriner Kinder zur Nachfolge! Einen ſolchen Riß in ihre eigenen Principien that die Curie zu keiner Zeit, unter keinerley Drang der Umſtände.«

Hierauf antworte ich in umgekehrter Ordnung:

1) Der Papſt hat die drey erſten unehlichen Kinder Ottokars von der Nachfolge, wenn darunter Thronfolge zu verſtehen? ausdrücklich ausgeſchloſſen, wohl aber ſie zu jedem andern, »weltlichen Ehrenvorzuge und Beſitze« befähigt — eine Gefälligkeit, die der Held eines der glänzendſten Kreuzzüger um die Curie gar wohl verdient hätte. Idem quoque Pontifex, ſagt Spondan. n. 10, *Nicolaum, Othocari*, regis *Bohemiae* filium *nothum*, ex quadam pellice *Austria(ca)* susceptum ... ad omnes dignitates et principatus aptum fecit. Cum autem accepisset, proceres inde vereri, ne *Nicolaus* in regni successionem (quod rex tum adhuc legitima prole careret) venturus esset, idem Pontifex, misso ad mensem Octobris Apostolicae sedis scriptore, significavit eis: nunquam *se quid tale cogitasse*, ac Regi contestatus est, ne *aliquando id in animum induceret*. Der Geſetzgeber muß doch für den befugteſten Ausleger des Geſetzes gelten? Daher konnte auch Raynald (T. XXII.) die frühere unbeſtimmte Befähigung füglich übergehen. Seine Worte ſind: Non levem sane gloriae suae *effusae libidinis* labem (*Ottocarus*) impressit; quippe *Nicolaum*, filium, ac filias

duas, dum matrimonio conjunctus erat, ex soluta suscepit, quos justorum natalium dignitate ornari studuit. Ad quod obtinendum, sedem Apostolicam deprecatus, ut sua auctoritate id decus ipsis conferret, *ita Alexander* ad ejus preces descendit; ut *publica munera, honores, principatus gerere permitteret, in regnum tamen Bohemiae sibi ex eo jus aliquod comparare vel affectare vetuit.*

Hierauf folgt die Hauptſtelle aus dem, durch den Geheimſchreiber Fureo, den 21. Oktober 1260 überſandten Breve des Papſtes, und Raynald fährt fort: Decrevit haec *Alexander gravissimas ob causas*: quamquam etiam *alios, illegitimo thoro procreatos*, a sede Apostolica *idoneos ad gerenda sceptra*, natalium labe Pontificia auctoritate deleta, renunciatos visuri simus.

Hr. Fraſt wird zugeben, daß er ſich über dieſen Punkt geirrt; indeß habe auch ich (Altdeutſche L. S. 344) viel zu unbeſtimmt geſagt: Ottokar habe jenen Kindern »die Rechte auf ſein Erbe und auch alle Ehrenvorzüge vom Papſte beſtätigen laſſen.« Ich hätte wenigſtens hinzuſetzen ſollen: »die Thronfolge ausgenommen.« Hierauf weiſet ſchon Domherr Franz deutlich hin, da er auf obiges Geſchichtchen die Worte folgen läßt: *Unde*, ex dispensatione sedis Apostolicae? celebratoque divortio, licet cum magno moerore, nomine *Chungundam*, Regis de *Masovia* filiam, conjugem duxit, cum qua *heredes felices* generavit.

2) Ottokars Empörung (1248 und 1249) iſt hinlänglich erklärt durch den Treubruch, den ſein, zuletzt in ländlicher und wohl auch gelehrter Muße ſchwelgender Vater (Wenzel der Minneſänger) an dem Kaiſer beging. Die daruber aufgebrachten Landheeren (ſo liebten ſich die Baronen zu nennen) und unter ihnen ſelbſt Niklas von Roſenberg, Prager Biſchof und Gegner ſeines eignen Domſtiftes, riefen den Prinzen an ihre Spitze, und dieſe Stellung verſchmähten ſein Ehrgeiz und ſeine Jugend nicht: an eine Ehe ließen ihn beyde wohl ſchwerlich denken. Wahrſcheinlich aber iſt der Name ſeines Erſtgebornen nachträgliches Denkmal der gefährlichen Verbindung, die Ottokar, als Prinz, mit Biſchof Niklas von Roſenberg (geſt. 1258) gepflogen — nicht ahnend, daß ein zweyter dieſes Hauſes ihn durch Treubruch in der Schlacht um Thron und Leben — ein dritter ſeine Wittwe um den Titel einer Königin bringen würde.

3) Worauf beruht der Beweis von dieſer frühern, geheimen, vermeintlichen Ehe Ottokars? Hr. Fraſt ſagt: »im Jahre »1253 gab Ottokar, als Markgraf von Mähren, den Iglauern »beruhigende Zuſicherungen cum filio nostro.« Die Rede iſt von dem Iglauer Stadt- und Bergrechte (Mon. hist. Boh. IV. 205), einer Urkunde ohne Jahrzahl, aber gewiß nicht vom Jahre 1253; denn Ottokar nennt ſich darin Markgraf von Mähren, aber noch nicht Herzog von Oeſterreich und Steyermark, wie er ſeit Erwerbung dieſer Länder zu thun pflegte, und namentlich in einer, der Abtey Zwetl ertheilten Urkunde ſchon 1252 vorkömmt. Ich ſetze jene magna charta des Bürgerſtandes in Mähren und Böhmen mit größter Wahrſcheinlichkeit in das Jahr 1249; denn König Wenzel, ihr eigentlicher Ertheiler, wollte dadurch zunächſt die treuen Dienſte belohnen, die ihm die Iglauer deutſchen Bergleute (viros impios nennt ſie aus bloßem Landhaß des Cosmas Fortſetzer II) in dem Kriege gegen ſeinen Sohn, und namentlich bey der Einnahme von Prag 1249 geleiſtet hatten, und ſie von der Rache des nämlichen Sohnes, dem er das

Markgrafthum in dieſem Jahre wieder übergeben, ſicher ſtellen. Sie fängt an:

Nos *Wenzeslaus*, dei gratia Rex Boemie et Marchio Moravie ... dilectis civibus in *Iglavia* et montanis, ubique in regno nostro constitutis .... libertates, jura, nec non statuta subscripta .. concedimus. indulgemus et confirmanus. Insuper, cum nos dilecto *filio nostro Prymisloni* Principatum (Moraviae) contulissemus (bereits 1248) dictos cives et montanos nostros sibi paterne donamus.. et super his omnibus confirmandis et conservandis praesentem paginam sigilli nostri munimine fecimus roborari. Hierauf folgt die feyerliche Erklärung, des, wie geſagt, verdächtigen Sohnes mit dieſen Worten:

Et Nos, *Przymislaus*, dei gratia *Marchio Moravie*, Regiam benevolentiam et favorem Patris nostri, Illustrissimi Regis Bohemie, erga suos fideles cives et montanos, et erga alios, Regie dignitati obsequium praestantes (honorantes oder etwas Aehnliches) sue voluntati et paternitati per omnia decrevimus *obedire*, et presentem paginam sigilli nostri munimine fecimus consignari.

Nach dieſem Eingange, in welchem Wenzel als König und Geſetzgeber ſpricht — Ottokar, oder, wie er ſich damals noch echt tſchechiſch nannte, Przymislav als untergeordneter Markgraf und Sohn (nothgedrungenen) Gehorſam gelobt, fängt das Geſetz ſelbſt an mit folgenden Worten:

Ne *igitur* libertas et gloria *Majestatis Regiae* per aliquos *presumptuosos* debeat impugnari vel irritari, *cum filio nostro* volumus et mandamus, sub obtentu gracie et regni (l. regiae) quatenus....

Der Scharfſinn des Hrn. Kraft konnte in dieſem »filio nostro« des Königes den Markgrafen Ottokar nicht verkennen, wenn ihn nicht theils die oben angedeuteten Mängel des Textes, theils das Anſehen Dobners irre führten, der, oft glücklicher, fremde Mißgriffe auszuwittern, als eigene zu vermeiden, in einer Anmerkung zu dieſer Stelle, auf den nachmaligen Herzog Niklas räth und geräth: obwohl dieſer vor der päbſtlichen Befähigung, d. h. vor 1260, in gar keiner Urkunde als Ottokars Sohn erſcheinen durfte — im Jahre 1249 aber noch lange nicht geboren war.

Es iſt wichtig, dieß Geburtsjahr auszumitteln — nicht als ob dieſer Niklas, »Ahnherr der Herzoge von Troppau, Ratibor und Jägerndorf« — ein übrigens anſchlägiger und tapferer Mann [2]), eben ein weltgeſchichtlicher Name geworden wäre, ſondern, weil dieſe Unterſuchung geeignet iſt, über ſeines Vaters Betragen gegen Margareth und eine, wie es ſcheint, etwas verunglimpfte Seite ſeines Privatlebens gehöriges Licht zu verbreiten.

Ottokars erſte Ehe war freylich, wie ſo viele andere, die Fürſten von jeher eingegangen, aus Staatsklugheit geknüpft worden; allein dieß ſchloß in ſeinem ritterlichen, für alles Hohe empfänglichen Gemüthe nothwendig weder die Achtung aus, die er dem Geſchlechte, der Erfahrung, dem frühern Range und Unglücke ſeiner Gemahlin — noch die Dankbarkeit, die er der Erbin des ſchönen Oeſterreichs, ſo wie ſie dem mächtigen Anwalde ihres guten Rechts ſchuldig war [3]). Beyde Gefühle konnten, trotz dem Alterunterſchiede des hohen Paares, von Seite des Königs in zärtliche, wenn auch nicht leidenſchaftliche Zuneigung übergehen. Es iſt menſchlich, und, ſo lange man das Gegentheil nicht

beweiſen wird, auch gründlich anzunehmen: daß dieß dauerhaft geſchehen wäre, wenn Margareth ſo glücklich war, dem Könige zu geben, woran ihm Alles lag und liegen mußte — Erben des ausgedehnten Reiches, worin ſich ſeine freudige Thatkraft für Kind und Kindeskinder ſeines vielhundertjährigen Stammes bewegen wollte [4]). Daß ſie dieſe Hoffnung noch hegen konnte, beſtreitet Pernold nicht, wenn er zum Jahr 1248 ſagt: neque spem tantam (d. h. aliquam) prolis dare videbatur. Wie hätte auch ſonſt Papſt Innocenz IV. ſie ſo wiederholt und dringend zu einer zweyten Ehe auffordern können? Daß ſie dieſelbe wirklich gehegt, behauptet, wie völlig glaubwürdig, Domherr Franz. So lange, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur und ſelbſt darüber hinaus, dieſe Hoffnung vorhanden war, kann man den König keiner ehelichen Untreue zeihen, und ich widerrufe hiermit feyerlich die von mir (Altt. Lieder S. 345) ausgeſprochene Vermuthung, daß er ſchon im Jahre 1255 die »Freuden des Vaters« gekannt. Aber im Anfange dieſes Jahres kömmt er, dem Gerüchte von ſeinen Siegen voran, von dem Kreuzzuge gegen die Samländer zurück — einer Unternehmung, von deren Verdienſtlichkeit er ſich die Gunſt des Himmels auch für ſeinen feurigen Wunſch um Nachkommen verſprechen mochte. Im Julius hält die Königin ihren Einzug in die Hauptſtadt ſeines Königreiches. Mit allgemeinem Jubel (Cosmae Cont. II.) wird die Landesmutter empfangen: Böhmen und Oeſterreich, nach langen, blutigen Fehden, haben ſich in Ottokar und Margareth auf dem Prager Schloſſe die Hände gereicht. Wird es bey dieſem Anlaſſe an Vaterlandsfreunden gefehlt haben, die, unter andern Glückwünſchen am Throne auch den niederlegten; daß die Vorſehung, die zwey, an ihren Marken ſich berührende, durch ihre Erzeugniſſe ſich wechſelſeitig ergänzende Länder unter Einem Zepter vereint, dieß Glück durch Margarethas Fruchtbarkeit auch den Enkeln fortſetzen möge? Wie nun, wenn gerade damals die funfzigjährige Frau, eingehend auf eine Sache von ſo öffentlicher Wichtigkeit, die Schuld auf den St. Peterstag ſchob, und dadurch den Fehltritt des Königes beſchleunigte, der ſie, wenn Pernold Recht hat, auch nicht mit ganz gehöriger Gelaſſenheit oder Klugheit aufgenommen zu haben ſcheint? Ich beſtehe auf dieſer Vermuthung nur in ſofern, als ſie erklärt, wie der bisher nicht widerlegte Theil des obigen Geſchichtchens den öſterreichiſchen Zeitbüchern fremd bleiben konnte. Uebrigens liegt weit weniger daran, als an der unbeſtreitbaren Thatſache: daß Ottokar vor dem Jahre 1255 noch nicht Vater war; denn erſt z. J meldet Pernold: *Ottocarus*, ex domina *Margaretha* nullam prolem obtinens, violata fide conjugii, post carnem alteram obire coepit cum pro pudore et *maximo dolore reginae*. Man muß annehmen, daß in dieſem Jahre Herzog Niklas geboren wurde; denn z. J. 1258 klagt Pernold abermal: Sed non cessavit dominae *Margarethae* thorum violare, *tertia* jam prole illegitima procreata.

Auf dieſe drey außerehlichen Kinder, deren Anzahl ſpäter auf ſechs gewachſen ſeyn mag [5]), gründet Raynald den Vorwurf »zügelloſer Wolluſt«, den er in der angeführten Stelle Ottokarn macht; obwohl dieſem ſein ſtrenger Beobachter, Pernold, vor dem fünften Jahre ſeiner Ehe hierüber nichts vorzuwerfen hat, und ſo ehrlich iſt, ſelbſt den Fehltritt des ſechs und zwanzigjährigen Mannes und Königs durch die Unfruchtbarkeit der Gemahlin zu beweggründen. Welcher Name bleibt denn für die Ausſchweifungen eines Cäſar Borgia und ſeines Gleichen übrig? Aber auch Hr. Fraſt ſcheint, nicht ganz billig, Ottokar's

Bemühungen um die Befähigung jener Kinder zur Thronfolge aus dem bloßen Geſichtspunkte der Kränkung zu betrachten, die Margareth auch darüber empfunden haben ſoll. Fürſten haben häufig das Unglück, im Leben Lobredner ſelbſt ihrer Fehltritte — nach dem Tode Tadler auch ſolcher Entwürfe und Handlungen zu finden, deren Unterlaſſung man ihnen eben ſo gut, oder mit noch mehr Recht, als Mangel an Herrſcherweisheit vorwerfen könnte, und würde. Fragen wie die Zeitrechnung um Rath! Wann bewarb ſich denn Ottokar um die Befähigung ſeiner erſten drey Kinder ſogar zur Thronfolge? Allerdings im Jahre 1260, aber nicht, wie Hanthaler dießmal irrt, zu der nämlichen Zeit, da er bey dem Papſte um die Bewilligung ſeiner Krönung nachſuchte, und ihm den Siegbericht vom achten Oktober zuſandte: denn damals erfuhr bereits der Papſt aus Böhmen, daß ſein erſtes, jene Befähigung betreffendes Breve mißverſtanden werden könnte, und fertigte durch ſeinen Geheimſchreiber Furco das zweyte vom Oktober ab — die Erklärung, daß ihm »eine Befähigung jener Kinder zur Thronfolge nie in den Sinn gekommen« u. ſ. w. Um dieſe mußte ſich alſo der König ſchon im Frühlinge des Jahres 1260 beworben haben, und unter welchen Umſtänden? Er rüſtete gegen König Bela von Ungern und ſeine Verbündeten zum Kriege um die Steyermark. Wie die blutigen Würfel fallen würden, konnte er nicht vorausſehen; aber dem öffentlichen Wohle war er ſchuldig, auf den ſchlimmſten Fall voraus zu denken, und, um dieſen ſein kaum erworbenes, von Kumanen- und Tartarhorden bedrohtes Reich nicht obendrein der Geſetzloſigkeit im Innern preis zu geben, in ſeinen damaligen Kindern rechtmäßige Thronerben hinterlaſſen zu wollen. Zugegeben, daß er hierdurch auch ſeinem »Vatergefühle« und ſogar bedingten Verſprechungen Genüge that, die ſeine Geliebte von ihm erhalten; ſo läßt ſich doch nicht behaupten, daß ihn hiezu im Jahre 1260 etwas Anders als ſeine Herrſcherpflicht beſtimmt habe. Und Margareth? Kein einziges Zeitbuch ſagt, daß eben dieſer Schritt ſie gekränkt — und wie, wenn die ehrwürdige Frau, die mit fünf und funfzig Jahren die Hoffnung eigener Erben gewiß aufgegeben hatte, ihn ſogar billigte: weil er nur ganz gelingen durfte, um dem Könige den zweyten, ihr weit empfindlicheren, und für ihn nicht unbedenklichen, zu erſparen, durch den er ihre Hand mit jener Kunigundens von Halitz vertauſchte? Der Zuſammenhang der Sache ſcheint folgender zu ſeyn:

Am 15. July, gerade am Margarethentage, erfocht Ottokar jenen denkwürdigen Sieg bey Kroiſſenbrunn, den man, nach der Stimmung zu urtheilen, die vor der Schlacht im Lager und im ganzen Reiche herrſchte[a]), gewiß nicht minder dem Gebete ſeiner frommen Gemahlin, und den Fürbitten ihrer Schutzheiligen als ſeiner Tapferkeit und Anſtalt zuſchrieb. Bald darauf unterhandelte Otto, Markgraf von Brandenburg, den Frieden, den Ungern durch Abtretung der Steyermark erkaufte. Es wäre ungereimt, anzunehmen, daß Ottokar ſchon damals an eine zweyte Ehe und folglich an Auflöſung der erſten gedacht; denn er erwartete entweder noch die Befähigung ſeiner Kinder ſogar zur Thronfolge, oder glaubte ſie durch das erſte, in unbeſtimmten Ausdrücken abgefaßte Breve Alexanders IV. bereits erhalten zu haben. Er irrte, denn im Spätherbſte bringt Furco, nebſt der Genehmigung der böhmiſchen Krönung, die Erklärung des Papſtes, wie jenes Breve eigentlich zu verſtehen ſey. Sie war folgerecht, aber darum nicht weniger empfindlich für Ottokar, zumal in einem Augenblicke,

wo ganz Deutſchland und der Papſt ſelbſt ihm zu ſeinem Siege über die Ungern und heidniſchen Kumanen Glück wünſchten, der Tartarchan, durch eine eigene Geſandtſchaft ſeinem Stolze ſchmeichelte. Wenn ich nicht irre, ſo drückt der Name der Dornenkrone, den er dem, zum Andenken des Sieges bey Kroiſſenbrunn geſtifteten Ciſterzienſerkloſter beylegte[7]), bitter genug die Stimmung aus, in welche ihn der Inhalt der von Furco überbrachten Zuſtellungen verſetzte. Von nun an mochte er ſich aber auch entſchieden haben, unter zwey Uebeln das in ſeinen Augen kleinere zu wählen, und lieber das Aergerniß zu geben, daß mit Margaretha's Verſtoßung verknüpft war, als der Gefahr, ein unbeerbtes Reich zu hinterlaſſen, nicht vorzubeugen. Im April 1261 (Cosmae Cont. II.) ward der Friede mit König Bela in Wien unterzeichnet, und in einem geheimen Punkte (ſ. Pernold) die Ehe mit Kunegunden feſtgeſetzt, die, dem Wunſche der Stände gemäß, auch am 13. Nov. zu Preßburg vollzogen wurde, nachdem Königin Margareth Prag ſchon am 28. Oktober'n verlaſſen hatte, um, ſechs Jahre darauf, zu Krems die Reihe von Leiden, die ihr Leben war, zu beſchließen. Ehre der Thräne, die Pernold ihrem Andenken weiht! Er hat ganz Recht zu bemerken, daß Ottokar »ihr Alter verhaßt war« (cujus senectutem oderat), und daß der mächtige Herr, indem er ſie verſtieß, »gethan, was ihm beliebt« (et sic potens iste dominus fecit quod libuit). Aber laſſen wir dem Könige auch zu Gute kommen, daß jenes Alter unfruchtbar war, und daß ihm dießmal nichts beliebte, als was ihm das Wohl ſeiner Länder zu fordern ſchien. Dieſe ruhigere, verſöhnende Anſicht hatte ſchon der geiſtreiche Abt Peter von Königſaal, da er ſein bereits erwähntes Cap. V. alſo abfaßte:

Nuptiarum autem solemniis debita celebritate peractis domina *Margaretha* per annos plurimos cum rege mansit; sed, sterilitatis humiliata opprobrio, liberos, qui sibi in regno succederent, habere nequivit. Nihil denique de contingentibus ab utroque obmittitur; sed regina, ut dictum est, omnino sterilis invenitur. Rex igitur, pretextu sterilitatis hujuscemodi subjectis sibi terris adfutura mala praesentiens, quosdam, sibi familiares praeceteris, convocavit, eisque turbationis sue materiam clandestine enarravit. Ipsi vero, commune bonum privato preponderantes commodo*) salubrius censuere, regem dilectae conjugis privare consortio, quam sine heredibus totum suum dominium diuturno subjacere periculo.

Qui rem privatam magis ostendit sibi gratam
Quam rem cunctorum, merito faex sit populorum.

Sapientum igitur inductus verbis, et acquiescens consiliis, universis suis nobilibus convocatis et satrapis, non sine cordis gemitu rem diu celatam (ſeit dem Spätherbſte 1260) prodidit, et, ut *non tam sibi, quam utilitati populi consulerent*, publice postulavit.

Ex hoc consulitur, quo nil melius fore scitur
Quod *Margaretha* sterili rex conjuge, spreta

consortem ducat, quae, debita lege matrimonii, liberos sibi *jure hereditario* successores, producat. Quid plura? Episcopi

*) Nach der richtigeren Leſeart der Raudnitzer Handſchrift, die mir mit Erlaubniß ihres großſinnigen Herrn Beſitzers, des regierenden Fürſten von Lobkowitz, zur Benutzung mitgetheilt worden.

convenerunt, et de consensu sedis Apostolicae divortium inter regem et reginam, debita solennitate adhibita, coram universo populo celebraverunt. Turbatus ergo rex, et tota Bohemia cum ipso; sed quae lingua retexere, aut quis intellectus capere poterit, quanta ex hoc eventu uterque conjugum vehementis doloris incrementa sustinuerit u. ſ. w.

Anmerkungen.

1) S. 343 des Anhanges zu den altdeutſchen Volksliedern in der Mundart des Kuhländchens, deren erſter Band Wien und Hamburg 1817, in Kommiſſion bey Perthes und Beſſer erſchienen iſt. Der zweyte Band enthält, außer den, von Dr. Key geſammelten Tonweiſen dieſer Lieder, die Weltanſichten und den Feſt- und Witterungskalender der Kuhländler ſowohl als der benachbarten Slaven — eine Sammlung von geſchichtlich erläuterten Alterthümern, die, ungleich reichhaltiger als die observations on Popular Antiquitics by *J. Brand*, *London* 1810, in mehr als einer Hinſicht ſehr anziehende Ergebniſſe gewährt. Er liegt ſeit vier Jahren in meinem Schreibpulte, und ich bin aus Urſachen, von denen ich an einem andern Orte Rechenſchaft geben werde, ohne meine Schuld, erſt jetzt im Stande, ihn einem Verleger anzubieten. Dieſe Nachricht bin ich den Gönnern des Fylgie, und vorzugsweiſe den Freunden deutſcher Alterthümer ſchuldig, die, wie ich erſt ſeit Anfang dieſes Jahres weiß, ſich mit Hrn. Bibliothekar J. Grimm in Kaſſel zu dem anſehnlichen Geſchenke von ſechshundert Gulden gewiß auch in der Abſicht vereinten, die Erſcheinung des zweyten Bandes zu beſchleunigen.

2) Virum strenuum in consiliis et in agendis prudentem nennt ihn Weitmile. S, S. S. Rer. Boh. T. II. p. 200.

3) Defuit ei (ſagt Pernold zum Jahre 1248) praeponderans numerus Potentum, qui ejus, tamquam senioris filiae primum jus fortiter propugnare vellent adversus tot aemulos provinciarum.

4) Er rühmte ſich unter andern gern, mehr Gebäude aufgeführt zu haben, als Ein Erbe im Stande ſeyn würde, zu unterhalten.

5) Wenn Balbin (Miscc. Dec. I. l. VII.) Recht hat, der dem Fräulein von Kuenring eine vierte Tochter: Giſla, vermählte Wikard v. Polna gibt, denn urkundlich erwieſen iſt, wie Hr. Fraſt richtig ſagt, eine, in jener Zahl nicht begriffene Agnes, ſeit 1275 Gemahlin des Landmarſchalls Heinrich v. Kuenring-Weitra, unter deſſen Schweſtern man daher freylich die Geliebte Ottokars nicht zu ſuchen hat. Pulkawa nennt dieſe Agnes nicht, wohl aber, wie der Hr. Herausgeber des Archivs nicht überſah, ſein etwas älterer Zeitgenoſſe Neplach. War ſie etwa von einer andern Mutter?

6) Cosmas Fortſetzer II. berichtet, der König und andere Fürſten hätten fromme Gelübde gethan, und Manche unter ihnen verſprochen, ihren Lebenswandel zu ändern, beſſere Münze zu ſchlagen u. ſ. w., bis Köln am Rhein habe man feyerliche Bettage um Sieg über die Feinde gehalten.

7) Ipsum quoque monasterium, ad reverentiam *sanctae spineae coronae* volumus ad *sanctam coronam* ab omnibus nominari heißt es in der Stiftungsurkunde (*Sommersberg* I, 926) des Kloſters vom Jahre 1263, das indeß im Deutſchen Güldenkron genannt wurde. Die Abſicht des Stifters geht aus den Worten hervor: ut me-

moria nostra in posterum commendabilis habeatur, videlicet, quod *pro defensione Austriae et Styriae* contra frequentes paganorum et Ungarorum insultus, personam nostram cum hominibus nostris exposuimus et cum rebus omnibus terras nostras u. ſ. w.

II.

Die k. k. Hofbibliothek beſitzt, Nro. 187 der philologiſchen Klaſſe, eine Handſchrift des vierzehnten Jahrhunderts, Perg. 4, die, ihrem Inhalte nach, in einen proſaiſchen und poetiſchen Theil, nebſt einem Anhange, zerfällt. In dem erſtern kommt zwiſchen Joh. Lomonicii somnium Pharaonis moraliter expositum, in XX epistolas dispositum Bl. 1—11 und dictamina Petri de Vineis Bl. 29—70 und hinter dictamina magistri Thome Bl. 40—50, eine bedeutende Anzahl bisher unbekannter Briefe und anderer Urkunden vor, die von böhmiſchen Fürſten und Fürſtinnen des dreyzehnten Jahrhunderts, insbeſondere von Ottokar II und ſeiner Gemahlin Kunegunde herrühren, oder von Päpſten, Kaiſern und hohen Perſonen in Ungern, Baiern, Kärnten, Brandenburg, Preußen, Schleſien und Venedig u. ſ. w. an ſie gerichtet ſind, oder ſie ſonſt berühren. Sie befinden ſich Bl. 11—29 ohne gemeinſame Aufſchrift, Bl. 61—80 als privilegia ad omnem materiam an andere, Böhmen nicht betreffende, angereihet; Bl. 50—57 und Bl. 57—61 machen ſie eigne Sammlungen aus, wovon die letztere, opus magistri ac domini Boguslai genannt, wohl den nämlichen Mann zum Verfaſſer hat, der in einer Urkunde von Kunegunde als dilectus capellanus noster, magister B. erſcheint, und für die treuen Dienſte, que nobis exibuit et exibet incessanter, mit einer Pfründe belohnt wird. Dieſer ganze erſte Theil iſt in geſpaltenen Zeilen von einer geübten Hand mit fetteren Zügen geſchrieben, als der zweyte, der gleichfalls geſpalten und von Einer Hand, Bl. 80—97, ein Lehrgedicht über die Natur in Hexametern von Bernardus — Bl. 97—112. Noua Poetica Udalrici auch in Hexametern, und Bl. 112—126 Horatii ars Poetica mit Randgloſſen enthält. Der Anhang iſt ein Bruchſtück lateiniſcher Sprachübungen*) auf dem vermuthlich bloß beygebundenen Bl. 116—118, von einer dritten Hand, und eine jüngere hat den übrigen leeren Raum Bl. 122 und 124 (das letzte) zur Aufzeichnung von Urkunden der Königin Kunegunde benützt; daſſelbe iſt Bl. 80 geſchehen.

Man ſieht ſchon aus dieſer vorläufigen Inhaltanzeige, daß unſere Handſchrift, in ihrer Beziehung auf Böhmen betrachtet, ähnliche Ausbeute gewähret, als der Cod. Epistolaris Ottocari II, mit welchem der hochverdiente Hr. Prof Dolliner aus dem nämlichen k. k. Bücherſchatze die Quellen der böhmiſchen Geſchichte bereichert hat. Sie hat mit derſelben, außer dem moraliſchen Werke des Johann Lemonitz leider! auch die Fehlerhaftigkeit des Textes in vielen Stellen, und übrigens die Beſtimmung gemein, allerhand Muſteraufſätze zu enthalten. Dieß iſt der Grund, warum die oben erwähnten Briefe und andere Urkunden häufig durch Auslaſſung oder bloße Andeutung der eigenem Namen, durch Unterdrückung der Jahr- und Tagzahl ihrer Ausfertigung in bloße Formeln verwandelt worden ſind. In dieſen Fällen ſind es die darin ent-

*) Von einem Tſchechen, denn das ausländiſche Wort clepi, von clepati ſtehlen, wird durch fures erklärt.

haltenen Thatſachen, auf die man zu achten hat, um, mit Benützung anderer gleichzeitigen Denkmäler, die namentlichen Beſtimmungen ſo viel als möglich auszumitteln, und dadurch die Urkunden ſelbſt für die Geſchichtforſchung fruchtbar zu machen. Was aber unſere Handſchrift von dem Codex Epist., deſſen Briefe vorzüglich aus Ottokars letzten Herrſchaftjahren (1271— 1277) herrühren, unterſcheidet, iſt: daß nur wenige der ihrigen in dieſen Zeitraum fallen, die meiſten entweder einem bedeutend früheren (ſogar dem J. 1233), oder dem ſpätern zwiſchen 1278 und 1285 angehören. Man möchte daraus ſchließen, das Beyſpiel des Henricus de Isernia habe einen Gleichzeitigen, und warum nicht gerade dieſen Boguslav, Hofkaplan und Geheimſchreiber der Königin Kunigunde? angeregt, ſich durch eine ausgedehntere Sammlung verdient zu machen. Daß er ein Böhme und zwar ein ſlaviſcher (Tſchech) geweſen, ergibt ſich wohl aus ſeiner Sorgfalt, viele, Böhmen betreffende Urkunden, und darunter einige Briefe aufzubewahren, worin ſich eine hohe Frau, aus Gründen ihrer Abkunft, gewiſſer, wie ſie behauptet, wegen ihrer ſlaviſchen Sprache unterdrückter Kloſterbrüder annimmt. Sie verdienten größtentheils erläutert und herausgegeben zu werden: ich werde mich hier aber auf eine Auswahl vorzüglich ſolcher beſchränken, die zugleich mehr oder weniger als erläuternde Zugabe des Aufſatzes I betrachtet werden können.

Von Ottokars erſtem Kreuzzuge enthält die Handſchrift drey Denkmäler, wovon das erſte noch zu den Anſtalten desſelben zu rechnen iſt, und unter dieſen eine ſehr wichtige Stelle einnimmt. Es hat die allgemeine Aufſchrift: Persuasio ut aliquis se baptizari sinat, iſt aber eigentlich das Beglaubſchreiben, womit Ottokar im Frühlinge 1254 ſeinen Biſchof, Feldherrn und Rathgeber, Bruno, Grafen von Schaumburg, an die Samländer abſchickte, um ſie zum Chriſtenthume einzuladen, und ihre Zwiſte mit den deutſchen Ordensrittern beyzulegen. Es verfehlte, wie wohl voraus geſehen ward, ſeines Zweckes; aber gewiß unterließ der Abgeſandte nicht, an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen, die nicht wenig dazu beytrugen, den kurz darauf erfolgten Feldzug ſeines Herrn ſo ſchnell und ſiegreich zu entſcheiden. In ſeiner gegenwärtigen Geſtalt erregt es den Wunſch, die, für die Ungläubigen ziemlich geheimnißvolle Sprache desſelben möchte nicht, durch Schuld des unwiſſenden Abſchreibers, auch für uns Andere ſtellenweiſe Räthſel geworden ſeyn. Es lautet:

Blatt 68.

Creator tocius creature, deus et homo — pater, qui eternus, pater noster, qui est in celis, ad introitum regni celestis nos regeneravit[1]), nobisque in ablucionem[2]) criminum baptisma consecrans *Jhesus Christus*, idemque existens opifex[3]) futurorum bonorum, filius[4]) obediens patri usque ad mortem, per amplius et perfeccius tabernaculum, quod non erat[5]) hujus creacionis, nec per sanguinem ircorum nec uitulorum, sed per proprium sanguinem introiuit in sancta redemptione in vitam[6]), quum ab eterno nobis, in eum confidentibus, preparauit et confessionibus fidei sue[7]), in qua nos per adoptionem filiis ex diversitate gen-

1) Die Handſchrift hat regenerans. 2) Handſch. ablucione. 3) Handſch. assistens pontifex. 4) Handſch. fectus. 5) Handſch. erit. 6) Handſch. in sancta eterna redemptione inuenta. 7) uite sue.

cium adunauit, ad futuram gloriam de tenebris nos uocans in admirabile lumen suum, redemptos suo sanguine precioso. Ad cujus glorie participacionem uocati, ut diximus, communem uniuersitatem vestram uocandam duximus et rogandam: quatenus ad pretacta, que fidei cristiane expediunt, presenti persuasione aquiescere studeatis, baptisma sanctum in *Jhesu Christi*, redemptoris, nomine recepturi. Nos etenim ad lucrandam[8]) animarum uestrarum salutem, ad partes uestras, habentes in futura yeme, dilationibus postpositis, propositum[9]) veniendi de corpore regni nostri et pro[10]) salute uestra: uenerabilem in Christo patrem nostrum, dominum *B(runonum)*, episcopum, ad uos permittentes, cujus pie voluntati acquiescere poteritis in predictis (sibi) ad executionem prefatorum, que vestre saluti expediunt, de pleno committimus uices nostras. Qui in (negotio) concordandi uos cum honorabilibus, et in *Christo* dilectis *domus Teutonicorum fratribus*, promissionis uestre certitudine praestita, habebit plenariam potestatem, fines praefatos ad ea, que concordiam innuunt[11]), bono modo nostris persuasionibus inducendi[12]).

Man hielt bisher den Friedenſchluß von 1248, beſtätigt 1253, für den letzten, den der deutſche Orden mit Swantoplok (Schwantopol) Herzoge von Pommern, geſchloſſen (v. Baczko Geſch. Preußen, S. 329); allein dieſer anhaltende Feind muß gleichwohl im Jahr 1254 den Krieg erneut, und bis zu Ottokars Ankunft fortgeſetzt haben. Dieß beweiſt nachſtehender Friedenſchluß, der nicht in den zweyten Kreuzzug Ottokars vom Jahre 1268 gehören kann; weil damals Swantoplok mit dem Orden völlig verſöhnt, und als ſein Sohn und Nachfolger, Meſtwin, abermals zu den Waffen griff, Ottokar bereits nach Hauſe zurückgekehrt war (Dusburg. Chron. Pruss. p. 219 222). Ich ſetze die Urkunden in den Anfang des Jänners 1255: weil Ottokarn vor Eröffnung des Feldzuges gegen die Samländer Alles daran liegen mußte, dieſe eines unternehmenden Bundesgenoſſen zu berauben, und ſich im Rücken zu decken. Sie macht uns zugleich mit dem bisher vermißten Namen des damaligen preußiſchen Landmeiſters bekannt. Es iſt, da die Anfangsbuchſtaben Lud. nur auf Ludovicus führen, wohl der nämliche, der die Erneuung der Culmer Handveſte (abgedruckt in v. Baczko's G. P. S. 379, und neuerlich in Prof. Schottky Vorzeit und Gegenwart, Febr. 1823) als Provisor Prussiae (gleichbedeutend mit magister de domo Teutonicorum per Prussiam) im Jahre 1251 beſtätigte.

Blatt. 61.

In nomine domini amen. Nos *Lud(ovicus)* Magister, Comendatores et alii Fratres Cruciferi Hospitales *S. Marie* de domo Theutoniconum per Prussiam, constare uolumus uniuersis, ad quos scriptum (hoc) peruenict: quia in presencia domini O(ttocari) serenissimi Bohemie regis, ducis Austric[1]), eo mediante concordiam, amicabiliter cum domino *(Swantopolko)* inclito Duce *Pomeranie* (concordavimus) et, quicquid hactenus fuit controuersic et dissensionis inter nos et dominum ducem, dimisimus hoc et indulsimus pleno corde, uolumusque ei sincere et absque

8) Handſch. lucrandum. 9) Handſch. proposita. 10) Handſch. et salute. 11) Handſch. indicant. 12) Handſch. inducendo.

1) Handſch. Bohemie ducis et Austrie.

malo ingenio amicari hiis condicionibus interiectis: quod, si aliquis[2]) de hominibus nostris castrum aliquod aut municionem in terris ipsius occupaverit ducis, cum auxilio eiusdem, omnem operam in expensis nostris propriis adhibebimus atque posse, ut hoc ualeat rehabere. Si uero per homines ipsius ducis castra uel municiones in terris nostris fuerint occupata: ad hec recuperanda cum impensione expensarum suarum adiuuabit nos omni studio et labore, prout in ipsius instrumento, super hoc edito, plenius est expressum. Adiicimus et, quod de cetero terras ejus non inuademus manifeste cum erreccione uexillorum, nec aliqua dampna ei inferemus incendiis aut rapinis, ad quod ydem ipse dux similiter se adstrinxit. Que omnia et scripta supradicta bona fide, et sine omni fraude atque dolo, promittimus inuiolabiliter obseruanda, et, si aliquid uiolauerimus predictorum: iudicamus, nos fidem amittere et honorem, et dominum O(ttocarum) illustrem regem Bohemorum ante dictum, super eius? constituimus adiutorem. In cuius rei testimonium etc. etc.

Ottokar kam, wie ich oben ſagte, dem Gerüchte von ſeinen Siegen voran, aus dem Kreuzzuge zurück. Dieß iſt ſo buchſtäblich wahr, daß ein Zelt, das Geſchenk etwa eines öſterreichiſchen Abtes, ihm noch in den Winterfeldzug nachgeſchickt werden ſollte, als er dieſen bereits geendet hatte, und auf der Rückreiſe (den 26. Febr. durch Troppau) nach Wien begriffen war. Mit eigener Verwunderung über die Schnelligkeit dieſer Rückkehr erzählt uns dieß Niemand anders, als — Königin Margareth ſelbſt, wenn, wie nicht zu zweifeln, folgendes Briefchen ihr angehört.

Blatt 22.

De tentorio, misso domino et *marito* nostro carissimo, pro eo et cum eo Vestrae Paternitati inmensas gratiarum referimus actiones, excusantes nuncium uestrum, presencium exhibitorem, quod idem tentorium, nobis prohibentibus, non produxit usque ad presenciam domini et mariti nostri carissimi quia idem dominus et maritus noster de peregrinatione, quam agebat uersus *Pruteniam*, in reditu *jam jam* fuit. Quare Paternitatem Vestram requirimus et rogamus, quatenus eidem nuncio uestro indignari non velitis ymo excusatum babere pocius super eo, quod prediximus in premissis.

Im Jahre 1262 kam der römiſche König Richard zum dritten Male nach Deutſchland. Daß ihn Ottokar hiezu beſtimmt, der ſich zu ſeiner Partey ſchlug, um von ihm die Belehnung mit Oeſterreich und Steyermark zu erhalten, und ſeine durch Margareths Verſtoßung gefährdeten Rechte auf dieſe Länder auf eine andere Weiſe zu ſichern, ſieht man aus folgendem Briefe, der zu Anfang des genannten Jahres geſchrieben ſeyn muß.

Blatt 70.

Richardus d. g. Romanorum Rex s. A. Illustri et Magnifico Principi O(ttocaro) eadem gracia Regi carissimo, graciam suam et omne bonum. Excellenciae Vestrae (literas) tanta hylaritate ac affectione recepimus, quanta processerunt ex intima benivo-

---

[2]) Handſch. aliqui.

lencia transmittentis. Quare, gratanter audito et intellecto tenore, in exultationum resolnta sunt gaudium et exultationis noue solatio nostra precordia renouata, quod manus altissimi, nostre patrona iusticie, nobis sic [1]) oportunis temporibus auxilia oportuna prebuit, et nos ab inimicis nostris mirifice liberauit. Accedit hoc insuper gratissimum uotis nostris, quod nos, sic sollicite oblato liberalissime nobis pro nostro beneplacito, ad honorem et gloriam sacrosancti Romani imperii, toto Vestre Magnitudinis potentatu, ad *regressum in Alemaniam excitati;* prope quod euidentibus indiciis et argumentis probabilibus plene ac plene nouimus uel uidimus, uos, feruentes in vestra fide ac deuotione, inuariabili mente persistere, ac affectare in gracia omnia, que nostri honoris et commodi respiciunt incrementum. Vnde, dignos Vos uberrimi fauoris nostri et gracie prouide reputantes, ac assurgentes ad actiones uberrimas graciarum in retributionem [2]) meritorum, que in conspectu nostro, solis iubare clarius, elucescunt et refulgent, iure (ad) reciproca nos promptissimos et paratos offerimus, et ad omnia, que ucstram ac uestrorum prosperitatem [3]) respiciunt et augmentum. Nos enim, qui jam circa reparationem collapsi status regni ac regis *Anglie*, germani nostri carissimi, magnopere studia nostra et curas conuertimus, et de die in diem in hiis feliciter per dei graciam prosperamus, statu eiusdem regni, fulciente auctore pacis, in proximo salubriter ordinato: ad desideratas nostras Germanie (partes) una cum venerabili domino *Ottobono*, diuina prouidencia archidyacono Cardinali, S. [4]) apostolice sedis legato, amico nostro precipuo, quem (*Urbanus* IV) summus Pontifex, sanctissimus pater noster, in Angliam et Alamaniam, commisso sibi plene legationis officio, in fauorem nostrum destinauit, resumptis undique uiribus, cum apparatu regio ueniemus ad reformandum statum imperii, quod procul dubio, ut scripsistis, tam apud N. quam alibi multimode dismonstratum dinoscitur. Verum, nobis assistente (vestra) potencia, et aliorum principum et fidelium nostrorum fauore suffulti, curas nostras et intentionem nostram omnimodam (speramus) magnifice impensari.

Preterea cum inter cetera desideria cordis nostri affectemus potissime, illustres Saxonie principes ad deuotionem nostram attrahere, ipsosque tamquam uiuida membra imperii nostro capiti covnire, ut opere mutuo in reparando collapsum statum imperii nos iuuemus: Serenitatem Vestram omni affectione, qua possumus, deprecamur, quatenus apud Illustres principes, *Johannem*, et *Ottonem*, Marchiones Brandeburgenses, et heredem Ducis Saxonie, omni, qua potestis et scitis, industria et sollicitudine laboretis, ut nobis uelint in promptitudine deuotionis ac fidei coherere. Nos enim, iuxta uestrum consilium, in quantum ad id nostra se extendit facultas et possibilitas patitur, erga eos nostram munificenciam [5]) cum per uos inde cerciorati fuerimus, procul dubio extendemus. Vnde super hiis, si placet, uoluntate ipsorum diligenti scrutinio exquisita, uelitis nos de singulis uestris literis reddere certiores. Vt igitur bona predicti imperii nec distrahantur, uel alienentur ulterius, sed in statu debito

1) Handſch. suis. 2) Handſch. retribucione. 3) Handſch. perniciem. 4) Handſch. S. adhudyacono cardinali, apostotice. 5) Handſch. nostre munificencia.

usque ad aduentum nostrum, *qui erit in proximo*, salubriter prescruentur, decet et expedit, quod uos, qui estis mundum et excellens membrum imperii, nobiscum, qui, diuina fauente clemencia, locum capitis obtinemus, prefatam caritatem et compassionem habentes, cum necessitas imminens (exiget) ope mutua nos iuuemus, ne, membris presidii subsidium capiti suo negantibus, totum corpus reddatur infirmum, aut, uice uersa, capite membris compassionem debitam subtrahente, compago corporis[6]) dissoluatur. Nam certe si esset in rerum[7]) natura possibile, quod uniuersum corpus a capite sine membrorum suffragio regeretur, potissimum nobis inter uota nostra veniret, quod oneris labores[8]) sic pro uniuersali portaremus imperio, ut particularia membra ipsius nulla uexacionum ingruencium participacio (ne) grauarentur. Qnum (autem) ad omnia, rebus se, ut nunc, habentibus[9]), possibilitas data non sufficiat, aliorum humeros in supportationis suffragium euocare coacti, *defensionem bonorum imperii*, que a *Conrado*, filio *Conradi*, dicti Regis, nati quondam domini Augusti, F*(riderici)* Romanorum Imperatoris, et ejusdem complicibus quasi iure bereditario distrahuntur et occupantur iniuste, *uobis ex illa parte Rheni*[10]) usque ad nostrum beneplacitum et usque ad nostrum aduentum, qui, auctore deo, erit in proximo — et *ex ista parte Reni venerabili Maguntino Archiepiscopo*, dilecto principi nostro, *per nostras patentes literas fiducialiter duximus committendum*, Excellenciam Vestram omni affectu, quo possumus, deprecantes: quatenus defensionem predictorum bonorum ob nostram et sacri imperii reuerenciam uiriliter assumatis, et nostro nomine ad conseruacionem et recuperacionem predictorum bonorum imperil, omnem, quam potestis, opem et operam, iuxta datam uobis a deo potenciam atque prudenciam, strenue apponatis, nam non est dubium, quum multorum sitis accincti robore, quin uallati diuiciis, quin prudencia commnniti. Vnde, si non desit affectus, non deerit, qui circa talia desideratur effectus[11])

Schon in einer Urkunde vom Jahre 1270 (Sommersberg 55 I. 921) unterſchrieb ſich der damals vierzehnjährige Herzog Niklas als dominus Opavie, wozu er wahrſcheinlich in eben dieſem Jahre erhoben worden war. Unter die Anſtalten hiezu zähle ich die Grenzbeſtimmung zwiſchen Mähren, wozu Troppau früher gezählt wurde, und dem Herzogthume Oppeln, worüber Ottokar mit Wladislav I. folgende Urkunde errichtete, die gewiß nicht vor 1261 ausgefertigt iſt: weil Ottokar ſich darin bereits König der Böhmen nennt. Sie führt in der Handſchrift den Titel: Distinccio metarum in terris propter pacem.

Blatt 60.

In nomine domini amen. Nos *Otthakarus* d. g. Bohemorum Rex etc. omnibus in perpetuum. Vt internos et illustrem principem, dum W*(ladislaum)* inclytum ducem de *Opol*, karissimum patruum nostrum (et) compatrem nostrum uigeat debite dilectionis sinceritas concordie unio perpetueque pacis stabilitas,

6) Handſch. corpis. 7) Handſch. uirorum. 8) Handſch. communis latores. 9) Handſch. absentibus. 10) Handſch. parte bene. 11) Handſch. affectus.

omni rancoris ac diffenſionis syntomate reſecato: Ecce limites siue metas terrarum, super quibus inter nos et ipſum et clariſſimos progenitores utriusque noſtrum jam dudum vertebatur materia queſtionis, taliter duximus diſtinguendas uidlct: quod terre noſtre *Moravie* metae [1]) et ducatus *Opolienſis* a terminis episcopatus Wratislavienſis, scilicet in villa, que *Lypa* nuncupatur, incipiunt, et abinde usque in villam, *Begun* nominatam, predicti ducis *Opolye* protenduntur. A qua ſiquidem uilla eedem mete fluuium, qui *odra* dicitur, transeunt uersus uillam *Gruſſine*, et abinde in *Oſtrauam* fluuium, qui usque ad terminos terre *Vngarie* protenditur, discurrentes. Et licet hujusmodi metarum diſtinccio cuiuslibet diſsenſionis ſcrupulos ſufficienter inter nos et dictum dm ducem sopire [2]) uideatur: tamen ad ſuperhabundantem cautelam et rerum geſtarum clariorem, atque eclam, ut concordie unio, qua cum predicto principe sumus inuicem covniti, stabilibus amicicie ligamentis *ad utriusque noſtrum poſteros* transferatur: villas, quas mete continent suprapicte, propriis uocabulis duximus exprimendas, que sunt hec etc. et alie plures uille, quas diſtinguunt limites supradicti. Methas equidem supradictas inuiolabiliter intendimus ſeruare, iuxta quod ipſas diſtinguit et ſpecificat series preſcriptorum. In cuius rei teſtimonium etc.

Auch Kunegunde ließ den König lange ohne Erben, bis ſie ihm endlich die erſte Tochter gebar, deren Tauffeſt am 2. Febr. 1265 begangen wurde. Einige Monate früher iſt folgender Brief des Prager Biſchofs Johann III, aus dem Hauſe Draſchitz, wahrſcheinlich auf Ottokars Verlangen, geſchrieben.

Blatt 20.

Secretiſſima et plena gaudio insinuacione nouiter intelleximus, quod oriens ex alto dominus omnipotens sue benediccionis in regno Bohemie [1]) principia tamquam in sole posuit manifeste [2]); quoniam Veſtre celsitudinis Excellenciam nobili honere per suam misericordiam honoravit; in quo expectatur in omnibus populis gaudium et succeſsio heredis feliciſſima, et omnibus deſideriis peroptata. Sed quoniam inter ipſas sacri uentris anguſtias [3]) pericula eciam minima ſunt diligentiſſime precauenda, non iniuſte timemus, si ciborum quadrageſimalium inhabilitas in ipſis impedimentum non poſſet afferre, per quod uicinitas partus differatur, uel omnino, quod abſit, in nichilum redigatur. Cuius rei gracia, omnibus et singulis huius modi periculis preuia preuiſione racionabiliter obuiare volentes, omni, qua poſſumus, precum inſtancia celsitudinem Veſtram requirimus et rogamus, et nichilominus bona fide consulimus, (et) auctoritate beatorum Apoſtolorum *Petri* et *Pauli*, et ea, qua quidem fungimur in hac parte, in remiſsionem uobis omnium peccatorum iniungimus: ut *carnes et laccinia ex noſtra permiſsione*, *ſalua conſciencia*, *de cetero comedatis*, *ab alimentis quadrageſimalibus prouidenter abſtinentes*. Nos autem per nos ipſos et prelatos ac conuentus *totius dioeceſeos* obligamus nos, coram deo pro huiusmodi (dispenſatione) respondere.

Im Jahre 1270 war Bela IV, König von Ungern geſtorben.

---

1) Handſch. methe Morevie. 2) Handſch. sepire.

1) Handſch. et Roem. 2) Handſch. manifesto. 3) Handſch. anguſticias.

Den Geſinnungen ſeines Nachfolgers Stephan mißtrauend, ſchloß Ottokar mit demſelben ein neues Bündniß, das auf einer Inſel unweit Preßburg zu Stande kam und feyerlich beſchworen wurde. Allein er war kaum nach Kärnten aufgebrochen, um dort ausgebrochene Unruhen zu dämpfen: als König Stephan mit einem Heere von 60,000 Mann in Oeſterreich einfiel und wüſtete. So entſtand der zweyte ungriſche Krieg vom Jahre 1271, über den die Handſchrift unter anderen Urkunden auch folgenden Brief der Königin Kunegunde enthält. Er verdient hier nicht nur deßhalb eine Stelle, weil ſich daran unmittelbar Nr. I in den Cod. Epistol. des Hrn. Prof. Dolliner anſchließt, ſondern auch, weil die gekünſtelte Sprache der Zärtlichkeit, die er führt, ſehr von der Herzlichkeit desjenigen abſticht, mit dem ich dieſe Auswahl beſchließe.

Blatt 58.

Semper in suspenso noster fuit animus de statu persone uestre ex relatione rumorum, quos nobis hactenus nunciastis, ita, ut, quod antea enigmatice credebamus, nunc ex ultima relatione scripti vestri cognoscimus euidenter, quod futurum, proh dolor! uerebamur. Dolemus enim et dolendo ueremur intra nos uericunde, quod noster auunculus, rex *Stephanus*, caro et sanguis noster, oblitus date fidei et prestiti tactis sacris[1]) iuramenti pro se et pro suis, sic deum minus ueritus est, ut immunitis tendendo insidias, postquam in uobis exercere nequiuit maliciam, exemplo erroris inflammatus pocius quam correctus[2]) non nisi celitus per diuinam prouidenciam prenuncio prophetico, impotentes agressus est, sanguinem, proh dolor! innoxium effundendo. Letamur et ingemimus diversis respectibus de[3]) premissis. Letamur equidem. quod immunitum, iustum et insontem diuina prouidentia de manu uos erroris alterius eripuit — et ingemimus, non immerito, quod inmunes et mortis inconscii in gladio, sub pacis spe, ceciderunt. Quorum mors quia sancta est, ut credimus, grates Altissimo plene referre neque scimus neque poterimus, quam diu uiuimus, qui uestre puritatis innocenciam per suam clemenciam e manibus sic eripuit impiorum. Nos itaque uiuendo nobis uiuere non uidemur, quasi desperantes humanitus, nisi concedatur nobis diuinitus diebus nostris gracia, uos uidendi, propter quod sicut scripsistis nobis, in Morauiam vel Austriam nos expediremus[4]), quando nobis mandaretis. Dicimus, quod uidendo uos commori uobis uellemus pocius, quam in amaritudine defectus uestri uiuere, sicut uiuimus in praesenti. Placeat igitur dominationi uestre orbatam omnis gaudii solamine uestre presencie preferencia consolari, si, ut diximus, uiuere diligitis semiuiuam.

Wer anders als Ottokars Geliebte, die Pulkawa eine Kunringerin nennt, iſt es die in folgendem Briefe ſich und die Ihrigen von der Gemahlin und den Kindern des Königes unterſcheidet? Er wird im Jahre 1270 geſchrieben ſeyn, da Ottokar den Aufruhr in Kärnten zu dämpfen und Kunegunde bereits zwey Töchter geboren hatte. Ob dem in treuer Liebe an ihren König hangenden Fräulein wohl mag das Unglück geworden ſeyn, ſeinen entſetzlichen Fall und den Einſturz all der Herrlichkeit zu erleben, an die ſie ſich hingegeben hatte!

1) Handſch. sacri. 2) Handſch. correptus. 3) Handſch. et. 4) Handſch. expedire.

Blatt 58.

Scripsit et mandauit nobis Vestra Dileccio consolando nos, persuadendo et rogando, ne turbaremur multum, attendentes actionis siue expeditionis uestre iusticiam. Et reuera, quia iusta est, tanto amplius maior dolor nostrum penetrat animum [1]), uere nos exemplo poetico edocente: *Que venit indigne* etc. Verum tamen, sicut mandastis, quia uestris semper obedire mandatis tenemur iam per omnia firmiter [2]), quoniam roboratum in hoc est cor nostrum, ut placita uobis nobis placeant, et displiceant [3]) per omnia, que sunt uestris uoluntatibus aliena: igitur non nostri, sed uestri consolatione consolamur, quia non reputamus nos aliquid sine uobis; sola enim et unica post dominum spes et salus in uestro uiuere nobis datur. Si igitur nos uiuere uultis et consolari, sicut scripsistis: peti (mus), quod et antea petiuimus, munus nobis dare, quod datum uitam nobis tribuet, negatum diminuet esse nostrum — quod vdlct. nunquam ad aliquam munitionem ciuitatis seu castrorum in propria persona accedatis: periculosus enim est impulsus insperate uenientium [4]) sagittarum. Tunc enim consolari poterimus, ut credamus, aliquantum, si certas nos reddiderit Vestra Dileccio talis doni; diminuta quoque amaritudine cordis, liberiori mente, que ad hoc requiritur, ac intentione deuota, fixa cordis dulcedine celitus, tanto amplius pro uestris prosperitatibus et salute orare poterimus, et suffragandum auxilium uobis domini, cuius misericordia iustos confouet, *rebelles deprimit*, implorabimus diligencia peruigili, et super hoc deuotorum fidelium undique pro nobis adunate [5]) precibus et persuasionibus sollicitis insistemus. Etsi per diuinam prouidenciam sufficienter dotate sumus dono puerorum super terram, quibus consolari possemus (de?) iudicio populari: uidemus tamen, super quo altissimum testem inducimus respectiue, nichil habere gaudii seu leticie nostrum animum consolantis, si salutis uestri corporis nobis consolacio non adest [6]). Igitur tristari semper nos oportet, non ab re, nec immerito, processum uestrum quamvis actionis et cause iuste sit, cordetenus reuoluentes. Est enim dolor amarissimus, pati dolores et afflictiones immeritas, nisi quod proinde datur meritum salutare; hac animadversione consolatur noster animus aliquantum. Vnde, teste dei filio, cum in uestra salute constet nostrum uiuere, multis casibus circumscriptum [7]), supplicandum Vestre Dileccioni et Dominacioni duximus omni fiducia: quatenus aduertentes, quanta salus et quot [8]) uiuencium uestro uiuere dependeat, propter dominum et amorem uestre conjugis karissime, puerorum uestrorum, *nostri et nostrorum, qui uestri sumus*, exaudire clamantes dignemini, et cauere diligencius multiformes decipulas malignorum, et precipue, ne ad aliquas municionis ciuitatum seu castrorum expugnandas personaliter accedatis. Sit enim uobis ante oculos cordis huius exempli poetici monimentum [9])
Posset ab incauto mors tibi seua dari.

---

1) Handſch. amplius majorem dolorem nobis impetrat animi. 2) Handſch. firme. 3) Handſch. disciplie eant. 4) Handſch. ueniens. 5) Handſch. adnnati. 6) Handſch. adesset. 7) Handſch. circumscriptis. 8) Handſch. quod. 9) Handſch. monumentum.

Andeutungen über die Quellen der Balladen und Romanzen von Bürger.

Von
F. W. V. Schmidt.

Lenore.

Nach dem gründlichen Irrthum der Verwechslung des Pöbelhaften mit dem Volksthümlichen in der Bearbeitung des Mythus von Jupiter und Europa, wurde Bürger auch vollſtändig von ihm geheilt, und wir haben nichts Aehnliches der Art von ihm erhalten. Dagegen trat er 1773 mit der Lenore auf.

Er hatte 1772 ſeinem Wunſche gemäß ein Amt auf dem Lande bekommen, und gewoß hier mit dem Entzücken eines geiſtverwandten Dichters die alterthümlichen Balladen in den Reliques of ancient English Poetry, die Perry zuerſt 1765 herausgegeben hatte. Obgleich ſehr moderniſirt, weht noch echter Volksgeiſt darin, und ſie wirkten damals mächtig. Jetzt ſind ſie freylich durch Ritſons, Jamieſons und Walter Srotts treuere Sammlungen mit Recht verdrängt. Bürger fühlte ſich getrieben, Aehnliches zu ſchaffen. Eines Abends bey Mondſchein hörte er ein Bauermädchen ſingen:

»Der Mond, dee ſcheint ſo helle;
Die Todten reiten ſchnelle;
Feins Liebchen graut dir nicht?«

An dieſe wenigen Worte knüpfte er ſeine Lenore. Unverkennbar iſt freylich in ihr der Geiſt der beſten ſchottiſchen Balladen; allein dieſe gaben ihm nur Anregung, nicht dienten ſie hier als Original*). Das ſchottiſche Lied, welches Bürger am meiſten anregte, iſt Sweet Williams Ghost aus Allan Ramsay's Tea-Table Miscellany in Perry's Reliques (Vol. 3, p. 173, London 1812). Auch hier erſcheint des todten Bräutigams Geiſt vor der Kammerthür in der Nacht, auch hier zeigt ſie wilde Liebe, auch hier fragt ſie, ob ſein Haus Raum habe für ſie:

(»Is there any room at your head, Willie,
Or any room at your feet?
Or any room at your side, Willie,
Wherein theat I may creep?«

B. Leonore: »Sag' an, wo iſt dein Kämmerlein?
Wo, wie dein Hochzeitbettchen?
Hat's Raum für mich? — »)

auch hier ſtirbt ſie, als der Geiſt mit Aechzen Abſchied genommen. Die Aehnlichkeit iſt aber nur innerlich.

Das Todesbangen der fieberhaſt aufgeregten Phantaſie im letzten Kampfe des in Leidenſchaften Sterbenden hat etwas jeden Ergreifendes. Daher erzeugen ſich im Volk (ſey es ſchottiſches oder deutſches) dergleichen Lieder, welche eine mit den Todesphantaſien ringende Seele darſtellen. Dieſe luftigen Gebilde faßte Bürger mit ſtarker Hand, und geſtaltete ſo die Lenore, worin die Schauder und Krämpfe des Todes wie vorüberziehende Geiſtesſchaaren äußerlich hinſchweben, und jenes geheimnißvolle Reich, deſſen Schleyer keiner je gelüftet, wie im Traume auf uns einwirkt.

Dies Gedicht iſt geſchöpft aus dem ewigen Born der Natur, ohne Vermittlung; nur zeigt ſich in dieſem trefflichſten Werke Bürgers, wie nah eigentlich der Deutſche dem Engländer und Schotten verwandt iſt.

*) Das Gegentheil wird behauptet im Monthly Magazine, Sept. 1796.

Die Weiber von Weinsberg.

(Vom Jahr 1774.)

Weſentlich verſchieden iſt der Charakter dieſer Romanze und der vorigen. Stellen, wie:

»Kommt mir einmal das Freyen ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg freyn. —
Ihr Schurken, komm' ich nein, ſo wißt
Soll hängen was die Wand bepißt. —«

zeigen, daß der Ton eines Bänkelliedes für die niedern Stände beabſichtigt war. Und er iſt glücklich getroffen; die Oppoſition gegen Ziererey und Süßlichkeit verleitet zwar zu einigen derben Redensarten, die aber weſentlich verſchieden ſind von den Gemeinheiten im Crimen raptus.

Bürger entlehnte wahrſcheinlich ſeinen Stoff aus »Allgemeine Geſchichte von Schwaben und der benachbarten Lande Th. 1. S. 601 und folg [1].« Der Streit zwiſchen Konrad von Franken (Sohn Herzogs Friedrich von Hohenſtaufen), der 1138 zum deutſchen Kaiſer erwählt worden, und Heinrich von Sachſen und Baiern war nur ſcheinbar beygelegt durch den Tod Heinrichs zu Quedlinburg 1139; denn deſſen Bruder Welf ſetzte als Vormund der Kinder Heinrichs den Kampf gegen Konrad fort. Welf wurde 1140 in dem Schloſſe Weinsberg [2]) von Konrad eingeſchloſſen und belagert. Bey einem Ausfall, den Welf in das kaiſerliche Lager unternahm — »büßte er nicht wenig Volks ein, und rettete ſich kümmerlich flüchtend dahin zurück, verſchanzte und befeſtigte ſich in ſolchem ſo gut er vermochte. Nachdem aber der Kaiſer die Belagerung fortſetzte, und die Welfiſchen im Schloſſe ſo großen Mangel an aller Lebensnothdurft erlitten, daß ſie ſolchen länger nicht ertragen konnten, mußte ſich endlich der Herzog Welf an des Kaiſers Gnade ergeben. Ob nun wohl dieſer ſich gegen die herzoglichen Geſandten ſehr gnädig bezeigte, und den Feinden einen freyen Abzug durch ſein Lager zugeſtund: beſorgte dennoch des Herzogs Gemahlin, weil der Kaiſer ſo oft beleidigt worden, er möchte ſeine Zuſage nicht halten. Sie ließ ihn demnach durch einige Abgeordnete erſuchen, ihr und ihrem übrigen Frauenzimmer zu erlauben, von ihrem Kleider- und Hausrath, ſo viel ein jedes tragen konnte, ohne Gefahr und Beleidigung in Sicherheit zu bringen. Welches Begehren der Kaiſer auch ganz willig zugeſtand. Indem man nun dieſen ſeltſamen Auszug in dem kaiſerlichen Lager gewärtig war; zog die Herzogin mit dem übrigen Frauenzimmer der Fürſten, Grafen, Herren und des Adels, die ſich wider den Kaiſer ſchwer vergangen hatten, aus der Stadt daher, und trug eine jede ihren Mann mit großer Beſchwerde auf dem Rücken. Im Lager glaubte hingegen Jedermann, die Herzogin und die übrigen Frauen würden ihren Schmuck, Geld und andere Kleinodien retten, und niemand verſah ſich einer ſolchen Liſt. Nachdem aber der Kaiſer dieſe weibliche Treue, und daß ſie ihre Männer über alles Geld und für ihren größten Schatz lieb und werth gehalten, reiflich erwogen, drang ſie ihm dergeſtalt zu Gemüth, daß ſein Angeſicht von Thränen überfloß. Er hielt daher dieſen Frauen nicht nur eine

---

1) Dies Buch erſchien zuerſt Lindau und Chur 1772, und dann unverändert in neuer Ausgabe mit neuem Titel 1773.

2) »Weinsberg, Stadt an der Sulm, eine Stunde von Heilbronn. Noch jetzt heißt der Berg, auf welchem die Ruinen des Schloſſes ſtehen, welches der Kaiſer einnahm, die Weibertreue.« Geographiſches Lexikon von Schwaben, Ulm 1801, unter Weinsberg. Dieß ſcheint entſcheidend für die geſchichtliche Begründung der Sage.

groſse Lobrede, ſondern bewirthete ſie auch in ſeinem Lager herrlich, und erluſtigte ſich dabey ſehr über ihr ſeltenes edelmüthiges Benehmen.

Man erzählt, daſs, als der Herzog von Florenz, Lorenz von Mediris, einſt an einer gefährlichen Krankheit darnieder lag, und dieſe Hiſtorie von ungefähr bey einem Geſchichtſchreiber geleſen: hätte ihm die geſchwinde Liſt und bezeugte Treue dieſer Frauen ſo wohl gefallen, daſs er ſeine Leibes- und Gemüthskräfte dadurch dermaſsen erfriſcht und geſtärkt, daſs er ohne alle weitere Arzeney von ſeiner Krankheit geneſen und wieder geſund worden ſey.« —

Doch ſcheint Bürger auch des Cruſius (geb. 1526, geſt. 1607) Annales Suevici gekannt zu haben. Dieſe enthalten nämlich folgenden, in der obigen Erzählung nicht erwähnten Umſtand (Dodecas II. p. 382. ed. Francofurt. 1595): Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaiſers Feldoberſter, war über die Liſt aufgebracht, und wollte den Männern die Freyheit nicht zugeſtehn. Allein Konrad ſagte: non decere verbum regium immutari. Offenbar Bürgers:

»ein Kaiſerwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.«

Man vergleiche noch Pfiſter's Geſchichte von Schwaben (Th. 2. S. 192), und die deutſchen Sagen der Brüder Grimm.

Lenardo und Blandine.

(April 1776.)

Bürger ſchritt auf der angefangenen Laufbahn fort. Zwar tritt die Manier eines Bänkelſängers nicht mehr ſo in einzelnen Ausdrücken hervor, wohl aber ein Ton und Sinn, ähnlich dem in den Weibern von Weinsberg. Stellen wie: —

»Weg Edelgeſindel! Pfuy! Stinkeſt mir an;
Du ſtinkeſt nach ſtinkender Hoffart mir an;
Mein Schönſter trägt hohen und züchtigen Muth,
Und ſpeyet in euer hochadliches Blut.« —

ſind böſe Auswüchſe, hervorgegangen aus dem einſeitigen Begriff von volksmäſsig. Bey alle dem iſt der wahnſinnige Schmerz Blandinens wahr und ergreifend dargeſtellt.

Die verſchiedenen Bearbeitungen des Stoffes, dem zuerſt Borracio Decameron T. 4. Nov. 1. Form gegeben, habe ich ſchon nach beſtem Vermögen beurtheilend aufgeführt in den Beyträgen zur Geſchichte der romantiſchen Poeſie (Berlin 1818. S. 30 u. folg.) Bey Boccaccio iſt kein Verräther. Der Vater belauſcht die liebenden zufällig. Er liebt die Tochter über alles, und weint vor Schmerz; die Tochter aber ſpricht mit männlichem Muth ohne Thränen. Auch Guiscardo (Lenardo) ſagt ruhig zu ſeiner Entſchuldigung nur: »Liebe vermag weit mehr, als du und ich vermögen.« Auch jetzt noch wiederhole ich das in den Beyträgen ausgeſprochene Urtheil: daſs von allen Nachahmungen keine einzige dem Vorbild an Wahrheit und Schönheit gleich zu ſtellen.

Der Bruder Graurock und die Pilgerin.

(May 1777.)

Iſt faſt wörtlich entlehnt oder frey überſetzt aus The Friar of orders gray (Percy Reliques of ancient English Poetry I. p. 263). Die Romanze iſt im Original nicht ſo trübe und ſchwermüthig als die

meiſten engliſchen und ſchottiſchen Volksgedichte, und hat doch dabey den Vorzug der übrigen, der Ton iſt herzlich und innig. Percy hat ſeine Balladen aus alten Bruchſtücken bey Shakeſpeare und Beaumont und Fletcher zuſammengeſetzt und ergänzt. Eine ähnliche findet ſich in Goldſmiths Vicar of Wakefield unter dem Namen Edwin and Emma, nach einem ältern Vorbild Gentle Herdsman (bey *Percy* II, 85).

Nur Einen Zuſatz habe ich bey Bürger gefunden; im Geiſte des Originals ſagt die Pilgerin:

»Nein! nein! Ihn biegt ein düſtres Grab,
Es regnet drauf und ſchneyt herab;
Und Gras weht drüber her.«

Die Entführung, oder Ritter Karl von Eichenhorſt und Fräulein Gertrude von Hochburg.

(1778.)

Iſt gleichfalls eine freye Bearbeitung des engliſchen The Child of Elle in Percys Reliques I, p. 112.

Der Kaiſer und der Abt.

(Vermuthlich 1784.)

Der Grund des Wohlgefallens an dieſer Erzählung, deren Inhalt bey Italienern, Engländern und unſern Vorfahren ſich findet, ſcheint in Folgendem zu liegen.

Nährſtand, Wehrſtand und Lehrſtand ſind die drey urſprünglichen Klaſſen des bürgerlichen Lebens*). Wie ſie Hand in Hand gehend das Wohl der Menſchheit befördern, das iſt der Gegenſtand vieler bedeutſamen Märchen. Wenn aber ein einzelner nur den Schein hat, einem der drey anzugehören, und doch nicht dazu gehört, ſo iſt ein ſolcher, die Sache praktiſch genommen, ein faules Glied des Ganzen, und dichteriſch angeſehen, iſt er ein lächerlicher Gegenſtand. Noch mehr aber tritt das Lächerliche hervor, wenn, wie in unſrer Geſchichte, der Krieger neben den Lehrer geſtellt wird, und der eine dann ſeinen Platz ausfüllt, der andre nicht.

Bürger hat dieſen weſentlichen Punkt vortrefflich aufgefaßt und volksmäßig dargeſtellt in der Stelle:

»Dem Kaiſer ward's ſauer in Hitz und in Kälte;
Oft ſchlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Waſſer zu Schwarzbrot und Wurſt,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durſt.

Das Pfäfflein, das wußte ſich beſſer zu hegen,
Und weidlich am Tiſch und im Bette zu pflegen;
Wie Vollmond glänzte ſein feiſtes Geſicht,
Drey Männer umſpannten den Schmerbauch ihm nicht.«

Gar nicht in dieſer Beziehung, und deßhalb offenbar entſtellt, iſt, der Inhalt in den Schwänken des altdeutſchen Scherzgedichts: Pfaff Amys (Coloczaer Koder altdeutſcher Gedichte, Peſth, 1817, S. 289). Ein gewandter freygebiger Pfaffe, Amys, in England, wird wegen

*) Zwar ſoll kein Staatsbürger ſo ausſchließlich ſich in den Einen Zuſtand vergraben, daß er unfähig wird, wenn dem ganzen Staat Gefahr droht, in den andren bey außerordentlicher Gelegenheit überzutreten: gewöhnlich aber kann nur Einer vorherrſchen.

ſeiner Freygebigkeit, worin er es allen Geiſtlichen zuvor thut, vom Biſchof vielfach geplagt. Er ſoll ſein Amt bey der Kirche verlieren, wenn er nicht folgende Fragen beantwortet:

1) Wie viel Waſſer im Meere ſey. — Er antwortet: Ein Fuder; heißt aber den Biſchof zuvörderſt alle Mündungen der Ströme verſtopfen, wo ſie in das Meer ſich ergießen, und dann meſſen.

2) Wie mancher Tag von Adam bis jetzt ſey. —

Der ſint ſiben, ſo ſprach ee,
Alſo die Ende haben genummen,
So ſiht man aber ſiben kummen,
Wie lange auch die Werlt ſte,
Je wirt auch nimmer noch me.

3) Wo iſt die Mitte des Erdreichs? — Antwort des Amys? Wo ſeine Kirche ſteht. Der Biſchof möge es mit einem Seil ausmeſſen laſſen.

4) Wie fern es von der Erde bis zum Himmel ſey. —

Es iſt ſo verrn
Von Himmel zu der Erde,
Daz dar wol ſanfte ruffe ein Mann.
Heere, zwifelt ihr daran,
So ſtiget hinauf, ſo ruf ich,
Und horet ihr nit bereit mich
So ſtiget vil balde her nider
Und habet uch die Kirche wider.

5) Wie breit der Himmel iſt. — Antwort: Tauſend Lachter und tauſend Ellen. Doch ſoll der Biſchof erſt Sonne, Mond und Sterne von dem Himmel abziehen, der Reſt desſelben wäre dann nicht breiter*).

Die älteſte ſchriftliche Urkunde der Geſchichte in ihrer wahren Bedeutung iſt Nov. 4 der Novelle di Franco Sacchetti, Cittadino Fiorentino. Sacchetti ſchrieb die Novellen bald nach dem Jahre 1370. Es ſind meiſt Hiſtörchen aus dem Leben damals bekannter Perſonen, Anekdoten, Bonmots und dergleichen, nichts vom Verfaſſer ſelbſt erfunden. Auch die Darſtellung iſt gänzlich ohne Schmuck und Kunſt, für uns oft zu kurz und dunkel, im völligen Gegenſatze gegen die übrigen italieniſchen Novelliſten. Aber vieles hat für die Literargeſchichte großen Werth. Auch von unſerer Erzählung fand Sacchetti mehrere Traditionen vor, wie er am Schluſſe bemerkt. Das Weſentliche der von ihm ausführlich mitgetheilten iſt Folgendes:

Bernabo, Herr von Mailand, war zu ſeiner Zeit ſehr gefürchtet wegen ſeiner Grauſamkeit. Doch war auch ein großer Theil Gerechtigkeit bey dieſer Grauſamkeit. Ein reicher Abt hatte ihm einmal zwey Jagdhunde nicht gut gehalten, ſo daß ſie krank geworden. Er ſollte dafür eine Geldbuße von vier Gulden zahlen. Der Abt bat um Erlaß. Bernabo, aufgebracht über den Geiz des reichen Geiſtlichen, legte ihm auf, binnen Tagesfriſt, die vier Fragen zu beantworten: 1) Wie weit iſt es von hier bis zum Himmel? — 2) Wie viel Waſſer iſt im Meer? — 3) Was machen ſie in der Hölle? — 4) Wie viel bin ich werth? —

Der Abt kehrte nach der Abtey zurück, und keuchte wie ein Gaul

*) In ähnlicher Art ſind noch manche Schwänke des deutſchen Gedichtes, die zum Theil verſtümmelt und vereinzelt bey ſpätern wiederkehren. So folgt gleich die Methode, wie Amys einen Eſel leſen lehre, aufgenommen in Poggius Facetum hominis dictum, asinum erudire promittentis (*Poggii*) Opera, *Basil.* 1538 p. 485). Von da in Abstemii Fabulae, fab. 133, und Lafontaine, Buch 6. Fab. 19.

der ſcheu wird. Da traf er einen von ſeinen Müllern. Als der ihn ſo betrübt ſah, fragte er: Herr was fehlt euch, daß ihr ſo keucht? — Abt: Der Herr will mich unglücklich machen, wenn ich ihm nicht vier Dinge ſage, die weder Salomo noch Ariſtoteles herausbringen können. — Müller: Und was ſind das für Dinge? — Der Abt nannte die Fragen. — Müller: Ich will euch aus der Noth erlöſen. — Der Abt verſprach ihm was er nur haben wolle als Lohn, wenn es ihm gelänge. — Müller: Ich will mir euren Rock und Mantel anziehn, mir den Bart ſcheren, und morgen früh mich zeitig zu ihm aufmachen, und ihm ſagen, ich ſey der Abt. So wird, hoffe ich, die Sache ein gutes Ende nehmen. — Dem Abt däuchten es tauſend Jahre bis zum andern Tag.

Der Müller machte ſich zeitig auf den Weg, klopfte an das Thor des Schloſſes von Bernabo, und bat um Gehör. Begierig ließ Bernabo ihn ein. Der Müller ſtellte ſich ein wenig in den Schatten, und ſtrich oft mit der Hand über ſein Geſicht, um nicht erkannt zu werden. Der Herr wollte wiſſen, ob er Antwort auf die vier Fragen mit ſich brächte. — Müller: Ja. Ihr fragtet mich: Wie weit iſt es von hier bis zum Himmel? Nach genauer Unterſuchung habe ich gefunden, daß es von hier bis da oben hin 36 Millionen 854072 ½ Meile iſt, und 22 Schritte. — Bernabo: Du haſt es ſehr genau unterſucht. Wie aber beweiſeſt du es? — Müller: Laßt es meſſen und wenn es nicht ſo iſt, ſo hängt mich an den Galgen. Zweytens fragtet ihr: Wie viel Waſſer im Meere ſey. Das iſt mir ſehr ſauer geworden heraus zu bringen, denn es ſteht nicht feſt, und kommt immer neues zu. Aber ich habe doch herausgebracht, daß im Meere 25982 Millionen Stückfaß, 7 Eimer, 12 Flaſchen und 2 Glas ſind. — Bernabo: Wie weißt du das? — Müller: Ja es hat mich viel Anſtrengung gekoſtet, und wenn ihr es nicht glaubt, laßt Eimer holen, und es ausmeſſen. Und wenn ihr es dann nicht alſo findet, ſo laßt mich viertheilen. Drittens fragtet ihr mich: Was machen ſie in der Hölle? In der Hölle rädern, viertheilen, zwicken und hängen ſie gerade ſo wie ihr es hier macht. — Bernabo. Welchen Beweis haſt du dafür? — Müller. Ich habe einmal einen geſprochen, der war da geweſen, und von dem hatte es Dante auch; aber nun iſt der todt, und wenn ihr es nicht glaubt, ſchickt nach ihm und laßt ihn holen. Viertens fragtet ihr mich, wie viel ihr werth ſeyd? Und ich ſage: neun und zwanzig Silberlinge. — Da Bernabo dieß hörte, wandte er ſich wüthend zu ihm und ſagte: Daß dich die Räude! Bin ich nicht mehr werth als ein Topf! — Der Müller ſprach nicht ohne große Angſt: Herr, hört den Grund. Ihr wißt, daß unſer Herr Jeſus Chriſtus für dreyßig Silberlinge verkauft ward, es iſt billig, daß ihr einen Silberling weniger geltet als er. — Jetzt erſt fiel es dem Bernabo plötzlich ein, der könne nicht der Abt ſeyn; er ſah ihn genau an, und ſagte: Du biſt nicht der Abt. — Der Müller fiel erſchrocken dem Bernabo zu Füßen, bat um Gnade und betheuerte, er habe es mehr gethan, ihm einen Spaß zu machen, denn aus Bosheit. — Der Herr ſagte: Jetzt will ich, da jener dich zum Abt gemacht hat, und du ein ganz andrer Mann biſt als er, dich beſtätigen. Du ſollſt hinfort Abt ſeyn und er Müller. Du ſollſt alle Einkünfte des Kloſters haben, und er die der Mühle. — Und ſo mußte es gehalten werden ſo lange er lebte, daß der Abt Müller war, und der Müller Abt.

Sarchetti erwähnt am Schluſſe eine andere Recenſion, wo der Papſt einen albernen Abt zum Examen beruft. — Dieſer ſchickt ſeinen Gärtner an ſeiner Stelle. Auf die Frage, wie hoch der Himmel ſey,

antwortet er: Dreyßig Schrey (voci)*). Das Meer kann er nicht meſſen, wenn der Papſt die Mündungen der Ströme nicht erſt verſtopfen läßt, u. ſ. w.

Mit Recht hat Sachetti die erſte Recenſion vorgezogen, da in der letztern ſich der Gegenſatz zwiſchen dem weltlichen und geiſtlichen Stande nicht findet.

Richtig dagegen iſt dieſer Punkt aufgefaßt in der altdeutſchen proſaiſchen Erzählung in »Kurzweilige Geſprech in Ernſt und Schimpffreden, vil weiſer höflicher Sprüche, Hiſtorien u. Exempel. Frankfort 1563. Fol. Bl. 65.

»Ein Säwhirt wird Apt durch drei Fragen.

Ein Apt hatte einen Edelmann zu einem Kaſtenvogt, der war dem Apt nicht hold, kundte doch kein Urſach wider ihn finden. Beſchicket den Apt, u. ſagte zu ihm: Münch, du ſolt mir drei Fragen verantworten in dreien Tagen. Zu dem erſten ſoltu mir ſagen, Was du von mir halteſt. Zu dem andern, Wo es mitten auf dem Ertrich ſei. Zu dem dritten, Wie weit Glück und Unglück von einander ſei. Verantworteſtu die drei Fragen nicht, ſo ſolt du kein Apt mehr ſein.

Der Apt war traurig, kame heim, ginge auf das Feld ſpacieren, und kame zu einem Säwhirten, der ſprach: Herr, ihr ſeit gar traurig, was briſt euch? Der Apt ſprach: das mir anligt, kanſtu mir nicht wenden. Der Säwhirt saget: Wer weiß es, ſagt mirs. — Der Apt ſagts ihm: die dreien Fragen muß ich verantworten. Der Hirt ſprach: Herr, ſeit guter Dinge und frölich, die Fragen wil ich wol verantworten. Wann der Tag kompt, ſo leget mir ein Kutten an. — Der Tag kame, der Apt ſchicket den Hirten dar in ſeinem Namen. Der Edelmann ſprach:

Eptlin, biſtu hie? Ja Junker, ſprach der Hirt ins Apts Kleid. Wolan, was ſagſtu auf die erſte Frag? Was halteſtu von mir? — Der Apt ſprach: Junker, ich ſchetze euch für 28 Pfenning. — Der Junker ſagt: Nit beſſer? — Der Apt ſagt: Nein. — Der Junker ſagt: Warumb? — Der Apt ſprach: Darumb. Chriſtus ward für 30 Pfenning geben, ſo achte ich den Kaiſer für 29 Pfenning, u euch für 28 Pfenning. — Iſt wol verantwort. Auff die ander Frag: Wo iſts mitten auff dem Ertrich? der Apt ſprach: Mein Gotteshaus iſt mitten auf dem Ertrich. Wöllt ihr mirs nit glauben, ſo meſſet es aus. — Auff die drit Frag: Wie weit iſt Glück und Unglück von einander? der Apt ſprach: Nit weiter dann über Nacht. Dann geſtern war ich ein Sewhirt, heut bin ich ein Apt. — Der Junker ſprach: Bey meinem Eyd, ſo muſtu Apt bleiben. Und blib auch alſo Apt. Er hielte aber den alten Apt auch in Ehren, als billich war.«

Der Scherz wird hier, wie in der erſten Rerenſion bey Sachetti, bittrer Ernſt für den armen Abt. Das iſt beſſer im Engliſchen und bey Bürger. Denn die komiſche Kraft wird geſtört, wenn nicht alles ſich in nichts auflöſt.

Der altengliſche Schwank Kingh John and the Abbot of Canterbury (bey Percy 2, 344) endlich iſt es, den Bürger durch freye Nachahmung in Deutſchland einheimiſch gemacht hat. Die Ballade, wie ſie bey Percy gedruckt iſt, ward ſchon zur Zeit König Jakob des Erſten, nach einer weit ältern erneut. Ein anderer, abweichender Text, auf derſelben Grundlage ruhend, findet ſich in den Historical Ballads

*) So etwa wie in Pommern die Landleute die Entfernung nach Hundeklaffen zu berechnen pflegen.

1727, unter der Ueberſchrift: King Olfrey and the Abbot. Hier iſt die Geſchichte bis in Alfred's Zeit zurück gerückt.

Aus der Percyſchen Recenſion hat Bürger den Inhalt, den Ton und ſelbſt das recht paſſende Versmaß, in derben Anapäſten und Jamben, übertragen. So:

And first, quo' the King, when I'm in this stead,
With my crowne of golde so faire on my head,
Among all my liegemen so noble of birthe,
Thou must tell me to one penny what I am worthe.

Zum erſten: Wann hoch ich im fürſtlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiſer-Ornate,
Dann ſollt ihr mir ſagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag ſeyn.

Uebrigens reitet im Engliſchen der Abt ſelbſt nach Oxford und Kambridge, während Bürger ihn nur vergeblich an die Univerſitäten und Fakultäten ſchreiben läßt.

Ueber ältere Räthſel ähnlicher Art ſehe man J. Grimm zum Tragemunduslied, (altdeutſche Wälder II, 1); Koberſtein über den Wartburger Krieg; Captain Weathercock's courtmanship in Jamieſon Popular Ballads and Songs.

Auch die Aenigmata des Symphoſius, gehaltreicher als die jetzt gewöhnlichen, bieten lehrreiche Vergleichungspunkte.

Der wilde Jäger.

(Vermuthlich 1785.)

Der Dichter ſelbſt erklärt am Schluſſe das Ganze für eine Sage der Jäger:

»Das könnte, müßt' er ſonſt nicht ſchweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.«

Unter den vielen Sagen über dieſe phantaſtiſche Erſcheinung hat Bürger gerade die ausgewählt, deren chriſtlicher Charakter ſich darin zeigt, daß die raſtloſe Jagd bis zum Ende der Tage eine Strafe iſt für große Schuld. Das tritt in andern verwandten Sagen nicht ſo rein heraus als hier. Zu dem was neuerdings von Dobeneck (des deutſchen Mittelalters Volksglauben 1, 62) und die Brüder Grimm (deutſche Sagen Th. 1) hierüber geſammelt haben, wüßte ich für meinen Zweck nichts hinzu zu fügen, als daß auch v. Baczko ſein Märchen: »der wilde Jäger« (Legenden, Volksſagen u. ſ. w., Halle und Leipzig 1817, II, 161) nach einer preußiſchen Volksſage verfaßt hat.

Graf Walter.

(Vermuthlich 1788.)

Iſt nur eine freye Ueberſetzung des Child Waters in Percy Reliques 3, 95. Seitdem haben wir das ſchottiſche Original-Volkslied in ſeiner echten Geſtalt abgedruckt erhalten in Jamieson, Popular Ballads and Songs (Edinburgh 1806. Vol. I. p, 117), unter der Ueberſchrift: Burd Ellen.

Lied von der Treue.

(Vermuthlich 1788.)

Der Inhalt iſt aus einem Theil eines Abenteuers in einer altfranzöſiſchen Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert; die unter dem

Titel: Le chevalier à l'épée erneut, proſaiſch und im Auszuge mitgetheilt wird, von Le Grand d'Aussy in den Fabliaux ou Contes du 12ième et 13ième Siècle. Paris 1779, T. I. p. 34.

Zur Einleitung tadelt der Verfaſſer den Chreſtien de Troyes, daß er bey dem Bericht von Gawins Thaten und Abenteuer*) Folgendes ausgelaſſen habe:

Gawin entfernt ſich eines Tages aus Carduel vom Hofe des Königs Artus. Er verirrt ſich, und trifft auf einen Ritter, der ihn mit ſich auf ſein Schloß nimmt. Hier verlangt er in allem ſtrengen Gehorſam. In der Nacht läßt er ihn allein bey ſeiner Tochter, in einem Gemach, das zwölf Kerzen erleuchten. Allein ein bezauberter Degen bewacht ſie, kaum will Gawin ihr liebend nahen, ſo ſtürzt dieſer Degen auf ihn herab und verwundet ihn. Und ſo desgleichen bey wiederholten Verſuchen. Dieß witzigt den Ritter, er bleibt ruhig. Am Morgen findet der Alte den Gawin lebend, und die Bezauberung gelöſt.

Voll Freude gibt er ein großes Feſt, und ſeine Tochter dem enthaltſamen Ritter zur Freundin (Mie), zufolge einer Sitte, die ſich häufig in den Romanen aus dem Sagenkreis der Tafelrunde findet.

Längere Zeit lebt nun Gawin auf dem Schloſſe im Genuß aller Freuden. Da gedenkt er Carduels, und bricht unverzüglich mit dem Fräulein auf, ſich dorthin zu begeben. Kaum ſind ſie unter Weges, ſo fällt der Dame ein, ſie wolle zwei von ihr aufgezogene Windſpiele mitnehmen. Gawin kehrt um, und holt ſie; dann ziehen ſie mit einander fort. In einem Walde begegnet ihnen ein Ritter, von Kopf bis Fuß gewaffnet, Gawin hat aber nur Degen, Lanze und Schild. Der Fremde verlangt die Auslieferung der Frau. Gawin will ſich um den Beſitz ſchlagen, nur ſoll jener gleiche Waffen mit ihm führen. Der Fremde aber, obgleich er früher nie von der Dame geſehen worden, iſt kaltblütig und ſicher genug, den Vorſchlag zu thun, ſie ſelber möge wählen, er wolle ſich ihrer Entſcheidung unterwerfen. Freudig geht Gawin dieß ein. Die Dame beſieht ſich die beiden Herren einen Augenblick lang, und wählt dann den Fremden. Gawin ertrug die Kränkung ſchweigend, und ritt einſam ſeines Weges. Da folgen ihm die Windhunde, die er aus dem Schloß geholt hatte. Die Dame begehrt ſie, und ihr neuer Freund wendet ſein Roß, ſie ihr zu bringen. Gawin macht jetzt den Vorſchlag wegen der Hunde, den jener vorher wegen des Fräuleins gemacht. Der Fremde willigt ein, kann die Hunde aber nicht bewegen ihm zu folgen. Er kehrt alſo allein zur Dame zurück, welche hierüber zornig wird, und ihm verſichert, ohne die Hunde wolle ſie ihn auch nicht. Der Fremde greift nun Gawin mit den Waffen an, wird aber erſchlagen, trotz des Vortheils der Rüſtung. Da wirft das Fräulein, ihres neuen Schutzherrn beraubt, ſich dem alten zu Füßen, und bittet um Vergebung. Er aber ſagt: Ich laſſe dich, wo du mich gelaſſen; mit den Gaben, welche ich an dir kenne, wird es dir nicht an Geſellſchaft fehlen. Leb wohl. — So verließ er ſie und erzählte zu Carduel ſeine Begebenheit, die man daſelbſt aufſchrieb.

Dieſelbe Geſchichte findet ſich auch in andern proſaiſchen Romanen jener Zeit. Die Werke des Sagenkreiſes der Tafelrunde haben überhaupt

*) Wahrſcheinlich wird hiermit auf Chreſtiens Roman de Perceval le Gallois gedeutet. Denn in dem gedruckten proſaiſchen Roman Perceval le Galloys (*Paris* 153 Fol.), einer Bearbeitung jenes ältern Gedichts, iſt faſt die Hälfte des Buchs den Heldenthaten Gawins gewidmet.

vielfach nicht nur Perſonen und Charaktere als Gemeingut, ſondern auch Handlungen und Begebenheiten.

Bürger hat aber wahrſcheinlich das Fabliau bey le Grand nicht gekannt, ſondern irgend eine verſtümmelte Geſchichte (etwa in dem Dictionnaire d'Anecdotes T. I p. 269) vor ſich gehabt. Denn der Zweykampf, worin der Räuber fällt, das Verlaſſen des Fräuleins u. ſ. w. würde ſchwerlich bey Bürger zum großen Schaden des Ganzen fehlen, wenn er dieß in ſeiner Quelle gefunden hätte. Frivol und undeutſch bleibt die Geſchichte immer, aber iſt das doch noch mehr in der Abkürzung, die unſer Dichter vor ſich hatte und bearbeitete, als im Altfranzöſiſchen. Der Räuber und die leichtfertige Geraubte werden hier empfindlich geſtraft, und Gawin iſt ſo glücklich, von ſeiner Verblendung völlig zu geneſen, und als freyer Mann die falſche Freundin los zu werden. Bürger ſcheint dieß gefühlt zu haben, und ſucht durch Redensarten, wie: »Du Hund!« »Was haun wir das Leder uns wund?« die fehlende Deutſchheit hinein zu bringen. Aber das ſind Surrogate, welche das Echte nie, und alſo auch hier nicht erſetzen.

Wir ſehen auch an dieſem Beyſpiele, daß des Dichters beſte Zeit vorüber war. Niemand fühlte dieß ſo lebhaft als er ſelbſt. Entſcheidend iſt dafür ſein Selbſtgeſtändniß in ſeinem »hohen Liede«, vom Jahre 1785.

»Zwar ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Geſang geſchlagen,
Tauſende mit Wiſſenſchaft.
Doch des Herzens Loos zu darben
Und der Gram der mich verzehrt
Hatten Trieb und Kraft zerſtört,
Meiner Palmen Keime ſtarben
Eines mildern Lenzes werth.«

Das Lied vom braven Mann.

Kurz zuvor ehe Bürger dies Lied dichtete, erſchien in öffentlichen Blättern eine Nachricht folgenden Inhalts:

Die Etſch war zugefroren. Ein plötzlich einfallendes Thauwetter brach das Eis, und machte den Strom auf einmal anſchwellen. Die Gewalt des Grundeiſes riß bey Verona eine der Brücken an den Ufern ein, und nur der mittelſte Bogen derſelben that noch einigen Widerſtand. Auf demſelben ruhte ein kleines Häuschen, worin ſich der Zöllner mit ſeiner ganzen Familie befand. Natürlich fingen dieſe Unglücklichen an jämmerlich zu ſchreyen, welches Geſchrey wohl viele Menſchen herbey zog, aber keinen einzigen, der es wagte, ihnen zu Hülfe zu kommen. Es ſank ein Stück dieſes letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einſturz deſſelben.

Plötzlich ſprengte unter die Menge der mitleidigen Zuſchauer ein edler Graf, Spolverini, und hielt einen Beutel mit Gold empor, den er demjenigen zu geben verſprach, der den unglücklichen Zöllner retten würde. Aber es fand ſich keiner, denn die damit verbundene Lebensgefahr ſchien allen zu groß und zu ſchrecklich zu ſeyn.

Endlich drängte ſich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wohl niemand ſo viel Edelmuth zugetraut hätte. Derſelbe ſprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eiſes und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einſtürzenden Bogen. Die ſchon von Todesangſt ergriffene Familie des Zöllners ließ ſich eiligſt an einem Seil herab in den Kahn;

Digitized by Google

da dieſer aber zu klein war, um alle auf ein Mal zu faſſen, ſo muſste er die gefährliche Fahrt drey Mal wagen, und glücklich brachte er ſie endlich ans Ufer. Und kaum waren ſie gelandet, ſo ſtürzte der Bogen mit dem Häuschen ein, und die Luft erſcholl von dem Frohlocken der Zuſchauer.

Nun bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar: aber wie ſehr erſtaunte er und jeder Zuſchauer, da dieſer kaltblütig zurück trat, und ſich weigerte den Beutel anzunehmen. »Für Geld,« ſprach er, »habe ich mein Leben nicht gewagt. Hier iſt eine unglückliche Familie, die jetzt ihr Hab und Gut verloren hat: ihr geben Sie was Sie für mich beſtimmt hatten.« Mit dieſen Worten kehrte er ſich um, und verlor ſich unter der Menge, und ſein Name iſt nicht bekannt worden, aber im Himmel ſteht er angeſchrieben.

In gleichem Sinne und Zwecke bey ähnlicher Veranlaſſung iſt Göthe's Kantate: Johanna Sebus, gedichtet. Ja der Schluß derſelben

»Und dem ſey, wer's nicht ſingt und ſagt
Im Leben und Tod nicht nachgeſagt.«

erinnert lebhaft an Bürgers

»Wohl mie, daſs ich ſingen und preiſen kann,
Zu ſingen und preiſen den braven Mann«

und rückt beyde Dichter hier näher zuſammen, als es ſonſt wohl der Fall iſt.

Ueber den Roman: Apollonius von Tyrus.

»Apollonius, Fürſt von Tyrus, wird vom König Antiochus verfolgt, weil er das Räthſel*), wodurch dieſer die Freyer ſeiner Tochter abzuſchrecken ſucht, gelöſt, und dadurch das Geheimniß ſeines blutſchänderiſchen Umganges aufgedeckt hat. Nach einigen Abenteuern, Unfällen der Flucht und des Schiffbruches, wird er Eidam des Königs von Pentapolis, Archiſtratus, und ſogar erwählter Nachfolger des Antiochus, den ſammt ſeiner Tochter der Blitz verzehrt: hat aber das neue Unglück, ſeine Gemahlin im Augenblicke ihrer erſten Entbindung während eines Seeſturmes, und funfzehn Jahre ſpäter ſeine, fremden Händen anvertraute Tochter Tharſia zu verlieren — beyde, wie er meint, durch den Tod. Lebensſatt und entſchloſſen, nie wieder das Taglicht zu ſchauen, erwartet er im unterſten Raume ſeines Schiffes den Tod, als dieſes zu Mytilene landet. Hier lebt ſeit Kurzem, von Seeräubern an einen Kuppler verkauft, eine Jungfrau, die durch ihre Schönheit aller Augen auf ſich zieht, aber durch ihren Geiſt und

*) Es lautet in beyden Handſchriften, von denen unten geredet wird, anders. — In der einen: Scelere vehor, materna carne vescor, quaero patrem meum, meae matris virum, uxoris meae et filiam: nec invenio — in der andern: Scelere vescor, materna carne vescor; quaero fratrem meum, matris meae filium, uxoris meae unus: nec invenio. Vielleicht zu leſen: Scelera vertor, materna carne vescor, quaero patrem meum et matris meae filiam, nec invenio; denn als die junge Fürſtin von ihrer Amme überraſcht und um die Urſache ihrer Traurigkeit gefragt wird, antwortet ſie, nicht unzart: Modo in hoc cubiculo *duo praeclara nomina perierunt* — et indicavit, quod violata est. Cumque nutrix hortaretur, ut patri suo indiceret, puella ait: Et ubi est *pater?* Si intelligis, *nomen periit in me.* u. ſ. w.

Digitized by Google

durch des Geſanges Gabe zugleich aller Herzen ſo feſſelt, daß ſie der rohen Begierde Ehrfurcht gebeut, und mitten unter den Wracken der Keuſchheit (inter naufragia castitatis) ihre Unſchuld bewahrt. Sie wird von Antinagoras (Athenagoras), dem menſchenfreundlichen Fürſten der Stadt, ihrem Beſchützer, in das Schiff geſchickt zu einem Verſuche, dem unglücklichen Fremdlinge wieder Geſchmack am Leben einzuflößen. Er hört die ſüßen Töne ihres Liedes, und richtet ſich auf, ſie zu belohnen; aber als er auch jedes der Räthſel löſet, die ſie ihm vorlegt, um ihn zu zerſtreuen, und ſie, hingeriſſen von Bewunderung ſeiner Weisheit, ihm um den Hals fällt, und ihn beſchwört, ſein Leben zu friſten: da ſtößt er ſie in der Dunkelheit mit dem Fuße von ſich, und da, blutrünſtig und noch tiefer im Herzen verwundet, bricht ſie aus in Klagen über die Leiden alle, die der Himmel von Kindheit an über ſie verhängt, und die ſie herzählt. Apollonius erkennt darin einen Theil der ſeinigen: die Jungfrau iſt Tharſia, ſeine wiedergefundene Tochter, von ihren treuloſen Pflegeältern zwar als todt beweint, aber durch Seeräuber den Händen des beſtellten Mörders entriſſen. Sie wird hierauf Antinagoras's Gattin, und im Tempel zu Epheſus, wohin ihn ein Traum beſcheidet, findet Apollonius die ſeinige wieder; denn dort war ſie in dem Sarge, den man auf das Meer geſetzt, an das Geſtade getrieben worden, und von ihrem Scheintode erwacht. Apollonius kehrt nun mit den Seinen glücklich in ſein Reich zurück, und ſchreibt im hohen Alter ſeine Geſchichte, die er im Tempel der Diana zu Epheſus und in ſeinem eignen Bücherſchatze niederlegt.«

Dieß der gedrängte Inhalt eines Romans, der ſchon durch die Hände manches unwiſſenden Abſchreibers gegangen ſeyn mußte, bevor er im vierzehnten Jahrhundert den Handſchriften Hist. Prof. 342 und 477, worin ihn die k. k. Hofbibliothek beſitzt, mitten zwiſchen Geſchichtwerken einverleibt und mit neuen Fehlern vermehrt wurde. Die erſtere enthält den ausführlichen lateiniſchen Text, und nicht mehr als ſieben der Räthſel, durch deren Auflöſung die Wiedererkennung zwiſchen Vater und Tochter hervorgeführt wird: während die zweyte, zwar bloßer Auszug (compendium libri Apollonii), aber glücklicherweiſe aus einer vollſtändigeren Handſchrift, deren Anzahl auf neun vermehrt. Kein Theil des Textes iſt, leider! in beyden Handſchriften ſo verdorben, als gerade dieſe Räthſel. Die Hexameter, woraus ſie beſtehen, ſind bald durch Auslaſſungen, bald durch eingeſchobene Gloſſen zerſtört — ganze Versglieder in die proſaiſchen Auflöſungen und Bruchſtücke aus dieſen in die Verſe verſchoben, Schreib- und Sprachfehler gehäuft, um Sinn und Form beynahe jeder Zeile ſelbſt andern zum Räthſel zu machen. Ich habe durch ſorgfältige Vergleichung beyder Handſchriften geſucht, dieſen artigen und mir bisher unbekannten dichteriſchen Kleinigkeiten den Wuſt der Verwilderung abzuſtreifen, und es iſt mir bis auf einen und den andern Verſtoß gegen Sprache und Silbenmaß gelungen, der ihrer urſprünglichen Geſtalt anzugehören ſcheint, und daher viel zu kennzeichneriſch iſt, um verwiſcht zu werden. In ihrem Zuſammenhange mit der übrigen Erzählung lauten ſie: *Tharsia ait:*

Est domus, in terris clara quae voce resultat:
Ipsa domus resonat, tacitus sed non sonat hospes:
Ambo tamen currunt, hospes simul et domus una.

Respondit *Apollonius*: Domus, quae in terris resonat, *unda*

est, hospes hujus domus tacitus *piscis* est, qui similiter cum domo sua currit. *Tharsia* iterum dixit:

Duicis amica ripae semper viciaa profundae,
Suava caneas Musis, nigro perfusa colore,
Nuntia fit linguae, digitis signata magistri.

Apollonius ait: *Dulcis amica vicinaque ripae*, quae cantus suos ad coelum mittit, *canna* est, *ripae vicina*, quia iuxta oram fluminis sedes habet, quae, *perfusa nigro colore*, *nuntia* linguarum est. *Tharsia* ait:

Longa feror velox, formosa filiá silvae,
Iauumeris pariter aomitum stipata catervis;
Curro vias multas, vestigia uulla raliuquo.

Apollonius ait: *Navis* est *longa* arbor, *formosae filia silvae*; fertur *velox* vento pellente; *stipatur catervis*, *vias multas currit* undarum, sed *vestigia nulla* relinquit. *Tharsia* dixit:

Per totas sadas iunoxius introit iguis;
Flammis hinc inda (?) circumvallata nec uror —
Nuda domus, uudus pariter ubi? (quo) coavanit hospes.

Apollonius ait: Ego, si luctum deponerem, innoxium intrarem *ignem*; intrarem enim *balneum*, ubi *hinc inde* flammae surgunt. *Nuda domus* est, quia intus nihil habet, nisi sedile, in quo *pariter nudus hospes* sedet. *Tharsia* ait:

Ipsa gravis nou sum, sed aqua mihi pondus adhaeret.
Viscera tota tument; patulis diffusa cavernis
Intus lympha latet, quaa sa uon spouta profnudit.

Apollonius dixit. *Spongia*, cum sit levis, *tota tumet* aquâ gravàta, *patulis diffusa cavernis*. *Intus lympha latet*, *quae se non sponte profundit*. *Tharsia* iterum ait:

Non sum vincta (l. cincta) comis, nec sum vidaata capillis;
Intus enim crines mihi suut, quos non vidat ullus.
Mequa manus mittuut, mauibusque remittor ad auras.

Apollonius ait: Hanc ego habui in Pentapolitana (civitate) ducem, ut fierem regis amicus *). Nam *sphaera* non est *cincta comis*, sed *intus* plena comis vel capillis, *manibusque missa manibus remittitur*. *Tharsia* iterum ait:

Nulla mihi carta (est) uulla (est) peregriaa figura;
Fulgur iucet intus divini sideris instar,
Quod nihil ostendit, nisi quod se vidarit anta.

Apollonius respondit: *Nulla certa figura speculo* est, quia mentitur aspectus — nulla *peregrina figura*, quia, quod contra se habet, *ostendit*. Hic iterum *Tharsia*:

Quatuor aequales currunt ex arte sorores,
Sia quasi certantes, cum sit labor omuibus uuus,
Et properant pariter, nec sa contiagere possunt.

Apollonius ait; *Quatuor sorores* similis formae et habitus *rotae* (currus) sunt *quatuor*, quae ex *arte currunt quasi certantes*. Cum sint sibi prope, nulla tamen *se contingere potest*. *Tharsia* iterum ait:

Nas sumus, ad coelum qui tandimus, alta petentes,
Et simul haerentes, aequalis mansio omnibus (l. cunctis)
Unus concordi fabrica nos continet ordo;
Quicumque alta petuat, per nos *comitantur?* ad auras.

---

*) Apollonius dankte die Bekanntſchaft des Königes, deſſen Eidam er ſpäter wurde, dem Ballſpiele.

Apollonius reſpondit: *Grandis ſcalae gradus* ſunt *uno conſerti ordine*, *aequales manſiones* habentes. *Alta quicunque petunt*, per eos *comitantur ad auras*.

Dieſe Räthſel, die bey dem weitern Gebrauche, der von ihrer Auflöſung gemacht wird, die Blütenkrone des Ganzen genannt zu werden verdienen, haben als artige Spiele ungeſuchten, obgleich nicht glänzenden Witzes, und für ſich einigen Werth; aber ſie können auch dazu dienen, den Text der beyden Handſchriften, aus denen ſie zuſammen geſetzt ſind, als ältere Quelle dieſer Dichtung zu kennzeichnen, die bekanntlich Gottfried von Viterbo für baare Geſchichte nahm, in die Zeit des zweyten puniſchen Krieges einflocht, und unter dem Titel: De Apollonio, rege Tyri et Sidonis, et de ejus infortuniis atque fortunis, ſeinem großen Zeitbuche (Piſtors Sammlung B. II.) einverleibte. Hier nämlich ſucht man die Räthſel vergebens. Gottfried gedenkt ihrer zwar im Allgemeinen, aber ſie ſtimmten ihm doch zu wenig zu dem Ernſte der Geſchichte, um ſie aufzunehmen, und durch ihre Auflöſung die Wiedererkennung zwiſchen Vater und Tochter zu begründen. Er änderte hierin, aber in der That nicht glücklich, und dasſelbe gilt von dem Einfalle, den er hatte, das Ganze in meiſt leoniniſche Verſe zu gießen. Sie geben ſeiner Bearbeitung eine Steifheit und Schminke, die von dem leichten und warmen Tone der ungebundenen, obgleich nicht reinen Proſe unſerer beyden Handſchriften ſehr nachtheilig abſticht.

Aus Gottfrieds Zeitbuche wurde eingeſtändlich (Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie durch von der Hagen und Büſching) die Ueberſetzung gefertigt, die 1471 zu Regensburg gedruckt erſchien; aber die Frage, die ſich dem Oeſterreicher zunächſt aufdringt, iſt: ob Heinrich von der Neuen Stadt zu Wien, der um das Jahr 1400 ſeinen Apollonius von Tyrland in deutſchen Reimen bearbeitete, gleichfalls aus dieſer Quelle geſchöpft, oder ſich an die ältere, die wir aus den beyden Handſchriften des vierzehnten Jahrhunderts kennen lernen, gehalten, und im letztern Falle, wie ihm insbeſondere die Ueberſetzung der Räthſel gelungen ſey? Hierüber könnte Herr Büſching, der ſelbſt eine Abſchrift der Gothaer Handſchrift von Heinrichs Werke beſitzt, etwa bey Gelegenheit einer neuen Auflage des Grundriſſes, den alle Freunde deutſchen Alterthumes wünſchen, willkommenen Aufſchluß geben. Eine zweyte Frage iſt: Gehört dieſer Roman, ſeiner Entſtehung nach, in das zwölfte Jahrhundert, in welchem ihn Gottfried in die Geſchichte aufnahm, und iſt er urſprünglich lateiniſch geſchrieben? Oder verrathen nicht dieſe halben Kenntniſſe von den Oſtküſten des ägeiſchen Meeres, die ſein Schauplatz ſind, dieſe griechiſchen Sitten, worin er ſich bewegt, dieſe Namen zum Theil geſchichtlicher Perſonen und endlich die abgenützten Verwicklungen durch Schiffbruch und Seeräuber — verrathen ſie nicht ſeinen griechiſchen Urſprung, und nöthigt nicht das Ungeſchichtliche der Grundlage, der Mangel geiſtreicher Erfindung und Darſtellung, der das Werk im Ganzen drückt, verbunden mit hie und da durchſchimmernden chriſtlichen Weltanſichten, dieſen Urſprung in die Zeit der allmählich untergehenden Gelehrſamkeit und Geſchmacksbildung — alſo zwiſchen die Mitte des vierten und fünften Jahrhunderts zu ſetzen? Unter den Wegen, auf denen die griechiſche Dichtung in das Abendland gekommen ſeyn mochte, um hier wenigſtens durch das Reinmenſchliche ihrer Lebenslagen und durch die Anmuth ihrer einfachen Schreibart einige Keime der Bildung zu be-

fruchten, liegt gerade einer derjenigen nahe, die Gottfried machte, um (Chon. P. XVII, 504) »durch vierzig Jahre, aus allen Buchareyen »der Lateiner und Ausländer, der Griechen, Inder und Chaldäer« den Bauſtoff zu ſeinem Pantheon zuſammen zu tragen. Er ſchätzte dies Werk als geſchichtlichen Erwerb ſo hoch, daß er ſich die Mühe nahm, es für ſein großes Zeitbuch zu bearbeiten: wie, wenn er früher auch eine getreue Ueberſetzung davon gemacht oder beſorgt hätte, um es in der lateiniſchen Welt ſchneller zu verbreiten?

J. G. Meinert.

Herausgabe beſorgt durch F. B. v. Bucholtz.

43,2

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google

Digitized by Google